

Elfter Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

1879.

Breslau.
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

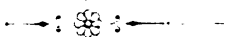
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Elfter Band.

(Mit den Porträts von Ernst Dohm, J. J. J. von Doellinger und Adolf Menzel.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Inhalt des II. Bandes.

October — November — December

1879.


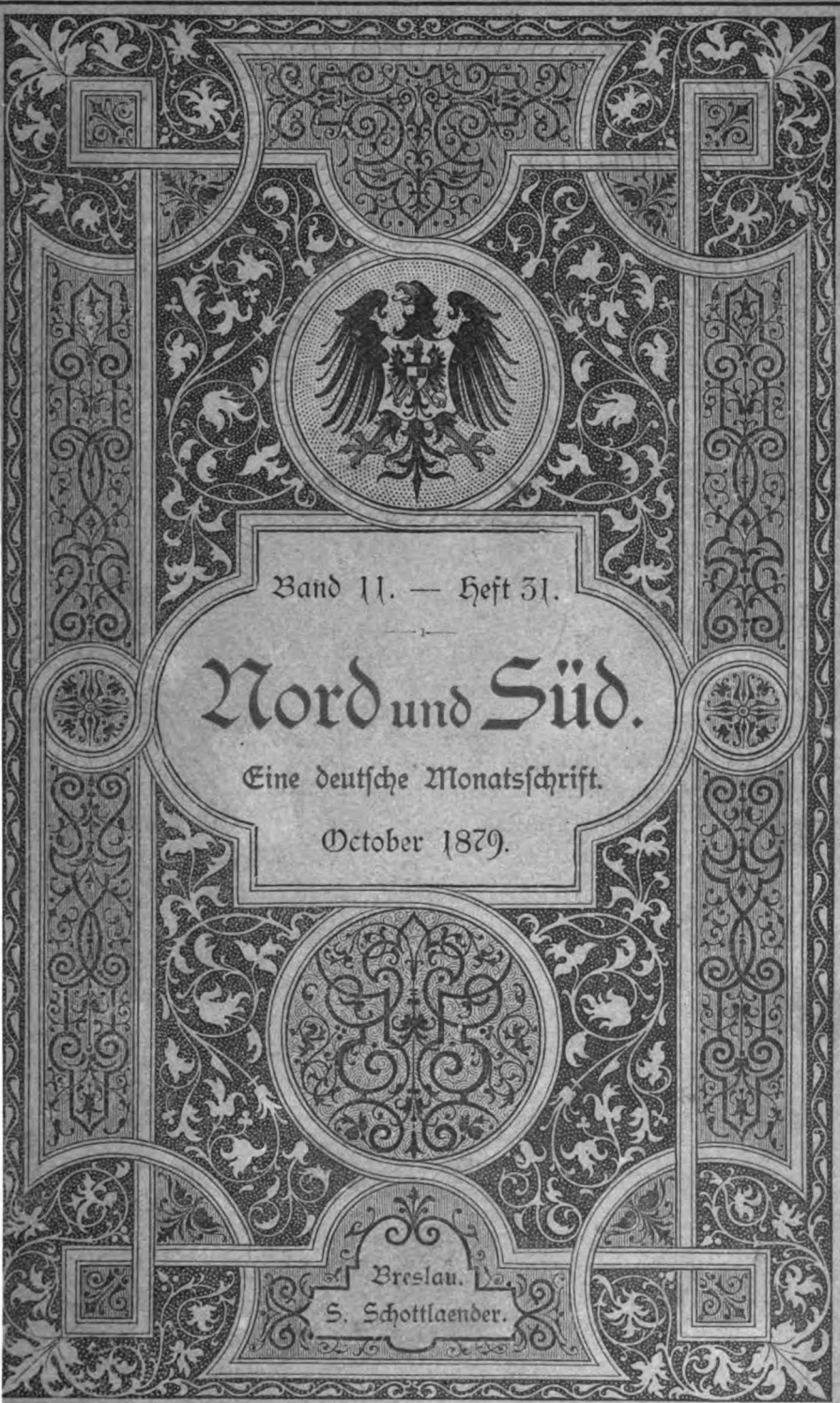


Karl Braun-Wiesbaden in Berlin.	Seite
Nur ein Schneider. Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei. 1. 241.	380
françois Coppée.	
Olivier. Novelle in Versen. Im Versmaasse des Originals übersezt von Wolf Grafen Baudissin	175
J. Friedrich in München.	
Johann Joseph Ignaz von Doellinger	296
Mit dem Porträt von J. J. J. von Doellinger. Radirung von Wilhelm Rohr in München.	
N. Gane.	
Andrei florea, der Curcan. Aus dem Rumänischen nach dem Manuscripte und unter Mitwirkung des Verfassers übersezt von Mite Kremnitz-Bardeleben	328
f. Heinrich Geffcken in Straßburg i. E.	
Das Problem des Völkerrechts	210
Wilhelm Geiger in Erlangen.	
Die Mythen vom Tod und vom Jenseits bei den Indogermanen..	84
Julius Hübner in Dresden.	
Tintoretto	141
Karl Koberstein in Dresden.	
Prinz Heinrich von Preußen und seine Stellung zur Tradition und Geschichte	368
Friedrich Albert Lange in Berlin.	
Ueber philosophische Bildung	154. 270
Paul Lindau in Berlin.	
Ernst Dohm und der „Kladderadatsch“	104
Mit dem Porträt von Ernst Dohm. Radirung von W. Kraustopf in München.	

Inhalt des 11. Bandes. —

Ludwig Freiherr von Dmpteda in Wiesbaden.	Seite
Woburn Abbey	283
Die Trinkkrankheit in England	402
H. B. Oppenheim in Berlin.	
Armand Carrel. Ein Lebensbild aus der Geschichte des Journalismus	51
Friedrich Dettler in Kassel.	
Zum Beginn des zweiten Verfassungskampfes in Kurhessen	127
Ludwig Pietsch in Berlin.	
Adolf Menzel	439
Mit dem Porträt von Adolf Menzel. Radirung von P. Halm in München.	
fr. Wilh. Theile in Weimar.	
Das Menschengeschlecht	344
Adolf Wilbrandt in Wien.	
Tod und Trost. Ein Cyclus	321
Bibliographie	169. 317. 470





Band II. — Heft 31.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

October 1879.

Breslau.
S. Schottlaender.

October 1879.

Inhalt.

	Seite
Karl Braun-Wiesbaden in Berlin.	
Nur ein Schneider. Bilder aus der deutschen Kleinstadtereie.....	1
H. B. Oppenheim in Berlin.	
Armand Carrel. Ein Lebensbild aus der Geschichte des Journalismus	51
Wilh. Geiger in Erlangen.	
Die Mythen vom Tod und vom Jenseits bei den Indogermanen.	84
Paul Lindau in Berlin.	
Ernst Dohm und der „Kladderadatsch“	104
Friedrich Oetker in Kassel.	
Zum Beginn des zweiten Verfassungskampfes in Kurhessen.....	127
Julius Hübner in Dresden.	
Tintoretto	141
Friedrich Albert Lange in Berlin.	
Ueber philosophische Bildung	154
Bibliographie.....	169
Hierzu das Portrait Ernst Dohm's, Radirung von W. Krauskopf in München.	

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Hefen mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefen) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Beilagen zu diesem Hefte

von

- Franz Ehardt in Berlin. („Berliner Modenblatt“)
Th. Hofmann in Berlin. („Bibliothek für Wissenschaft und Literatur“)
Rob. Oppenheim in Berlin („Musikalisches Conversations-Lexikon“)
E. Schottlaender in Breslau („Erholungsstunden“, neue deutsche Romanzeitung).

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

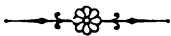
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XI. Band. — October 1879. — 31. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: E. Dohm.)



Breglau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Nur ein Schneider.

Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei.

Von

Karl Braun-Wiesbaden.

— Berlin. —

Motto.

„Das ist Alles, was ich von meinem Helden mitzutheilen habe. Sollte der Leser davon nicht befriedigt sein, so bitte ich ihn zu erwägen:

Meine Erzählung will ein Lebens- und Geschichtsbild sein. Das Leben ist nicht so romantisch und die Geschichte ist nicht so vertiebt, wie der Roman“.

Baron Joseph Eötvös, „Der Dorfnotar“
Bd. I., Kap. 2.

I. Um Rhein.



Ich bin in Hamburg geboren. Meine Eltern hatten kein Vermögen. Dagegen hatte der reiche Senator Schlüßler, mit welchem meine Mutter in irgend einer Weise verwandt war, die Gewogenheit, bei mir einiges Talent für die Wissenschaft zu entdecken und sich meiner anzunehmen. Er ließ mich studiren und befahl mir, ihn „Onkel“ zu nennen, welcher Beifung ich mit Stolz und Vergnügen nachkam. Denn er war ein sehr angesehenener Mann und überhäufte mich mit Wohlthaten. Während ich auf der Hochschule in Berlin die Staats- und Rechtswissenschaften studirte, überwarf sich Onkel Schlüßler, ich weiß nicht mehr genau aus welchem Grunde, mit seiner Vaterstadt Hamburg. Er schüttelte deren Staub von seinen Füßen, legte seine senatorische Würde nieder und zog nach Wiesbaden. Dort existirte damals ein vortreffliches Gasthaus, welches sich nach seinem Eigenthümer „Hôtel Düringer“ nannte. Herr Düringer war in der That die Perle aller Gastwirthe; Wiesbaden hat ihm sehr viel zu verdanken. Er lehrte durch sein Beispiel. Abgesehen von Speise und Trank, die nichts zu wünschen übrig ließen, imponirte das Hôtel auch durch Ruhe

und Ordnung. Die Kellner, statt wie Pferde im Haus herumzutrampeeln, trugen weiße weiche Filzschuhe, welche auf den noch weicheren Teppichen völlig unhörbar waren; Herr Düringer hatte ihnen Bescheidenheit und Zurückhaltung zur strengsten Pflicht gemacht, über deren Erfüllung er mit eiserner Strenge wachte. War er einmal genöthigt, Jemandem von seinem Personal eine Zurechtweisung zu ertheilen, so geschah dies niemals in Gegenwart seiner Gäste. Er ertheilte dem Missethäter einen stummen Wink und verschwand mit demselben. Die Zurechtweisung selbst folgte hinter den Coulissen, ohne daß jemals ein Gast etwas davon hörte, obgleich dabei sogar „Horrors, und „Atrocities“ vorgekommen sein sollen; denn Düringer war nie halb in seinen Maßregeln und besaß eine riesige Stärke des Körpers. In diesem „Hôtel Düringer“ also war Onkel Schlüber, damals ein fast sechzigjähriger Junggeselle, so gut oder noch besser daran, als zu Hause; er zeichnete sich durch einen riesigen Appetit aus und bezahlte deshalb aus freien Stücken für das Mittagessen das Dreifache wie andere Leute. Er verkleinerte daneben alles Holz, das in dem Hôtel gebraucht wurde, und zwar gratis. Sein Appetit und seine Holzhauer-Sport standen offenbar in einer gewissen Wechselwirkung. Endlich führte er bei der Table d'hôte den Vorsitz; und da er weit gereist und vieler Sprachen kundig war, so betrachtete ihn Düringer als eine Bierde der Tafel und war gegen ihn noch freundlicher als gegen andere Gäste. Mein Onkel meinte immer, Düringer betreibe die Hôtelwirthschaft aus bloßer Liebhaberei und ohne irgend ein persönliches Interesse; habe derselbe eine „gute Kur“ hinter sich, dann verwende er alle seine Ueberschüsse zu Meliorationen der Wirthschaft; so unterlasse er es leider, verfügbares Kapital anzusammeln, indem er alle Früchte seiner angestregten Thätigkeit — denn er war in eigener Person von Morgens früh bis Abends spät auf den Beinen im Interesse seiner Gäste — der Ambition, der Beste aller Hôteliers zu sein, zum Opfer bringe; das sei sehr schön, und auch hilfreich, edel und gut, aber nur in guten Zeiten, wenn aber einmal eine Reihe schlechter Jahre hinter einander komme, dann sei die Sache etwas bedenklich. So sagte mein Onkel, es war im Jahre 1847. Seine Besorgnisse sollten sich nur allzubald als richtig erweisen. In den Jahren 1848 und 1849 war die Bade-Saison schlecht in Folge der unruhigen Zeiten; und dann folgte die platte und blöde Reaction während der ersten Hälfte der fünfziger Jahre, welche Alles niederdrückte und sogar die Lust an den Freuden der Bäder und der Tafel den Leuten ausgetrieben hatte. Diese Reihe von schlechten Tagen vermochte Düringer nicht zu ertragen. Er wurde das Opfer seiner uneigennütigen Bestrebungen. Seine Freunde und Gönner, deren er sehr viele hatte, versuchten ihn zu halten. Es war vergeblich. Er fiel in Concurs. Sein Hôtel ging in andere Hände über. Er vermochte die Katastrophe nicht zu ertragen und starb an gebrochenem Herzen; „denn“, sagte mein Onkel, „dieser Mann hat ein so ehrgeiziges und stolzes Herz, wie wenige unserer vornehmen Leute; und warum sollten die letzteren

das Privileg genießen, allein am gebrochenen Herzen sterben zu dürfen?“ Ich glaube, daß damals mein Onkel zwar Recht hatte, daß aber heut zu Tage dergleichen nicht mehr vorkommt.

Als ich meine Universitätsstudien beendet hatte, es war im Frühling 1847, ließ mich mein Onkel nach Wiesbaden kommen. Ich reiste mit der Eisenbahn nach Köln und von da an mit dem Dampfer rheinaufwärts. So hatte mir Onkel Schläber die Marschrouten vorgeschrieben. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich den Rhein sah.

Zwar die vielgerühmten Weinberge vermochten durchaus nicht, mir zu imponiren. Es war davon nichts zu sehen, als endlose Zeilen dürrer Pfähle und Stecken, die langweilig neben einander standen wie Soldaten auf der Parade. Ich war sehr enttäuscht von diesem Anblick, ich hatte Guirlanden, Lauben und Bogengänge erwartet; aber der Steuermann des Dampfers „Victoria“ — der Dampfer trug mit Stolz den Namen der Königin von England, die kurz zuvor den Rhein besucht hatte — der Steuermann, mit welchem ich schnell Bekanntschaft machte, belehrte mich, daß wenn der Wein gut sein sollte, der Weinberg langweilig aussehen müsse, an den Lauben und Bogengängen wachse nichts, als der „reine Kutscher“; die Trauben, die zum Essen gut schmecken, taugten nicht zum Wein, und umgekehrt; so habe der Schöpfer in seiner Weisheit die Rollen vertheilt und Alles vortrefflich geregelt; in Lande Italia, wo er vor Zeiten auch einmal gewesen, sähen zwar die Weinberge aus wie die hängenden Gärten, dafür aber sei es am Rhein viel schöner im Keller. Eines schickt sich nicht für Alle.

So wurde ich schon zwischen Köln und Königswinter eingeweiht in die eleusinischen Geheimnisse des Landes. Das Siebengebirge imponirte mir außerordentlich. Das war doch etwas Andres, als der Hamburger Berg und das Kreuz-„Gebirge“ bei Berlin. Das Ufer auf beiden Seiten war so reich decorirt, wie es das Elbufer unterhalb Hamburg bei Blankenese nur auf der einen Seite ist; — hier war eine ununterbrochene Reihe von Städten, Dörfern, Weilern, Villen, Domen, Burgen und Palästen; und hinter dieser Architektur, die eben so mannigfaltig als malerisch war und Altes und Neues in bunter und doch harmonischer Mischung vereinte, so daß das Geschmacklose und Gespreizte, das sich, wie überall, so auch hier breit zu machen versuchte, dagegen gar nicht aufkommen konnte, — hinter dieser Architektur thürmten sich prachtvolle Berge theils mit runden Basalt-Köpfen und theils mit mächtigen Schieferlagern gen Himmel. Hinter dem sonnenbeschienenen Becken von Coblenz, in welchem sich die fränkische Lahn und die lotharingische Mosel mit dem Hauptstrom vereinen, verengt sich das Bett des letzteren zu einer düstern Schlucht oder einem tiefen Einschnitt; wir begrüßten die Lorelei mit Völler- und Pistolen-Schüssen und sie erwiderte die Begrüßung mit hundertfältigem Echo. Ich gerieth, als gutgläubiger naiver Norddeutscher, in einen gelinden Enthusiasmus; denn ich erfuhr erst einige Jahre später, daß oben auf der Spitze der Lorelei keine Zauberjungfrau sitzt, sondern die arbeitsamen

Bauern Kartoffeln und eine magere Sorte von Hafer erzielen, und daß überhaupt das Volk hier von der „Golden“ nicht das Geringste weiß, sondern die ganze Geschichte ein Product der handwerksmäßigen Rheinsagen-Fabrikanten ist, welche glauben, den Touristen diese Gegend „interessant“ machen zu müssen, obgleich dieselbe solcher künstlichen Beihülfe so gut enttrathen könnte, wie eine schöne Frau der Schminke und der abgestorbenen Haare dritter Personen.

Doch, das sind Eingebungen einer späteren prosaisch-kritischen Zeit. Damals war für mich Alles in den Duft der Jugend und der Poesie getaucht; und als sich plötzlich die schmale und dunkle Schlucht öffnete und wir durch das Binger Loch, an dem berühmten Mäuseturm vorbei, in jenes „hochgesegnete Gebreite“ hineinsteuerten, welches auf der einen Seite die Nahe mit der alten Drusus-Brücke und dem Städtchen Bingen zeigt, auf der andern aber Rüdesheim mit der Brömser-Burg am Ufer und der Ruine Ehrenfels an jenem Abhang, auf welchem der „Rüdesheimer Berg“ wächst, — in jenes breite fruchtbare Becken, welches von dem sonnenbeglänzten bald grünen und bald silbernen Bände des Rheinstroms umwunden und von dunkeln und ernsthaft aussehenden walbgekrönten Bergen eingerahmt und beschützt wird, — da kannte mein Enthusiasmus gar keine Grenzen. In Geisenheim erblickte ich einen ganzen Garten voll blühender Pfirsich- und Mandelbäume, welche sich wie rosenrothe Blumen-Bouquets präsentirten. Ich fragte den Steuermann, wem dies Paradies gehöre. Er sagte mir, es sei Eigenthum des alten Baron B.; dieser wüßte aber keinen Gebrauch davon zu machen, denn er sei so geizig, daß er seinen Schweinen zur Ader lasse, um billige Blutwurst zu erzielen; glücklicher Weise seien aber die Enkel zwei lustige Jungen und würden wieder unter die Leute bringen, was der Alte zusammengeschartt habe. Ich wandte voll sittlicher Entrüstung dieser rohen „Wasser-Ratte“ am Steuer den Rücken und habe sie seitdem keines Wortes mehr gewürdigt. Wie konnte er auch so plump und grausam meine Illusionen zerstören!

In Wiebrich empfing mich mein Onkel. Von da fuhrn wir vergnügt in einer offenen leichten Kutsche dem laubigen und lauschigen Taunus zu, an dessen Fuß sich das reizende Wiesbaden anschmiegt. Wir ließen Abends im Hôtel Düringer bei einem duftenden Glase Reumunddreißiger „Geisenheimer-Rodenberg“ die Gläser erklingen, und ich dankte dem gütigen Oheim voll Rührung, daß er mich in dieses Paradies eingeführt habe. In reiferen Jahren allerdings ist man mit dem Wort „Paradies“ nicht mehr so verschwenderisch wie in der Jugend; und selbst wenn man des Paradieses noch geständig ist, erwähnt man daneben auch noch die Schlange.

II. An der Lahn.

Einstweilen war ich im siebenten Himmel; und mein guter Onkel, statt mich ein wenig herunter zu muntern, bestärkte mich in meinem Enthusiasmus. „Sieh, mein lieber Junge“, sagte er, „das ist der Vorzug unseres

guten alten Deutschlands, daß darin Jeder sein Nest findet, wie es ihm gerade zusagt. Nichts ist langweiliger, als die Einheit und nichts unterhaltender als die Mannigfaltigkeit.

„Freuet Euch des wahren Scheines,
 Euch des ernstern Spieles.
 Kein Lebendiges ist Eines,
 Immer ist's ein Vieles“.

sagt uns schon Goethe. Dieser Vielheit und Mannigfaltigkeit haben wir es in Deutschland zu danken, daß ein Jeder sich die Stätte aussuchen kann, welche ihm zusagt. Wer in dem einem Lande verfolgt ist, der ist in dem andern willkommen. Mich z. B. haben die Hamburger fortgärgert, und hier in diesem gafffreien Ländchen hat man mich mit offenen Armen aufgenommen. Der republikanische Senator, welchen das nordalbingische Karthago vertrieben, ist hier selbst bei Hofe ein gern gesehener Gast, und als ich den Wunsch aussprach, Dich im hiesigen Staatsdienst unterzubringen, kam man mir auf das Bereitwilligste entgegen. Wie schwer wäre so was gewesen gegenüber dem Rattenkönig, welcher an der Spitze von Hamburg steht! In Hamburg hast Du immer die Kette am Bein, auch wenn es Dir gelingen sollte, bis an die Spitze des Staates zu steigen. Hier in Nassau kannst Du Minister werden, und es wird Dir dann nicht schwer sein, den wohlmeinenden Fürsten von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit einiger Reformen zu überzeugen, welche Dir den Dank des Landes eintragen werden. In einer großen Monarchie dagegen absorbirt das Ministerium Alles. Aber hier ist eine Stätte der Cultur, der Freiheit und des Friedens. Dies ist der Grund, warum ich mich nach diesem Asyl zurückgezogen habe und es nie wieder zu verlassen gedenke; und ich hoffe, Du wirst mir dereinst dankbar sein dafür, daß ich auch Dich hierher verpflanze“.

Heute muß ich lachen, wenn ich an diese Täuschungen des sonst so klugen Mannes zurückdenke. Der gute Onkel! Er glaubte ein Paradies entdeckt zu haben und sah nicht, wie dicht unter der blühenden Hülle ein Abgrund von Elend und Bosheit gähnte. Allerdings, ein „Kurfremder“, der hier zu seinem Vergnügen lebte, begab mit einem stets verfügbaren Talent der Unterhaltung, einem offenen Geldbeutel und einem menschenfreundlichen Herzen, konnte sich hier vortrefflich unterhalten, ohne jenen Abgrund zu bemerken. Er war überall gerne gesehen und Niemand im Wege; denn er wollte nirgends nehmen und überall geben.

Jetzt weiß ich's besser. Aber damals nahm ich an seinen Täuschungen Theil, ich glaubte an sein Paradies und stürzte mich kopfüber in dasselbe.

Vor Allem machte ich mein Examen in den „Rechts- und sonstigen Staatswissenschaften“. Es ging Alles vortrefflich. Ich hatte mehr gelernt, als die eingebornen Candidaten, welche auf dem Gymnasium wie dumme Zungen behandelt wurden, und dann, um sich für diese ungerechtfertigte Härte schadlos zu halten, auf der Hochschule, statt etwas zu lernen

heißlos über die Stränge zu schlagen pflegten. Zuerst kam das schriftliche Examen, dann das mündliche. In dem letzteren hatte ich einen kleinen Zwischenfall. Der Geheimrath von Frensdorff, ein unterrichteter und wohlmeinender alter Herr, war mit meinen Antworten im Gebiete der Staatswissenschaften höchlichst zufrieden. Plötzlich aber kam er auf den Einfall, mich auch etwas specifisch Nassauisches zu fragen, wovon ich natürlich nichts wußte.

„Herr Candidat“, so interpellirte er mich, „was halten Sie von der nassauischen Feuerpolizei-Ordnung vom 22. November 1826?“

„Herr Geheimrath“, erwiderte ich stotternd, „die habe ich niemals gelesen“.

„Nun“, replicirte der alte Herr, indem er mit seinen fidelen kleinen Auglein in dem weinrothen Gesicht vergnüglich zwinkerte, „nun, Herr Candidat, wenn Sie sie nicht gelesen haben, dann können Sie natürlich auch nichts davon halten!“ Und von nun an verschonte er mich gänzlich mit nassauischen Fragen.

Das schien mir ein glückliches Omen. Und in der That, es war so. Ich erhielt das Prädicat „vorzüglich“, was seit zehn Jahren nicht mehr vorgekommen war in den nassauischen Landen.

Aber sofort fiel ein Wermuth-Tropfen in meinen Freuden-Wein. Als ich hörte, ich stehe als wohlbestandener Candidat im „Verordnungsblatt“, begab ich mich in den Club, wo dasselbe auflag. Mein Oheim hatte mich dort eingeführt, aber ich kannte noch keinen Menschen. Ich fand mich da denn auch „gedruckt“ in dem Blättchen, was mich bis in die innerste Seele freute. Es ist doch gar zu schön, sich zum ersten Male „gedruckt“ zu erblicken, und noch dazu im Gesetzblatt. Aber der hinkende Bote kam nach. Als ich das „Verordnungsblatt“ wieder hingelegt hatte, gerieth es in die Hand einiger „Accessisten“. So nennt man hier die Zöglinge der Bureaukratie, wenn sie die unterste Stufe der hierarchischen Jacobs-Leiter beschritten haben, auf welcher ein Jeder meint, direct in den Himmel steigen zu können. Als diese jungen Herren auf meinen Namen stießen, schnaubten sie Bosheit und Rache.

— „Was? schon wieder ein solcher niederträchtiger Ausländer! Nicht genug, daß der Herzog aus seinem Hofe ein Asyl macht für verwahrlosten Adel und fahrende Ritter, sollen wir auch noch im Civildienst beeinträchtigt werden? Kommt da so ein Hamburger und will uns die Brocken vor der Nase wegknappen! Was führt ihn aus dieser reichen Stadt in unser armes Ländchen, wo wir fürwahr schon genug des Staats-Proletariats haben? Ich diene jetzt schon fünf Jahre und mein Gehalt beträgt zweihundert Gulden. Ich möchte wohl einmal wissen, wieviel das ist in Hamburger Mark Banco. Wird es dem wohlregierenden Bürgermeister und dem hohen Senat der freien Hanza-Stadt Hamburg jemals einfallen, mich dorthin zu berufen? Gewiß nicht. Aber unser armes Ländchen ist nun einmal das Stellbichlein für alles Gefindel. Fürwahr, es ist Zeit, daß wir unser Haus von den verruchten Fremdlingen säubern“. So sprach der Erzürnte.

Es war, wie ich später erfuhr, eines der Häupter des jugendlichen Radicalismus dieses Landes, dessen Beredsamkeit ich, der für Jedermann Unbekannte, der so harmlose und doch so „berruchte“ Fremdling hier gelauscht hatte. Diese Expectoration schien mir gar nicht zu stimmen mit dem Loblieb, welches Onkel Schläber der nassauischen Gastfreundschaft gesungen, und ich verfehlte nicht, meinem guten Oheim über diesen Ausbruch eines wahrhaft chinefischen Fremdenhasses gegen „deutsche Ausländer“ zu referiren. Allein er legte keinen Werth darauf.

— „Dumme Jungen giebt's überall, am Rhein wie an der Elbe,“ meinte er lächelnd; und unter dem Einfluß seiner optimistischen Meinung hatte ich den unangenehmen Eindruck, welchen mir dieses nassowitische Know-Nothingthum machte, schnell überwunden. Erst später erfuhr ich, daß der radicale Jüngling der getreue Ausdruck der öffentlichen Meinung seines Landes war.

Zur Zeit aber genoß ich mit vollen Zügen mein junges Glück. In der reizenden Gegend träumte ich von einer ruhmvollen Zukunft und schmiedete Pläne und Projecte, was ich alles Großes, Schönes und Nützliches machen wollte, wenn mich, woran mein Onkel nicht zweifelte, das Geschick dereinst an die Spitze der Behörden dieses souveränen Staates stellen werde. Ich zählte damals dreiundzwanzig Jahre. Ich habe niemals wieder einen so schönen Frühling erlebt. Er rückte etappenweise in das Land ein. Zuerst erschien er im Rheingau. Die Ersten von seiner Vorhut waren die rosenrothen Mandelbäume, welche nur Blüten zeigten und keine Blätter. Dann rückte Freund Lenz rheinaufwärts und bemächtigte sich des Parks des Diebricher Schlosses, wo es plötzlich begann grün und bunt zu werden. Von da avancirte er durch das Wachtal landeinwärts nach Wiesbaden. Die Früh-Sträucher von weichem Holz, womit die Parkanlagen durchsät sind, schlugen zuerst aus; dann folgten die blühenden Pirsch- und Aepfelbäume auf den Aedern der Bauern; und endlich der Wald, welcher, auf mächtigen Bergen gelagert, das schöne Wiesbaden von drei Seiten umschlungen hält, damit es nicht einmal ein rauhes Lüftchen anwehe, und der nur die Südseite offen läßt, damit von da die weiche Luft, das glänzende Licht, der Frühling und die Sonne einziehen können. Allein der Frühling läßt sich durch die waldbigen Berge nicht schrecken. Nachdem er ein paar Tage in Wiesbaden auf seinen grünen Lorbeeren geruht hat, schleicht er sich in irgend ein einsames Waldwiesen-Thal ein und steigt, demselben folgend, bergaufwärts; und wo er vorbeischiebet, da drängen sich die zierlichen Blätter der Hainbuchen und Weiden, das Anfangs noch zusammengeknüllte hellgrüne Buchenlaub, die Nätzchen der Haselstaude heraus, und die Pirsche und Rehe kommen vorsichtig nach dem Waldestande hervor, um mit ihren großen und klugen Augen ihm nach zu blicken, wie er die Waldwiese entlang schreitet. So steigt er von Hügel zu Hügel, von Wiese zu Wiese, bis er den obersten Absatz mit einem festen Sprunge zurückgelegt und seine grüne Standarte auf der weithin sichtbaren „Platte“ aufgepflanzt

hat zum Zeichen, daß er wieder einmal siegreich Besitz ergriffen von diesem prachtvollen Lande.

Was mich anlangte, so hatte ich so recht Zeit und Lust, dem Triumphzuge des Frühlings zu folgen. Ich verlebte jeden Tag einen neuen Act dieses Zuges, — einen Act, der seinen Vorgängern ähnlich und doch wieder so ganz anders war. Ich rückte mit vor aus dem Rheingau in den Park, aus dem Park nach der Stadt, aus der Stadt nach der Waldeinsamkeit und nach jenen noch einsameren Thälchen,

Wo die dunkeln Flieder sprossen
Und die stillen Bächlein gehn,
Kings von Bergen eingeschlossen;

und ich gewann die Ueberzeugung, daß Voltaire, welcher behauptete, der Frühling sei nirgends schön, als bei den Poeten, ein etwas boshafter und jedenfalls sehr unwissender alter Herr sei.

Ich irrte mich jedoch, als ich glaubte, mein gutes Examen und die Fürsprache meines Oheims würden im Stande sein, mir eine Anstellung in Wiesbaden zu verschaffen. Wiesbaden war reservirt für die Söhne aus guten Familien. Unter den letzteren verstand man nicht den Adel, welcher ein Ding für sich war. Man verstand darunter vielmehr eine Anzahl meist unter sich verschwägerter oder verwandter Familien, deren Häupter sich seit der Existenz eines Herzogthums Nassau in die höchsten Stellen getheilt hatten, soweit diese Stellen nicht observanzmäßig durch Edelleute zu besetzen waren. Die Söhne dieses bureaukratisch-bürgerlichen Rattenkönigs hatten die berechnete Eigenthümlichkeit in Wiesbaden zu bleiben, die Andern mußten „in die Provinz“.

Auch ich unterlag diesem geheiligten Herkommen, obgleich mein Oheim nicht ohne Einfluß war und alles Mögliche für mich gethan hatte. Ich wurde „Accessist“ an dem Amt Weilburg an der Lahn.

So ein „Amt“ war die unterste Instanz für Alles. Es führte die Aufsicht über Schul- und Kirchenverwaltung, baute die Straßen, besorgte die Conscription, administrierte den Bezirk und die Gemeinden, war Polizei und Justiz, Ankläger und Richter in einer Person.

In dieses Chaos wurde der Anfänger hineingestürzt, mit der Weisung zu schwimmen, was denn manchmal recht schlecht ausfiel. Für mich aber, den „deutschen Ausländer“, war diese Aufgabe zehnfach so schwierig. Die Beamtenwelt behandelte mich als illegitimen Eindringling. Das Volk aber konnte mich kaum verstehen, und noch weniger verstand ich die Eingeborenen des Landes. Dieselben erlaubten sich sehr willkürliche Veränderungen der Consonanten nicht nur, sondern auch der Vocale, und nicht zufrieden damit, einzelne Buchstaben, namentlich das N am Ende, überall wegzulassen, verschluckten sie auch ganze Sylben, oder versuchten es, mehrere derselben in eine zusammen zu ziehen. Dabei hat ihre Sprache einen rauhen, theils polternden, theils hopsenden Rhythmus, so daß es außerordentlich schwer ist, denselben zu folgen. Ich blamirte mich gleich an dem ersten Gerichtstag, wo

ein alter Bauer zu mir kam und mir einen langen Vortrag hielt, aus welchem ich nur soviel verstand, daß er eine Person oder ein Ding vermisse, das er „Sackauer“ nannte. Ich bemühte mich vergeblich, ihm zu entlocken, was er unter dem „Sackauer“ verstehe, und da ich aus dem wachsenden Gelächter der Umstehenden merkte, daß ich mich nicht auf dem richtigen Wege befinde, so zog ich meinen Mitaccessisten zu Rathe, welcher in Göttingen studirt hatte und eine nordische Zunge verstand. Er belehrte mich, daß „Auer“ Uhr bedeute und also „Sackauer“ identisch sei mit Taschenuhr. Ich kam nun mit dem alten Bauer leidlich zu Ende. Allein die Geschichte von meinem Mißverständniß war ruckbar geworden. Sie wurde mit den sinnreichsten Ausschmückungen versehen, — namentlich mit Erfindungen, was ich in meiner nordischen Unwissenheit mir unter dem „Sackauer“ alles für seltsame Dinge vorgestellt habe u. s. w. — und weiter getragen, und das Ende vom Liede war, daß ich den Namen „Sackauer“ erhielt; und den Namen des „Accessisten Sackauer“ bin ich seitdem nicht wieder losgeworden. Ich führte ihn jedoch nicht in Hamburg; denn dort wäre es mir schwer gelungen, den Leuten klar zu machen, was ein „Accessist“ und was ein „Sackauer“ sei.

Weilburg ist ein schönes altes Nest. Es liegt auf einem steil abfallenden Berge, welcher mit Ausnahme einer schmalen Strecke, über welche die Landstraße nach dem benachbarten Wehlar führt, ringsum von der Lahn umflossen wird. Die Stirn des Berges krönt das Schloß, welchem man mittels eines Anstrichs, der es sogar nicht verschmäht, Risse, Sprünge und Löcher zu fingiren oder zu affectiren, ein alterthümliches Ansehn gegeben. Die oberste Terrasse trägt den „Lustgarten“ und die steilabfallenden Abhänge bilden das „Gebüdk“, eine wohlangelegte und gepflegte romantische Wildniß. Das Schloß ist der Stammsitz und das Erbbegräbniß der letzten Dynasten von Nassau.

Die Umgebung von Weilburg ist schön. Die Lahn und ihre Nebenflüßchen bieten sehr abwechselnde romantische Partien, und in Ermangelung des Rheingauer Paradieses hätte mich auch der Aufenthalt in Weilburg recht wohl befriedigen können.

Wenn nur „der Dienst“ nicht gewesen wäre. Ich habe mich mein Lebenlang nie über zu viel Arbeit beschwert. Hier war mir die Arbeit nicht zu viel, oder zu schwer — aber sie war zu schlecht und man konnte absolut nichts dabei lernen. Die Hauptaufgabe war die Bestrafung der „Forstfrevel“. Wie ich später noch erzählen werde, hatten die Dynasten den Markwald an sich gerissen, und es bestand nun zwischen der „Herrschaft“ und dem „gemeinen Mann“, der die Forsten immer noch als die seinigen ansah, ein hartnäckiger und ununterbrochener „Krieg um den Wald“. In Folge dessen hatten wir jeden Monat hunderte von Anzeigen wegen Forstdiebstahls, Forstbeschädigungen, Wilddieberei und sonstiger „Jagdvergehungen“ abzurtheilen. Die Arbeit war freilich nicht schwer. Der Angeklagte leugnete; darauf gab der Förster seinen Dienstseid, und auf Grund dessen erfolgte die Verurtheilung nach Maßgabe eines harten Strafgesetzes, in welchem die mannigfachen Entschädigungen, Geld-

Zwangsarbeits- und Gefängnißstrafen, Denunciations-Prämien, Fang- und Pfandgelder u. s. w. abgestuft, classificirt und numerirt waren, daß das Ganze aussah wie ein Zolltarif. Diese eigenthümliche Function des „Forstrevell-Theidigens“ fiel immer dem Jüngsten zu, weil man dieselbe mit Recht für ein außerordentlich widerwärtiges Geschäft hielt, besonders auch deshalb, weil man gezwungen war, den Förstern unbedingten Glauben zu schenken, obgleich dieselben sehr gierig auf die Denunciations-Prämien und außerdem auch noch zum Theil Personen von sehr fragwürdiger Beschaffenheit waren. Daneben hatte ich, noch polizeiliche Untersuchungen zu führen, Bagatell-Processe zu instruiren, Straßenbau-Rechnungen aufzustellen und die Stammlisten für die Conscription anzufertigen. Wenn ich nach achtsündiger Arbeit Abends müde wie ein Hund, nach der Lahn hinunterstieg, um in einem Flußbad den Actenstaub abzuwaschen, fragte ich mich oft, wozu ich denn nun deutsches Privatrecht und Pandekten, Wechsel- und Handels-, Kirchen- und Staatsrecht, Rechtsphilosophie und politische Deconomie studirt habe, denn für die Geschäfte womit ich betraut war, hatte ich von dem Allen nichts nöthig.

Ich klagte indessen nicht und fuhr fort, meinen Dienst zu verrichten. Gleichwohl nahm die Sache ein halbiges Ende. Mein guter Oheim mochte in meinen Briefen Spuren von Melancholie entdeckt haben, und, willenskräftig und der Verantwortlichkeit sich stets bewußt, wie er war, überlegte er sich die Sache, und nachdem er die Ueberzeugung erlangt hatte, daß mir meine Unkenntniß des einheimischen Dialektes bei einer Behörde, wo ich täglich mit den Eingeborenen mündlich und unmittelbar verkehren mußte, das Leben sauer mache, schritt er ein und bewirkte, daß ich an das Obergericht in Pilleburg versetzt wurde, wo ich nur auf Grund der Acten zu arbeiten hatte.

III. An der Pille.

Also, auf nach Pilleburg! Dieses Städtchen, von welchem ich, sowohl auf Grund meiner eigenen Erlebnisse, als auch auf Grund derjenigen meines Gewährsmannes, — welche letztere bis in das vorige Jahrhundert zurückreichen und ein außerordentlich lebendiges Bild der deutschen Culturgeschichte bieten, wie sie sich während des jüngsten Säculums in den bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen des westlichen Deutschland abspielte — noch soviel erzählen werde, daß ich mich berechtigt glaube, meinen wahrheitsgemäßen Aufzeichnungen den Namen einer „Chronik von Pilleburg“ zu geben, — dieses Städtchen machte, als ich es zum ersten Mal erblickte, einen ganz seltsamen Eindruck.

„Ein Gesicht ohne Nase!“ — sagte ich ganz unwillkürlich. Es liegt nämlich angeschmiegt an eine Höhe, auf welcher man sich vergeblich nach der Ursache und dem Gegenstand der „Anschmiegun“ umsieht. Als das Städtchen vor etwa dreihundert Jahren entstand, da thronte auf dieser Höhe, an der es sich emporzusteuigen bemüht,

„Ein betürmtes Schloß voll Majestät
Auf des Berges Felsenstirn erhöh!“.

Dieser Vers fällt mir unwillkürlich ein, obgleich Reime, wie „Majestät“ und „erhöht“, welche nur das kur-sächsische Idiom gestattet, in meinem nieder-sächsisch-albingischen Ohr einen seltsamen Eindruck hinterlassen.

Das Städtchen war also eine Ansammlung von Burgmannschaft, von Ministerialen, von Hofdienerschaft und sonstigen Knechten. Heute zu Tage würde man sagen: ein Complex von Hofrathen und Hoflieferanten. Natürlich alles nur in diminutivster Miniatur!

Später haben die Franzosen das Schloß zusammengeschossen. Die Ursache ist fort und die Wirkung ist noch da. Wo ehemals das stattliche Schloß stand mit seinen prachtvollen Sälen und seinen zahllosen Kemenaten, mit seinem Zeughaus und seinen Magazinen, seinen Gräben und Wällen und seinen spanischen Reitern, da sieht man heute nur noch das „Stochhaus“, d. h. ein Untersuchungsgefängniß von so miserabler Beschaffenheit, daß der Geist der Humanität, wenn er es jemals erblickte, das Haupt verhüllen würde.

Die Burg ist fort, aber die Mannschaft ist geblieben. Der Grand-Seigneur ist verschwunden, aber die Ministerialen sind noch da. Die Hofdienerschaft macht noch ihre Krize, aber es fehlt Jemand, der sie in Empfang nimmt.

Ich will dieses höchst interessante, culturgeschichtliche Thema nicht bis in seine Einzelheiten verfolgen, obgleich es eine solche Beleuchtung verdiente, und obgleich ich, der ich bis dahin nichts kannte als Hamburg und Berlin, vielleicht eine besondere Befähigung hätte, ein solches Stillleben zu beleuchten, — ich meine nämlich: blos deshalb, weil der Gegensatz zwischen dem, was ich bis dahin gesehen, und dem, was ich hier sehen sollte, ein großer war, und der Sachverhalt deutlich wird durch die Nebeneinanderstellung solcher diametraler Gegensätze.

Es gibt ja in Deutschland eine Anzahl solcher ehemaliger Dynastensitze in welchen die Niederschläge eines verschwundenen Hofes und die von demselben herangezogene und dann im Stich gelassene Bevölkerung eine Mezalliance mit einander eingegangen haben; die Sprossen dieses wider-natürlichen Bündnisses, abgeschieden von den Bewegungen der großen Welt, eingepfercht in eine halb höfische und halb kleinbürgerliche Weltanschauung, halb frivol und halb psahlbürgerlich, dumm und zugleich listig, die Geriebenheit des Kammerdieners oder der Hofe vereinigend mit der selbstüberzeugten altväterlichen Weisheit des Zunftmeisters, des Magisters oder Cantors, führen heut zu Tage ein Leben, welches wir anderen Menschen nur vergleichen können mit dem Durcheinander von Infusorien, wie uns solches das Sonnenmikroskop in einem Tropfen Wasser zeigt. Ich hoffe, es wird irgend ein Anderer mir die dankbare Aufgabe, ein solches Stillleben culturgeschichtlich zu schildern, vor der Nase wegschnappen. Wenn er das Talent eines Epikers, oder sagen wir bescheidener: eines Romanschreibers hat, so wird er durch diese Schilderung mehr fesseln, erbauen und nützen, als alle Diejenigen, welche, ohne irgend welche Kenntniß der wirklichen Welt, — dieser wahrhaft

ausgezeichneten Theilung der Geschäfte und Vereinigung der Kräfte, welche man nicht durch poetische Intuition, sondern nur durch ernsthafte, nachhaltige und realistische Arbeit kennen lernen kann — uns nichts darstellen als die phantastischen und unwahren Zustände der literarischen, theatralischen, malerischen, diplomatischen und finanziellen „Bohème“, welche gegenüber dem thatsächlichen Leben vollständig in der Luft steht.

Ich also beschränke mich auf die Specialität von Pilleburg, wie ich sie fand im Herbst 1847.

Ich weiß in der That den socialen Zustand dieser edlen Stadt, oder vielmehr den ihrer dominirenden Kreise nicht besser zu schildern, als indem ich hier ein Gedicht von Arthur Schopenhauer, dem großen Philosophen der Misère und des Pessimismus, einschalte, für dessen Authenticität ich bürgen kann. Schopenhauer, — Danziger von Geburt, Hamburger von Gesinnung und Franzose von Erziehung, — wurde durch die seltsamen Launen seiner vergnügungssüchtigen und „anempfindlichen“ Mutter nach der kleinen Residenz Gotha verschlagen und hat, obgleich damals noch jung an Jahren, den wahren Charakter des deutschen kleinstädtischen Residenz- Wesens richtig erkannt und poetisch geschildert. Ein Frankfurter Advocat, — einer der wenigen Auserwählten, welche mit dem „großen Buddhaisten“ umzugehen verstanden, — hat mir das Gedicht mitgetheilt. Es paßt buchstäblich auf die Pilleburger und lautet so:

„Sie spähen, lauschen, geben acht
Auf Alles was geschieht;
Was jeder treibt, was jeder macht,
Was jeder redet, laut und sacht,
Nichts ihnen sich entziehet.

Durch Fenster ihre Blicke spähen,
Zur Thür lauscht an den Thüren,
Es darf nichts unbemerkt geschehn,
Die Kat' nicht auf dem Dache gehn,
Daß sie es nicht erführen.

Des Menschen Geist, Gedanken, Werth
Das spürt nicht ihre Ehren;
Wie viel alljährlich er verzehrt,
Und ob mit Recht der Mann gehört
Zu den Honoratioren;

Ob er zuerst zu grüßen ist,
Ob er „Herr von“ und „gnädig“ ist,
Ob Rath nur oder Canzelrath,
Luther'scher oder Röm'scher Christ,
Verhehlicht oder ledig;

Sein Haus wie groß, sein Rock wie fein,
Wird gründlich wohl erwogen,
Doch, kann er uns von Nutzen sein?
Wird jeder Rücksicht groß und klein
Wie billig vorgezogen.

Sonst fragt sich's, was hält er von uns,
 Von uns wie denkt und spricht er?
 Da fragt man noch bei Hinz und Kunz
 Wiegt seine Wort' mit Loth und Unz',
 Erpählet die Gesichter“.

Schopenhauer giebt uns keine nähere Auskunft über die Organisation des „Spähens, Laufens und Achtgebens“. Ich aber könnte sie geben.

Pilleburg war ein Bestandtheil des Herzogthums Nassau und hatte als solcher seine mehr oder weniger mangelhafte, politische und administrative Verfassung. Aber die sociale Verfassung, auf welche die meisten Menschen, und namentlich die meisten Schriftsteller, weniger als Noth thut Acht geben — die sociale Verfassung von Pilleburg war ganz anders.

Ich bitte nicht zu erschrecken, aber ich kann es nicht anders ausdrücken: es war eine „Alte-Weiber-Republik“.

Wir, als Fremdling, ist die Einsicht in die Ursachen verschlossen, wie es kam, daß es in dieser Stadt, von höchstens dreitausend Einwohnern ein Duzend bejahrter Damen war, welche die Dictatur an sich gerissen.

In aller Bescheidenheit beschränke ich mich darauf, einige pragmatische Andeutungen zu geben, ohne für deren Richtigkeit einstehen zu wollen. Ich gebe nur meine Beobachtungen. Die Schlussfolgerungen aus den Thatsachen welche ich constative, zu prüfen, ist Sache des Lesers.

Was uns Männern aus Norddeutschland im Süden und Westen unseres Vaterlandes am meisten auffällt, ist die Trennung der Geschlechter. Die Damen, und namentlich die älteren, haben ihre Thee- und Kaffee-Gesellschaften, die Herren haben ihre Kneipen. Beides ist getrennt von einander, wie das Haremlik und das Selamlik im türkischen Hause. Wir im Norden können uns keine Gesellschaft denken ohne die Damen. In Berlin grassirt ja bekanntlich die Redensart: „Kein Vergnügen ohne Damen“. Sie ist stereotyp dort.

Hier war das anders. Die Herren gingen über Tag nach ihren Geschäften und Nachts nach ihrer „Kneipe“, und in der Kneipe hatte Jeder seinen angestammten Sitz, sein angestammtes Seidel, seine dort auf Melais hängende lange Tabakspfeife u. s. w. Dort war er vergnügt, dort plauderte er, dort war er zu Hause.

In seiner eigenen Wohnung dagegen war er ein Fremdling, er genoß dort wenig Ansehen; da dominirte die sorglich waltende Hausfrau, welcher auch die Erziehung der Kinder anheimfiel. Herren-Gesellschaften oder Gesellschaften von Herrn und Damen gab es fast gar nicht. Wohl aber jeden Tag einen Damen-Kaffee oder einen Damen-Thee, öfters auch Beides zugleich, d. h. eines nach dem andern. Dabei beschränkte man sich nicht auf den Genuß von Kaffee und Thee, sondern man vertilgte auch Berge von Torten und sonstigen Süßigkeiten. Das kleine Nest zählte zwei Conditoreien, welche allein von den Damengesellschaften lebten.

Diesem Uebermaß einseitiger Gefelligkeit konnte und durfte sich Niemand entziehen. Die Frau Forstaccessist z. B., welche einen Mann und vier Kinder hatte, die alle miteinander nicht mehr hatten als einen Gehalt von dreihundert Gulden, von welchem sie leben mußten, gab einen Damen-Kaffee, welcher sie dreißig Gulden kostete. Die gute Frau hätte gewiß gerne diese unsinnige Ausgabe gemieden, welche den zehnten Theil ihres schmalen Einkommens absorbirte. Allein sie mußte. Was würden die anderen Damen dazu gesagt haben, wenn sie sich so der Erfüllung ihrer socialen Pflichten entzöge? Was würde namentlich ihre hohe „Vorgesetzte“, die hochgebietende und viel gestrenge Frau Oberforsträthin, dabei gedacht haben?

Alles bewegte sich da in streng solemn, althergebrachten Formen, deren Verletzung auf das Strengste geahndet wurde. Der Ehrenplatz war „das Kanapee“. Es war auf das Genaueste geregelt, wer ihn einzunehmen habe. Nicht nur die Begrüßungs- und Verabschiedungs-Worte, sondern auch die der Einladung hatten ihre streng vorgeschriebene Formel, wie bei den Legis actiones der Römer, oder bei dem Handwerksgruß und Brauch unserer vor-maligen Zünfte.

Präcis Morgens 10 Uhr erschien das Dienstmädchen und sagte wörtlich folgende Botschaft:

„Eine schöne Empfehlung von der Frau Hof- und Appellations-Gerichts-Präsidentin an die Frau Oberforsträthin, und die Frau Hof- und Appellations-gerichtspräsidentin gab' sich die Ehre, die Frau Oberforsträthin für heut Nachmittag einzuladen zu einer Tasse Kaffee“.

Und sie erhielt darauf regelmäßig wörtlich folgende Gegenbotschaft:

„Wid'r 'ne schön' Empfehlung von der Frau Oberforsträthin an die Frau Hof- und Appellationsgerichtspräsidentin, und wenn die Frau Hof- und Appellationsgerichtspräsidentin so gütig wär', dann wollt' die Frau Oberforsträthin so frei sein“.

Einzelne dieser Solennitätsphrasen hatten im Laufe der Jahrhunderte allen und jeden Sinn verloren, aber es wurde mit eiserner Consequenz darauf festgehalten. So war es z. B. ein Gebot des guten Tones, welchen man hier beharrlich „Bildung“ nannte, statt „Sie“ zu sagen „Ihnen“, oder vielmehr „Ihne“. Man mußte z. B. zu einer Dame sagen: Ich habe Ihne gesehen! Ich habe „Sie“ gesehen, wäre als Beleidigung angesehen worden, als wenn man die Anrede in die dritte Person Singular gekleidet hätte. Ferner hatte man eine Menge Flickworte, wie „Ebenfalls“, „Nicht Ursache“, (sprich: nittursag), „Bitt' Ihne“ (ich bitte Sie), welche überall einzuschalten für höflich und fein galt. Mir ist der Sinn dieser verschiedneu Redensarten und Andeutungen nie recht klar geworden, geschweige denn, daß ich jemals deren Gebrauch gelernt hätte. Ich galt daher für „ungebildet“.

Diese „vornehmen Damen“ — sie nannten sich selbst so, im Gegensatz zu den „gewöhnliche Leut“ oder „Bürgerkleut“ — hatten sich auch eine ganz aparte Sprache geformt, welche sich zu dem Volksdialekt auf der einen und

der Schriftsprache auf der andern Seite ähnlich verhält wie bei Friß Meuter das Messing'sch zu dem Plattdeutsch einer= und dem Hochdeutsch anderer= seits. Neben diesem Messing'sch aber hatten sie sich noch eine Sprache zum Extra-Gebrauch zurecht gemacht, welche sie für ein richtiges Schriftdeutsch hielten, während es in Wirklichkeit mit der Sprache des Zwickauer in dem Kladderadatsch eine verhängnißvolle Ähnlichkeit hatte. Sie hatten eine sprachliche Doppelwährung. Ich erlaubte mir, die eine die Werkeltags= und die andere die Sonntags=Sprache zu nennen. Die Wurst z. B. hieß in der Werkeltagssprache „Worrscht“, in der Sonntagssprache aber „Wufft“; die Kinder hießen in der Werkeltagssprache „de Kinn'r“, in der Sonntagssprache „dü Kinnthör“; die Stiefel in ersterer „de Stiw'n'“, in letzterer „dü Stüföhl'n“. Da im Volksdialekt sich das A oft in O verwandelte, so hielt man die umgekehrte Metamorphose für vornehm. Man sagte also nicht „Torte“, sondern „Taart“, nicht „Sauce“, sondern „Saas“, nicht „Tonhalle“, sondern „Taanholle“.

Am meisten besaß man sich der Sonntagssprache beim Singen. Mir tönt heute noch die Gnadenarie des Fräulein Wolf in den Ohren, deren Text so lautete:

Kopp-hört! Kopp-hört! Moingtel-Hüpp-thör!
(Robert, Robert! mein Geliebter).

Ich müßte einen Folianten schreiben, wenn ich alle die Sitten und Gebräuche dieser Squaws, welche sich die „vornehme Welt von Willeburg“ nannten, zu Papier bringen wollte. Ich begnüge mich mit obigen Andeutungen.

Die Aufrechterhaltung dieser seltsamen Tradition und das sociale Regiment lag in den Händen von etwa einem Duzend theils verwittweter und theils verheiratheter Damen, welche übrigens auch ein äußeres Kennzeichen mit einander gemeinsam hatten. Sie besaßen nämlich Alle keine Kinder und bezogen Gehalte, Pensionen, Leibrenten u. dgl. m. entweder vom Staat oder vom König von Holland, welcher letztere überhaupt, als vor-maliger Landesherr, stark angebetet wurde. In Folge dieser Stellung konnten sie alle ihre Zeit und alle ihre Kräfte der hohen Aufgabe widmen, Willeburg zu regieren. Sie hatten täglich ihre Conventikel und waren außerhalb derselben stets unterwegs. Man hätte sie als fahrende Ritter bezeichnen können, wenn sie die Gutgläubigkeit des sinnreichen Junkers von der Mancha gehabt hätten; jedenfalls konnte man sie auch nicht „Ritter von der traurigen Gestalt“ nennen, denn sie waren trotz ihrer anstrengenden Thätigkeit so wohl genährt, daß man auf die Meisten den Vers von dem „übermenschlichen Hintertheil“, welchen Heinrich Heine auf die „Hammonia“ gedichtet, hätte anwenden können. Der europäischen Cultur waren sie wenig theilhaftig, aber sie hatten ihren besonderen Willeburger Comment, den sie natürlich besser kannten als irgend ein Andern; und dabei besaßen sie jene List des Wilden, durch welche Culturmenschen sich in ihrer Sorglosigkeit so

leicht übertölpeln lassen. Sie behaupteten für die „Bildung“ zu streiten, in Wirklichkeit stritten sie für ihre Herrschaft. Wer sie für komisch hielt, der mochte bis zu einem gewissen Grade Recht haben; aber wer sie als unschädlich ansah und sich nicht um sie kümmerte, der mußte seinen Irrthum mit schwerer Strafe bezahlen. Sie hatten in einem Theil der übrigen Damen ihre Affessoren und Gesandten, daneben aber noch in den weiblichen Dienstboten ein zahlreiches Corps von diplomatischen Agenten, Spitzeln, Spionen und Zwischenträgern. Wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf, so behaupte ich, selbst der Napoleonische Polizeiminister Fouché hatte sein Departement nicht besser geregelt. Es konnte im städtischen Weichbild von Billeburg keine Stecknadel zur Erde fallen, ohne daß es der Senat der Alte-Weiber-Republik sofort erfahren hätte.

Dieser Senat überwachte die Tradition, die Aufrechterhaltung der geschilderten Griffe, Worte und Zeichen, der Sitten und Gebräuche, die nur dem Uneingeweihten lächerlich waren. Er vermittelte zwischen den „Stammkneipen“ und der „Kaffeegesellschaft“. Er war ein permanentes Heiraths-Bureau, das selbst ein Bisches Kuppelrei nicht gänzlich verschmähte. Er sammelte die Neuigkeiten, mit Inbegriff der Chronique scandaleuse; und wenn es keine gab, dann machte er welche. Er sorgte für Colorirung und Circulation dieser Stoffe. Er übte das Amt der römischen Censoren. Er fabrizirte guten und schlechten Ruf. Er gab Decorationen und erteilte Censuren, von der levis notae macula bis zur capitis diminutio maxima. Kurz, er war allmächtig und wehe Dem, der es mit ihm verdorben. Er wurde zerfleischt von den Gargylen.

Ich Unglücklicher hatte von alledem keine Ahnung. Zwar hatte mir Einer der an dem Obergericht recipirten Rechtsanwälte, welcher den langen Titel führte „Hof- und Appellations-Gerichts-Procurator“, dabei aber sehr kurz von Statur war, hinreichende Andeutungen gegeben. Allein da derselbe einen losen Mund hatte, so hatte ich darauf nicht genügend geachtet. Auch war er nicht beliebt in der „vornehmen Welt“, und man colportirte von ihm eine schauerhafte Geschichte. Als nämlich eine jener würdigen bejahrteren Damen ihm voll Enthusiasmus versicherte:

„Glauben Sie mir, es gibt nur ein Billeburg!“ soll er geantwortet haben:

„Ich glaube es Ihnen, und kann noch hinzufügen: Es ist ein Segen des Himmels, daß es nur eins gibt!“

Seitdem war er „des Verdachtes verdächtig“, und da ich viel und gern mit ihm umging, so fiel auch auf mich ein leiser Schatten.

Aber er schadete mir Anfangs nicht sehr viel. Denn man hatte alle meine Verhältnisse ermittelt. Man hatte festgestellt: Der Accessist Sackauer ist ein hoffnungsvoller junger Mann; er hat ein brillantes Examen gemacht, und — was noch mehr: er hat einen außerordentlich wohlhabenden Oheim, einen alten Junggesellen, der ihm wohl will; kurz: er ist eine „Partie“.

Zwar, fügte man achselzuckend hinzu, hat er keine „Bildung“; er kennt nicht die Sitten und Gebräuche der vornehmen Welt von Billeburg; er versteht sich nicht auf die Feinheiten unserer Sprache, und er zeigt bis jetzt wenig Geschick, das Alles zu lernen, ja er lächelt zuweilen darüber, — und das ist eigentlich geradezu empörend von so einem ungelesenen nordischen Bären, der doch von seinem Aufenthalt in einer solchen Stadt wie Billeburg gar keinen bessern Gebrauch machen könnte, als „Bildung“ zu lernen. Indeß, was nicht ist, kann noch werden. Wenn wir ihn nur erst einmal ordentlich gepackt haben, wird er den Reizen der Bildung nicht widerstehen. Und schließlich ist das doch die Hauptsache: die „Verhältnisse“ sind glänzend und er ist eine „Partie“.

Wir armen jungen Männer! Wir wurden von diesen würdigen Damen behandelt wie die Tscherkessinnen auf dem Sklavenmarkt. Man disponirte über uns, und es fehlte wenig, dann schrieb man uns vor, „wen wir par ordre de moukfi glücklich zu machen hätten“. Wir konnten mit einer ledigen Dame kaum drei Worte wechseln, ohne daß man uns sofort zu Bräutigams stempelte; und es ging so, wie es in dem schönen Gedicht heißt:

„Und hat ihr nur Einer in's Fragerl gesehn,
 „Dann glaubt sie, es wär' schon um's Kranzlerl gesehn;
 „Sie lächelt und nickert und wispert ganz laut,
 „Sie wär' mit dem Prinzen von Dingstirchen Braut“.

Es war vielleicht mit Hilfe solcher Illusionen, daß ich mich eine Zeit lang leidlich an Bord hielt.

Aber daß ich es beharrlich verschmähte, mich der „Billeburger Bildung“ zu assimiliren und mein „schlechtes Hamburgisch“ (so nannte man mein schriftmäßiges Hochdeutsch) mit dem eigenthümlichen Jargon der vornehmen Welt dieses hinterwälderischen Landstädtchens zu vertauschen, erregte eine unangenehme Sensation. Ich „ungebildeter“ Mensch merkte leider nichts von diesen Gefahren und war mir, wenn ich auf dem Casino-Ball pflichtschuldigst mit einer schönen Billeburgerin eine Quadrille abschwentke, durchaus nicht bewußt, „auf einem Vulkan zu tanzen“. Ich sah noch den Himmel voll Geigen.

IV. Mißliebig.

Aber es sollte anders kommen, und das Schicksal schreitet schnell. Der erste Anlaß zu der schrecklichen Peripetie war folgender:

Wir hatten eines schönen Sonntags eine Leiterwagen-Partie unternommen nach einem benachbarten Dorfe, welches in der Mitte zwischen Billeburg und Hebron lag. Das Unglück wollte, daß die Honoratioren von Hebron sich dasselbe Dorf zum Ziel gewählt hatten, und daß in diesem Dorfe nur ein einziger Saal war.

Das Wetter wurde schlecht und beide Gesellschaften mußten sich in den Saal zurückziehen. Nun herrschte aber zwischen beiden Landstädtchen ein unverjöhnlicher Haß. In Billeburg waren die Honoratioren mehr aristokratisch, in Hebron mehr demokratisch gesinnt. Billeburg, vormalß der Sitz eines

Hofes und dann einer gewissen Anzahl von Behörden, war eine Beamtenstadt; Hebron, in Ermangelung solcher Stützen, hatte sich auf seine eigenen Beine gestellt und blühte durch Handel und Gewerbe. Dieser Unterschied und die Nachbarschaft waren Grund genug, einander bis auf das Blut zu hassen. „Pilleburger Tellerleder“ und „Hebronsche Gottentotten“, das waren die Titel, womit man sich gegenseitig beehrte. Ich als Fremdling, der nicht einmal allen Feinheiten des Volks-Dialekts und der „gebildeten“ Sprache von Pilleburg zu folgen vermochte, war über diese tödtliche Feindschaft ungenügend unterrichtet. Ich hätte freilich das Alles leicht merken können. Denn in dem nicht allzu großen Saale schieden sich die Pilleburger und die Hebronschen, wie Del und Wasser. Sie tanzten zwar nach den entseßlichen Klängen eines und desselben lebensmüden Spinetts, welches „der Flügel“ genannt ward, oder auch, nämlich von den gewissenhafteren Mitgliedern, welche dieser Schwierigkeit aus dem Wege gehen wollten, „das Instrument“ schlecht weg. Aber die Pilleburger tanzten in der nordwestlichen Ecke und die Hebronschen in der südöstlichen; und daß ein Pilleburger Wesen mit einem Hebron'schen tanzte, oder umgekehrt, war absolut unmöglich, obgleich doch ohne Zweifel Beide als Geschöpfe Gottes anzusehen waren.

Mein Unstern hatte es gefügt, daß ich schon früher einen reichen Hebron'schen Brauer, der ein allgemein geachteter Mann war und verschiedene Ehrenämter bekleidete, kennen gelernt hatte. Er war auch auf der Landpartie, und zwar mit Frau und Tochter, und die letztere war schön. Ich hielt es für eine Pflicht der Höflichkeit, ihn zu begrüßen, und da er mich seiner Frau und Tochter vorstellte, so unterhielt ich mich eine Zeit lang mit denselben, so weit es mir meine mangelhaften Sprachkenntnisse erlaubten.

Als ich nun wieder von diesem, nach Zeit und Entfernung sehr geringfügigen Abstecher in das Pilleburger Lager zurückkehrte, wandten mir die jungen Damen mit spöttischem Nicken den Rücken; die älteren Damen warfen mir wüthende Blicke zu; die jungen Herrn, welche natürlich beflissen waren, sich den Beifall der Damen zu erringen, folgten deren Beispiel — und zwar Einige dem der Alten und einige dem der Jungen —; nur die alten Herrn verhielten sich neutral, sie hatten sich wie gewöhnlich in ein einsames Cabinet zurückgezogen, wo sie Karten spielten, viel Tabak aus mächtig langen Pfeifen rauchten, und daneben noch viel mehr und noch viel mächtigeren sauern Wein tranken aus hohen und spizen Flaschen, welche mir kleine Modelle zum baby-lonischen Thurm zu sein schienen.

Troß meiner nordischen Naivität und Unkunde merkte ich doch, daß Etwas gegen mich los war. Ich nahm also meinen aufrichtigen Freund, den oben bereits erwähnten „Hof- und Appellations-Gerichts-Procurator“ (man hatte hier Titel von entseßlicher Länge!), zur Seite, gab ihm eine meiner besten Hamburger Cigarren und fragte ihn nach den Ursachen der allgemeinen Entrüstung.

— „Kann ich Ihnen hier, unter dieser Kreuzfeuer des schweren Geschüßes“

(so nannte der Bfemicht die auf beiden Seiten der nordwestlichen Ecke concentrirten Mütter und Damen), „unmöglich expliciren. Kommen Sie mit hinunter in die Laube, das Gewitter hat aufgehört: dort ist die Luft besser als hier in dieser ‚gebüldeten‘ Schwüle“.

Wir gingen also hinunter; und dort setzte mir der kurze Mann mit dem langen Titel auseinander, wie sich die Billeburger und die Hebron'schen mehr haßten, als zwei feindliche Indianerstämme, und wie ich mich durch das Hinübertreten in die südöstliche Ecke mit einem schweren Makel bei den Leuten im Nordwesten befleckt habe.

„Sie hätten“, sagte er, „nur einmal die Stimmen der Völker hören sollen“. „Schrecklich, entsetzlich, haarsträubend!“ rief die Frau Director Affenbach, „seht nur diesen Menschen, geht er da mir nichts, dir nichts zu den Hebron'schen Hottentotten über, indem er den vornehmsten Familien Billeburg's den Rücken wendet. Seht nur, wie er sich zwischen diese gemeinen Leute setzt, auf der einen Seite die Brauer'sfrau, die vor plebejischer Gesundheit stolz, auf der andern Seite deren rothhaarige Tochter mit ihren unerschäm't purpurfarbigen Backen und den grellen grasgrünen Augen. Am Ende tanzt er auch noch mit ihnen. Pfiu der Schande! Ein solcher Mensch, dem die vornehmsten Familien ihr Haus geöffnet haben und der mit den gebüldetsten Damen tanzen könnte. Er stammt offenbar von ganz gewöhnlichen Leuten ab, sonst müßte er wissen, daß man sich nicht mit gemeinen Menschen abgiebt, wenn auf der andern Seite die Frau Präsident, die Frau Director, die Frau Geheime-Oberforst-Räthin (das Register der Großwürdentragerrinnen Billeburg's war zu lang, als daß es sich vollständig wiedergeben ließe) sitzen und nicht abgeneigt sind, sich mit ihm zu unterhalten. Wir können nicht strenge genug sein in Bestrafung dieses Fehltritts. Wir müssen diesem ungehobelten Ausländer den nöthigen Takt beibringen, wir müssen diesem nordischen Eisbären, diesem massiven Menschen zeigen, was Bildung ist“. „Nur?“ sagte der Procurator, „was soll ich Ihnen das ganze Gewäsch der komischen Alten referiren. Der Vortrag derselben endete damit, daß sie sich den Assessor Dunst heranwinkten und demselben ihre Befehle ertheilten. Dieser gab dienstwillig die Parole weiter. Was der Inhalt der Befehle war, und wie sie vollstreckt worden, das, glaub' ich, konnten Sie aus dem Benehmen der edlen Ehebaner entnehmen“.

„Aber was soll ich bei dieser Sachlage machen?“

„Nichts“, meinte der Procurator, „das Beste ist, für heute dem Zorn dieser seltsamen Götter aus dem Wege zu gehen. Denn der Zorn dauert nicht ewig. Tanzen können Sie ohnedies nicht; denn jede Dame läßt Sie abfahren; sie fürchten alle den Zorn der Frau Director, die über ein Duzend Tänzer verfügt, welche letztere im Falle des Ungehorsams, d. h. wenn eine Dame es wagte, gegen hohe Directorialordonnanz mit Ihnen zu tanzen, dieselbe sitzen, oder wie man hier sagt: „schimmeln“ lassen würden. Bleiben wir ein Stündchen hier unten. Die Leute da droben haben ein kurzeß

Gedächtniß, und später vermögen die jungen Herren Ihren Cigarren und Ihrem Wein nicht mehr zu widerstehen. Auch hat sich bis dahin in dem sorgfältig geschlossenen Saale so viel Tabakdampf angehäuft, daß die Directorialbefehle nicht mehr recht vermögen, diesen Rebel zu durchbrechen.

Ich folgte dem Rath und fand, daß er gut war. Wir fuhrten spät in der Nacht auf dem Leiterwagen nach Haus. Es wurde beschlossen, im „Hirsch“ überzukneipen. Wir, der Procurator und ich und Consorten, gingen direct hin. Die Anderen brachten zuerst die Damen nach Haus, dann erschienen sie ebenfalls mit einem durch diesen Rittersdienst gesteigerten Durste.

Es wurde scharf getrunken. Um oder nach Mitternacht hörten wir aus der finsternen Einfahrt des Gasthauses einen jämmerlichen Hilferuf erschallen. Wir eilten mit Lichtern hinunter. Der Anblick, der sich uns bot, war wirklich ergößlich. Der kleine Accessist Schredel war, im Widerspruch mit der Behauptung, daß der Mensch in seinem dunkeln Drange sich stets des rechten Weges bewußt sei, in die leere Scheerenbeichel eines Einspanners, welcher in der Einfahrt stand, gerathen und konnte den Rückweg nicht finden. Er mochte sich nach Vorn, nach Rechts oder nach Links wenden, überall stieß er auf Hindernisse. An Umkehr oder Zurückweichen dachte der Tapjere in seinem Rausch nicht. Nachdem er sich so eine halbe Stunde lang abgemüht hatte, war plötzlich eine heillose Angst über ihn gekommen, und deshalb hatte er so jämmerlich geschrien. Wir erlösten ihn aus der drangvoll fürchterlichen Enge der Beichel und schleppten ihn im Triumph in den Saal zurück, wo er wieder mittrinken mußte, zur Strafe für den Versuch, sich heimlich fortzuschleichen, — eine Absicht, die übrigens vollkommen gerechtfertigt war, denn das kleine Schredelchen hatte schon mehr als genug. Allein die Geschehnisse sollten sich erfüllen.

Der Assessor Dunst war auch in der Gesellschaft. Er war der wahre Musterbeamte nach damaligen Begriffen. Entweder war er mit einem krummen Rücken zur Welt gekommen oder er hatte sich einen solchen künstlich angeeignet. Ich habe ihn niemals in aufrechter Stellung gesehen. Wenn er vor seinem „hohen Chef“ stand, sah er aus wie ein Fragezeichen oder wie eine Brezel. Einen eignen Gedanken hatte er niemals gehabt, dagegen war er nicht ungeschickt, Anderen als Werkzeug zu dienen. Er sprach natürlich ebenfalls messing'schen Dialekt, allein derselbe nahm sich bei ihm doppelt komisch aus, weil er immer außerordentlich zart und gewählt sprechen wollte. Mir ist heute noch im Gedächtniß, wie er einst sagte: „Da nippen ja wieder die Frauenzimmerchen mit ihren Mündelchen an den Gläserchen, wie die Vögeln mit ihren Schnäbelchen in den Wädelchen“. Er schlug auch die Guitare und sang Polenlieder dazu, welche damals in diesem entlegenen Erdwinkel noch stark Mode waren. Kurz, er war der Inbegriff aller Vollkommenheiten nach dortiger Weltanschauung, und vor allem der Liebling aller älteren Damen. Die Frau Director Assenbach, die Seele der geheimen Nationalregierung der älteren Damen, hatte prophezeit, Dunst werde unzweifel-

haft noch einmal „Dirigirender Haus- und Staatsminister Seiner Hoheit“. Eingetroffen ist diese Prophezeihung freilich nicht; aber wahrscheinlich nur deshalb nicht, weil schon 1866 Seine Hoheit veranlaßt wurde, das fernere Regieren einzustellen, und sonach eines Ministers nicht mehr bedurfte.

Dunst hatte auf Befehl der gedachten Frau Director Affenbach die Verschwörung gegen mich geleitet. Auch bei der nächtlichen Kneiperei ließ er verschiedene Stichel- und Stachel-Reden los. Namentlich sprach er allerlei von Brauern und Brauerstöchtern, bis endlich der kurze Procurator zu ihm sagte, Bierbrauen sei ein der Menschheit geleisteter Dienst; es könnten aber auch nicht Alle Beamte sein, und selbst ein vornehmer Beamter müßte es sich gefallen lassen, von einem Kornwucherer abzustammen. Diese Hindeutung auf den Vater des Herrn Dunst erregte Sensation. Kein Mensch in Billeburg hätte so was zu sagen gewagt, außer dem kurzen Procurator.

Zwischen einigen anderen Jünglingen schwebten andere Differenzen, namentlich auch Eifersüchteleien; letztere hatten auf der Landpartie neue Nahrung erhalten. Kurz, das „Liebesmahl“ glich mehr einem Krieg Aller gegen Alle, und vergeblich suchte man diese Flammen zunächst durch Aufguß ungeheurer Massen Weines zu löschen. Dann ging man zu Punsch über, — und zuletzt gar zu Punschessenz, die man pur trank. Der Zustand der sich daraus entwickelte, war fürchterlich, und noch fürchterlicher der andere Morgen.

Das Merkwürdigste aber war: Assessor Dunst war spurlos verschwunden. Er hatte den Trinksaal verlassen, ohne sich zu verabschieden. Seitdem hatte ihn Niemand mehr gesehen. Auf dem Gericht hieß es, er sei beurlaubt, und in seiner Wohnung, er sei verreist in Familien-Angelegenheiten.

Allein es sollte bald fürchterlich tagen. Es stellte sich nämlich heraus, daß der „junge Löwe“ von Billeburg ein falsches Gebiß trug und es in jener Nacht, in einer unter dem Einfluß von Wein, Punsch und Punsch-Essenz entstandenen Katastrophe, eingebüßt hatte. Da er der Welt seine Blöße nicht zeigen wollte, in Billeburg aber ein Ersatz nicht zu finden war, so hatte er sich morgens in den Eilwagen gesetzt und war nach Frankfurt a/M. gefahren, von wo er nach fünf Tagen zurückkehrte, die neuen Zähne auf das Freundlichste fletschend. Leider beging er die Unklugheit, an dem nicht ganz appetitlichen Orte, wo, wie er glaubte, sein Gebiß in den Orcus hinuntergegangen, Nachforschungen anstellen zu lassen, und dadurch wurde die Sache denn ruckbar. Die Sensation war groß, die Wirkung verhängnißvoll, besonders für mich, der ich doch so unschuldig war wie ein neugeborenes Knäblein.

Ich war an allem schuld. So war es im Rathe der Alten unter dem Voritze der Frau Director Affenbach beschlossen.

Ich, der „ungebildete“ Ausländer, der es beharrlich verschnähte, sich der „vornehmen Welt“ von Billeburg in Haltung und Sprache, in Sitten

und Gebräuchen zu assimiliren, hatte an jenem verhängnißvollen Sonntag schon auf der Landpartie schweren Anstoß erregt. Durch meinen Verkehr mit den „Hebron'schen Hottentotten“, mit dem „gemeinen Bürgerpaß“ hatte ich der besagten „vornehmen Welt“ schweres Aergerniß gegeben; und dann, als man mich dies fühlen ließ, hatte ich, anstatt mich zu bessern, anstatt meinen Fehler wieder gut zu machen dadurch, daß ich bei der Frau Director Abbitte that und desto rühriger mit ihren zahlreichen Nichten und sonstigen Verwandten tanzte, mich schmolend aus der „guten“ Gesellschaft zurückgezogen, und zwar mit jenem kurzen Mann mit dem langen Titel, welcher wegen seiner keckerischen Ansichten und seiner Sarkasmen bei jenen Damen so verhaßt war. Nachdem ich also bei der Landpartie ein so unwürdiges und anstößiges Verfahren eingehalten, hatte ich in der Nacht die jungen Herren, meistens „gebildete“ Neffen und Schüßlinge der allmächtigen Frau Director Affenbach, zu einem schrecklichen Saufgelage verführt. Ich sollte es gewesen sein, der den kleinen Schredel, ebenfalls ein Neffe der Frau Director, in die Scheerendickel verwickelt und dann dem öffentlichen Gelächter preisgegeben hatte. Ich sollte, in Gemeinschaft mit dem kurzen Ungeheuer den „gebildeten“ Assessor den „Sohn eines Wucherers“ genannt, ihm dann eine ganze Flasche Punsch-Essenz auf einmal vorgetrunken und ihn schließlich so lange gereizt und gequält haben, bis er nachtrank und in Folge dessen nicht nur seine Sinne, sondern auch sein Gebiß verlor, während ich, — der Ausländer, der Mann aus dem Norden, „wo man ja bekanntlich gewöhnt ist, den Schnaps wie Wasser zu saufen“, — unverehrt und höhnlachend von dannen schritt. Man erkannte mich schuldig und sprach mir alle „Wüldung“ ab.

Ich erhielt auf verschiedenen indirecten Wegen Nachricht von dem gegen mich ergangenen Wahrspruch des weiblichen Behm-Gerichts. Ich lachte darüber; — aber ich hatte Unrecht zu lachen. Die Sache war ernsthaft. Ich hatte gegen die Regel verstoßen, daß man mit den Wölfen heulen muß.

Ich armer, dummer, naiver Junge aus dem „barbarischen“ Norden, ich kannte noch nicht die Macht des süddeutschen Harems, von welchem Heinrich Heine, der ihn nur zu gut kannte, singt:

„Alte Weiber — viele Flöhe,
Viele Flöhe — vieles Jucken.
Thun sie heimlich Dir ein Wehe,
Darfst Du dennoch Dich nicht mucken“.

Ich Dummkopf glaubte, „mich mußen“ zu können. Natürlich bekam mir das herzlich schlecht. Jeder Versuch der Abwehr wurde durch ein hundertfaches Echo übertönt und erstickt. Jede unschuldige Aeußerung wurde in ihr Gegentheil verkehrt und verkehert. Mein Gebahren, das in der ganzen übrigen Welt, soweit ich sie kannte, keinen Anstoß erregt hatte, galt hier für ungebildet, weil es allerdings mit dem der hier dominirenden älteren Damen nicht stimmte. Endlich hatte ich bei einem Bekannten geäußert, daß ich mich nicht zu verheirathen gedente, weil ich bis jetzt noch keinen klaren Blick in

die Zukunft habe und meinen Weg noch nicht sehe, weshalb ich mich nicht binden und nicht Verpflichtungen übernehmen könne, deren Erfüllung mir vielleicht unmöglich werde. Der falsche Freund hatte nichts Besseres zu thun gewußt, als meine Aeußerung in dem Städtchen zu colportiren, wo sie bei den Damen einen argen Anstoß erregte. Ich hielt zwar meine Entschliesung für sehr vernünftig. War ich doch ohne Vermögen, und lebte ich von der Gnade meines guten Oheims; denn der nassauische Staat fühlte sich nicht verpflichtet, die geringen Dienste, die ich ihm leistete, zu bezahlen; auch wußte ich nicht, ob ich in diesem Musterstaate, den mein Oheim für mich adoptirt hatte, jemals Wurzel schlagen, oder ob ich meinen Wanderstab weiter setzen werde. Allein man schien für solche Gründe nicht zugänglich zu sein, sondern fand meine Aeußerung geradezu empörend, wobei ich jedoch allen Grund habe, zu vermuthen, daß meine Feinde und Feindinnen meine vollkommen harmlosen Worte verunstaltet und ihnen Zusätze gegeben hatten, welche auf eine Geringschätzung der Pilleburger Mädchenwelt hinausliefen, — eine Geringschätzung, die mir vollkommen fremd war. Ich kann im Gegentheil versichern, daß die Zurückhaltung, welche mir die Selbstachtung aufzwang, — die Isolirung welche ich mir freiwillig auferlegte, um mich Kränkungen und Unverschämtheiten zu entziehen, — für mich ein großes Opfer war. Denn in meinem, damaligen Alter kann man die Geselligkeit so leicht nicht entbehren. Gleichwohl verzichtete ich darauf, weil ich nicht die bekannte Rolle der Gule unter den Singvögeln spielen wollte. Auch meine Collegien an dem Gerichtshof gaben mir deutlich zu verstehen, daß sie in mir den Ausländer, den Eindringling, den Bönhafen sahen, indem sie versicherten, daß nassauische Recht könne nur von einem Eingeborenen begriffen werden (meine Examen-Antwort in Betreff der nassauischen Feuropolizei-Ordnung vom 22. November 1826 wurde von ihnen weidlich geritten), und indem sie behaupteten, so lange nicht Hamburg nassauische Candidaten importire, sei es ein himmelschreiendes Unrecht, wenn ein Hamburger in Nassau Anstellung fände. Dabei waren indessen die jungen Herren im Uebrigen außerordentlich liberal; auch schwärmten sie, daß versteht sich — für die deutsche Einheit.

Meine Mußestunden brachte ich im Sommer im Wald und im Winter auf dem Eise zu. Auch blieb ich Abends in der Regel zu Hause; und hier lernte ich einen Schatz kennen, von welchem ich in den nachfolgenden Capiteln erzählen werde.

V. Herr Schmidt und Madame Schmidt.

Zu Pilleburg nahm ich Quartier bei einem Herrn Schmidt, welcher sich als Schneider in Paris ein ansehnliches Vermögen erworben hatte und dann nach seiner deutschen Vaterstadt zurückgekehrt war. Das Haus, sein Eigenthum, hatte zwei Stockwerke. Es war schmal, hoch und von oben bis unten mit Schiefer gepflastert. Ein solcher Panzer der äußeren Wände ist der auf und hinter dem Westerwald herrschenden Kälte wegen sehr zweckmäßig. Die

Bauern ziehen Stroh vor, aber die Städter behaupten, in dem Stroh niſte Ungeziefer und nehmen deſſhalb Schiefer. Auf dem hohen Weſterwald geht bei den Bauernhäuſern das ſchiefe Strohdach auf der Wetterſeite biſ auf die Erde, und wenn im Winter der Schnee den Raum zwiſchen dem Dach und dem Boden zugedeckt und angefüllt hat, dann kann eſ einem Reiter, der ſich in dem Wirbeln und Jagen deſ Schnees verirrt hat und vom Wege abgetommen, paſſiren, daß er, über die Schneeaufhäufung hinreitend, ſich plötzlich auf der Dachſpitze eineſ Bauernhauſeſ befindet.

So ſchlimm war eſ aber mit dem Schmidt'ſchen Hauſe in Billeburg nicht. Eſ war vielmehr im Innern recht wohnlich. Die Schmidt'ſchen Eheleute, welche keine Kinder hatten und von ihren Zinſen lebten, hatten nichts andereſ zu thun, alſ die Ordnung und Reinlichkeit im Hauſ aufrecht zu erhalten; und daſ thaten ſie mit muſtergiltigem Eifer. Sie ſelbſt hatten im Erdgeſchoß Küche, Stube und Kammer. Eine Treppe hoch wohnte der katholiſche Pfarrer Franz Kaver Müller, und zwei Treppen hoch ich. Der Pfarrer und ich hatten Jeder auch nur ein Zimmer und eine Schlafſtube. Die dritte Stube oder Kammer in den beiden Stockwerken hatten die Eheleute Schmidt für ſich reſervirt. Sie verwahrten darin ihre franzöſiſchen Karitäten. Zuweilen wohnte auch Beſuch in denſelben.

Die Schmidts waren ſehr brave Leute und vertrugen ſich gut ſowohl mit ihren Miethern, alſ auch unter einander. Leſtereſ war um ſo auffallender, alſ ſie gar nicht zu einander paſten. Der Mann war damals ſchon nahe an ſechzig, trug einen langen grauen Bart und nur graue Kleider und zeigte in der Regel ein ruhigeſ, ernſteſ und würdevolleſ Benehmen. Er ſprach, waſ hier zu Lande eine ſehr große Seltenheit, ein richtigeſ Schriftdeutſch und daneben ein ebenſo guteſ Franzöſiſch; auch mengte er nie franzöſiſche Worte in'ſ Deutſche, oder umgekehrt. Von den Franzoſen hielt er nicht mehr viel. Er geſtand ihnen nur Liebendwürdigkeit und Sparſamkeit zu, waſ in ſeinen Augen nicht viel war, behauptete aber im Uebrigen, ſie ſeien heut zu Tag doch eigentlich eingebildet, engherzig und leichtſinnig, ruhredig und kleinlich zugleich. Scherzweiſe pflegte er jedoch hinzuzufügen, ſchlimmer aber, d. h. noch weit eingebildeter, leichtſinniger und ruhrediger alſ die Franzoſen ſeien die Billeburger, und wieder unter allen Billeburgern am ſchlimmſten, ſei ſeine eigene Frau, welche er in dieſem Zuſammenhange „Madame Schmidt“ zu nennen pflegte. Er hatte ſeine ganz beſtimmten Idioſynkraſien, von welchen ihn kein Menſch abbringen konnte. So haſte er z. B. die Stege oder Strippen an den Beinkleidern, welche damals Mode waren. Er behauptete, dieſe Vorrichtung, welche keinen andern Zweck habe, alſ die Beinkleider zu ſpannen und dadurch daſ Tuch früher zum Reißen zu bringen, ſei ſo verwerflich, daß ein Mann, welcher ſich ihrer bediene, alſ ein erklärter Verſchwender und alſ deſ Crediten unwürdig zu betrachten ſei. In der That verweigerte er Jedem, der bei ihm borgen wollte, den Credit, wenn derſelbe Strippen an den Füßen hatte. „Ich alſ Schneider muß daſ verſtehen“,

pflegte er in solchen Fällen scherzend zu sagen. Wenn er sich dieser Redensart bediente, pflegte „Madame Schmidt“ eine mißbilligende Bewegung mit ihrem Kopfe zu veranstalten, welche die Spitzen und Bänder ihrer Haube rauschen machte und einen gelinden Grad von Ver zweiflung ausdrückte. Denn sie hielt den „Schneider“ für einen überwundenen Standpunkt und war der Meinung, es sei am Besten, die Todten ruhen zu lassen. Sie vergaß gerne das Vergängliche: „Nadel und Scheere“, und hielt sich desto lieber an das Dauernde im Wechsel, nämlich an das schöne Vermögen, das jene untergeordneten Werkzeuge eingebracht hatten. Sie bestand mit der ihr eigenthümlichen Lebhaftigkeit und Hartnäckigkeit darauf, daß sie die „Kontière“ Schmidt oder wenigstens die „Madame“ Schmidt sei, und wir, ihre Miether, thaten ihr darin gern ihren Willen. Wenn „Ungebildete“ ihren Mann den „Franzosen-Schmidt“ nannten, dann hatte sie im Grunde auch nichts dagegen, aber von „Schneider Schmidt“ wollte sie absolut nichts hören.

„Denn“, sagte sie, „mein Mann ist in Paris nicht Schneider, sondern „Marchand-tailleur“ gewesen, und auch das hat er aufgegeben. Wir treiben's nicht mehr, und wozu also der Name?“

Im Gegensatz zu ihrem Manne hatte Madame Schmidt das Deutsche fast ganz vergessen und das Französische kaum halb gelernt. Sie mengte beide Sprachen wirr durcheinander, so daß man im Anfang Mühe hatte, dies seltsame Gemaischel zu verstehen. Sie verehrte Frankreich abgöttisch und verachtete Deutschland. Oder vielmehr, sie wußte nichts von Deutschland, sondern nur von Nassau, dessen Landesvater sie achselzuckend „ce pauvre petit grand-duc“ nannte. Frankreich sagte sie, sei von Natur reich, denn es „récolt“ jährlich dreimal; dazu komme nun aber noch die hohe Entfaltung von Geschmack und von „luxe“ (Luzus); nur der „luxe“ sei im Stande, eine Nation reich und derselben alle übrigen Völkern der Erde tributpflichtig zu machen, deßhalb dominire denn Frankreich. Deutschland habe jährlich nur eine Ernte, und noch dazu eine schlechte; „luxe“ aber besitze es gar nicht. Das sei sein Unglück. Sie war auch außerordentlich bewandert in der Politik, natürlich nur in der französischen. Sie schwärmte damals für Louis Philippe und für die Geschicklichkeit, mit welcher derselbe die „spanischen Mariagen“ zu Stande gebracht habe. Von diesen „Mariagen“ versprach sie sich die Befestigung des Uebergewichts Frankreichs über Europa. Hätte sie gewußt, welche unheilvollen Folgen dieses Werk gewissenloser Intriguen haben werde, und wie dasselbe, verbunden mit der Hartnäckigkeit Guizot's und dem Leichtsinne Thiers', ihrem Lieblinge Louis Philippe die Krone kosten werde, sie hätte damals, 1847, nicht so lustig darüber geplaudert, wenn sie den Pastor Müller oder mich, als wir an ihrem Zimmer vorbeigingen, hereinbat und uns ein Glas feinen Chateau d'Yquem, wie sie sagte „offerirte“.

Die Katastrophe von 1848 brach ihr den Muth; sie ist seitdem nie wieder recht lustig geworden. Die Franzosen waren ihr Idol und sie verlor,

num den Glauben an dieselben. Die Verjagung ihres geliebten Louis Philippe welchem nicht einmal die „spanischen Mariagen“ etwas zu helfen vermochten, — das müßte und rauhe republikanische Treiben, — die socialistischen Secten — und vor Allem das Verschwinden des Luxus aus der vormals so glänzenden „Hauptstadt des Universums“, — Alles das waren ihr wahrhaft unbegreifliche Dinge, „On a tué le luxe; sie haben umgebracht der „Luxe“; man wird sehen, was man hat gemacht; man wird bereuen, wenn es ist trop tard“ sagte sie händeringend, indem sie das Haupt schüttelte, daß die „Dormeuse“ (so nannte sie ihre Morgenhaube) wahrhaft schauerliche Bewegungen machte.

Herr Schmidt, im Gegensatz zu seiner Gemahlin, war der Meinung, daß es mit Frankreich schon lange etwas bergab gehe. Sein Ideal war Napoleon I. Obgleich von Haus aus Schneider und Pilleburger, hatte er sich zu jener Zeit, 1806 bis 1813, als Pilleburg zum Großherzogthum Berg gehörte und die Hauptstadt des Sieg-Departements war, der Politik und Administration gewidmet, das heißt: er war Schreiber und Factotum des Präfecten Schmitz geworden, und obgleich er die Franzosen nicht liebte und die Fremdherrschaft als solche haßte, so war er doch beharrlich der Meinung, daß diese Territorien niemals glücklichere Tage erlebt hätten, als zur Zeit des Großherzogthums Berg und des Großherzogs Joachim I, unter welchem Namen sich der Cavallerie-General Murat, Gemahl der schönen Prinzess Caroline und Schwager Napoleon's des Ersten, verbarg. Schmidt versicherte, ein scheußlicheres und niederträchtigeres Regiment gebe es nicht als das, welches der holländisch gesinnte Freiherr Hans von Gagern, als Vertreter der Centralverwaltung der hohen Ämtern, nach Niederwerfung des Großherzogthums Berg hiezulande geführt habe; der Beamten-Uebermuth und die Knechtung von Bürger und Bauer, welche durch ihn inaugurirt worden sei, habe nicht seines Gleichen; dies habe auch ihn, Schmidt, bewogen, seine so ruhmreich begonnene staatsmännische Carriere aufzugeben und im Gefolge des Pilleburger Präfectur-Rathes Dubois nach Paris auszuwandern; dort habe er, nachdem andere Versuche, sich eine Existenz zu gründen, mißlungen, sich seinem ursprünglichen Berufe, dem Schneider-Handwerk, zurückgegeben, und dies sei ihm zum Heil ausgefallen. Es giebt nichts Interessanteres als die Erzählungen des Franzosen-Schmidt aus den Zeiten des Herzogthums Berg und aus der Krisis von Anno dreizehn. Ich werde, soweit mein Gedächtniß mich nicht im Stich läßt, dieselben meinen Aufzeichnungen einverleiben. Vielleicht sind sie bestimmt, den interessantesten Theil meiner „Pilleburger Chronik“ zu bilden. Jedenfalls werden meine persönlichen Erlebnisse im Verhältniß dazu sehr stark in den Hintergrund treten.

Vielleicht war das der einzige Punkt, in welchem Herr Schmidt und „Madame“ Schmidt mit einander ohne Vorbehalt übereinstimmten, daß sie von dem „Prince d'Orange“ und dem „petit grand-duc de Nassau“, welchen Pilleburg vor und nach Großherzoglich Bergischen Zeiten gehörte, nicht allzu viel hielten. Herr Schmidt war Napoleonist, Frau Schmidt Orleanistin. Im

Uebrigen waren sie ehrliche Deutsche, aber „Madame“ spielte die Französin, weil ihr dies „vornehmer“ dünkte.

Gewiß findet es Mancher sonderbar, daß dieses Ehepaar Schmidt, welches weder übertrieben geistreich noch berühmt ist, in meinen Aufzeichnungen eine große Rolle spielt. Aber, was wollt Ihr? Ueber die großen Leute schreibt Jeder; man muß daher, um „neu und eigenthümlich“ zu sein, sich den kleinen Existenzen widmen, welche, wenn man sie richtig auffaßt, sehr wohl geeignet sind, die Weltgeschichte zu illustriren, und zwar von einer Seite, von welcher sie noch sehr wenig gekannt ist.

Herr Schmidt hatte sich auch in der Fremde seinen deutschen Handwerks-Stolz bewahrt. Als Schneider hatte er Erfolge aufzuweisen, mit welchen seine anscheinend stolzere Laufbahn als „Staatsmann“, das heißt als Präfectur-Schreiber, durchaus nicht gekrönt war. Deshalb betonte er mit Nachdruck den Schneider, während „Madame“ mehr dem Schreiber geneigt war, von welchem Schmidt nur zuweilen in der Dämmerstunde vertraulich erzählte.

Es gab in ganz Pilleburg nur einen einzigen Menschen, welchen Schmidt haßte. Aber diesen haßte er aus dem tiefsten und aufrichtigsten Grunde seiner ehrlichen Seele. Es war der Schneider Schlauderaff. Handwerksneid war dabei durchaus nicht im Spiele. Denn Schmidt war Schneider außer Dienst und Schlauderaff war activer Schneider, und zwar der modische Schneider des Städtchens. Er machte die Röcke, Westen und Beinkleider für die „Honoratioren“. Es ist wahr: Keines dieser Kleidungsstücke pflegte richtig zu sitzen, aber dafür entfaltete der Urheber dieser mißrathenen Kunstwerke, wenn er sie seinen Kunden überreichte, einen Grad von Beredsamkeit, welchem Niemand zu widerstehen vermochte. Schmidt dagegen, als er noch praktizirte, arbeitete gut und sprach wenig. Hingegen versicherte Schlauderaff, er stamme aus der Familie Suwaroff. In Folge einer „jener entsetzlichen Hofcabalen“ sagte er, welche in Rußland nicht selten seien, habe man seinen Vater in frühesten Jugend nach Deutschland deportirt und ihn dort einem Schneider zur Erziehung übergeben; man habe ihm den Namen Slubaroff gegeben, den jedoch sein „ungebildeter“ Lehrherr in „Schlauderaff“ umgewandelt habe; in Folge dessen sei er, der Sprosse eines vornehmen Geschlechts, der Träger eines berühmten Namens, der Erbe glorreicher Traditionen, dazu verdammt, einen lächerlichen Namen zu tragen und ein niedriges Handwerk zu üben; — aber die Zeit werde kommen, da werde er sich wie ein Phönix aus der Asche erheben und seine angestammten Rechte reclamiren.

Diese Redensarten imponirten gar Manchem, nur nicht dem ehrlichen Schmidt. Dieser, als ein ächter vornehmer Pariser Schneider außer Dienst, konnte den activen Pilleburger Schneider, der vornehm sein wollte, ohne es zu sein, und sein Metier verachtete, ohne es zu verstehen, in der Seele nicht leiden.

Damals, 1847, war das Charaden-Machen Mode, wie heute die Rebus. Schmidt, ein feiner und sarkastischer Kopf, dichtete ein Sylben-Räthsel auf Schlauderaff, welches lautete wie folgt:

„Eins ist 'ne gute Eigenschaft;
 Doch Zwei will wenig sagen;
 Drei steht in unsrer Nachbarschaft,
 Doch will's uns schlecht behagen.
 Das Ganze bläht und schmiegt sich sehr,
 Doch ist damit nicht viel der Mär.

* * *

Jetzt rathe, was das Ganze sei,
 Doch nimm Dich wohl in Acht dabei!
 Denn Eins-Zwei-Drei,
 Boll Schelmerci,
 Ist Zwei und Drei
 Und Eins dabei“.

Der Schluß, wonach 1 2 3 (Schlauderaff) 2 und 3 (der Aff') und 1 (schlau) dabei sein sollte, verdient allerdings einige Mißbilligung; denn er war nicht recht collegialisch.

Deshalb war es schlimm, daß eifrige Bewunderer des satirischen Schneiders Schmidt und böse Neider des heroischen Schneiders Schlauderaff mit einander wetteiferten, die Charade zu verbreiten und zu commentiren. Daraus erwuchs eine Erbitterung, die im Revolutionsjahr achtundvierzig in Billeburg eine schreckliche Katastrophe herbeiführen sollte, in welche auch ich, obgleich völlig unschuldig, mit verwickelt zu werden das Unglück hatte.

Doch davon später. Jetzt will ich noch ein paar Worte über meinen Hausgenossen, den katholischen Pastor Franz Xaver Müller, beifügen.

VI. Pastor Müller.

Billeburg war wie erwähnt, von Haus aus Nassau-Oranisch. Die Prinzen von Oranien, welche in den Niederlanden die Begründer der religiösen und politischen Freiheit waren, geberdeten sich in ihrem deutschen Stammsitz ganz anders. Sie behandelten dieses Städtchen als ihren Privatbesitz, auf welchem Alles nach ihrem Willen gehen mußte; und da sie in den Niederlanden einen harten Kampfe wider Spanien und andere katholische Mächte zu kämpfen hatten, so revanchirten sie sich dadurch, daß sie in ihrem Stammlande den Katholicismus nicht aufkommen ließen. Den Katholiken wurde die öffentliche Ausübung ihrer confessionellen Gebräuche strengstens untersagt; auch konnte ein Katholik in dem oranischen Stammlande kein öffentliches Amt bekleiden; nicht einmal Flurschütz oder Nachtwächter konnte er werden. Dies änderte sich als Napoleon den Prinzen von Oranien in Holland und Deutschland depossedirte. Dies hatte seine Wirkung auch für Billeburg. Diese Stammsresidenz des Prinzen von Oranien wurde nun der Sitz eines Präfecten und die Hauptstadt des Sieg-Departements, welches zum Großherzogthum Berg gehörte. Am südlichen Ende des Städtchens hatte der Prinz einen zierlichen Garten mit wohlgepflegten Blumenbeeten und Rasenstücken und mit Hainbuchen, welche so künstlich zurechtgeschnitten waren, daß sie zum Theil schattige Gänge, von dichten grünen Wänden eingeschlossen, formirten, zum andern Theil aber

Vasen, Urnen und sonstige Decorationen, ja sogar Raubthiere, wie Löwen, Tiger und Adler, darstellten; dazwischen lagen zwei kleine Drangerie-Gebäude. Als nun auf Befehl Napoleon's des Ersten Seine kaiserlich königliche Hoheit der Großherzog Joachim I. von Berg, vulgo Murat, von Billeburg Besitz ergriff, wurde ungefähr gleichzeitig von der katholischen Confession der nassau-oranische Bann weggenommen und daneben das französische Tabaksmonopol eingeführt; und da man die fernere Verpflegung der Drangerie des Prince d'Orange für nicht mehr zeitgemäß hielt, so versügte man anderweitig über die beiden Gebäude, welche bisher dem genannten Zwecke gedient hatten, in der Art, daß man das eine zum großherzoglichen Tabaks-Depôt und das andere zur katholischen Kirche machte.

Als später Napoleon I. im Namen seines Neffen, des „Kindez von Holland“, die Regierung des Großherzogthums führte und in Düsseldorf erschien, um die Huldigung des Landes entgegenzunehmen, ließ er sich von den Vertretern der drei „zugelassenen Culte“ begrüßen. Rechts stand der katholische Stifts-Dechant, links der protestantische Superintendent und in der Mitte der Oberrabener; der letztere, ein würdiger Patriarch mit langem weißem wallendem Barte — sein Name war Scheuer, — führte das Wort. Die Rede, welche er hielt, war zwischen den „drei zugelassenen Confessionen“ mit Sorgfalt vereinbart. In derselben priesen sich die Confessionen glücklich, „endlich dem größten Helden so nahe zu sein, dem gekrönten Sieger, dem Geseßgeber von so vielen Millionen Menschen, dem Vater des Vaterlandes, dem Wiederhersteller des Gottesdienstes, dem Aufrichter der Altäre, dem Verkünder der wahren Toleranz, dem Gesalbten des Herrn“. Napoleon antwortete darauf im knappen militärischen Bülletinstyl: „Ich freue mich in Ihrer Vereinigung ein Sinnbild der Toleranz zu erblicken. Die Bevölkerung dieses Landes wird sich daran ein Beispiel nehmen, auch die verschiedenen Confessionen werden sich daran ein Beispiel nehmen. Den Priestern aber, den Priestern aller Confessionen, empfehle ich, den Frieden zu wahren und statt sich auf theologische Streitigkeiten einzulassen, nur die Mittel zu discutiren, die Menschen den Geseßen zu unterwerfen und anhänglich an ihre Fürsten zu machen“. Gewiß eine runde und nette Definition der Zwecke der Confessionen und der Priester. Die Priester gehorchten dem „Gesalbten des Herrn“, freilich nur, um ihn wenige Jahre danach den „blutigen Korsen“ und den „gekrönten Antichrist“ zu nennen. Die Bevölkerung reagirte gegen die Toleranz. In dem katholischen Westphalen liebte man die Franzosen nur deshalb, weil sie die „preußischen Keßer“ gedemüthigt hatten; und in Billeburg haßte man sie, weil sie den Katholiken den öffentlichen Gottesdienst gestattet hatten. Der oranisch gesinnte Billeburger stieß einen Fluch aus, wenn er an dem in ein Tabaks-Depôt verwandelten Drangerie-Häuschen vorbeiging, aber drei Flüche wenn er das in eine katholische Kirche metamorphosirte passirte. Er liebte das Tabaksmonopol nicht, aber noch weniger die katholische Kirche. Er hielt den indischen Tabak und die reformirte Religion, sowie solche aus Holland kamen, für das Beste.

Als die hohen Alirten das Land den Franzosen wieder abnahmen, blieb die katholische Kirche, aber das Tabaksmonopol ward beseitigt. Als ich nach Billeburg kam, war dort vor kurzem Franz Xaver Müller katholischer Pfarrer geworden; es war eine recht schlechte Pfründe, das Einkommen war gering und die Arbeit groß, denn es waren Duzende von Gemeinden eingepfarrt, wo sporadisch Katholiken sich fanden, und es war keine Kleinigkeit, sich in diesem unwirthlichen Lande durch haushohen Schnee und bei zwanzig Grad Kälte durchzuschlagen, um den Einsamen die Gnadenmittel der Kirche zu spenden. Aber Franz Xaver trug dies Alles mit heiterem Muth. Er war ein lustiges Rheingauer Kind, der Sohn eines Winzers, und hatte in seiner frohmüthigen und wein- und liederreichen Heimath soviel Nebenduft und Sonnenlicht eingesogen, daß es selbst hier noch vorhielt in der kymertischen Nacht. Er hatte das Gymnasium in Mainz absolvirt und danu in Würzburg studirt und dort nicht gelernt, den freien Nacken unter das Joch zu beugen, wie dies die Zöglinge der Convicte und der Seminarien so trefflich verstehen, — jene Unglücklichen, welche Franz Xaver in seinem jugendlichen Uebermuth die „Cyfer der Stallfütterung“ nannte. Als Müller sein theologisches Examen gemacht hatte, starb seine Tante Euphrosyna und hinterließ ihm ein Vermögen von fünftausend Gulden mit der Auflage, damit gen Rom zu pilgern und sich den Segen des heiligen Vaters zu holen.

Franz Xaver zögerte nicht, die fromme Mission zu erfüllen. Er reiste zu Fuß, wie es damals noch Sitte bei deutschen Studenten, und kehrte unterwegs bei Pfarrherren und in Klöstern ein, um Geld zu sparen und möglichst lange in Rom verweilen zu können. Als er nach Rom kam, hatte kurz zuvor (am 14. Juni 1846) das Conclave den Cardinal Grafen Mastai-Feretti auf den päpstlichen Stuhl erhoben; derselbe hatte die Bezeichnung Pius IX. angenommen. Das Volk hatte den Leichnam des grausamen und herrschsüchtigen Gregor XVI. beschimpft und dessen Nachfolger, Pio Nono, als dem Befreier zugejubelt. In seiner Jugend Offizier und Diplomat (er war einer apostolischen Legation in Chili als päpstlicher Deputirter beigegeben), hatte sich Graf Mastai hierauf dem Predigtamte gewidmet, in welchem ihm seine schöne und doch imposante Erscheinung, sein Antlitz voll Güte, seine klangvolle Stimme und vor Allem der Reichthum und die Lebhaftigkeit seiner künstlerischen Phantasie große Erfolge errungen hatten. Als ehrgeizige Künstler-Natur liebte Pius die Pracht und die Erfolge. Nie war es ihm wohlter, als wenn er sich, von Weihrauch umgeben, in der Mitte des jubelnden Volkes, der für den Segen dankbaren Wallfahrer und der huldigenden Bischöfe befand. Er beschloß, um jeden Preis die Kirche wieder auf ihren dominirenden Standpunkt zu stellen. Die Erinnerungen an das frühe Mittelalter, wo die Kirche die einzige demokratische Einrichtung in Europa, wo sie der Trost und die Hoffnung der Unterdrückten war, stiegen in seinem phantastischen Gemüth auf. Er wollte die Freiheit mit dem Evangelium verjöhnen und als Papst an die Spitze der italienischen Nation treten.

Franz Xaver hatte in Rom diese päpstlichen Flitterwochen der Freiheit miterlebt und sie hatten einen bleibenden Eindruck auf ihn hinterlassen. Es würde mich zu weit führen, wollte ich seine Anschauungen im Einzelnen schildern. Ich beschränke mich daher darauf, zu sagen: Er war ein überzeugter Anhänger von Gioberti. Er theilte die Auffassung, welcher unser deutscher Schriftsteller Levin Schücking in seiner „Römerfahrt“ so sinnig-poetischen Ausdruck gegeben. Levin Schücking war gleichzeitig mit Franz Xaver Müller, 1846 und 1847, in Rom. Er ist später von seinen Illusionen wieder zurückgekommen, aber damals theilte er die Ansicht unseres Billeburger Pastors, welcher glaubte, es sei nun die Zeit gekommen, um, wie Gioberti verkündet, in der katholischen Kirche den alten evangelischen Geist wieder zu erwecken und zur Herrschaft zu bringen, Italien mittels des Papstthums zur Einheit, Freiheit und Unabhängigkeit zu führen und dann dem so geistlich, weltlich und national reformirten Papstthum die moralische und intellectuelle Führung aller cultivirten Nationen und aller christlichen Confessionen wieder zurück zu erobern.

Das war das Evangelium, welches mir Franz Xaver predigte, wenn wir Abends auf seinem bescheidenen Stübchen saßen bei einem feinen Glas Sechszundvierziger, das seine rheingauer Heimath spendete. Ich sehe noch den begeisterten jungen Mann, sein schwarzgelocktes Haupthaar, das die Tonsur überwuchert hatte, seine niedrige aber mächtig gewölbte Stirn, seine rothen schwellenden Lippen und seine von Begeisterung glühenden Augen.

Fürwahr, er war der Mann, Proselyten zu machen. Aber bei mir hatte er sich keines Erfolges zu rühmen. Wenn er mir den Gioberti vorlas, dann stieg ich hinauf in meinen Olymp und holte die „Florentinischen Geschichten“ von Niccolo de Bernardo bei Macchiavelli herunter und darin stand geschrieben, wie die Päpste die Geißel der Menschheit, vor Allem aber die Landplage Italiens waren, „wie sie, gestützt auf die weltlichen Waffen nicht-italienischer Fürsten, auf die Peitsche der geistlichen Strafen und auf das Zuckerbrot des Ablasses, Schreden und Ehrfurcht einflößten, wie sie aber davon, namentlich auf Kosten Italiens, einen so schlechten Gebrauch machten, daß der Schreden aufhörte und von der Ehrerbietung nur noch ein Restchen als Almosen (Peterspfennig?) gezollt wird“.

Ich las das Alles meinem Freunde Müller vor, und weiter wie die Päpste in Befolgung ihres antinationalen Schauenspiels stets eine Macht gegen die andere auspielten — die Lateiner gegen die Griechen, die Lombarden gegen die Byzantiner und die Franken gegen die Lombarden — und wie sie einem Jeden, die Dienste die er dem römischen Pontificate geleistet, mit Undank vergolten. Ich las es ihm vor bis zu dem verdammenden Urtheil:

„Dies ist die Art und Weise, wie die seit alten Zeiten unablässig von den Barbaren (d. i. Nicht-Italienern) auf italienischem Boden geführten Kriege ganz allein durch die Päpste veranlaßt wurden. Denn von den Päpsten waren alle jene Barbaren, welche von jeher das italienische Land über-

schwemmen, der Reihe nach hereingerufen. Diese päpstliche Politik, welche noch in der Gegenwart fort dauert, hielt und hält Italien uneinig und kraftlos“.

In dem Augenblicke, wo ich heute, 1876, diese Zeilen aus dem *Macchiavelli* hierhersehe, kommt es mir vor, als wenn gegenwärtig die römische Curie gerade so, wie sie ehemals die Byzantiner gegen die Lateiner, die Lombarden gegen die Byzantiner und die Franken gegen die Longobarden ausspielte, die Franzosen gegen die Deutschen ausspielen wollte. Doch kehren wir zu dem Jahre 1847 und nach Willeburg zurück.

Ich las meinem Freunde Müller auch noch die Anmerkung vor, welche der neueste italienische Commentator der obigen Stelle aus den „Florentinischen Geschichten“ beigefügt hatte. Sie lautete auf deutsch so:

„Was folgt daraus für uns Italiener von heute? Weil man den Papst nicht entpapsten kann, deshalb muß man Italien entpapsten, sonst kommen wir nie zur Freiheit und Einheit!“

Und was sagte Franz Xaver? Er lachte mich einfach aus.

„O, Ihr mit Eurer Bücherweisheit! Sagen Sie Ihrem Acten- und Schreiberstalle (genannt Obergericht) auf ewig Lebewohl und pilgern Sie nach Rom, da wird Ihnen das Licht erst aufgehen. Ihr Juristen blickt nur in die Vergangenheit und in die schweinsledernen Wände. Sie werden, so fürchte ich, leider ruhig in Willeburg bleiben und auf Ihrem Obergericht auch fernerhin Ihren veralteten, abergläubigen juristischen *Focus-Focus* treiben. Inzwischen werden wir Priester die Welt befreien und erlösen!“

Wir wurden nicht einig. Leider behielt ich Recht. Ich werde zum Schluß noch das traurige Ende meines Freundes Müller erzählen. Er mußte seine Illusionen allzu schwer büßen.

VII. Die guten alten Zeiten.

Ich gehe nun über zu den Erzählungen des Herrn Schmidt. Dieser einfache Mann, der es zu betonen liebte, er sei „nichts als ein Schneider“, hatte nicht nur die große Peripetie am Wendepunkte zweier Jahrhunderte als aufmerksamer und urtheilfähiger Beobachter erlebt; er kannte auch das Elend der „guten alten Zeit“, welche derselben vorausgegangen, theils aus eigener Anschauung, theils aus den Ueberlieferungen seiner Vorfahren; er hatte während der Fremdherrschaft in der Verwaltung gearbeitet, in einer Stellung, die einen vortrefflichen Ueberblick gestattet; er hatte endlich theils in Frankreich, theils in Deutschland gelebt, Vieles gesehen und erlebt, das Gesehene und Erlebte mit einander verglichen, dasselbe in einem eisernen Gedächtnisse bewahrt und das Ganze mit dem unbefangenen Sinne eines aufrichtigen Menschenfreundes beurtheilt. Der Leser mag selbst darüber urtheilen, ob seine „Denkwürdigkeiten“ (so möchte ich's trotz alledem nennen) die Anerkennung verdienen, welche ich ihnen zolle. Jedenfalls bitte

ich zu beachten, daß sie in meiner Wiedergabe von ihrem ursprünglichen Reiz der Unmittelbarkeit Manches einbüßen.

Herr Schmidt also erzählte:

Das Dorf, in welchem ich geboren bin, liegt östlich von der großen Herrstraße, welche von Frankfurt am Main nach Köln am Rhein führt, indem sie das Taunus-Gebirge und die Lahn, den Westerwald und die Sieg überschreitet. Wenn Sie von Limburg an der Lahn der Straße in nordwestlicher Richtung folgen, kommen Sie zunächst bei Freilingen auf die erste der verschiedenen Terrassen, aus welchen sich der Westerwald emporhebt. Es ist ein hübsches Land, wenigstens für Jäger und Fischer. Von zahlreichen Seen und Weihern durchschnitten, wechselt es ab mit lauschigen Buchenwäldern und lang hingestreckten sonnigen Heiden. Die Landseen sind reich an Fischen aller Art; auf den Heiden stolzirt der Ribiz herum, indem er seinen schrillen Schrei ausstößt und sein kokettes Federbüschchen im Wind spielen läßt; die Wälder hegen eine Menge Hasen, Rehe und Girsche. Für den Bauer aber ist die Gegend weniger nahrhaft als für das Wild, für die Vögel und für die Fische; und mit der Nahrung nimmt es immer mehr ab, je höher man von einer Terrasse auf die andre hinauf steigt; auf der obersten Terrasse findet man jetzt nur noch magere Viehweiden, obwohl der fruchtbare schwarze Boden wohl für was Besseres geeignet wäre. Auf der Grenze zwischen der seereichen Terrasse und der kahlen Hochebene bin ich geboren; in der Nähe meines Heimathsdorfes liegt jene Stätte, an welcher der französische General Franz Severinus Marceau am 19. September 1796 tödtlich verwundet wurde, als er sich vor den Oesterreichern zurückzog. Mitten in diesen schrecklichen Kriegstroubles der neunziger Jahre bin ich ausgewachsen. Zur Zeit meiner Geburt lag das Dorf noch mitten in einem wunderschönen Complex von Wäldern und Wiesen. Aber dieser Complex gehörte der Herrschaft; die Bauern besaßen nichts, als ein paar magere Acker, welche außerdem auch noch der Kirche zehntpflichtig waren. Wo die „Herrschaft“ war, wußten wir eigentlich selbst nicht. Ursprünglich gehörte das ganze Land den Grafen von Sayn-Wittgenstein. Als aber die betreffende Linie ausstarb, gab es Streit über die Nachfolge in ihrem Lande; der Proceß, der an dem Reichskammergericht schwebte über die Frage, wer unser Herr sein sollte, dauerte über hundert Jahre; darüber ging dem Kurfürsten von Köln, welcher behauptete, er sei der Lehnherr und das Lehn sei an ihn zurückgefallen, die Geduld aus; er besetzte das Land und gab es wieder zu Lehn aus an die Grafen von Manderscheidt; dann wurden wir einmal Gräflich Wiedisch, und dann Burggräflich Kirchbergisch und endlich Fürstlich Nassau-Weilburgisch. Mein Großvater, welcher so alt wurde, daß er selbst nicht mehr wußte wie viel Jahre er hatte, erzählte uns zum Oesteren Alles. Er war die lebendige Chronik des Dorfes. Leider habe ich von alledem nur wenig behalten. Ich kann nur sagen, es machte auf mich einen außer-

ordentlich traurigen Eindruck, zu hören, wie wir, die wir doch auch so zu sagen Menschen waren, zum Gegenstand eines förmlichen Schachers zwischen einer Anzahl vornehmer und zuletzt mehr oder weniger heruntergekommener Familien gemacht wurden, wie man uns nicht nur vererbte und theilte, sondern auch vertauschte, verpfändete und verkaufte, gleich einer Heerde von Hammeln, und wie keinerlei Recht dagegen zu bekommen war, weder bei den Gerichten der Herrschaft — denn die war es ja, die uns bedrückte, und die Richter waren Beamte der Herrschaft — noch bei den Gerichten des Reiches; denn bei diesen nahmen die Prozesse kein Ende, und inzwischen that Jeder, was er wollte; und wer die Gewalt hatte, machte Gebrauch von derselben; daß dabei immer der Bauer zu kurz kam, versteht sich von selber, denn dem Bauer stand keine Gewalt zu.

„Jeder neue Besitzer“, sagte mein Großvater, „pflegte uns noch etwas ärger zu schinden als sein Vorgänger. Denn wir hatten ihn Geld gekostet. Er hatte z. B. der alten Herrschaft Geld auf uns geliehen und uns dafür als nutzbares Unterpfand angenommen. Natürlich wollte er von uns die Mittel zur Verzinsung und allmäligen Abtragung des Darlehns erhalten. Oder der neue Herr hatte uns durch Proceß oder durch Vergleich gewonnen. Natürlich mußte er, außer den gewöhnlichen Leistungen, noch die Proceßkosten oder die Abfindungsgelder aus uns heraus schlagen. So ging man weiter von Schritt zu Schritt. Es ist gar kein Zweifel, daß die schönen Wälder, welche unsern Bergabhang zieren, ursprünglich der Markt-Genossenschaft gehörten, welche sich aus unsern Dörfern und noch zehn andren zusammensetzte. Ebenso besaßen wir die Flur gemeinschaftlich mit einander. Dieselbe wurde alle zehn Jahre unter die Vollmärker verlost und so in Wechselwirtschaft betrieben. Das Alles hat uns die Herrschaft genommen. Die Marktgenossenschaft gerieth in Verfall; die Dörfer, aus welcher sich dieselbe zusammensetzte, geriethen in Streit mit einander und unterließen die Wahl der „Waldboten“ und der „Hain-Geraide“, welche die gemeinsamen Angelegenheiten der Genossenschaft führten. Das war natürlich Wasser auf die Mühle der Herrschaft. Unordnung darf ich nicht dulden; denn dazu bin ich Euer von Gott verordnete Obrigkeit, sagte die Herrschaft. Sie berief sich auf die Gutachten ihrer Rechtsgelehrten, wonach ihr die „Forsthoheit“ zustehen sollte. Unter diesem Vorwande setzte sie sich in den Besitz unserer Waldungen. Im Anfang nur als Verwalter und Gesamtvertreter der untereinander streitenden Einzel-Interessenten. Aber allmählich wurde aus dem Verwalter ein Eigenthümer, und dieser Eigenthümer wandelte sich immer mehr um, und zwar stets zu unserm Nachtheil. Anfangs erkannte er uns Marktgenossen wenigstens noch als nutzungsberechtigt an dem Wald an, wenngleich er unser gutes Recht als Eigenthümer schon bestritt; wir durften noch unsern Bedarf an Brennholz aus dem Walde beziehen; auch wenn Einer baute, bekam er sein Werkholz; unsere Kühe weideten auf den Waldblößen und unsere Schweine genossen die Eichelnast.

Allein diese unsere Rechte wurden immer mehr beschränkt und gekürzt. Von der einen Seite wurde behauptet, dieselben seien unverträglich mit einer vernünftigen und nachhaltigen Waldwirthschaft, wie sie die „aufgeklärte“ neue Zeit erfordert. Auf der andern Seite aber sagte man, dem hochgräflichen Hause gehöre die Wildbahn, und wo das hochgräfliche Wild „äße“, da dürften weder die Kühe noch die Schweine der Bauern, und am Ende auch nicht einmal die Bauern selber erscheinen. Kurz, wir wurden immer mehr hinausgedrückt — wir Bauern. Und endlich, nach dem man uns bis an den äußersten Rand zurückgedrängt hatte, da wurden wir eines schönen Morgens ganz hinausgeschmissen. Hinausgeworfen aus unserem eigenen Walde, der uns, den weiland freien Bauern, gehört hat so lange die Welt steht. Die „gelehrten“ Richter der gnädigen Herrschaft, — diese Richter, welche an die Stelle unserer alten „Schöffengerichte“ getreten waren, — diese Richter, welche statt ihrer eigenen Augen sich einer Brille bedienen, welche statt ihrer eigenen Haare eine Perrücke aus den Haaren fremder Leute auf ihren Köpfen tragen, und statt ihrer deutschen Muttersprache nur Latein sprachen, wie die katholischen Priester in der Kirche, — diese Richter erkannten zu Recht, der Wald gehöre der Herrschaft, dieweil dieselbe ihn seit dreißig Jahren besitze. Früher hat es bei uns immer geheißsen, daß tausend Jahre Unrecht noch keinen einzigen Tag Recht machen. Jetzt auf einmal konnten dreißig Jahre Unrecht ein tausendjähriges Recht zu Grunde richten. So, sagten die Richter, so stehe es geschrieben in ihren dicken, alten, schweinsledernen, lateinischen Büchern. Weiter aber sagten sie, dieweilen nun die Herrschaft durch Verjährung der alleinige, gerechte und vollkommene Eigenthümer geworden, (wenngleich allerdings vormals der Wald den Bauern gehört haben möge), so könnten jetzt die Bauern höchstens noch ein ‚Servitut‘ oder ‚Dienstbarkeit an dem Walde besitzen, d. h. ein Nutzungsrecht an einer fremden Sache; und wer Etwas begehrt an einer fremden Sache, der müsse ein solches haushoch beweisen. Das kam uns komisch vor. Wir hatten mehr als tausend Jahre in dieser Burg gewohnt; und nun auf einmal wurden wir hinausgeworfen, mit der Bertröstung, wir könnten ja versuchen, ob wir von Außen eindringen, ob wir Wall und Graben überschreiten und mittelst Leitern die Fenster erklimmen könnten. Wir machten aber trotz alledem den Versuch doch. Aber natürlich mißlang er. Wir hatten die schönsten Beweise. Wir hatten Brief und Siegel von Kaiser und Reich, daß die Markgenossenschaft der Eigenthümer gewesen; denn der ‚Märker-Tag‘ und das ‚Hain-Geraide‘ war vormals stets unter Gottes freiem Himmel gehegt worden, unter Vorßiß unseres ‚Waldboten‘ und des von dem Kaiser dazu verordneten ‚Grafen‘. Darüber war ein ‚Weisthum‘ ausgerichtet worden; an dem hingen sieben Siegel von Wachs in hölzernen Kapseln. Aber das Alles bewies nur das Eigenthum; und dieses hatten wir ja — nach dem Ausspruch der gelehrten Herren Richter und ihrer schweinsledernen Bücher — durch die Verjährung

verloren. Ein Recht an einer fremden Sache aber konnten wir nicht beweisen; denn die Sache war unsere eigene, oder war wenigstens zu jener Zeit, aus welcher unsere Weisthümer und Briefe datirten, unsere eigene gewesen. Wir hatten also zuerst unser Eigenthum verloren, weil wir uns auf Nutzungsrechte eingelassen hatten, und dann verloren wir unsere Nutzungsrechte, weil wir früher Eigenthümer waren. Das wollte gar nicht in unsere dicken bäuerlichen Köpfe. Wir gingen daher von Pontius zu Pilatus, um uns Rath zu holen. Wir gingen nach Billeburg und nach Siegen, nach Neuwied und nach Wezlar, nach Wiesbaden und nach Frankfurt. Aber überall sagten uns die Rechtsgelehrten, die Entscheidung sei nun einmal rechtskräftig; und auch auf anderem Wege könnten wir nichts ausrichten, denn die Entscheidung sei richtig, — richtig, wenigstens nach ‚römischen‘ Rechte. Wir fragten, wie es denn komme, daß wir über Nacht, ohne es zu wissen, römisch geworden; unser Pfarrer predige uns doch immer, daß wir von der römischen Knechtschaft durch Martinum Lutherum erlöst worden seien. Da lächelten die alten Perückenstöße sehr listig und meinten, das Recht und die Religion hätten nichts miteinander zu schaffen, und unser Pfarrer verstehe nichts von den Rechten. So kam es, daß wir Bauern unseren Wald verloren, weil derselbe, ohne daß man uns darum befragt hätte, über Nacht ‚römisch‘ war geworden.

„Dafür aber“, fuhr mein Großvater fort, „daß man uns unsern Wald und unsere Wiesen genommen, gab man uns die Jagd-Knechtschaft. Und das ging so zu: Von unseren Vorfahren hatten wir niemals anders genommen, als daß ein Jeder vollständig Herr sei auf seinem eigenen Grund und Boden. So weit aber das Grundeigenthum der Gemeinschaft gehörte, also im Mark-Walde, ließen wir die Jagd ausüben durch unsern erwählten ‚Waldboten‘, welcher an der Spitze der Markgenossenschaft stand. Als nun die Landesherrschaft die Verwaltung des Waldes an sich nahm, da ließen wir uns es gern gefallen, daß die Herren Grafen mit ihrem Hof- und Forstgesinde auch der Jagd oblagen. Denn die Jagd war damals nicht ein Recht, sondern eine Pflicht. Die Herrschaft als Verwalterin des Markwaldes übernahm die Verpflichtung, uns Bauern und unser Eigenthum zu schützen gegen die wilden Thiere. Es gab damals bei uns noch Wildschweine und Wölfe, und die letzteren kommen auch heute noch im Winter, wenn der Rhein zugefroren ist, herüber aus Welschland, aus dem Wald der Ardennen. Vor dem aber hausten sie auch in unserem Lande. Auch galt es, unsere Acker zu schützen. Das war der Ursprung der Jagd der Landesherrschaft. Aber nach und nach verwandelte sie sich in ihr Gegentheil. Sie wurde ein Recht und eine noble Passion, welche ausgeübt wurde auf Kosten der Bauern, auf Kosten der Wälder und Felder. Die Hirsche vertrampelten unsere jungen Saaten und die Wildschweine wühlten unsere Acker auf und fraßen unsere Kartoffeln. Wir mußten uns das Alles gefallen lassen. Weit entfernt, uns irgend ein Entgelt für den Wildschaden zu gewähren, zwang uns die Herr-

schaft auch noch, ihre Jagdhunde zu füttern, uns, die wir kaum für uns genug hatten, unseren Hunger zu stillen. Auch mußten wir Jagdfrohnden leisten. In alten Zeiten gingen wohl einige junge Burschen freiwillig mit; aber es ging damit wie mit allem Andern. Aus der freiwilligen Leistung wurde eine leibeigenschaftliche Last gemacht. Die Landesherrschaft erwarb dadurch abermals ein Recht und ihre Juristen erklärten: ‚So oft die Herrschaft jagt, müssen die Bauern Treiberdienste verrichten; das ist eine denselben vermöge Herkommens obliegende Last‘. Man lud uns zu den Jagden vor und schrieb Jedem mit Kreide eine Nummer auf den Buckel; dann gab man uns Klappern in die Hand, ähnlich jenen Instrumenten, durch deren Geräusch die Katholiken während der Fastenzeit das Geläute der Glocken ersetzen, von welchen sie alsdann behaupteten, dieselben hätten einen Ausflug nach Rom gemacht. Dann wurden wir angestellt mit dem Commando: Nummer 1 bis 30 klappert, Nummer 31 bis 60 klappert nicht; wir mußten so und so marschiren und manoeuvriren, bald klappern und bald nicht klappern, — Alles auf Commando. Wenn wir Etwas im Marschiren versahen, wenn Einer klapperte, der nicht klappern sollte, oder wenn Einer nicht klapperte, der klappern sollte, dann wurde er auf das nächste Rüge-Gericht geladen und von dem gestrengen Amtmann unbarmherzig in ein Gefängniß geworfen, welches von Unrath, Schmutz und Ungeziefer stroßte.

So hatten wir also neben der ‚Forsthoheit‘ auch noch die ‚Jagdhoheit‘ bekommen. Diese Zauberkünste brachten die ‚römischen‘ Rechtsgelehrten alle mit ihrer ‚Verjährung‘ fertig, wonach nur noch das in den letzten zehn oder zwanzig Jahren verübte Unrecht Etwas galt, auf unsere seit Jahrtausenden aufrecht erhaltene bäuerliche Freiheit aber ein dicker Tinten-Kleg gemacht wurde.

Natürlich wollten wir Bauern an diese Zauberkünste, — an dieses ‚Geschwindigkeit ist keine Hexerei‘ nicht glauben. Wir hatten vormalß die Jagd selber besessen. Wir erinnerten uns noch der Zeiten, wo unsere Vorfahren sie selber ausgeübt hatten, wo noch der Mensch über dem Vieh stand. Jetzt sollten wir uns zu der Meinung bekehren, daß unser Herrgott den Bauer und dessen Acker für die herrschaftlichen Hunde und das Wild erschaffen habe. Das wollte nicht in unsere viereckigen Köpfe. Wir glaubten, daß in einem Kampfe zwischen ‚Cultur‘ und ‚Wild‘ auf die Dauer die Cultur siegen müsse. Und die ‚Cultur‘, das waren doch wir, die Bauern. Die Bauern, welche bauten und anbauten, und nicht Die, welche das Angebaute zerstörten oder zerstören ließen. Das Wild wurde von der Herrschaft über alle Maßen gehegt, so daß für die Menschen kein Platz blieb. Das ganze Land war nur noch eine ‚Wildbahn‘. Die Jagden waren nur noch eine Art Fleischereien, bei welchen man auf das Wild feuerte, das durch die Treiber und durch die Netze zu einer großen compacten Masse zusammen getrieben war, welche kaum ein Blindler zu fehlen vermochte. Wenn wir unsere Acker bestellt hatten, wenn uns unser Herrgott ein gesegnetes Jahr schickte,

wenn die Saaten prachtvoll standen, dann schickte uns unsere Herrschaft eines schönen Morgens ein Rudel Hirsche, welche den einen Theil der Saat abfraßen und den andern zerstörten. Das war doch gerade so, als wenn unser Herrgott den Tisch gedeckt hätte und dann der böse Feind ein gefräßiges und boshaftes Gesindel schickte, welches den für uns bestimmten Himmelsseggen auffraß, verdarb und beschmutzte. Da griff denn Mancher zum Gewehr und pußte in der stillen Morgenstunde so einen Hirsch weg. Aber wehe ihm, wenn er erwischt ward. Entweder schossen ihn die herrschaftlichen Förster zu Tode oder zum Krüppel, wozu ihnen die Obrigkeit das Recht gab, — oder er wurde, und zwar ebenfalls von Rechtswegen, für ewig in den Thurm geworfen, so daß er niemals wieder Sonne und Mond zu sehen kriegte. Die Treiberdienste, welche das junge Volk leisten mußte, weckten auch in ihm die Jagdlust; und so kann man sich denn nicht wundern, daß in der nahrunglosen Zeit große Wilderer-Banden entstanden, welche nicht nur gegen das Wild, sondern auch gegen die Förster einen Vernichtungskrieg führten. Mit den Waffen vertraut und gewohnt ihr Leben in die Schanze zu schlagen, gingen sie von dem Gewerbe des Wilddiebes zu dem des Räubers über; und bei dem einen wie bei dem andern kamen ihnen die überall vorhandenen stets nahen und wirr durcheinander laufenden Grenzen der kleinen Länder zu gute. Denn vor jeder Landesgrenze mußte Polizei und Justiz in ihrer Verfolgung Halt machen, und zuweilen gefielen sich sogar die kleinen Landesherrschaften darin, einander zu cunoniren, — in der Art, daß Einer dem Plaggeiste des Andern — mochte er Wilddieb oder Räuber sein — aus besonderer hochfürstlicher Gnade ein willkommenes Asyl gewährte, das als Markt für die Beute, als Rückzugs-Linie und als Ausfallthor diente.

War es bei alledem ein Wunder, wenn wir mit jedem Jahre ärmer wurden?

Des Waldes und der Wiesen, welche unseren natürlichen Rückhalt bildeten, beraubt — beschränkt auf unsere mageren Acker, die von dem Wilde verwüftet und von der Kirche gezehntet wurden, — überlastet mit allen Arten von Frohnden und mit Abgaben, deren Namen nur zu behalten, kaum ein sehr gutes Gedächtniß vermochte, — wie konnten wir da noch gedeihen?“

So erzählte mein Großvater. Es war rührend ihm zuzuhören, wenn er von der guten alten Zeit erzählte. Darunter verstand er die Zeit der freien Bauerngemeinden, der Flurgemeinschaft und der Mark- und Gaugenossenschaft, — die Zeit, wo es noch keine „kleine Herrn“ gab; wo das Volk selbst verwaltete und regierte, wo seine „Schöffen“ das Recht fanden und die Weisthümer aufstellten, und nur von Zeit zu Zeit im Auftrage des Kaisers die Grafen herumreisten und überall zum Rechten saßen und mit der kaiserlichen Gewalt durchgriffen, wo die Ortsgewalten nicht ausreichten und sich nicht verständigen konnten.

Heut zu Tage freilich giebt es viel thörichte Menschen, welche als die

„gute alte Zeit“ jene Zustände einer verworrenen und gewaltthätigen Klein-Fürsten-Republik preisen, wie sie seit dem westphälischen Frieden bis zur Auflösung des heiligen römischen Reichs deutscher Nation bestanden haben, und welche mein guter alter Großvater als den Ausbund aller Niederrächigkeit zu schildern gewohnt war.

Zu diesem Verdammungsurtheil hatte er wenigstens volle persönliche Berechtigung. Er und seine Vorfahren waren wohlhabende Bauern gewesen. Meine Eltern waren nur noch Häusler und Tagelöhner, — richtige bäuerliche Proletarier unglücklichster Sorte.

Unser kleines elendes strohgedecktes Häuschen wurde in der Nacht, da ich das Licht der Welt — fast müßte ich statt dessen sagen: das Licht einer Feuersbrunst — erblickte, ein Raub der Flammen. Nach einem trockenen Sommer, der Alles ausgedörrt hatte, brach, man weiß nicht wie, wahrscheinlich durch eine Unvorsichtigkeit im Gemeinde-Wachhaus, Feuer im Dorfe aus; und da ein heftiger Wind aus Süd-West blies, so brannte der ganze nordöstliche Theil des Dorfes nieder, unsere Hütte mit inbegriffen. Meine Eltern und Geschwister flüchteten bei Zeiten und fanden Zuflucht in einem Kuhstall am entgegengesetzten Ende des Dorfes. Hier wurde ich in dieser Unglücksnacht geboren, wie die Leute meinten, zwei Monate zu frühe. Jedenfalls war ich ein sehr schwächliches Knäblein, so daß mein Großvater sagte; „Das Kerlchen taugt höchstens zu einem Schneider“. Er hat damit einen prophetischen Blick bewährt, obgleich seine Aeußerung nicht sehr viel Wohlwollen verrieth gegen seinen Enkel. Denn getreu den Ueberlieferungen seines Standes hielt er den Bauer für das vornehmste Geschöpf Gottes. Von den Städtern hatte er eine äußerst geringschätzige Meinung; und gar von den Schneidern die allergeringste.

Bei den vergeblichen Versuchen, den Brand zu löschen, strengte sich mein Vater so sehr an, daß er, schlecht genährt und widerstandsunfähig, wie er war, einige Wochen nach meiner Geburt starb, ohne zu seinem Ausgang aus diesem irdischen Jammerthal in das bessere Jenseits einen Arzt oder einen Priester zu bedürfen; denn beide würden Geld gekostet haben, was er nicht hatte.

Ich habe das Elend, das in unserem Dorfe herrschte, mit den Worten meines Großvaters geschildert; denn auf mich selber machte es weniger Eindruck, weil ich, soweit meine ersten Erinnerungen reichten, nichts Besseres wußte, und jedenfalls wir — Mutter, Geschwister und ich — unter den Elenden die Elendsten waren. Die Mutter und die Schwester gingen auf Tagelohn und ich hütete die Gänse, und als ich etwas an Alter, Weisheit und Tugend zugenommen hatte, sogar die Ziegen, — eine Beförderung, auf die ich außerordentlich stolz war. Aber alle diese Anstrengungen unserer vereinigten Kräfte reichten nicht hin, um uns auch nur nothdürftig zu ernähren. Meine Schwestern gingen daher als Dienstmägde nach den Städten Neuwied und Hachenburg; und da auch ich merkte, daß mein Hirtenlohn nicht reichte, und daß meine Mutter eher mich als ich sie ernährte,

so bat ich sie eines Morgens um ihren Segen und um die Erlaubniß, in die Fremde ziehen zu dürfen. Sie weigerte sich Anfangs, aber da der Pfarrer, welchen sie zu Rathe zog, nichts dagegen hatte, so ließ sie mich ziehen, nachdem sie mir vorher einen Zettel zugesteckt, auf welchen der Pfarrer einen Bibelspruch geschrieben, und dieser Spruch lautete also:

„Es ist ein köstlich Ding für einen Mann, daß er das Joch trage in seiner Jugend“. — Jeremia, III. 27.

Meine gute Mutter hielt den Zettel offenbar für eine Art Zauber. Ich war mir nicht klar über die Sache und dachte schließlich, auf keinen Fall werde es etwas schaden, ihn aufzuheben, wäre es auch nur als Andenken an meine Mutter, die beim Abschied mir alles Glück wünschte, welches sie auf dieser Welt hätte haben können und nicht gehabt habe. Sie übertrug mir gleichsam alle ihre Glücksansprüche, indem sie für sich ein für allemal, für Gegenwart und Zukunft, darauf Verzicht leistete. Ich verstand das damals nicht. Noch weniger verstand ich den Zettel des Pfarrers; denn ich dachte mein jugendliches Loos sei doch schon schlecht genug ausgefallen und ich habe gar keine Ursache, mir daneben noch ein apartes Joch zu wünschen, um solches bis zu meinem Mannesalter zu tragen. Später erst habe ich des Pfarrers Spruch und meiner Mutter frommes Vermächtniß verstanden; und ich habe den Zettel mit dem Vers aus dem Jeremias noch heute in meiner Bibel liegen.

Der Krieg während der neunziger Jahre, welcher uns abwechselnd die Franzosen und die Oesterreicher brachte, hatte die Bande der Ordnung und des Gehorsams gelockert. Die Landesherrschaft wagte nicht mehr, die Zügel so stramm anzuziehen wie früher; und ihre Beamten und Bediensteten, welche sich früher vor Hochmuth nicht zu lassen wußten, gaben klein bei. Die Förster namentlich wagten kaum noch den Wald zu betreten. Daraus entstand eine allgemeine Anarchie oder Revolution, welche sich zunächst gegen das bisher über alle Maßen gehegte Wild richtete. Dasselbe wurde von den Bauern in Masse erlegt. Man fand dafür kaum noch Käufer, so stark war das Angebot; und unser alter „Schnorres“, der Häuptling der Wilderer-Bande, sprach sich mit Entrüstung gegen dies Treiben aus; natürlich vom technischen Standpunkt, früher wildbieten nur die Muthigsten und Geschicktesten; „jetzt aber“, grollte Schnorres, „geht jeder Lump hinaus schießen“. Das Ende vom Liede war, daß der Wildstand fast gänzlich ausgerottet wurde, und der hochgräßliche Oberförster, ein frommer Mann, behauptete, die frevelhaften Menschen hätten „unseres Herrgotts Schöpfung unvollständig gemacht“. Er sagte es jedoch nur leise. Es laut zu sagen hatte er nicht mehr Courage. Als man mit dem Wild ausgeräumt hatte, ging's an den Wald. Zuerst trieb man die Kuhherde und die Schweine hinein und später auch die Ziegen, welche den jungen Nachwuchs vollständig zerstörten; und da man sah, daß man nun ungestraft Alles durfte, machte man sich daran, die Bäume zu fällen, um sie theils selbst zu verbrauchen, theils an auswärtige Händler und Speculanten um ein Spottgeld zu verschleudern.

Die Ausrottung der Wälder, welche damals in dem Wirrwarr der Kriegszeiten ihren verhängnißvollen Verlauf nahm, ist die Hauptursache des jetzigen wirthschaftlichen Rückgangs und Verfalls des Westermalbes. Die Bauern, welche die Wälder damals fällten, ließen einfach ihrer Bosheit die Zügel schießen. Sie handelten nach dem Grundsatz: „Es geschieht meinem Vater Recht, wenn ich mir die Hände erfriere, — warum kauft er mir keine Handschuhe?“ Sie sägten den Ast ab, auf welchem sie selber saßen. Sie sahen in dem Wald nur das ihnen entfremdete Besizthum, das sie lieber zerstören wollten, als in den Händen des rechtswidrigen Besizers belassen. Sie sahen in ihm die Wildbahn, auf der man die Hirsche und Wildschweine hegte, welche die Saaten der Bauern zerstörten. Sie wußten nicht, oder wollten nicht wissen, daß die Wälder die Niederschläge aus der Luft aufnehmen und vertheilen, daß sie das Land kulturfähig machen, daß sie den landwirthschaftlichen Boden beschützen und vor den Schnee- und Sandwehen bewahren.

Was im Uebrigen ein Segen für den Westermal war, wurde diesmal sein Unglück. Man sagte sich damals: „Fort mit dem Wald auf der Oberfläche der Erde, denn er ist die Ergöblichkeit und die Zuflucht unserer Feinde. Wir haben ja unerschöpfliche Waldungen unter der Erde!“ Damit meinte man die großen Braunkohlen-Lager, welche sich nicht allzu tief unter der Oberfläche unter der ganzen Hochebene hinziehen, — großartige Aufschichtungen verharzten und verkohlten Holzes, an dem man oft noch die Jahresringe der einzelnen Stämme unterscheidet, — untergegangene Waldungen, welche den Forsten noch heutigen Tages Concurrnz machen, um die Menschen mit Feuerungstoff zu versehen. Mit einem Brennstoff, der freilich bei Weitem nicht so viel Heizkraft hat wie das Holz oder die Steinkohlen, und der in den Städten nicht beliebt ist, weil er die Zimmer nicht nur mit einem kaum abwehrbaren, hellbraunen Staube, sondern auch mit einem eigenthümlich scharfen Geruch füllt, welcher Brennstoff aber trotz alledem dem bäuerlichen Bedarf vollkommen genügte.

Als man im Vertrauen auf die unterirdischen Braunkohlenschätze die Wälder auf der Oberfläche der Hochebene vernichtet hatte, da zeigte sich nach wenig Jahren schon das Verhängniß. Der Boden versumpfte, und die schöne schwarze basalthaltige Erde, in welcher sonst auch während des verhältnißmäßig kürzeren Sommers die Feldfrüchte vollkommen reiften, begann der Arbeit der Bauern ihre Mitwirkung zu versagen. Die eisigen Nordostwinde strichen nun über die baumlose Hochebene und die wenigen Vegetabilien, welche sich noch hervorwagten, erfroren. Der Wind wehte mehr als haushohe Schneemassen zusammen, und in den Vertiefungen und Kesseln sammelte sich der Schnee der Art, daß die hindurchführende Landstraße zeitweise nicht zu passiren war und in jedem Winter die Post einige Mal förmlich ausgegraben werden mußte. Von Ackerbau und Stallfütterung war nicht viel mehr die Rede. Man gebrauchte die kühle Hochebene als Weidestätte, welche heute

einem verkrüppelten Rindvieh und elenden Ziegen und Schafen nur noch eine kümmerliche Nahrung bietet.

Seitdem gilt der Westerwald als eine Art von Sibirien, wohin die Ruffaische Regierung die Beamten schickt, welche in Ungnade gefallen, — weil sie etwa behauptet haben, auch das Land habe ein Recht an den Domänen, oder weil sie den Jagdunfug tadeln, der jetzt beinahe wieder eine Höhe erreicht hat, wie es vor 1795, nach den Erzählungen meines Großvaters, der Fall war. Seitdem tritt in beinahe regelmäßigen periodischen Zwischenräumen, etwa alle drei Jahre, ein „Westerwälder Nothstand“ ein, und man versucht denselben mittelst der Almosen-Sammelbüchse, sowie einiger Wohlthätigkeits-Concerte und Theatervorstellungen zum Vortheil der Bedrängten, zu heilen. Natürlich werden damit die Quellen der Massenarmuth nicht verstopft. Man erzieht damit die Leute zum Bettel.

Von Zeit zu Zeit allerdings, das muß man ihr lassen, nimmt auch die Regierung einen großen Anlauf, um, wie der officiële technische Ausdruck lautete „den Westerwald zu retten“. Sie beruft Sachverständige und veranstaltet Enquêtes. Sie schickt zahllose Techniker und Geometer auf die Hochebene, welche Pfähle in die Erde rammen und Ruthen schlagen. Auch reichen diese mobilen Colonnen von Zeit zu Zeit Diäten-Rechnungen ein, welche sich auf höchst ansehnliche Summen belaufen, so daß, wenn man dieselben aus den letzten zwanzig Jahren zusammen addirt, vielleicht wenig fehlen würde an dem Ertrage, welcher erforderlich wäre, um der armen Gegend, die zu sehr herunter gekommen, um sich aus eigenen Kräften helfen zu können, eine rettende Hand von Seiten des Staates zu reichen. Aber schließlich, wenn alle die Gutachten, alle die Protokolle über Enquêtes und ähnliche Versammlungen, alle die Correspondenzen, Rescripte und Berichte, alle die Vermessungen, Zeichnungen, Pläne und Projecte eingegangen und gesammelt worden sind, dann pflegte sich in der Regel herauszustellen, daß es des Guten zu viel ist, d. h. so viel, daß kein Sterblicher mehr im Stande ist, das Alles zu lesen. Es wird deshalb als schätzbares Material in die Archive befördert, allwo es den Schlaf des Gerechten schläft bis zum Tage der Wiederaufstehung. Man nennt das Enquête.

Diese Regierungs-Schneider kommen immer nur bis an das Muster. Nachher fehlt es ihnen am Zeuge; und sie gelangen niemals dazu, einen Rock zuzuschneiden, geschweige denn zu nähen und fertig zu stellen.

Bis jetzt ist es noch nicht gelungen, den Westerwald wieder zu bewalden und zu entwässern.

VIII. Die Dranischen Zeiten.

Um nun wieder von meiner bescheidenen Person zu sprechen, fuhr der Franzosen-Schmidt fort, so muß ich Ihnen gestehen, ich hatte eine ganz eigenthümliche Veranlassung, mein Heimathsdorf zu verlassen. So eigenthümlich, daß ich mich beinahe schäme, Ihnen dieselbe zu erzählen. Sie

erörtert oder erläutert von Neuem den Satz: „kleine Ursachen — große Wirkungen“, denn für mich war doch jener Schritt entscheidend für's Leben. Die Sache ist kurz die:

Wenn ein Bauer in seinem Stall mehrere Kälber hat, so sucht er sich darunter das Beste aus, um es aufzuziehen; die übrigen werden so bald als möglich zum Schlachten verkauft. Jenes auserwählte Thier wird angebunden und daher von den Bauern „der Anbinder“ genannt.

Ich habe Ihnen bereits erzählt, daß ich mit unserm Herrn und Heiland das Schickal theile, in einem Stalle geboren zu sein, zwar nicht in Gegenwart „des Decksleins und des Guleins“, wohl aber in Anwesenheit mehrerer Kühe, wovon zwei Kälber hatten; und da diese beiden Kälber geschlachtet wurden, ich aber nicht, so nannten mich die Bauern, um mich von den Thieren, welche meine Wohnstube theilten, zu unterscheiden, „den Anbinder“. Dieser Name blieb an mir haften. Ich bin fest überzeugt, daß bei Ertheilung dieses Namens keinerlei Bosheit im Spiel war. Für den Bauer ist das Vieh eine ernsthafte Sache, und es hat deshalb weder etwas Verächtliches noch etwas Lächerliches, mit demselben verglichen zu werden. Im alten Testament ist es auch so; und unser Conrector sagte mir, auch die griechischen Dichter pfl egten ihre Helden mit Steineseln zu vergleichen. Unsere alten Bauern aber pfl egen noch heute, wenn sie einander etwas Schmeichelhaftes über ihren körperlichen Zustand sagen wollen, sich des Ausdrucks zu bedienen: „Du siehst ja noch aus wie ein Dreijähriger“, d. h. wie ein dreijähriger Lipper, oder wie ein junger Stier.

Gleichwohl wurde mir der Name „der Anbinder“ auf die Dauer unangenehm. Es mochte mir doch nicht gefallen, immer von Neuem wieder an die Arauth und das Unglück meiner Familie erinnert und mit Kälbern auf eine Linie gestellt zu werden. Ich wehrte mich gegen den „Anbinder“ und machte damit die Sache nur schlimmer. Denn von da an gebrauchte man den Namen mit Schadenfreude, mit einer Art von boshafter Wollust. Darüber kam es zu Prügeleien, bei welchen ich, als der Schwächere, regelmäßig den kürzeren zog. Ich wollte also dem „Anbinder“ aus dem Wege gehn und mich an einen Ort begeben, wo man die Umstände meiner „hohen Geburt“ noch nicht kannte. Ein zweiter Grund meiner Auswanderung war folgender:

Ich war wißbegierig, vielleicht nur im Bewußtsein meiner körperlichen Schwäche. Da ich es immer war, der die Prügel bekam, so dachte ich mir: „Gegen diese Schlingel kannst Du nur aufkommen, wenn Du etwas Tüchtiges gelernt hast“. Ich habe oft beobachtet, daß die Kleinen, die Lahmen, die Schwachen und die Ductigen klüger sind und besser lernen, als die lang, schlank und stark Gewachsenen. Vielleicht hängt das zusammen mit dem bewußten oder unbewußten Bedürfniß, die körperlichen Mängel durch geistige Vorzüge auszugleichen.

In meinem Dorfe aber konnte ich nichts mehr lernen. Wir hatten

früher einen Schulmeister. Es war ein armer Kerl, welcher bei den minder armen Bauern auf der Reihe herum essen ging und sich nebenbei von Korbflechten ernährte, wobei seine Schüler ihm halfen. Er wußte selbst nur wenig, aber er lehrte uns wenigstens nothdürftig lesen. Ich selbst genoß den Unterricht nur während des Winters. Im Sommer mußte ich die Gänse hüten, oder die Ziegen. Nun starb aber der alte Schulmeister während der Kriegsjahre, und ein neuer wurde nicht angestellt; denn unsere hohe Obrigkeit hatte ihre Thätigkeit, soweit sie nicht nöthig war, um das Dasein zu fristen, gänzlich eingestellt, und die bäuerlichen Väter meinten, das Lernen sei überhaupt niemals nothwendig gewesen, am allerwenigsten aber in solchen unruhigen Zeiten. Zu Haus konnte ich also nichts mehr lernen.

Nun ging damals auf dem Westerwalde die Rede, am besten sei es unter dem Prinzen von Oranien, welcher Erbstatthalter der Niederlande sei und in Billeburg noch so ein kleines Fürstenthum Nassau-Billeburg habe, das er sich gleichsam zu seinem Privatvergnügen halte, ohne, wie dies sonst Sitte war, viel Geld aus demselben schlagen zu wollen. Man erzählte sich, wenn er zuweilen von Holland heraufkomme und in Billeburg in seinem „Prinzenhaus“ wohne, so gehe er auf den Straßen einher, hinter sich einen Diener mit einem Sack voll Kronenthaler, und wer ihm gefalle, dem drücke er einen solchen „Prabänter“ in die Hände. Später hieß es, die Franzosen hätten ihm die Niederlande genommen und eine Republik daraus gemacht, aber der Prinz sei doch immer noch ein sehr reicher Mann, habe sein Fürstenthum Billeburg behalten und noch ein neues Fürstenthum, Fulda dazu bekommen; es sei noch immer unter Oranien am Besten, und vor Allem sehe der Prinz auf tüchtige Schulen.

Wir hatten einen alten Juden im Dorfe, Namens Eli. Er galt bei uns als reicher Mann und betrieb einen großen Handel mit Fellen, namentlich mit Ziegenfellen, welche er auf dem ganzen Westerwald und darüber hinaus aufkaufte. Da er mir immer ein großes Wohlwollen zeigte und auch meiner armen Mutter ganz im Geheimen zuweilen ein Stück Geld zusteckte, so zog ich ihn zu Rathe wegen des Sprunges in's Dunkle, den ich vor hatte. Denn Eli war nach unseren Begriffen ein weitgereiseter und weltkluger Mann. Er sagte mir, er „mache“ in acht Tagen nach Billeburg und wolle mich mitnehmen, auch kenne er dort einen Schneider, bei dem er mich vielleicht unterbringen könne, der Schneider sei zwar sehr arm, aber ehrlich, jedenfalls könne ich Etwas von ihm lernen. So wanderten wir von der Südseite des Westerwaldes hinüber nach dessen nördlichen Abhang; unterwegs half ich noch Ziegenfelle hausiren und dieselben tragen. In Billeburg weilte mein Beschützer und Mentor Eli nur wenige Stunden; denn es war damals, unter der Nassau-oranischen Regierung, den Juden nicht gestattet, in der Stadt zu wohnen oder auch nur zu übernachten.

Dieser Umstand gab dem Freund Eli Veranlassung, mir die ersten staatsrechtlichen und politischen Begriffe beizubringen.

„Siehst Du, mein Junge“, sagte er, „die Fürsten von Oranien sind sehr reich, grausam reich, obgleich der Franzos ihnen ihre Sach' genommen hat, in den Niederlanden sowohl, wie in Frankreich, wo sie auch noch ein apartes Fürstenthum hatten, das man die ‚Orange‘ nennt. Der jetzige Prinz und Großstatthalter Wilhelm V. hat vor den Franzosen Reißaus nehmen müssen und aus seinem Holland haben sie eine ‚batavische Republik‘ gemacht, was aber nichts ist, als ein Hinterviertel von Frankreich. Du wirst ihn sehen, den Erbstatthalter. Du wirst sehen, daß ein Prinz, wenn er hat fort genußt aus seinem Land, es noch immer nicht schlecht hat, und vielleicht noch besser als mancher Bürger, der sich, in jetzigen schlechten Zeiten, in Schuld und Ungebuld mit knapper Schwernoth noch auf seinem eigenen Sand und Land hält. Mag er's genießen in Frieden der ‚Prins van Oranje‘, wie ihn die Holländer nennen. Er aber und seine Vorfahren sind immer harte Herrn gewesen für uns Jüden. Und warum? Weil sie immer sind gewesen so grausam reich. Wir Jüden sind geschunden worden in allen Ländern der Erde. In Spanien hat man uns verbrannt und vertrieben, so daß wir uns flüchten mußten bis in die Türkei, um Schuß zu finden bei dem türkischen Sultan, der uns gnädiger war als die Christen. Auch die deutschen Kaiser waren uns gnädig. Sie gewährten uns den Schuß und machten uns zu ‚des heiligen römischen Reiches Kammer-Knechten‘. dafür mußten wir ihnen gehörig bezahlen; aber soweit des Kaisers Gewalt reichte, litt er nicht, daß man uns verfolgte. Die Jüden von Worms, welche ihm den Beweis führten, daß sie am Rhein bereits ansässig waren zu jener Zeit, wo man in Jerusalem angeblich den Phropheten der Christen gekreuzigt, hat er überhäuft mit großen Gaben und Gnaden. Als aber die kaiserliche Gewalt in Verfall kam, da geriethen wir unter die Landesherren und die Städte, und da hatte die gleichmäßige Behandlung ein Ende. Wer von diesen Reichsständen Geld nöthig hatte, der nahm uns; und wer kein Geld nöthig hatte, oder wessen Reichthum größer war als seine Nächstenliebe, der warf uns vor die Thüre. So sitzen wir denn in Deutschland an dem einen Orte dicht beisammen, und dann kommen wieder endlose Strecken, da sind wir wenig und garnicht. Am besten sind wir noch gefahren mit den geistlichen Herren. Die Erzbischöfe und Bischöfe sind doch eigentlich die Obersten unter den Christen, wenigstens nach dem Papst in Rom, der bei den Christen ist, wie der Hohepriester in Jerusalem war bei den Juden. Diese christlichen Priester und Oberpriester liebten uns wahrscheinlich auch nur wenig. Aber sie hatten einen unordentlichen Pfaffen-Haushalt und daneben ihre Kapitel und Stifter, ihre Mönche und Nonnen und Priester zu versorgen; und darunter waren sehr kostspielige und vornehme Leute; denn unter den Abligen war es Sitte, daß der älteste Sohn Alles kriegt und die Anderen wenig oder garnichts; und die Söhne, die da todgetheilt waren, die gingen unter die Priester, und die Töchter in die Stifter und zu den Nonnen, und da lebten sie herrlich und in Freuden, natürlich aber immer auf ungerechte

Kosten. Seitdem es aber in Frankreich losgegangen ist gegen die Priester, da haben sie Angst und ducken sich zusammen, wie die Hühner, wenn sie den Raubvogel über sich erblicken. Weil aber die Bischöfe sehr viel Geld brauchten, so gewährten sie uns den ‚Schutz‘ und ließen sich dafür gehörig bezahlen. Außerdem hatten sie noch unser Geld und unsere Rathschläge nöthig für ihre ‚Finanzen‘. So hatten wir es unter dem Krummstab am Besten, und so sitzen wir am zahlreichsten in Speier und in Mainz, in Würzburg und in Bamberg. Auch waren mancherlei freie Städte und Landesherrschafte, die uns gut behandelten aus den nämlichen Gründen, so besonders Straßburg und Colmar und Hagenau im Elsaß, die früher freie Reichstädte waren und jetzt zu Frankreich gehören. Seitdem aber in Frankreich die Freiheit ausgebrochen ist, behandelt man dort die Juden wie andere Menschen; es ist kein Unterschied mehr, und deshalb sagt man bei uns von Einem, dem es gut geht: ‚Er lebt wie unser Herrgott in Frankreich‘. Denn unser Paradies ist jetzt in dem Elsaß. Freilich sind es unruhige Zeiten und man muß dort Soldat werden. Aber, wer weiß, wie lang es noch dauert, dann wird's bei uns auch so? — Am schlimmsten aber war es für uns Juden immer bei den Draniern. Im Niederland haben die Dranier glorreich gestritten wider die Spaniolen. Aber hier in ihren Stammlanden sind sie heute noch ebenso grausam wider uns, wie es vor Zeiten der Spaniol wider sie war. Und woher kommt das? Weil sie zu reich sind. Sie haben keine Schutzgelder nöthig, und keine Rathschläge und keine Finanzen! Deshalb sage ich Dir, mein Junge, — und Du wirst noch manchmal an den alten Eli denken, der viel in der Welt herumgekommen ist und viel Länder und Menschen gesehen hat —, ich sage Dir: Es ist nicht gut, wenn der Fürst zu viel Geld hat. Alle diese Fürsten sehen mehr darauf, daß sie ihre Kammer-Einkünfte vermehren, — oder wie sie jetzt sagen: ihre ‚Dumani‘ (Domänen) —, während es besser wäre, sie hätten ihren Sparspennig im Vermögen des Landes, das ihnen jetzt nicht am Herzen liegt. Wenn der Fürst etwas sein soll, dann muß er mehr bedeuten als bloß ein reicher Mann — denn auch unser Einer kann reich sein —; er muß sein der Vater des Landes, der arm ist, wenn es sein Land ist, und reich nur, soweit es das Land hergiebt. Oder: hergeben will und hergeben kann. Und das ist die Sache, die jetzt im Treiben ist, seitdem es losgegangen bei den Franzosen. Und ich glaube, es kommt auch noch hierher, und dann wirst Du gedenken an den alten Eli, der es gut meint mit Dir und den übrigen Menschen“.

Das waren die Lehren der Weisheit und Tugend, die ich mit begierigen Ohren einschlürfte, während wir einherschritten über die Berge und die Thäler, die Plateaus und die Basalt-Kuppen des Westerwaldes, — ich zum ersten Mal mit Schuhen an den Füßen. Der gute Eli hatte mir sie machen lassen, weil er sagte, für die Stadt sei das nöthig. Ich zog sie aber bald wieder aus. Denn sie drückten mich zu sehr. Auch wollt' ich sie schonen.

Obgleich also, wie erwähnt, Eli in dem nassau-oranischen Billeburg nur

wenige Stunden sich aufhalten durfte, so fand er doch noch Zeit, für mich, seinen Schützling, zu sorgen. Er brachte mich bei dem Schneider Flamburg unter, der sich Eli gegenüber ausdrücklich verpflichtete, mich im Besuch der Schule nicht zu stören und mich zu Haus- und Feldarbeit nicht zu verwenden, sondern nur für das Handwerk. Flamburg hat ehrlich Wort gehalten. Ich vermuthete, daß ihm Eli Geld gegeben hat. Allein es war auch später hierüber von Flamburg nichts herauszubringen. Offenbar hatte ihm Eli verboten, darüber zu sprechen.

So lag ich denn mit Eifer der Schule und dem Schneiderhandwerk ob. Beides mit gutem Erfolg. Freilich waren die Brocken manchmal sehr schmal, denn der Schneider war arm. Aber ich hatte zu Hause schon das Hungern gelernt. Und wenn es recht schlimm war, so half eine mildthätige Frau, nämlich die Frau unseres Nachbarn, des Bäckers Zinkgraf, die mir manches Stück Brot, und zuweilen auch eine Semmel, an Feiertagen sogar eine Brezel zugesteckt hat, ohne zu wissen, daß das arme halbverhungerte Schneiderbübchen dereinst ihr Schwiegersohn werden sollte. Meine Alte ist nämlich die Tochter meiner ehemaligen Wohlthäterin. Sie werden an ihr schon gemerkt haben, sie will auch immer oben hinaus und hat ein großes Vornehmigkeits-Bedürfniß. Das ist so Zinkgrafs=Art. Ich hätte sie gewiß nicht bekommen, wenn ich Schneider geblieben wäre; aber als ich mich aus einem Schneider in einen Schreiber verwandelte, oder wie sie sagte, als ich „die staatsmännische Carriere“ einschlug, da lag die Sache ganz anders, da reichte sie mir ihre Hand. Freilich später mußte ich wieder zum Schneider zurückadvanciren. Das war ihr bitter; aber ich tröstete sie damit, daß der alte Kurfürst von Hessen nicht nur den Zopf wiederherstellte, sondern auch seine alten Officiere, welche unter König Hieronymus und in französischen Diensten zum General oder Oberst avancirt, wieder zu Fähnrichs und Lieutenants machte; und mit Hülfe dieses Trostes und weil es im Uebrigen sehr gut ging — denn der Pariser Schneider hatte das dreißigfache Einkommen wie der Pilleburger Staatsmann, — hat sie es glücklich verwunden.

Wie die gute alte Frau Zinkgraf um meine körperliche Ernährung sich unbestreitbare Verdienste erwarb, so der Lector Barbieux um meine geistige. Er war mit einem hohen oranischen Beamten als Informator nach Pilleburg gekommen und dann dort hängen geblieben. An dem Pädagogium war er als „Lector“ angestellt. Er gab dort französischen Unterricht, das trug aber wenig ein. Da er seinen Schülern immer sagte: Das Hérondis (und ich weiß nicht, was sonst noch) sind die „Haupt-Schmierigkeiten der Französischen Spraa“, so nannte man ihn den „Professor Schmierig“. Auch sachlich hatte man damit nicht unrecht. Er vernachlässigte sehr seinen äußeren Menschen, theils aus Armuth und philosophischem Gleichmuth, theils aber auch deshalb, weil er sich hier, ferne von „la belle France“, gleichsam in der Verbannung fühlte und der Meinung war, es lohne sich gar niact der Mühe, hier unter diesen Barbaren oder Wilden, anständig zu erscheinen, und es sei deshalb

besser, daß bißchen Kleingeld auf „petits verres“ zu verwenden, da man in diesem nordischen Klima vor Allen der Wärme bedürfe. Da der alte Lector immer sehr freundlich zu mir war, und ich mit dem scharfen Auge eines angehenden Schneiders wahrnahm, wie sehr seine Garderobe vernegligirt sei, so faßte ich eines Tages all' meine Courage zusammen und machte ihm den Vorschlag, ich wollte ihm seine Kleider in Ordnung halten, wenn er mich dafür Französisch lehren wolle. Dieser Austausch von schneiderischen und sprachlichen Leistungen wurde sehr gnädig aufgenommen, und so lernte ich denn rasch und gut die französische Sprache. Ich war damals der einzige Schüler des alten Lectors; die Anderen hatten sich alle zurückgezogen; denn da die Franzosen dem Prinzen von Oranien Holland abgenommen hatten, so hielten es die Oranier für Landesverrath und Majestäts-Beleidigung, Französisch zu lernen. Sie sollten demnächst für diese irrige Meinung noch büßen: Einstweilen hatte der Lector Warbinux den Schaden. Vielleicht auch ich. Denn ich kann nicht leugnen, daß ich auf meinen Vorzug außerordentlich stolz war und mich für besser hielt, als die Anderen. Die Anderen aber rächten sich dafür dadurch, daß sie mich das „Franzosen-Schmidtchen“ nannten, und ich heiße heute noch so, nur ist die Verkleinerungssylbe im Laufe der Jahre in Wegfall gekommen.

Hier in diesem Fürstenthum war es ganz anders, als in unsrer Grafschaft auf dem Westerwalde. Hier regierte ein wohlwollender Herrscher. Aber weil er in den Niederlanden vielfach von den Ständen geärgert und cujonirt ward, so machte er sich in seinen deutschen Stammlanden das Vergnügen so recht nach Herzenslust patriarchalisch zu regieren, was er in Holland nicht konnte und durfte. Da er aber nur ausnahmsweise hier anwesend war, so regierten statt seiner seine Beamten, und unter diese hatte sich ein förmlicher Mattenkönig von verwandtschaftlichen und gevaterschaftlichen Beziehungen gebildet, welcher undurchdringlich und unbefiëgbar blieb, obgleich häufig die Versuche gemacht wurden, durch dieses Dornengehege hindurch bis zum Prinzen zu bringen. Der Prinz war unnahbar. Er haßte nichts mehr als die „Demokraten“, welche Anno 1787 in Holland eine Revolution ange-stiftet hatten, die nur durch bewaffnetes Einschreiten des Königs von Preußen unterdrückt werden konnte. Seitdem hatte er zwei Grundsätze gewonnen, welche er immer im Mund führte. Den einen citirte er deutsch, den andern französisch. Jener lautete: „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten“ und dieser „Une société sans hiérarchie, c'est une maison sans escalier“. Freilich hatte er damit nicht aufzukommen vermocht gegen die französischen Sanscülkten, die unter der Führung des General Bichegru 1794 an der holländischen Grenze erschienen und, begünstigt von dem strengen Winter, welcher alle Wasserflächen mit Eis überbrückte, das Land, unter dem etwas voreiligen Jubel jener Demokraten, welche sich damals „Patrioten“ nannten, im Sturm Laufe eroberten und am 16. Mai 1795 die batavische Republik proclamirten.

Diese unangenehmen Erlebnisse, weit entfernt den Prinzen zu belehren, daß seine beiden allein seligmachenden Principien von der Treppe der Hierarchy und von den helfenden Soldaten nicht für alle Fälle ausreichend waren, verstärkten und verbotsten ihn nur noch in seiner vorgefaßten Meinung. Die Sonnenstrahlen seiner Güte beschienen nur noch die Gipfel, d. i. die Beamten. Die Thäler, in welchen die übrige Bevölkerung wohnte, lagen in eisigem Schatten; bis dahin vermochten die Strahlen nicht mehr zu dringen. Die Beamten waren Alles, das Volk nichts. Natürlich machten sich die Ersteren die Lage nach Kräften zu Nutzen. Sie bezogen große Gehalte und außerdem noch kolossale Quantitäten „Amtsholz“, mit welchem sie, da es ihren Bedarf für Dienstlocal und Wohnung weit überstieg, einen schwungvollen Handel betrieben. Die Arbeit suchten sie sich leicht zu machen. Ihre Relicten erhielten aus Landesmitteln große Pensionen, und wo die gesetzliche Möglichkeit, eine solche zu verwilligen, ausgeschlossen war, da wurden von dem Prinzen Gnadengehalte gegeben. Bei den Frauen und Töchtern der Beamten galt die Arbeit für schimpflich. Jedes weibliche Wesen, welches von einem Beamten abstammte oder auch nur entfernt mit ihm verwandt oder verschwägert war, war fest überzeugt, daß es bis an seines Lebens Ende auf ungerechte Kosten flott zu leben berechtigt sei; und die ältesten Leute mußten sich nicht zu erinnern, daß ein solches Geschöpf jemals von etwas Anderem gelebt habe, als von Pensionen, Gnadengehalten und Leibrenten des Prinzen. Dabei sah diese Beamtenwelt, welche bei der Kleinheit des Ländchens kreuz und quer miteinander verwandt und verschwägert war und sich ausschließlich aus sich selbst recrutirte, auf alle übrigen Menschen mit der tiefsten Verachtung herunter. Obgleich weder von Geburt noch von Sitte adelig, nannte sie sich die „Vornehmen“ und die Andern „die gemeinen Leute“. Alles das machte auf mich einen solchen Eindruck, daß ich oft dachte, es sei doch noch besser in unserer Westerwälder-Wildniß, und der Lector Barbieux konnte durch seine boshaften Bemerkungen über „dieses scheußliche Beamten-, Bettler- und Müßiggänger-Proletariat“, wie er es nannte, diesen Eindruck nur verstärken. Eines Abends, es war schon dunkel, als ich mit dem Lector vom Spaziergang zurückkehrte, sah ich einen anständig gekleideten Menschen in der Gasse liegen; dabei sang derselbe mit lauter Stimme:

„Beglückt, beglückt,
Wer die Geliebte findet“.

Ich wollte hingehen und ihn aufheben. Aber Barbieux sagte: „Laß ihn nur, Schmidtchen. Das ist der Hofgerichtsrath Fortsbach, das passirt dem fast jeden Abend. Er wird sich schließlich doch zu Haus zu finden wissen. Er hat Uebung im Saufen“.

Ländlich, sittlich. Was der Herr Hofgerichtsrath thut, ist wohlgethau, dacht' ich, wäre es ein Schneidergesell, so schleppte man ihn auf die Schaarwache.

Das Städtchen zählte zwar etwas über 2000 Einwohner, und diese

waren arm; denn die Gemarkung war unfruchtbar, sie bestand nur aus Wald, Weide und Wüsteneien, und auch im Uebrigen wuchs nichts als Kartoffeln und etwas Hafer. Dagegen war die Stadt wohlgebaut. Dies hatte man den Franzosen zu verdanken, welche 1760 das Schloß, dem alten Stammsitz der Dranier, niedergeschossen hatten; aus seinen Trümmern hatte man zwei neue Straßen gebaut mit stattlichen Häusern, in welchen die Beamten wohnten, sowie eine Reihe öffentlicher Gebäude.

Die Bauern hatten es hier nicht viel besser, als bei uns. Sie waren mit mittelalterlichen Abgaben schwer überbürdet und wurden kaum noch als Menschen betrachtet. Die Städte, ohne Handel und Industrie, wie sie waren, suchten aus dem Prinzen, dessen Gefolge und den Beamten möglichst viel Geld herauszuschlagen und nahmen sich für ihr Betragen die Kammerdiener und Zofen zum Vorbild.

Die Staatsmaschine arbeitete noch langsam fort, aber nur aus Gewohnheit. Sie glich einer alten Klappermühle, auf welcher nicht immer Getreide aufgeschüttet ist, und von der man hier zu Lande singet:

„Und all das Gepolter
Bedeutet nur Moller!“

(Schluß folgt.)





Armand Carrel.

Ein Lebensbild aus der Geschichte des Journalismus.

Von

H. B. Oppenheim.

— Berlin. —



on dem oft citirten Satze, daß die Nachwelt dem Mimen keine Kränze slicht, bleibt bei näherer Betrachtung nicht viel übrig. Die Namen berühmter Schauspieler sind uns aus den ältesten Zeiten aufbewahrt; es giebt kein dankbareres Gedächtniß, als das an gehabte Genüsse, und selbst die folgenden Generationen pflanzen die empfangenen Traditionen in verschönernder Erinnerung fort. Anders steht es mit dem Stande, der selber die Ruhmeskränze windet. Wie ein populäres Diktum besagt, daß die Schuhmacher selbst die schlechtesten Stiefel zu tragen pflegen, so ergeht es dem Journalismus, der zumeist, wenn auch nach verschiedenen Epochen unterschiedentlich, eine Fülle bedeutender geistiger Kräfte in sich verbraucht, daß seine Helden und Vorkämpfer beim großen Publikum selten beliebt, oder auch nur bekannt werden. Mancher gute Philister weiß nicht und fragt auch nicht, wer ihm seit zwanzig Jahren seine Meinung macht. Die persönliche Leistung wird im Journalismus, zumal in den höheren Phasen, wo die ganze Thätigkeit der Tagespresse auf complicirte Gesamtwirkungen hinausläuft, hinter diese Gesamtwirkungen zurückgedrängt oder von denselben völlig aufgesogen. Wenn von dieser traurigen Thatsache, die manche journalistische Existenz verbittert, eine glänzende und wohl verdiente Ausnahme stattfand, so war es für den Mann, dessen Namen an der Spitze dieser Arbeit steht. Aber obgleich seine Aktion ganz in jene Epoche fällt, während der die deutschen Liberalen noch sehnsüchtige Blicke nach Paris, dem Paradies der Freiheit, wandten, so war er doch, seinem eigentlichen Kern und Werth nach, in Deutschland unbekannt geblieben. Die Engländer, denen später Stuart-Mill die ihm befreundete Gestalt näher rückte, verglichen ihn zunächst mit ihrem Junius, mit welchem er, bis auf den Glanz der Sprache und die Schärfe

des Ausdrucks, Nichts gemein hat, weder die Feigheit der Anonymität, noch die Gehässigkeit der persönlichen Angriffe, noch das geringe Maß wahrhaft freisinniger Anschauungen.

Wenn die Verhältnisse, aus denen Carrel hervorging und in denen er sich bewegte, unschwer darzustellen sind, so ist es um so schwerer, seine ethisch-politische Gesamt-Anschauung, besonders sofern dieselbe in sehr wesentlichen Punkten von den damals in Frankreich geltenden, in seiner Partei vorherrschenden Ansichten abweicht, klar zu machen, — zumal im Auslande; denn jedes Volk stellt sich, nach historischen Voraussetzungen, die politischen Probleme in einer anderen Form and von anderen Ausgangspunkten.

Zuvörderst aber drängt sich uns die Frage auf: wenn Carrel jenseits der französischen Grenze wenig beachtet oder verstanden wurde, wenn keine seiner Schriften selbst in seinem Vaterlande zu einer allgemein oder auch nur durch ganze Parteien verbreiteten Lektüre geworden ist, woher kommt der Cultus, der seinem Namen gezollt wird, der Nimbus, der sein Bild umgiebt, woher kam es, daß Freund und Feind ihn bewunderten, daß eine sehr beträchtliche Anzahl seiner Zeitgenossen ihm eine fast zärtliche persönliche Theilnahme widmete, daß er mehr wagen, der öffentlichen Meinung mehr abtrogen konnte, als irgend ein Anderer, daß noch zwölf Jahre nach seinem Tode besonnene und reife Männer es laut äußerten, er würde der Revolution von 1848 eine andere, eine bessere Wendung gegeben haben?

Es ist vor allen Dingen der Zauber einer großen, mächtigen, durchaus uneigennütigen und hingebenden, einer von den edelsten Trieben geleiteten Persönlichkeit, in welcher allerdings die Geisteskräfte, klares Denken und rasches Entschließen, Stil und Beredsamkeit, auf der Höhe seines idealen Willens standen, sich demselben aber stets unterordneten. Dabei eine schöne Erscheinung von maßvollen und anmuthigen Formen und Bewegungen, ohne die Pedanterie, welche dem sittlichen Ernst oft eine lästige Begleiterin ist; pedantisch nur in Sachen der Ehre und Ritterlichkeit, wenn es galt, die Anderen zu schonen und die Gefahr einer Situation allein auf sich zu nehmen. Kurz, der wahre Zauber der Persönlichkeit, dem sich Niemand entzieht, auch unser Einer nicht, wenn er vierzig Jahre nach Carrels Tode sich in dessen Schriften vertieft. Denn diese Schriften tragen das ganze Gepräge des Mannes. Die vollendete Meisterschaft der dialektischen und stilistischen Behandlung steht hier rein und rücksichtslos im Dienste der politischen Aufgaben; jedes aesthetische Mittel, jede Kunstform wird verschmäht, soweit sie auch nur momentan von dem Kern der Sache abziehen könnten. Daraus entwickelt sich eine höhere Stilvollendung, gleichsam das Höchste, das der Leitartikel zu prästiren vermochte. Gleich dem Pathos, standen ihm Scherz und Ironie zu Gebote.

Wir sind keineswegs in der Lage, seine politische Handlungsweise in jedem Augenblicke zu rechtfertigen; wir meinen sogar, daß er selbst noch in seinem kurzen Leben einzelne begangene Fehler erkannt und dadurch gebüßt hat; allein, und darin stimmt seine ganze Generation überein, dem Glauben

an seine heroische Umgebung und seine absolute Gesinnungstreue thut das keinen Eintrag.

Die Erscheinung war epochemachend in der Geschichte der Tagespresse. Ein ganzer Stand wird in der öffentlichen Meinung dadurch geedelt, daß einzelne seiner Mitglieder die höchsten sittlichen Anforderungen an sich und ihre Leistung stellen. Zugleich werden die Grenzen des Berufs erweitert, höhere Maßstäbe werden allgemein angelegt. Wie weit Carrel in diesem Sinne gewirkt, wie weit spätere Gegenströmungen die Wirkung seines Wesens vereitelt haben, das ist freilich eine verwickelte Frage. Das öffentliche Leben der Neuzeit hängt nun einmal so unzertrennlich mit dem Bestand einer einflußreichen, nach Parteien gegliederten Tagespresse zusammen, daß in der Regel Aufschwung und Verfall sich gleichmäßig in allen Organen des öffentlichen Lebens und nicht bloß einseitig in der Presse oder der Volksvertretung offenbaren. Wo die parlamentarischen Organe noch um ihren legitimen Einfluß ringen müssen, nimmt auch die Presse selten die ihr gebührende Stellung ein. Unserer deutschen Journalistik, deren selbstständige Entwicklung erst von der Aufhebung der Censur datirt und also kaum ein Menschenalter zählt, fehlt zunächst noch die wichtigste Voraussetzung, die der Centralisation; der Charakter des Lokalblatts überwiegt noch heute. Im Uebrigen richten wir uns mit wenig Kritik nach französischen und englischen Mustern.

Nur in Frankreich und England hat der Journalismus sich selbstständig entwickelt, und darum hier und dort eigenartig und verschieden von einander. Der französische Journalismus hatte große Momente, der englische hat zu einem befriedigenden Resultat geführt und liefert der Nation ein unfehlbares Instrument der öffentlichen Meinung. Während der zwei Jahrhunderte der kirchlichen und politischen Revolutionen war England das Schlachtfeld der literarischen Einzelkämpfe. Den Helden und Märtyrern jener kritischen Epochen bestritt Niemand das Recht, ihre Nasen und Ohren vom Henker abschneiden zu lassen, die Folter zu riskiren, den Pranger zu besteigen, Freiheit und Leben einzusetzen. Noch später gab es methodische Verfolgungen und lange Gefängnißstrafen; die Wilkes, Cobbet, Hunt u. A. m. sind mit der englischen Verfassungsgeschichte verwachsen. Bis zur Neuzeit stellten besonders die Irländer ihr Contingent. Jetzt hat überhaupt der politische Prozeß in England völlig aufgehört, er gehört in die antiquarische Rumpelkammer, und man hört kaum mehr von Preßprozessen, als von Ministeranklagen. Die Zeitung aber ist ein unpersönliches Wesen geworden, in welchem das Partei-Interesse dominirt und die geschäftliche Seite des Unternehmens eine umfassende Berücksichtigung findet. So gut wie die großen englischen Parteien direkt als Organe der Staatsverwaltung zu betrachten sind, aus denen sich die Ministerien bilden, ebenso gut kann man ihnen die Organisation und Ordnung der Tagespresse anvertrauen. Sie sind ja, kraft ihrer bedeutendsten Traditionen und ihrer ganzen Entwicklung, von elastischer Natur, nicht allzu ausschließend gegen neue Anschauungen, nicht starr auf bestimmte Programme eingeschworen.

Nur zu der allgemeinen Richtung verpflichtend und verpflichtet, liefern sie den Sporn und den Hemmschuh.

Das sind aber spezifisch englische Zustände, die auf kein anderes Land, am wenigsten auf Frankreich passen. Hier waren die Parteien zumeist auf abstrakten Programmen, einem Mehr oder Weniger von Freiheit oder Autorität konstruiert und mit einem Fanatismus ausgestattet, dem die freie Entfaltung individueller Anschauungen schwer abzurufen war und der fast aus jeder großen Discussion neue Nahrung zog. Ein lebensfähiges Parteiprogramm aber muß auf Kompromissen beruhen; der Eine fügt sich ungerne diesem, der Andre jenem Punkte; aber Keiner abdiziert ganz solchen vermittelten Collectivwesen gegenüber. Soll eine Zeitung diesem Verhältniß den richtigen Ausdruck geben, so muß sie, selbst als ein correctes Partei-Organ, den ausgezeichneten Persönlichkeiten, den Männern von politisch-historischer Initiative einen gewissen Spielraum belassen. Sie muß dem intellectuellen Eroberungstrieb, dem idealen Schaffen und auch dem persönlichen Ehrgeiz Rechnung tragen, nicht die Persönlichkeiten ganz annulliren. Dann wird auch die Verantwortlichkeit keine bloß formale, redaktionelle sein. So sagte Carrel in dieser Beziehung von sich: „Der Fahnenträger ist natürlich stets am meisten exponirt“. Heutzutage sind die Fahnenträger häufig bloße Strohmänner; der literarische Anstand hat darunter sehr gelitten, und der Theilnahme am Journalismus wurde ein gut Theil edlerer Kräfte dadurch entzogen.

Wenn die Presse in Frankreich ihre großen Momente und einschneidenden Wirkungen hatte, so geschah das Dank den eminenten Persönlichkeiten, welche jeweilig an der Spitze standen. Armand Carrel fällt in das heroische Zeitalter des französischen Journalismus, wo man Großes von demselben empfangen hatte und das Höchste erwarten durfte, wo auch die geschäftliche Seite noch zurücktrat, sowohl hinter der politischen, als auch hinter der rein literarischen. Denn mehr, als in irgend einem anderen Lande, hängt in Frankreich die Tagespresse mit der großen Literatur zusammen.

Die Kunst der Prosa ist in keinem Lande annähernd so ausgebildet, in keinem andren Lande wird sie so hoch geschätzt, wie in Frankreich. Das Unmittelbare der Polemik, die klare und durchsichtige Behandlung des Tagesereignisses, das Erzielen einer drastischen Wirkung, ein concreter Zusammenhang mit dem Publikum und den Begebenheiten gehören zur Ausbildung dieser Kunstform, welcher Frankreich jedenfalls das verdankt, daß der gute Geschmack es vor manchen Verirrungen bewahrt, denen die sittlichen Grundsätze nicht vorbeugen würden. Die französischen Klassiker waren nicht dem Leben abgewendet; in Voltaire, in Diderot, Beaumarchais u. A. pulsrte eine starke journalistische Ader und vor Allem eine vollsäftige polemische Leidenschaft. Man kann diesen „Esprit gaulois“ bis auf Rabelais und Montaigne zurück verfolgen. So wurzelt das Element des Journalismus in der ganzen breiten Kulturgeschichte der Nation. — Vor und mit Carrel, theilweise noch nach ihm hatten Thiers und Guizot, Mignet und selbst vornehmere

Staatsmänner im Dienst der Tagespresse gestanden; an gewissen Blättern arbeitete stets die Elite der akademischen Welt. Die journalistische Anonymität wäre in solcher Gesellschaft an sich nicht streng einzuhalten gewesen, der Stil verrieth den Mann.

Wenn wir die Zeit Carrels die heroische Aera des Journalismus nannten, so dachten wir zunächst an die männlichen Tugenden und den damit verbundenen Einfluß der hervorragenden Vertreter desselben. Aber es muß auch daran erinnert werden, welche Größen sich hier in engem Zeitraume drängten. Als Carrel die Bühne betrat, wurde sie gerade von einem Manne verlassen, den wir zu den größten Pamphletisten aller Zeiten zählen, von Paul Louis Courier. Als Carrel allzfrühe das Feld seiner Ehren verließ, bereitete sich ein langsamer gereifter Altersgenosse von ihm zu einem sozialpolitischen Feldzuge vor, dessen wunderbare Führung noch bis in die neueste Zeit in die wirthschaftlichen Geschichte eingreift, Frédéric Bastiat (1801 bis 1850). Courier und Carrel sind gewaltsamen Todes gestorben; Courier's Mörder blieb unentdeckt, aber seine Vorahnung und der Argwohn des Volkes hafteten — vielleicht mit Unrecht — an einer Partei, die im Dunklen zu schleichen pflegt.

Courier (1772—1825) war eine complicirte Erscheinung: ein Offizier unter dem ersten Napoleon, aber kein Enthusiast für den Krieg, nicht einmal französischer Chauvinist. Mit dem Plutarch oder Thukydides im Tornister bummelte er gleichsam über die Schlachtfelder, oder versäumte über einem interessanten Manuscript in einer italienischen Kloster-Bibliothek die Stunde des Appells. Als Kriegsmann hat er es nicht weit gebracht, aber wir verdanken ihm werthvolle Skizzen und illusionenlose Schilderungen aus dem Kriege, welche neben den conventionellen Prahlereien der napoleonischen Bülletins besonders eindrucksvoll wirken. Nach der Restauration wurde er Gemann, Hausherr und Gutbesitzer, und gerieth nun durch die unvermeidlichen Reibungen des täglichen Lebens als Landwirth und als Berather seiner Guts-Nachbarn in eine Art von Heckenkrieg gegen die Ortsbehörden und die Pfaffen, woraus seine Pamphlete, seine Preßprocesse, vor Allem seine Schilderungen der Centralisation und autoritativen Bevormundung, der allgemeinen Pfaffen-herrschaft und Heuchelei hervorgingen. Es war die Zeit der Restauration, die Regierungs-Periode der letzten beiden Bourbons, wo das, was Courier zu sagen hatte, noch nicht in der freien und offenen Weise gesagt werden konnte, mit welcher sich Carrel aussprach. Der Verschiedenheit dieser Situationen entsprach auch die Verschiedenheit des Talents und selbst des Naturels. Courier's Schriften sind Gelegenheitschriften in bestem Sinn und darum von großer poetischer Wirkung. Ob er das Höflingswesen, den akademischen Pöps, den „weißen Schrecken“, d. h. den Terrorismus der Legitimisten, oder die Feilheit der Justiz angreife, er hebt immer von einem subjectiven Erlebnis oder Eindruck an, wie es sein cholericches Temperament mit sich bringt. Er wird erst warm, wenn er einen solchen Anlaß hat. Carrel dagegen thront auf

der Höhe der Begriffe und faßt von Anfang an nur die allgemeinen Interessen als solche in's Auge, indem er sie kraft eines Rechtsprincips zu entscheiden sucht.

Man wundert sich vielleicht, daß ich auch Bastiat in diesem Zusammenhang genannt habe. Aber es kann Einer ein Denker ersten Ranges sein und doch nach der formalen Natur seines Talentes ein Journalist. Es kann Einer das rohe Erz aus der Erde Schacht herausholen und es nachher zu den feinsten Stahlressorts verarbeiten. Nicht blos weil er Zeitschriften gründete und Artikel schrieb, war Bastiat ein Journalist, sondern weil er die Errungenschaften der Volkswirtschaftslehre — und dieses Fach hat durch ihn bestimmte wissenschaftliche Fortschritte gemacht, — für das große Publikum auszumünzen, gleichsam künstlerisch zu verwerthen und mit der allgemeinen sozialpolitischen Entwicklung in Einklang zu bringen wußte. Gleich Courier war auch er einer der wichtigsten Kämpfer gegen den Chauvinismus und die Centralisation, diese beiden so mächtigen und so verderblichen Richtungen des französischen Geistes. Ja, man mag zweifeln, ob nicht seine eigenartige Auffassung der politischen Freiheit ihn erst zum Verständniß der Handelsfreiheit geführt, oder ob wirklich der Oekonomist bei ihm dem radicalen Politiker vorangegangen.

Auch Carrel überwarf sich, was wir hier der Analogie wegen anticipiren wollen, mit einem großen Theil seiner Parteigenossen durch seine Angriffe auf die Centralisation und seine, damit zusammenhängende, sogenannte „amerikanische“ Anschauungsweise.

Armand Carrel wurde im Jahre 1800 zu Rouen in einer conservativen Kaufmannsfamilie von bescheidenen Verhältnissen geboren. Von einer starken Neigung getrieben, erlangte er es, sich der militairischen Laufbahn widmen zu dürfen. Er studirte Kriegswissenschaften in der bekannten Schule von Saint=Cyr, gehörte aber daselbst frühe schon zu den politisch Verdächtigen. Der politische Freisinn lag ihm ebenso im Blute, wie der Soldatencharakter. Sein Leben lang bewahrte er alle Tugenden, alle schönen Seiten des richtigen Soldaten und stellte dieselben in den Dienst des Liberalismus. 1821 befand er sich als Unteroffizier in Neu-Breisach; es war die Zeit der vereinzelt Militairverschwörungen, und Carrel nahm an derjenigen Theil, welche man später die Verschwörung von Belfort nannte. Durch einen kühnen nächtlichen Ritt in entsprechender Verkleidung, durch den er sich über das unvermeidliche Mißlingen des Planes aufklärte, rettete er sich und seine Breisacher Kameraden, zwar nicht von dem Verdachte, wohl aber selbst von der Voruntersuchung. Es ist anzunehmen, daß der junge Mann damals, bei allem Freiheits-Enthusiasmus, nicht wenig vom Bonapartismus inficirt war, welchem die aristokratisch päffische Regierung der letzten Bourbons durch ihre Fehler mehr als nöthig in die Hände arbeitete.

Der Feldzug gegen die spanische Revolution bereitete sich vor. Carrel, der schon wegen eines — schlecht verheimlichten — Briefes an die spanischen

Cortez mit seinen Vorgesetzten in Conflict gerathen war, nahm seinen Abschied und gelaugte auf einem spanischen Fischerboot nach Barcelona. Hier trat er in eine französische Freischaar, die unter dem Namen Napoleons II. für die spanische Verfassung kämpfen wollte. Die Sache lag aber viel kläglicher, als er sich gedacht hatte. Nach mehreren Monaten voll Entbehrungen, Gefahren und nutzlosen Heldenthaten befanden sich Carrel und seine französischen Kameraden mit den italienischen Freiwilligen in der sogenannten Fremdenlegion zusammen, welche, nach blutigen Gefechten und dem Verluste der größeren Hälfte ihrer Mannschaft, zu Ulers bei Figueras in offenem Felde kapituliren mußte. Carrel hatte die Verhandlung geleitet, an deren Ende er sich in der Gefangenschaft des Baron Damas fand, der früher sein Chef, und zwar ihm ein wohlwollender Chef gewesen war und der zufällig in kürzester Frist nach dieser Affaire das französische Kriegsministerium übernahm. Carrel hatte sich und den Seinen die kriegerischen Ehren gerettet, und der General-Lieutenant Damas hatte sich verpflichtet, den französischen Offizieren die Begnadigung zu erwirken. Diese Artikel wurden am 17. September 1823 unterzeichnet.

Raum aber hatte Carrel mit zweien seiner Kameraden den französischen Boden betreten, so wurde er verhaftet und die Capitulation verleugnet; er wurde, trotz seines regelmäßigen Abschiedes, als Deserteur behandelt und ihm der Proceß gemacht. Das Kriegsgericht von Toulouse erklärt sich für incompetent, da Carrel und die Anderen nicht mehr Mitglieder der französischen Armee waren. Aber der Cassationshof, vom Staatsanwalt angerufen, intercedirte, und ein zweites Kriegsgericht hatte Ordre, sich für competent zu halten. Am 16. März 1824 wurde Carrel in Perpignan zum Tode verurtheilt. Er ergriff die Rechtsmittel der Cassation und der Revision dagegen.

Während dessen saß er mit seinen Genossen und den übrigen französischen Kriegs-Gefangenen zu Castillet bei Perpignan im Gefängniß unter sehr strenger und harter Behandlung, ja Mißhandlung. Die Genossen, deren Bertheidigung er gleichfalls leitete und die er auch gegen die Härten der Gefängnißverwaltung zu schützen suchte, hätte er gern gerettet, aber seinem eigenen Rechte glaubte er Nichts vergeben zu dürfen und auch Nichts von dem, ihnen gemeinsamen Ehrenpunkt. Der Kriegsminister Damas, der seiner eigenen Unterschrift unter der Capitulation keine Achtung verschaffen konnte, hätte dem Gefangenen gern und leicht die Begnadigung vermittelt, wenn dieser sich und die liberale Opposition durch ein Gnadengefuch gedemüthigt hätte. Aber alle derartigen Insinuationen glitten an Carrel ab.

Die sich über fast zwei Jahre ausdehnende Gefangenschaft gewann durch die emsigen Studien, welchen sich Carrel während derselben mit seltener Energie hingab, für sein späteres Leben eine hohe Bedeutung. Sein Charakter blieb unverändert, denn so, wie er war, war er gleichsam fertig von der ersten Jugend an, aber die in ihm maßgebenden Anschauungen erweiterten sich und reiften.

Endlich wurde er vor ein neues Kriegsgericht gestellt, fintemalen daß

Todesurtheil, gewisser Formfehler wegen, in der Revisionsinstanz vernichtet worden war. Nachdem er diesmal, besonders im Interesse seiner Leibensgefährten, die Frage der Incompetenz des Gerichtes hatte fallen lassen, wurde er mit 6 von 7 Stimmen freigesprochen. Neben der glänzenden Vertheidigung eines Advokaten war auch sein persönlicher Eindruck dabei von Gewicht. Ganz Frankreich hatte schon die Augen auf ihn gerichtet und aus seiner Haltung und seinem Verfahren unter allen Prüfungen und Anfechtungen dieses langen und verwickelten Rechtsstreites seine großen Eigenschaften erkannt.

Es handelte sich übrigens für das große Publicum nicht blos um die Controverse, ob Carrel noch als französischer Offizier anzusehen war, als er nach Spanien ging, oder ob die französische Regierung die zwischen Damas und ihm abgeschlossene Capitulation in Vollzug setzen müsse. (Die Kriegsgeschichte jener Zeiten enthält viele Beispiele verletzter Capitulationen.) Eine andere, vielfach aufgeworfene Frage betraf die Erörterung, ob Carrel nicht, vom Standpunkt der politischen Moral aus, dem Tadel, die Waffen gegen seine Landsleute getragen zu haben, verfallen sei. Bekanntlich bestand der schwerste Anklagepunkt, den die Männer von Carrels Farbe den Emigranten der französischen Aristokratie stets entgegenhielten, grade in ihrem Antheil an den Coalitionskriegen; und die restaurirte Bourbonns-Dynastie erlag, wie man heute wohl annehmen darf, im Wesentlichen unter der Last ihrer Unpopularität, weil sie von den fremden Mächten eingesetzt worden. Die Gewissens=Skrupel, welche man in Carrel zu finden wünschte, kamen allerdings in seiner Partei zum Ausdruck: die französischen Freiwilligen, welche mit der Tricolore über die Pyrenäen zogen, stellten sich an der Bidassoa=Brücke den Invasions-Truppen des weißen Lilienbanners entgegen, ohne die ersten Schüsse zu erwidern. Mit dieser heroisch=lächerlichen Symbolik, mit welcher sie ihre Seelen salbten, war eben die Kleinlichkeit und Ohnmacht ihrer Bedenken bezeichnet. Carrel war ein viel zu scharfsinniger Kopf, um nicht den Unterschied zwischen dem Gebahren der Emigrationen und dem seinigen zu erkennen. Er socht nicht gegen Franzosen auf französischem Boden, nicht gegen den französischen Staat, nicht gegen ein französisches Landes=Interesse. Worin bestand denn der spanische Krieg von 1823? Französische Heerschaaren vollzogen den, ihnen von der Heiligen Allianz gewordenen Auftrag, in einem fremden Lande „für Thron und Altar“ eine rechtmäßige Verfassung zu unterdrücken. Die Contre=Revolution, wie die Revolution, trug seit den ersten neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einen universalen Charakter. Wenn Franzosen gegen die spanische Verfassung kämpften, war es mehr als billig, daß auch Franzosen zu ihrer Vertheidigung heraneilten?! — Alle Tendenz= und Revolutionskriege sind in größeren oder kleineren Dimensionen derart Bürgerkriege, daß sich Landsleute mit den Waffen in der Hand gegenüberstehen. Das ist der tragische Ernst, aber es ist auch das Wesen der Sache. Im gegebenen Fall zumal konnte man in Spanien für die französische Freiheit zu kämpfen meinen.

Uebrigens war Carrel kein Freund des Bürgerkriegs oder der revolu=

tionären Erhebungen. Dafür war er zu sehr Soldat, Verehrer der Kriegskunst und der Kriegswissenschaft, auch Soldat von Charakter im besten Sinne, wie sich das sogar in seinen späteren Lebenslagen nie verleugnete. Als er nach Spanien ging, hoffte er eine geordnete Kriegsführung vorzufinden; da er sich getäuscht sah, schlug er sich noch für die Ehre und für die Kameraden, wie er das sein Leben lang gethan. Wie wenig Anhänger der eigentlichen Straßen-Emeute er war, wie wenig er an deren Erfolge glaubte, werden wir 1830 und noch bei ferneren Gelegenheiten sehen.

Als Carrel, ein Jüngling von 24 Jahren, das Gefängniß verließ, hatte er schon die Erfahrungen und die Kämpfe eines mannesreifen Lebens hinter sich und doch, bei geringen Mitteln und einer stolzen Haltung, keinen Beruf. Er dachte Advokat zu werden, denn die Schriftstellerei als Beruf widersprach seiner Ansicht von derselben. Und ein glänzender Advokat wäre er geworden, wie später seine meisterhaften Vertheidigungen in den Preßprocessen seiner Zeitung bewiesen. Er besaß eben die Charakterzüge eines alten Römers aus der guten Zeit: den Soldatentypus, den Juristencharakter und den, Alles dominirenden, politischen Zug. Auf die juristische Carrière mußte er verzichten, weil er die nöthigen Prüfungszeugnisse und dergleichen Formalien nicht mehr nachholen konnte. Er trat als Sekretär bei Augustin Thierry ein, bei dem großen Geschichtsschreiber, dem größten Meister Frankreichs in der Kunst der historischen Darstellung. Er war hier in einer guten Schule und Thierry nahm sich seiner mit diskreter Theilnahme und warmer Sympathie an. Seine ersten Arbeiten betreffen auch geschichtliche Gegenstände (die schottische Geschichte, Neu-Griechenland), abgesehen von einigen zerstreuten Journal- und Revue-Artikeln, welche zunächst nur ein persönliches Interesse in Anspruch nehmen. Bedeutender und inniger mit ihm selbst, wie mit der Zeit verwachsen, war seine „Geschichte der englischen Contre-Revolution (1660—88)“, die im Jahre 1827 erschienen ist.

Man bedenke, daß Frankreich damals mitten in der Contre-Revolution zu sein glaubte, daß alle Welt die zurückgekehrten Bourbons mit den zurückgeführten Stuarts verglich, daß die Juli-Revolution ihre Schatten vorauswarf, daß der Herzog von Orleans sich auf die Rolle Wilhelms III. vorbereitete, daß selbst ein Mann wie Courier für denselben gewirkt hatte. Eine Kontroverse, welche an die einschneidendsten und aufregendsten Discussionen über die Rechte des Königthums in der Zeit des letzten Stuart erinnerte, war damals so sehr auf der Tagesordnung, daß sie auch in Carrels ersten politischen Schriften fortwährend wiederkehrt, während wir Mühe haben, noch jetzt ihr ganzes Schwergewicht zu würdigen, (obgleich 1848 bei uns Aehnliches vorkam) — diese Kontroverse bestand darin, ob das Königthum von Gottes Gnaden die Charte von 1814 huldvoll oktroyirt habe, oder ob die heimkehrende Dynastie sie habe acceptiren müssen und nun auch ihre eigenen Rechte daraus herleiten müsse.

„La Charte octroyée ou la charte subie?“ Es war gleichsam eine

Fortsetzung dieses staatsrechtlichen Gegensatzes, wenn man nach 1830 darüber stritt, ob Louis Philippe als ein Bourbon oder obgleich ein Bourbon gewählt worden sei. („Parceque ou quoique?“)

Die Fiktion der Freiwilligkeit bei der Gewährung von Volksrechten wird wohl zu allen Zeiten schwer aufrecht zu halten gewesen sein. Aber würde auf Grund dieser Hypothese das besiegelte Wort weniger heilig sein? Und wie konnten gerade die ritterlichen Anhänger des Königthums daran deuteln wollen, um die „Legitimität“ zur Verfassung in Conflict zu bringen!

Alle diese Dinge spiegelten sich in Carrel's Darstellung der englischen Contre-Revolution, jedoch in so objectiver Weise, daß der Historiker keineswegs dem Politiker geopfert ist und der Verfasser niemals der Versuchung zeitgemäßer Anspielungen erliegt.

Mit diesen Schritten nähert sich unser Held dem Höhepunkt seines Lebens, der streng politischen Arbeit, welche ihn bis an sein Ende ausfüllen sollte. Noch macht er einmal Halt, um rückschauend Spanien und den Krieg von 1823 darzustellen und zu erklären. Wie sehr dieses Ereigniß mit der französischen Politik zusammenhing, hat er ja am eigenen Leibe erfahren. Aus einem solchen persönlichen Zusammenhang heraus zu schreiben, wie Caesar oder Xenophon, das war für ihn eigentlich das Ideal des Schriftstellers. Allmählig hatte er sich zu einem correcten, ja vollendeten Stilisten herausgebildet, alle Mittel der Kunst standen ihm zu Gebote, waren ihm gleichsam als Formen seines Geistes angeeignet. Nur die eigentlichen rhetorischen oder stilistischen Künsteleien, den Bilderreichtum verschmähte er. Aber er verstand es, die kühnsten Gedanken in einer auch juristisch unantastbaren Weise und dennoch deutlich auszusprechen. Damals, als die Stahlfeder noch nicht den Gänsestiel verdrängt hatte, sagte man von ihm, daß er mit einer stählernen Feder schreibe. Da war Alles klar und bestimmt, und das rechte, das wichtigste Wort bot sich ihm, auch den schwierigsten Problemen gegenüber, scheinbar mühelos dar.

In den beiden Arbeiten über Spanien in der *Revue française*, herausgegeben von Guizot, März und Mai 1828, konnte man seine Schilderung kriegerischer Abenteuer und einzelner Bandenführer bewundern, aber man mußte überrascht sein, mit welcher Sicherheit er die sozialen Elemente analysirt, aus denen sich die politischen Kräfte des Landes entwickeln müssen. Seine Beurtheilung der Verfassung von Cadix hat nichts mit abstraktem Radikalismus zu thun. Ich möchte diese Behauptung durch ein Citat belegen, welches auch nach anderen Seiten interessante Streiflichter wirft. Als es sich, noch vor der entscheidenden Krisis, um eine Revision dieser Verfassung und namentlich um die Errichtung eines Oberhauses handelte, wurde der berühmte Jeremy Bentham zu Rathe gezogen, der damals mit wenigen anderen ausländischen Publizisten die Ehre theilte, von der strebsamen spanischen Jugend heimlich gelesen zu werden, und der auch den Erwachsenen für die erste politische Autorität galt. Carrel berichtet: „Bentham schrieb an Herrn

Falqueiro, um die Anhänger des Zweifammersystems zu widerlegen; er sagte, die Leiden, welche die englische Aristokratie über England gebracht, sollten dem spanischen Volke zur Lehre dienen, daß man sich hüten müsse, eine privilegierte Minorität zu schaffen, daß eine obere Kammer, wie die der englischen Lords, für Spanien das Trojanerpfund sei, welches das Verderben und den Tod in seinen Flanken trage. Aber er fügte nicht hinzu, daß man wissen müsse, ob in Spanien eine Aristokratie existire, und bejahenden Falls sie auszrotten oder vertreiben müsse; in welchem Falle man erst die Anschauung des englischen Publizisten würdigen konnte und dazu gekommen wäre, den Zweck zu verworfen, wenn man nicht die richtigen Mittel anwenden wollte". — Hier also war Carrel weniger radikal, als Bentham, aber viel consequenter und mehr Politiker. —

Mit dem 3. Januar 1830 erschien die erste Nummer des „National“, einer Zeitung, welche stets als das Ideal eines noblen, mit sich übereinstimmenden, schlagfertigen Partei-Organs gelten wird. Doch war sie nicht Partei-Organ in dem gewöhnlichen Sinne, daß sie in jedem Augenblicke etwa die gerade in der Partei-Mehrheit gangundgeben Meinungen spiegelartig zurückgestrahlt hätte. Dergleichen ist nicht schwer und nicht selten, aber auch nicht von erlösender Wirkung. Nein, der „National“ war Carrel, Carrel selbst, seine politische Seele, so lange er ihn leitete. Die Zeitung war die gebotene Veranlassung, daß Carrel den Ereignissen, oder vielmehr diese ihm Rede stehen mußten, daß er das politische Programm, dessen treuer Hüter, dessen Priester er war, nach den gemachten Erfahrungen und sonstigen geistigen Errungenschaften weiter entwickelte, wahrheitsgetreu nach eigener Ueberzeugung, jedoch, soweit es ging, im Zusammenhang mit der Partei. Freilich galt es da oft ein taktvolles und diskretes Abwägen, ein selbstloses Niederkämpfen subjektiver Eindrücke, ein sorgliches Vermeiden von Sprüngen oder allzu brüskten Uebergängen.

Die Partei und Carrel gehörten zusammen, sie verkörperte sich in ihm, seine Fortschritte waren ihre Fortschritte, ihre Entwicklung machte er in sich durch.

Der „National“ war ganz sein Werk; auf seinen Vorschlag hatten sich Thiers und Mignet mit ihm vereinigt, um für die bevorstehende politische Krisis ein den Forderungen des entschiedenen Liberalismus entsprechendes Organ zu schaffen. Sie hatten sich dahin vereinbart, daß Jeder von ihnen abwechselnd ein Jahr lang die Redaktion leiten sollte. Thiers machte den Anfang; Carrel, als der Jüngste, hätte noch zwei Jahre warten müssen, aber die Juli-Revolution gab den Anderen hohe Positionen, und Carrel, der wohl auch hätte zugreifen können, war mit seinem Platz als Chef-Redakteur zufrieden.

In dem, von Thiers verfaßten, Prospektus war ausgesprochen worden, daß „es erzielt werden müsse, die erbliche Gewalt im Staate so zu regeln, daß die Regierung des Landes nach den vom Lande beschlossenen Gesetzen

geführt werden könne; sollte das mißlingen, so würde man jenseits des Oceans die Muster gewählter und verantwortlicher Staatsgewalten suchen, welche dem nationalen Willen vollständig unterworfen und an ihn gebunden wären“.

So weit hatte es die Regierung Karls X. gebracht, daß die constitutionelle Opposition eine Sprache führte, welche die Dynastie selbst in Frage stellte. Laut verlangte sie „une royauté consentie“ anstatt der „royauté subie“. Die Regierung, welche sich nach dem damaligen Wahlgesetze mit Leichtigkeit legale Majoritäten verschaffen konnte, wußte die günstigsten Chancen nicht zu verwerthen und war der Spielball einer aristokratisch-pfäffischen Kamarilla, welche sich fortwährend mit Verfassungsbruch- und Staatsstreichs-Plänen trug. Bald war der große Coup angesagt, bald wieder abbestellt. Solche Regierungen müssen untergehen, weniger an ihrem bösen Willen, als an ihrer Schwäche. Ihre Verächtlichkeit steigert die Widerstandsfähigkeit der Gegner unendlich.

Die Charte von 1814 war der Rechtsboden der Opposition, die Festung, hinter deren Wällen der Liberalismus sich vertheidigte. Mit richtigem Takt hatte man alle weitergehenden Forderungen, alle theoretischen Heischnisse vertagt und so den welthistorischen Conflict zu einer einfachen Rechtsfrage zugespitzt. Das erklärt auch die Taktik des „National“ in den ersten Wochen seiner Existenz. Man debattirte offen die Möglichkeiten des Widerstandes gegen den angedrohten Verfassungsbruch. Carrel dachte an eine allgemeine Steuerverweigerung. Dieser Plan hatte den entschiedenen Vorzug, sich noch auf gesetzlichem Boden zu bewegen. Die rechtliche Möglichkeit eines Steuerverweigerungsbeschlusses durch die Deputirtenkammer wurde selbst von den royalistischen Organen nicht bestritten. Wie weit aber ein solcher Beschluß einer gewalthätigen Regierung gegenüber ausführbar war, ob es bei dem Zustande des öffentlichen Rechtes und der politischen Mannbarkeit in Frankreich zulässig und rathsam gewesen wäre, den gesetzlichen Widerstand unter die sämmtlichen Steuerzahler zu vertheilen, — die Meisten schienen diese Bedenken leicht zu nehmen. Nur Benjamin Constant verrieth durch einige zurückhaltende Aeußerungen, daß er sich derselben bewußt war. Wenn aber auch eine allgemeine Steuerverweigerung schwieriger gewesen wäre, als der offene Widerstand, so empfahl sich dieselbe doch als ein noch gesetzlicher Anfang, besonders für die publizistische Agitation.

Carrel glaubte nicht an die siegreiche Gewalt der Straßen-Emeute. Der Cultus der Barrikade war ohnedies späteren Datums und entsprang, nebst anderen ähnlichen Traditionen, erst aus den glücklichen Zufälligkeiten der großen Juliwoche. Gerade nach den in Spanien gemachten Erfahrungen — die unmittelbare Anwendung geschichtlicher Erlebnisse täuscht so oft — konnte Carrel kaum daran zweifeln, daß die regelmäßigen Truppen weder von Volkshäufen zu sprengen wären, noch vor denselben die Waffen senken würden. Auch in der liberalen Partei hatte man keine Neigung zu revolutionären Abenteuern; die Erinnerungen der 90er Jahre waren noch nicht von radikalen

Historikern und Poeten, wie Lamartine, verklärt worden, und auch die Bilder der späteren Verschwörungen hatten wenig Verlockendes.

Nach der Bildung des Ministeriums Polignac zweifelte Niemand mehr, daß die Verschwörung der Regierung zum baldigen Ausbruch kommen werde. Um so legaler war die liberale Partei, welche sich nun, zumal im „National“, ganz und gar auf die Innehaltung der Charte beschränkte, sie durch tägliche Erklärung und Auslegung populär machte, kein Heil außerhalb derselben sah, und alle weiteren Ansprüche zunächst zum Schweigen brachte. Das war gute Politik, aber es war z. B. in Carrel kein bloßes, auf Berechnung zurückzuführendes Stratagem. Er betrachtete wirklich eine solche Verfassungs-Urkunde als einen Friedensschluß zwischen den Elementen der alten Gesellschaft und den Forderungen der Revolution. Er sprach sich im Februar 1830 darüber im „National“ aus, daß ein derartiger Ausgleich die Lebensbedingung der modernen Gesellschaft sei. Er erklärte sich gegen die abstrakten Theorien der Volkssouverainetät und des Rousseau'schen Socialcontract's und unterschied sehr scharf zwischen Volkssouverainetät und Freiheit. „Das Volk“, sagte er, „kümmert sich wenig darum, ob es die Quelle der politischen Gewalten sei, wenn es nur sich wirklich vertreten sieht, wenn es über die Steuern abstimmt, die persönliche Freiheit, die Pressfreiheit hat“ u. s. w.

Wenige Tage vor dem Erlaß der Ordonnanzen, welcher den Sturz der Dynastie nach sich zog, hatten die royalistischen Verschwörer gelegentlich den Versuch gemacht, die niederste Volksklasse an sich zu ziehen. Was seitdem zu den stehenden Gewohnheiten der conspirirenden Reaction geworden ist, erschien damals als etwas ganz Neues, zumal es gerade den Antezedentien des französischen Junkerthums durchaus widersprach. Carrel sagte darüber:

„Wenn man im Widerspruch steht zu dem öffentlichen Geist eines Landes, wenn man sich weder mit der gesetzlichen Vertretung desselben, noch mit den Organen der öffentlichen Meinung, noch mit dem unabhängigen Richterstande verständigen kann, so muß man in der Nation eine andere Nation suchen, welche weder die Zeitungen liest, noch sich an den Kammerverhandlungen betheiligt, welche weder den Boden besitzt, noch die Industrie leitet, noch über den Reichthum des Landes verfügt. Man muß herabsteigen zu den niedrigsten Schichten der Bevölkerung, wo man keine Gesinnungen mehr findet, kein Verständniß für das Gemeinsame, und wo zu Tausenden die guten, einfachen Wesen wimmeln, die so leicht zu täuschen und aufzustacheln sind, die vom Tag zum Tage, von der Hand in den Mund leben, in fortwährendem Kampf gegen die Noth, ohne die Ruhe des Körpers und des Geistes, welche zum Nachdenken über die öffentlichen Angelegenheiten befähigen. Das ist die Nation, mit der unsere Gegner die Krone umgeben möchten. Und in der That, diesem Volke muß man sich in die Arme werfen, wenn man mit den Gesezen brechen will. So haben es in Spanien, Portugal, Neapel die Könige gemacht“.

In Frankreich aber stand die Sache nicht so schlimm. Die Pariser

von 1830 waren keine Neapolitaner. Wenige Tage nach der Veröffentlichung dieser Worte kämpften viele der von ihm geschilderten Wesen auf den Barrikaden. Carrel leugnete nicht, daß er davon überrascht war. Die Redakteure des „National“ hatten natürlich den großen Protest mit unterzeichnet und standen an der Spitze der Bewegung. Carrel führte eine, ihm vom Minister des Innern Guizot anvertraute, politische Mission (in den westlichen Departements) befriedigend aus, kehrte dann aber zu seinem Blatte zurück.

Er begann damit (30. August 1830) die bisherige Haltung des Blattes, welches sich in seiner Abwesenheit der neuen Regierung zur Verfügung gestellt hatte, gut zu heißen und versprach, den unvermeidlichen Verwickelungen der Situation Rechnung zu tragen und nicht die Schwierigkeiten der neuen Regierung durch unbillige Vorwürfe zu vermehren. Eine populäre Monarchie sei immer das Ziel seiner Wünsche und Hoffnungen gewesen. Aber seine völlige Unabhängigkeit wahrte er ausdrücklich in denselben Artikeln.

Wohl fühlte man aus seinen frieblichen Worten heraus, daß er nicht zu jenen leicht Befriedigten gehörte, welche sich um die Zukunft keine Sorge machen. Aber als Politiker durchschaute er die Schwierigkeiten und Hemmnisse der Lage, und als bisheriger Parteigenosse der nun am Ruder befindlichen Staatsmänner mußte er ihnen eine redliche Probe gönnen, so was die Engländer a fair trial nennen. Er war übrigens ganz der Meinung des ehrwürdigen General Lafayette, der den Herzog von Orleans den Parisern als „die beste der Republiken“ vorgestellt hatte. Jedenfalls eine Republik ohne Jakobinerklub, ohne Septembrirungen und Guillotine, das war schon der Mühe werth! Die republikanische Partei, welche damals bereits in geheimen Verbindungen bestand und auch vereinzelt Organe hatte, war schwach, wenig geachtet und, wie immer, in sich uneinig. Dennoch lag zur Noth der Gedanke der Republik näher, als der des allgemeinen Stimmrechts, für welches erst Louis Philippe und Guizot indirect Propaganda machten. Das sogenannte „Pays légal“ wurde nach dem Wahlgesetz der Verfassung von 1814 von ungefähr 80,000 Wählern gebildet. Nachdem später unter Louis Philippe der Censur herabgesetzt worden, erhob sich die Zahl auf etwa 200,000. Während aber unter den Bourbonn die Verbindung des Königthums mit dem Adel und der Geistlichkeit die Vertreter des Bürgertums gegensätzlich zum Liberalismus drängte, trat unter den Orleans die obere Bourgeoisie, vom König begünstigt und ermuntert, unbedingt und ungestört als einseitige und eigensüchtige Klassenherrschaft auf.

Wir haben uns daran gewöhnt, die Regierungszeit Louis Philippes als die glücklichste Epoche Frankreichs zu preisen und danach die entschiedene Opposition jener Zeit als ungerecht und kurzfristig zu verurtheilen. Ohne hier des Näheren auf eine geschichtliche Analyse eingehen zu wollen, müssen wir doch sagen: der tiefe Verfall, der nach Louis Philippes Vertreibung eintrat, spricht ebenso wenig für den moralischen Gehalt und Werth seiner

Regierung, als die Hilflosigkeit und der Mangel an Anhängern, welchem dieselbe im letzten Moment zum Opfer fiel.

Versezen wir uns aber in die Zeit von 1830, vergegenwärtigen wir uns die idealen Stimmungen, die gehobenen Hoffnungen, die Fülle von Talenten und Persönlichkeiten, so müssen wir uns sagen: der Geist der Kleinlichkeit und Halbheit, das Abwägen nach untergeordneten Gesichtspunkten, das Feilschen um ein bißchen Freiheit hin oder Macht her, die Sucht des Königs, „persönlich“ zu regieren, — kurz, Alles das, was Louis Philippe's Regierungsweise charakterisirt, entsprach dem damaligen Genius Frankreichs nicht und mußte seinen besten Söhnen arge Enttäuschungen bereiten. Es war der Generation Armand Carrel's gestattet, höhere Ansprüche zu stellen, als die Radikalen dreißig Jahre später stellen durften.

Einer der ersten Fehler der Regierung war es, daß sie die alte Deputirtenkammer nicht auflöste. Neuwahlen würden das Land beschäftigt und den Parteien die Gelegenheit gesetzlicher Meinungs-Außerungen gewährt haben; man hätte dadurch dem Volke Vertrauen bewiesen und die Revolution rascher legalisirt.

Carrel tadelt mit Geist und Wärme das Verfahren der Regierung, deren Triebsfedern er sehr wohl erkennt. Es ist überall die Angst vor der Volksbewegung, welche zu solchen Halbheiten verleitet. Aber Carrel bricht deshalb noch nicht mit der Regierung, da er sich damit trösten kann, daß die allgemeinen Neuwahlen unvermeidlich sein werden. War der Fehler deshalb um so größer, so war er doch auch minder schädlich. Schwerer in's Gewicht fiel die Frage wegen der Umgestaltung der ersten Kammer. So wie sie war, konnte sie nicht bleiben; in dieser Form war ihre Rolle ausgespielt. Das Privilegium des erblichen Gesetzgebers stand in einem unlöslichen Widerspruch zu dem öffentlichen Geist der Franzosen, denen die Gleichheit weit über die Freiheit geht. Das Einkammersystem hätte damals noch keine Majorität im Lande gefunden; man wollte wohl einen konservativ vermittelnden Factor, aber einen in sich unabhängigen und doch keinen aristokratisch privilegirten. Während die Konservativen aus mißverständlicher Anglomanie für eine Erbkammer agitirten, erklärte sich die liberale Partei für eine Wahlkammer, natürlich unter Voraussetzung eines noch verklusulirteren Wahlmodus, als für die zweite Kammer. Der Gedanke der Erbllichkeit stieß auf solchen Widerwillen, daß die Regierung ihn aufgab und sich schließlich für die königliche Ernennung lebenslänglicher Pairs entschied, d. h. für eine Pairie, welche keine war, welche keine Autorität und keine Unabhängigkeit besaß. Eine Art Staatsrath ohne dessen Specialkenntnisse und mit dem Stimmrecht eines constitutionellen Organs ausgestattet, ein solches Institut war bequem, aber machtlos; bequem zunächst für das Königthum, aber weniger nützlich, als bequem. Mit einer wunderbaren Energie und glänzenden Dialektik hatte Carrel die Erbllichkeit bekämpft, ohne zu ahnen, von welcher andrer Seite die größere Gefahr bevorstünde. Er wies nach, warum in

England eine erbliche Pairie lebensfähig und wohlthätig sei, daß ihr aber in Frankreich die Lebensbedingungen fehlen. Er wies das nach aus der Geschichte des englischen und des französischen Adels, wie ersterer sich niemals von den Geschicken der Nation losgesagt habe, wie aber der französische Adel Jahrhunderte lang vom Königthum selbst gedemüthigt und entehrt worden sei, so daß dieses sich nicht mehr auf ein Ding stützen könne, welches nur noch ein Schatten, ein *caput mortuum* sei. Wenn die constitutionelle Regierung in Frankreich sich halten wolle, so dürfe sie der Demokratie ihren Antheil nicht verkürzen. Diese inhaltreiche Discussion, zumeist mit dem Journal des Débats geführt, zog sich fast bis gegen das Ende des Jahres 1831 hin. Dazwischen aber lag eine Reihe anderer, ebenso und noch mehr aufregender Debatten. Vor Allem der Proceß des Ministeriums Polignac, beschloffen im September 1830, geführt vor der Pairskammer als Gerichtshof. Die liberale Partei hatte natürlich die Anklage fordern und auf eine correcte Durchführung derselben bestehen müssen.

Eine starke Gährung bemächtigte sich der Gemüther in Paris; man befürchtete, die Regierung wolle die Angeklagten retten, die Justiz umgehen. In der Kammer wurden Anträge gestellt auf Abschaffung der Todesstrafe für politische Verbrechen. Die Radikalen drohten im Namen des Volkes mit summarischer Volksjustiz. Zwischen diesen Extremen vertritt Armand Carrel die höhere politische Einsicht: er will, daß Gerechtigkeit geübt werde ohne Ansehen der Person. Er ist nicht blutdürstig, er hegt kein Rachegefühl, aber er protestirt mit aller Energie dagegen, daß das Gesetz verändert werde im Hinblick auf einen einzelnen, bestimmten, schon abgeschlossen vorliegenden Fall. Ob das Gesetz mild oder streng sei, in diesem Augenblick darf es nicht in Frage gestellt werden. Wie aber von der einen Seite das Gesetz in diesem Sinne respektirt werden muß, so darf auch nicht von der andern mit gewaltthätiger Verletzung des Gesetzes gedroht werden.

Carrel hat niemals mit den Männern der trivialen Aufstände schön gethan. Dadurch unterschied er sich von fast allen seinen Parteigenossen, daß er die Ordnung gleich der Freiheit liebte und überall auf die unbedingte Anwendung des Gesetzes drang. Nichts ist seltener in Frankreich, wo jeder Parteimann an's Ruder zu kommen strebt, um die erlittene Gewalt zu vergelten. Dieser Richtung stellte er seine „Theorie des gemeinen Rechtes“ gegenüber, welche auch für den unterliegenden Gegner noch volle Gerechtigkeit verlangt. Er hat es in den späteren Jahren oft mit tiefer Trauer beklagt, wie wenig Anklang er für diese Anschauung fand. Zu der Zeit, von der wir eben reden, war das Ministerium Laffitte am Ruder, dessen Schwäche nach beiden Seiten, besonders aber den Straßen-Krawallen gegenüber, er offen anschildigte.

In jeder Hinsicht war Carrel einer der konsequentesten und besonnensten Vorkämpfer des entschieden liberalen Programms; er ließ sich weder von den Ausschreitungen des Radikalismus nach Rechts treiben, noch von den Fort-

Schritten der Reaktion zu unhaltbaren Forderungen verleiten. Dieses Maßhalten in der Hitze des Gefechts, das er niemals ganz verlor, ist eine der vornehmsten journalistischen Eigenschaften. Den Aufgeregten jener Zeit rief er (am 22. Dezember 1830) zu: „Frankreichs Interesse verlangt die Bestätigung des Königthums von 1830, weil man nichts an dessen Stelle setzen könnte, weil dieses allein dem Lande die große politische Einheit und die schöne Territorial-Einheit gewährleisten kann. Die absolute Demokratie würde uns trennen und gegen einander bewaffnen, eine napoleonische Restauration wäre, wie alle Restaurationen, der schlimmsten Revolution gleich. (Er unterschied, wie wir sehen werden, scharf zwischen Einheit und Centralisation, was damals noch nicht Vielen geläufig war.)

Nachdem Carrel in der Frage der angeklagten Minister den Rechtspunkt rücksichtslos gewahrt, verschmähte er es, den niedergeworfenen Feind zu verfolgen. Während der gerichtlichen Verhandlungen war seine Beurtheilung der Angeklagten schonend und rücksichtsvoll; der stolzen Haltung des Grafen Peyronnet sollte er sogar eine gewisse Sympathie. Alles Ritterliche zog ihn an. Er selbst war auf Tod und Leben angeklagt gewesen, und zwar von der Partei, welche jetzt auf der Armesünderbank saß. Manchen Anderen hätte das bitter und unversöhnlich gestimmt; bei ihm fand das Gegentheil statt. Ueberhaupt war er nachsichtig gegen Andere, wie er streng gegen sich war. Dies geht ja bei noblen Naturen Hand in Hand. So wurde ihm, der den Fehler hatte, stets bei dem geringsten Anlaß zur Ausföchtung von Ehrenhändeln bereit zu sein, nachgerühmt, daß er der eifrigste und gewandteste Vermittler fremder Ehrensachen war.

Daß der große Proceß ruhig zu Ende geführt werden konnte, daß das Pariser Volk diesmal nicht durch Gewaltthat oder Blutvergießen die Ehre der Nation minderte, war zum großen Theil dem Wirken des „National“, am meisten freilich den Anstrengungen des General Lafayette zu verdanken, der damals den ehrenvollen und in revolutionären Zeiten auch nicht unwichtigen Posten eines Chefs aller Nationalgarden des Landes bekleidete. Raum war die Majorität beruhigt, so strich die Kammer diesen Posten. Da brach Carrel in die Worte aus: „Heute hat die Kammer Lafayettes Absetzung beschlossen. Lafayette stand freilich über jede Belohnung erhaben, aber man glaubte ihn auch unerreichbar für die Unwürdigkeiten dieses Kumpfparlaments! Wohlan, Ihr, die Ihr die ältere Bourbon-Dinie verrathen, nachdem Ihr sie in die verderbliche Richtung gestürzt und dann feige verlassen habt, Ihr, die seit fünf Monaten im Staube kriecht vor dem, was Ihr früher gelästert, müht Euch nur, die Legitimität wieder aufzurichten! Aber wir werden Euch entlarven, Eure Freuden trüben, die Ruhe Eurer Nächte stören, und Euer Reich wird nicht von langer Dauer sein!“

Das Alles war noch nicht der offene Bruch mit der Regierung selbst. Es waren vereinzelte Vorzeichen des nahenden Sturmes. Die sittliche Entrüstung unterbrach eben jeweilig die Ausführung der friedlichsten Vorsätze,

aber der eigentliche Bruch mit dem System der Regierung vollzog sich erst später und mehr programmartig. Immer mehr stellte sich heraus, daß der Thiers'sche Satz: „Le roi règne et ne gouverne pas,“ unter dem neuen Monarchen nicht durchführbar war. Carrel hatte es mit seiner „Royauté consentie“ sehr ernst gemeint, aber er begriff das unverantwortliche Königthum nur in Verbindung mit der streng durchgeführten Minister-Verantwortlichkeit. Nur in der englischen Weise hielt er die Freiheit für vereinbar mit der Monarchie, und die Geschichte hat ihm hierin noch nicht widersprochen.

Louis-Philippe aber setzte seine ganze Kraft dafür ein, sein persönliches Regiment zu begründen und zu befestigen. Er wollte nicht bloß als constitutionelles Symbol gelten oder als der roi-fainéant hinter einem Major-domus herziehen. Er ermüdete alle seine Minister und blieb selbst einem Casimir Périer gegenüber nicht ganz erfolglos. Ein anderer leitender Gedanke des Königs war, einen Kern des Widerstandes zu bilden gegen die gefürchteten Fortschritte der Demokratie. Darin standen ihm Guizot und die Doctrinäre mit ihren Ueberzeugungen hülfreich zur Seite. Diese Männer, welche so lange für die constitutionelle Freiheit gekämpft, vergaßen nun ganz und gar, daß eigentlich noch kaum ein Fortschritt gemacht worden war. Carrel verlangte freisinnige Institutionen und Ordnung. Mit welcher Energie hätte man nicht den Feinden des inneren Friedens entgegentreten können, wenn man der Nation mit offener Hand die berechtigten Bedingungen des Liberalismus gewährt hätte. Statt dessen wurde nach beiden Seiten die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen. Die Guizot, Broglie u. A. verweigerten das Zugeständniß auch solcher Forderungen, die sie selbst für völlig berechtigt anerkennen mußten, aus dem, von Guizot nicht verhehlten Grunde, daß Nachgiebigkeit an sich ein Fehler sei. Dabei sahen sie nicht über die Meinungsäußerungen des sogenannten Pays légal hinaus. Wenn sie auf irgend eine Weise eine knappe Majorität in der Deputirtenkammer ergattert hatten, so hielten sie sich für völlig gedeckt und glaubten die öffentliche Meinung und den nationalen Willen nicht berücksichtigen zu müssen.

Selbstverständlich war des Königs und seiner ersten Ministerien Bestreben darauf gerichtet, bei den europäischen Großmächten nicht bloß die formale Anerkennung zu finden. Aber sie wollten auch den revolutionären Ursprung des neuen Königthums möglichst in Vergessenheit bringen. Das war ein wunderlicher Irrthum; es erinnerte an den Mann, der bei Donau-Eschingen die Duelle zuhielt, damit den Wienern der Strom ausbleibe. Was die Zukunftswoche bedeutete, war an ihren Folgen in Belgien, Polen, Italien Deutschland, der Schweiz, der pyrenäischen Halbinsel und selbst in England zu erkennen; die vulkanische Bewegung nahm ihren unterirdischen Weg nach allen europäischen Ländern. Casimir Périer aber meinte, um den auswärtigen Krieg zu vermeiden, müsse er im Innern eine gesicherte Ordnung herstellen. Carrel hielt den Krieg für unvermeidlich und verstand unter Ordnung etwas Anderes, als der Minister. So sagte er am 16. März 1831, nachdem er daß

neue Ministerium als „das Ministerium des Friedens um jeden Preis“ bezeichnet hatte:

„Wehe dem, der die Sehnen seines Rosses durchschneidet, damit es nicht mit ihm durchgehe! Der kühne Reiter weiß, daß er der Weine des feurigen Thieres bedarf; aber er gebraucht den Zügel neben dem Sporn. Dieses Gleichniß eines großen, englischen Staatsmannes erklärt die Rolle der Regierung bei einer starken Nation, welche große Fähigkeiten und große Leidenschaften hat, denn ohne große Leidenschaften giebt es auch keine großen Fähigkeiten. Ein Volk ohne Leidenschaft verfällt der Unfreiheit. Das große Argument der Friedensfreunde besteht darin, daß wir nicht Krieg führen können, ohne der Anarchie, der Republik zu verfallen. Und diese Menschen rühmen sich ihrer Klugheit! Ihr habt äußere Feinde, Ihr seid von Fürsten umgeben, die auf Euch, wie auf eine Jagdbeute lauern, und Ihr sagt ihnen, daß Ihr, von ihnen angegriffen, nicht wissen würdet, wie Ihr Euch gegen sie und die Anarchie im Innern verteidigen sollt!“ —

Hier ist der Punkt, wo Armand Carrel, gleich Béranger und so vielen anderen sonst freisinnigen Menschen, von einer mächtigen populären Strömung fortgerissen wurde. Voll Sinn und Verständniß für militairisches Verdienst und für kriegerischen Ruhm, war er bis zu einem gewissen Grade selbst vom Napoleonskultus noch nicht frei. Vor allen Dingen aber betrachtete er die Friedensverträge von 1815 als eine dauernde Demüthigung und Schmach für Frankreich. Er hielt den Krieg für unvermeidlich, weil er ihn wünschte. Er glaubte an Frankreichs strikte Verpflichtung, den Polen zu helfen, und sprach das in feurigen Philippiken aus. Uebrigens war damals die ganze Opposition zu weit gehend, wenn sie der Regierung feige Friedensliebe vorwarf. In Belgien vor Antwerpen, in Italien vor Ancona, auf der pyrenäischen Halbinsel wurde Frankreichs Ehre gewahrt. Das aufgestellte Princip der Nicht-Intervention wurde immer nur bedingungsweise befolgt.

Wenn die auswärtige Politik das Gebiet war, auf welchem Carrel sich mit den nationalen Stimmungen und Vorurtheilen am meisten im Einklang befand, so war es selbstverständlich auch das, wo er die unbedingteste Anhängerenschaft fand. Das ist ja eben das Unglück in der Tagespresse, daß die untergeordnetsten Leistungen, weil allgemein verstanden, am meisten Anerkennung und Beifall bringen. Er liebte nicht, wie er selbst einmal zu Stuart-Will sagte, heerdenweise zu marschiren; seine große Popularität kam ihm ungesucht, und er trug sie mit einer gewissen Scheu, obzwar ohne falsche Bescheidenheit. Was ihn reizte, war, auf einem gefährlichen Posten alle Gefahren auf sich zu nehmen, in dem Reiche des politischen Gedankens Pionierdienste zu thun und dafür mit seiner Person einzustehen. Man sagte zuweilen, er sei mehr ein Mann der That, als ein Schriftsteller; allein das sind ja gerade die rechten Leitartikel, welche für Thaten gelten können, und wer hat jemals schönere und wirksamere geschrieben, als er!

In Bezug auf die sociale Frage, welche damals in Mode kam, widerstand er

stets den Lockungen, welche dieselbe auf ideal angelegte Gemüther auszuüben vermochte. Zwar waren ihm aus seinen ersten schriftstellerischen Versuchen (1825) ein oder zwei Artikel in dem Organ der Saint-Simonisten („Le producteur“) nachzuweisen; aber die Saint-Simonisten hatten damals erst mit einigen allgemeinen Grundsätzen debütirt; sie waren noch weit entfernt, sich als Sekte abzuschließen. Und überdies galt seine Vertheidigung, sogar mit ausgeprochenen Vorbehalten in Bezug auf die Theorie seiner Freunde, lediglich der allgemeinen Arbeiterfreundlichkeit und war gegen die in der That frivolen Angriffe des unter dem Schriftstellernamen Frédéric de Stendhal bekannten Henry Beyle gerichtet.

Später hat er in entscheidenden Momenten den Beweis geliefert, daß ihm der grundsätzliche Zwiespalt zwischen Demokratie und Socialismus ebenso wenig entging, wie der zwischen Liberalismus und Centralisation.

Keine Revolution verläuft ganz ohne reactionäre Arbeiter-Bewegungen. So erhoben sich im September 1830 Pariser Seher und Drucker gegen die neuen Druckmaschinen. Einige Zeitungen waren zu erscheinen verhindert, ein großes Blatt (der „Constitutionnel“) unterwarf sich den Forderungen der Arbeiter und entsagte der Maschinenkraft. Carrel apostrophirte die Arbeiter in wohlwollender und belehrender Weise. Unter Andern sagte er ihnen: „Es ist nicht das erste Mal, daß die Arbeiter sich für den Arbeitsmangel, unter dem sie leiden, an die Maschinen halten. Zu allen Zeiten war es schwer, ihnen begreiflich zu machen, daß sie durch Zerstörung einer einzigen Maschine die Schließung von zwanzig Werkstätten verursachen, indem sie unter den Arbeitgebern Schrecken und Entmuthigung verbreiten. Für 15—20 Arbeitstage, die sie auf der einen Seite erringen, verlieren sie 200 auf der andern. — Wir ersuchen die Pariser Drucker, ihr Benehmen wohl zu überlegen. Sie sagen zu den Druckereibesitzern: Ihr seid reich, uns fehlt das Brod. Glauben Sie, daß man ohne Kapital eine Druckerei erhalten und die Arbeiter bezahlen kann?“

So am 3. September 1830. Und am folgenden Tage:

„Wenn sich die Drucker nicht mit falschen Raisonnements verblendeten, würden sie nicht ihren thörichten Kampf gegen die Ordnung und gegen ihre eigenen wahren Interessen fortsetzen. Sie meinen sich nur ihres Rechtes zu bedienen, wenn sie den mit Mechanik arbeitenden Zeitungen ihre Dienste verweigern, und wenn sie die Zerstörung der Maschinen verlangen, glauben sie nur eine gerechtere Vertheilung an dem Ertrag zu beanspruchen. Aber sie beschränken sich nicht darauf, ihre eigene Arbeit zu weigern, sie zwingen auch ihre Kameraden, das Gleiche zu thun, und dadurch treten sie als Ruhestörer auf. Was würden sie sagen, wenn eines Tages alle Lastträger von Paris sich zusammenrotteten, um eine königliche Verordnung zur Beseitigung der Lastwagen zu fordern, weil ein Lastwagen fünfzig Träger ersetzt. Ein Lastwagen ist ja auch eine Maschine; es giebt Länder, in denen noch Alles auf menschlichen Rücken getragen wird. In solchen Ländern aber beträgt der Arbeitslohn nicht sechs bis acht Francs täglich.“ —

Die Bewegung gegen die Maschinen blieb damals nicht auf das Druckergerberbe beschränkt. Carrel wurde nicht müde, den Leuten in eindringlicher Weise Vernunft zu predigen. Aber er suchte auch zu verhindern, daß die Besitzenden, die Arbeitgeber die Sache zu ernst, zu schreckhaft nähmen, und erklärte sie aus dem Zusammenhang mit anderen revolutionären Erscheinungen. Wiederum nahm er über diesen Gegensätzen einen höheren politischen Standpunkt ein; er wußte, daß das arbeitende Volk ein besseres Wahlgesetz und ein gerechteres Steuersystem zu beanspruchen hatte. So ironisirte er (am 26. October 1830) die Kammer, deren Auflösung er verlangte: „Ihr habt Euch gesagt: Paris ist von den Truppen des Absolutismus gesäubert, das Gottesgnadenthum ist todt; es hat wohl einigen tausend braven Männern das Leben gekostet; immerhin, das Luxembourg, das Palais Bourbon¹⁾, der Justizpalast stehen noch, wir Alle, Pairs, Abgeordnete, Richter können ruhig unsere Plätze wieder einnehmen. Dafür hat sich das Volk geschlagen, und Ihr, gute Leute mit zerrissenen Kleidern, das Gesicht von Pulver geschwärzt, geht an die Arbeit; die Revolution ist aus, Ihr seid das souveraine Volk. Wir werden Euch die Trankesteuer erlassen, aber unter der Bedingung, daß Ihr uns an Euren anderen Bedürfnissen, Leinwand, Leder, Tuch u. s. w., das Doppelte oder Dreifache erstattet. Ihr werdet ein wenig mehr trinken und Euch schlechter kleiden. Wenn nur die Milliarde dabei Nichts verliert! So haben die ersten Rathgeber des gewählten Königthums die Revolution verstanden; nach diesem System mußte man Karls X. Kammer behalten!“ —

Die Zeit, in welcher Carrel zur anti-dynastischen Opposition überging, ist durch eine Handlung bezeichnet, in welcher sich der ganze Mensch resumirt. Es war unter Périers Ministerium, die Regierung suchte in zahlreichen Proceßverfahren die Mittel zur Herstellung der öffentlichen Ordnung. Da die Proceßverfahren vor die Geschworenen kamen, so waren die Freisprechungen häufiger, als der Regierung lieb war; sie suchte dagegen eine Art Ausgleichung, indem sie gegen die bezichtigten Schriftsteller die Untersuchungshaft anwendete. Da schrieb und unterzeichnete Carrel am 24. Januar 1832 einen Artikel, in welchem er die Ungefeßlichkeit dieses Verfahrens nachwies und erklärte, daß er vorkommenden Falles sich der Gewalt thatsächlich widersetzen werde. „Das Ministerium“, sagte er, „hält eine gefeßwidrige Maßregel für ungefährlich, wenn sie nur eine kleine Anzahl von Bürgern trifft. Es irrt sich und könnte wohl die demüthigende Erfahrung machen, daß ein einzelner Mensch, von seinem Recht überzeugt und entschlossen, dasselbe mit allen Mitteln aufrecht zu erhalten, nicht leicht zu besiegen ist. Warum sollte sich nicht unter den Schriftstellern, die das Juste-milieu mit seinem Haffe verfolgt, Einer finden, der, von seinem Rechte durchdrungen, der Gewalt Gewalt entgegensetze und sich den Chancen eines ungleichen Kampfes preisgäbe?! — Unter den Vertretern der Tagespresse sind Männer, die sich nicht ungestraft provociren lassen, und die sich nicht lebendig nach Sainte-

¹⁾ Die beiden Paläste, in denen sich die Kammern versammelten.

Belagie schleppen ließen, wenn sie geschworen hätten, in ihrer Person der Majestät des Gesetzes Achtung zu verschaffen. Es ist leicht, mit fünfzig Mann einen Einzelnen, der Widerstand leistet, umbringen zu lassen. Aber glaubt man, daß so etwas zweimal geschehen kann ohne die gegenwärtige Staatsordnung zu erschüttern?! Glaubt man, wenn ein guter Bürger, dessen ganzes Verbrechen darin besteht, daß er als Schriftsteller nicht die Ansichten des Ministeriums theilt, bei Tag oder bei Nacht in seinem Hause, während er sich einer ungesetlichen Verhaftung erwehrt, ermordet würde, glaubt man, daß die Urheber der Verhaftung und des Mordes nicht die Folgen der Missethat zu tragen hätten?!“ —

Der Schuß dieser Kriegserklärung lautete: „Dieses Ministerium soll wissen, daß ein einziger entschlossener Mann, auf das Gesetz gestützt, sein Leben zu gleichen Chancen nicht bloß gegen sieben oder acht Minister einsetzen kann, sondern auch gegen alle großen oder kleinen Interessen, welche unklugweise sich mit dem Gesetze eines solchen Ministeriums verflochten haben. Das Leben eines Menschen, der in der Unordnung einer Ernte an einer Straßenecke fällt, wiegt nicht schwer, aber schwer wiegt das Leben eines Ehrenmannes, der, im Namen des Gesetzes widerstehend, von den Häschern des Herrn Perier gemeuchelt wird, sein Blut würde nach Rache schreien! Wenn das Ministerium es auf diesen Einsatz wagen will, so wird es vielleicht die Partie verlieren. Auf einen Haftbefehl unter dem Vorwand des Ergreifens auf frischer That kann gegen die Schriftsteller der periodischen Presse nicht ohne Rechtsbruch erkannt werden, und jeder Journalist, der von seiner Würde durchdrungen ist, wird der Ungesetlichkeit das Gesetz entgegenhalten und der Gewalt mit Gewalt begegnen. Möge daraus werden, was will!“ —

Von diesem Tage an hörte man nichts mehr von Präventiv-Verhaftungen in Preßprocessen. Jedermann war überzeugt, daß Carrel Wort gehalten hätte; er hatte schon unter der Restauration, mit einer ungesetlichen Verhaftung bedroht, die Energie des thatsächlichen Widerstandes bewiesen, mit Erfolg und ohne Blutvergießen. Natürlich mußte er den Artikel vor Gericht vertreten; er wurde freigesprochen, ohne von der vorgezeichneten Linie um ein Haar breit zurückgewichen zu sein. Er verwahrte sich hier vor Allem dagegen, als ob seine Handlungsweise einen Tadel gegen seine Collegen in sich schloße: „Weit entfernt davon, daß ich meinen Genossen das Beispiel des Widerstandes geben wollte, glaube ich vielmehr das Gefühl und den Entschluß Aller ausgesprochen zu haben. Ich war der Erste, der diesen guten und patriotischen Gedanken faßte, aber ich theile das Verdienst mit allen denen, welche Tags darauf sich durch ihre Zustimmungserklärungen bereit zeigten, die Gefahr zu theilen. Was die Schriftsteller betrifft, deren Verhaftung diesen einstimmigen Protest nöthig machte, so erinnere ich daran, daß man sich eines der Gerechtigkeitspflege unwürdigen Hinterhalts bediente, um sich ihrer Personen zu bemächtigen. Wäre also der „National“ nicht dazwischen gefahren, so

hätte man künftig, ehe man sich in das Cabinet eines Untersuchungsrichters begab, einen Geleitschein und Caution oder Geiseln verlangen müssen, wie gegen die Territorialherren des Mittelalters". —

In der nächsten Zeit regnete es Proceffe auf den „National“. Wenn der Artikel nicht, wie der eben besprochene, speciell unterzeichnet war, so war der Gerant des Blattes der Angeklagte, obgleich alle Welt wußte, wer der Verfasser war. Da Carrel die Vertheidigung zu führen pflegte, so war die juristische Fiktion mehr als durchsichtig. Er war, wie schon erwähnt, der glänzendste Vertheidiger, und unter seiner Leitung wurden in den ersten Jahren alle Proceffe gewonnen. Später allerdings wuchs die Reaction und in demselben Maaße wurde Carrels Sprache heftiger. Er reclamirte stets das Recht der freiesten Meinungsäußerung und bewies den Richtern, daß er wohl verstand, für die kühnsten Gedanken eine gesetzlich unanfechtbare Form zu finden. Aber niemals bemäntelte oder verhüllte er seine Meinung, niemals auch verließ ihn die edle Form, der keusche Ausdruck des Gedankens. Hier sei aus diesem kurzen und episodischen Leben noch eines anderen, höchst dramatischen Momentes Erwähnung gethan, welcher beweist, wie viel der Liebling der Götter und des Volkes wagen durfte. Der „National“ stand (am 17. Dezember 1834) vor der Pairskammer, angeklagt der Beleidigung dieser hohen Körperschaft, welche in solchen Fällen verfassungsgemäß in eigener Sache richten durfte. Carrel führte die Vertheidigung und nannte gelegentlich den Marschall Ney. Es ist bekannt, daß dieser, trotz seiner Charakterschwäche so populäre Heerführer 1815, ungeachtet der zu seinen Gunsten vollzogenen Kapitulation, durch Erkenntniß des Pairshofes zum Tode verurtheilt und erschossen worden ist. Als ihn Carrel genannt, fügte er hinzu: „Ich stocke aus Achtung für eine rühmliche und traurige Erinnerung. Ich bin nicht berufen, zu entscheiden, ob es leichter war, das Todesurtheil zu fällen, oder die ungerechte Procebur zu vernichten. Die Geschichte hat gesprochen. Heute bedarf der Richter der Rehabilitation, nicht das Opfer“. Der Präsident verwies ihn zur Ordnung und bedrohte ihn mit einem neuen Proceß. Darauf Carrel: „Wenn unter den Mitgliedern, welche für den Tod des Marschall Ney gestimmt haben, und noch in diesem Saale sitzen, Einer ist, der sich von meinen Worten verletzt fühlt, so möge er gegen mich seinen Antrag stellen. Ich werde stolz darauf sein, zuerst von der Generation von 1830 im Namen des entrüsteten Volkes hier gegen diesen abscheulichen Meuchelmord zu protestiren!“

Der Eindruck dieser Worte war ein so gewaltiger, daß einer der Pairs, General Exelmans in einer extatischen Stimmung aufsprang und schrie: „Er hat Recht, ich stimme ihm bei. Ja, die Verurtheilung des Marschall Ney war ein Justizmord. Ich sage es, ich!“ — Niemand wagte noch, gegen Carrel einen Klage-Antrag zu formuliren, und er plaidirte ruhig seinen Proceß zu Ende.

In der Energie der Sprache, in der Unwiderstehlichkeit seiner Im-

provisionen, in seiner Gewalt über die Menschen, hatte Carrel eine unverkennbare Ähnlichkeit mit Mirabeau, aber Carrel war ein reiner Charakter. Wenn er, ebenfalls gleich Mirabeau, in seinen letzten Lebensjahren keiner Partei ganz angehörte, sondern, trotz seiner zahlreichen Anhängerschaft, sich vereinsamt fühlte und enttäuscht fand, so spielten da nicht, wie bei Mirabeau, persönliche Triebfedern mit, vielmehr eine übergroße Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe.

Wir haben vorhin schon angedeutet, was ihn zur republikanischen Partei führte. Wir haben schon daran erinnert, daß damals der Gedanke der Republik weniger entfernt war, als der des allgemeinen Stimmrechts. Nur ein legitimistisches und katholisches Blatt, die „Gazette de France“ unter M. de Genoude, vertrat sowohl das allgemeine Stimmrecht, als auch die Selbstverwaltung der Communen, weil nämlich seine Partei sich auf die Bauern stützte. In Bezug auf Decentralisation und self-government wurde denn auch Carrel von den Gegnern diese scheinbare Coalition vorgerückt, um ihn ad absurdum zu führen. Das Hauptorgan der republikanischen Partei war damals, die „Tribüne“, unter Armand Marrast, demselben, der 1848 Präsident der Nationalversammlung und Maire von Paris ward. Dieses Blatt begrüßte den neuen Bundesgenossen mit schlecht verhehltem Mißtrauen; es ahnte die inneren Divergenzen und fürchtete Carrels persönliches Uebergewicht. Bei genauer Prüfung ist man erstaunt, daß Carrel nicht selbst die Hemmnisse der Verständigung und des Zusammengehens nach dieser Seite früher und deutlicher durchschaute. Er haßte, wie schon erwähnt, das Geheimbündlerwesen und die Spekulation auf den Straßenkrawall, er war ein Gegner des Socialismus und der Centralisation. Mit allen diesen Anschauungen stieß er bei den neuen Gefährten empfindlich an. Die republikanische Partei unter Godefroy Cavaignacs Leitung beruhte auf den geheimen Verbindungen; da waren die „Volkswende“, welche an die Rousseau'sche Theorie der auf einem stillschweigenden Socialcontract fußenden Volkssouveränität und an die Erinnerungen des Konvents anknüpften; neben denselben die „Gesellschaft der Menschenrechte“, nämlich der von Robespierre proklamirten, in welchen unter Anderem das Privateigenthum eine sehr bedingte Stellung einnimmt. Diese Gesellschaften standen in vielfachen Berührungen mit den Saint-Simonisten, den Babouvisten (nach Babeuf) und der noch neuen Secte der Journeristen. Mit diesen Elementen wurden vornehmlich die arbeitenden Klassen herangezogen.

Carrel verhielt sich mehr als kühl zu den Versuchen einer „socialen Reform“, welche die Fundamente aufwühlten. Er wußte wohl, daß die Form des Privateigenthums ihre geschichtliche Entwicklung hat, aber er hielt die Zeit nicht für geeignet, sich mit solchen Problemen zu beschäftigen; andere, dringendere Aufgaben lagen ihr ob.

Wie weit war die Kluft zwischen jenen mannigfach gearteten und gefinnten Sectirern, welche alle in Zukunftsträumen schwelgten und, wenn sie nur erst

die Gewalt erobert hätten, nach ihren utopischen Vorstellungen die Welt und die Menschheit umzugestalten gedachten, und unserm Helden, der schon frühe mit den Gesetzen geschichtlicher Entwicklung vertraut war, der auch in den stürmischen Kämpfen des öffentlichen Rechts stets den Rechtspunkt, selbst mit juristischer Bedanterie, wahrte, und der nur deshalb von dem neuen Königthum sich abgewendet hatte, weil dasselbe in seinen Augen dem mit ihm eingegangenen Pakt, den ihm auferlegten Bedingungen untreu geworden war. Er verzweifelte daran, das englische System der constitutionellen Freiheit in Frankreich durchzuführen und er wandte sich dafür demjenigen zu, welches er das amerikanische nannte. Er hielt sich dabei allerdings vorzugsweise an die allgemeinen Begriffe und weniger an den föderativen Charakter der nordamerikanischen Staatsbildung. Was er besonders hervorhob, war zuerst die persönliche Verantwortlichkeit aller Beamten, dann aber der allen Bürgern gleichmäßig zugemessene Rechtsschutz und die loyale Behandlung der Minoritäten. Zu jener Zeit (1835) erschien das epochemachende Werk von Tocqueville über die Demokratie in Nordamerika; es lieferte uns den Beweis, daß auch ruhigere und gelehrtere Forscher, als Carrel, denselben Irrthümern über die Vereinigten Staaten zugänglich waren. Mit den aus Amerika entlehnten Argumenten kämpfte er gegen den französischen Kultus der administrativen Centralisation. Aus dem republikanischen Lager der „Tribüne“ wurde ihm deshalb einmal (Mai 1833) mit naiver Offenherzigkeit entgegengehalten, er bekämpfe sie, weil er an dem entscheidenden Tage nicht wissen werde, was er damit anfangen solle. Die Anderen nämlich, von denen Jeder sein Regierungsprogramm und seinen Herrschaftsplan fertig in der Tasche hatte, glaubten zu deren Durchführung der Centralisation zu bedürfen. Und das ist noch heute die Signatur der Parteien in Frankreich.

„Das sind die Leute“, sagte Carrel, „welche sich ihrer politischen Gegner immer nur mit Gewalt entledigen wollen. Diese Leute waren Terroristen im Jahre 1793, für die Usurpation im Jahre VII, kriechende Hölflinge 1804, Reaktionäre 1815, und 1832 für den Belagerungszustand. Wir aber wollen ein für alle Mal, daß man den Gedanken der Diktatur aufgebe und ebenso die Staatsrettungspläne, welche stets zur Diktatur führen“.

Der Belagerungszustand war im Jahre 1832 über Paris verhängt worden nach jenem unseligen, beim Leichenbegängniß des Generals Lamarque ausgebrochenen republikanischen Aufstand vom 5. und 6. Juni, den zu verhindern Carrel die äußersten Anstrengungen gemacht hatte. Nach dem Mißlingen desselben aber nahm Carrel so warm das Wort für die Unterlegenen, daß er selbst verdächtig und mit Verhaftung bedroht ward. Eine Zeit lang hielt er sich verborgen, ohne deshalb, oder vielmehr, um nicht seine schriftstellerische Thätigkeit zu unterbrechen.

Von nun an gerieth er in eine schiefe Stellung; sein ritterliches Wesen und eine manchmal fast Don Quixote-artige Großmuth ließen ihn eine gewisse Verantwortung übernehmen für Fehler, die er nicht begangen, und selbst für

Ansichten, welche nicht die seinigen waren, die er sogar im Innern der Partei lebhaft bekämpft hatte. Er glaubte eine verfolgte Partei nicht verlassen zu dürfen, obgleich sie ihm Nichts leistete und nur von ihm empfing.

Hier beginnt seine Schuld, die tragische Schuld eines edlen Menschen. Die innere Unruhe, welche die Frucht einer schiefen Stellung ist, spiegelt sich von da an oft in seiner gesteigerten Reizbarkeit und der größeren Festigkeit seiner Ausdrucksweise.

In einem Privatbriefe (v. 5. September 1833) an Anselme Petetin, den der Zufall einer gerichtlichen Beschlagnahme an das Licht zog, sagte Carrel:

„Ich habe lange daran gedacht, ob man nicht durch eine entschiedene Abrechnung mit den Tollküssen die ehrlichen Leute der Mittelpartei für sich gewinnen könnte. Allein diese ehrlichen Leute sind uns gram und werden mit ihrer Annäherung an uns so lange warten, bis wir sie nicht mehr gebrauchen können und sie durch den Schuß, dessen sie bedürfen, uns nur Verlegenheiten bereiten. Mit jedem Schritt wachsen die Schwierigkeiten unserer Aufgabe. Glauben Sie deshalb nicht, daß ich entmuthigt bin!“

Und an einer andern Stelle:

„Eure Lage in Lyon ist sehr schwierig, die unsrige hier ist es nicht minder. Wir kämpfen gegen die schlechte Meinung, welche sich unserer Partei durch die inneren Zwispaltungen anheftet. Die Presse der Linken thut Nichts, um uns zu helfen. Sei es Eifersucht, sei es Aengstlichkeit, sie verweist uns in eine bedauerliche Vereinsamung, wo die Meinungs-Unterschiede zwischen den beiden republikanischen Haupt-Organen in's Lächerliche ausarten. Der „National“ hat viele peinliche Erfahrungen, die sich aus dieser Spaltung ergaben, verschweigen müssen“. — — Wir sind, wie alle Parteien, von unserem Schicksal getrieben. Wir haben eine Monarchie zu stürzen und wir werden sie stürzen. Dann aber beginnt der Kampf gegen andere Feinde“.

Aus den verschiedenen republikanischen Verbindungen war als eine Art Central-Comité der „Verein für die gemeinsame Vertheidigung der Pressfreiheit“ hervorgegangen. Hier führte Carrel den ungleichen Kampf gegen die zahlreiche extreme Fraction, die sich ausdrücklich an die Robespierre'schen Traditionen anlehnte. Es existirt von ihm ein Correferat (vom 8. December 1833) zu dem Manifest der Menschenrechte. Dieses Schriftstück war unter seinen Papieren gefunden worden, als er nach dem Fieschi'schen Attentat (vom 28. Juli 1835) der „moralischen Mitschuld“ an demselben angeklagt und auf Grund dieser windigen Anschuldigung mit Haussuchung und Verhaftung bedacht worden war. Nun erst veröffentlichte er die gebiegene Arbeit. Er behandelte darin seine exaltirten Parteigenossen allerdings mit einer bei ihm ungewöhnlichen Sanftmuth, aber er schenkt ihnen in der Sache Nichts, indem er manchmal sich anstellt, als ob sie nicht eigentlich das meinten, was sie doch sagen. Aus einer gründlichen und scharfsinnigen Analyse derjenigen Begriffe, welche die Entwicklung der französischen Revolution getragen haben, kommt er zu dem in Robespierre, aber noch mehr in Saint-Just und Babeuf

concentrirten Gegensatz zwischen Bürgerthum und Proletariat, und erklärt, warum das von Robespierre dem Convent vorgetragene, aber vom Convent nicht angenommene Project einer Socialreform, welches sich ungefähr mit Robespierre Erklärung der Menschenrechte deckt, bei den Arbeitern von 1833 einen so lebhaften Anklang findet. Diesen Zwiespalt bezeichnet er als ein Mißverständnis in Betreff der gegen den Absolutismus in's Feld geführten Principien von 1789, sowie der zu verwirklichenden Gleichheits-Idee. Dem Volk, den sogenannten „passiven Bürgern“ („Citoyens inactifs“) war allerdings auch in den weitergehenden Verfassungen der neunziger Jahre nicht volles Genüge geleistet; die neuen Freiheiten wurden vielfach von den höheren Ständen, besonders dem vermögenderen Bürgerstande besser benützt. Diejenigen aber, welche darin eine Ausbeutung des Proletariats erblickten, schlossen sich, wie Robespierre und seine Geistesverwandten, der finsternen Philosophie Rousseaus an, deren Schärfe gegen die Gesellschaft, die Civilisation und den Fortschritt gefehrt war.

„Heute, wo man nur noch dem Namen nach die in den Saturnalien der alten Monarchie sich breitmachenden Laster kennt, hat man Mühe, die Mischung terroristischer Leidenschaften mit urchristlichen Empfindungen zu begreifen: in demselben Menschen dicht beisammen die Umschreibung des Glaubensbekenntnisses des „Vicaire savoyard“¹⁾ und die Eingangsworte des furchtbaren „Gesetzes gegen die Verdächtigen“. Es hilft Nichts, sich darüber zu ereifern; es ist nützlicher, die Sache richtig zu verstehen und ähnlichen Verirrungen für die Zukunft vorzubeugen“. — —

„Diese Erklärung der Menschenrechte erklärte der Gesellschaft, der Kultur und auch der bürgerlichen Freiheit den Krieg“. — „Die Brüderlichkeit, das höchste Princip der Gesellschaft und der Bildung findet sicherlich keine Bestätigung, wo man sich aus revolutionären Gründen gegenseitig umbringt. Die Moral gestattet wohl nicht, daß man seinen Bruder darben und dahinsiechen lasse, während man sich selbst allen sinnlichen Genüssen hingiebt, aber sie verbietet zuerst, daß man seinen Bruder wegen Meinungs-Unterschiede oder Interessen-Streitigkeiten des Lebens beraube“. — „Für Robespierre und Saint-Just handelte es sich darum, auf dem Wege der Dictatur, vermittelt der bewaffneten Pariser Demokratie und gestützt auf eine Minorität im Convent, Resultate zu erzwingen, welche das natürliche Spiel der Freiheit nie herbeigeführt hätte. Man hätte, nach dem Ausdruck des Einen von ihnen, Tugenden decretirt, so leicht wie das Maximum (der Getreidepreise).“

Nachdem Carrel dieses System in seinen Trägern und durch deren Aeußerungen noch näher charakterisirt hatte, führte er aus, daß alle seit 1789 angestrebten hohen Ziele nur auf dem Wege der Freiheit, durch intellectuelle Fortschritte und ohne Gewaltthätigkeit zu erreichen sind. Leider gestattet uns der Raum nicht, hier wiederzugeben, wie Carrel die erreichbare sociale Reform

1) Aus Roujcau's Émilo.

darstellt und begründet, wie er den verblendeten Verschwörern, deren Ideale Robespierre und Saint=Just waren, die Namen Turgot, Necker, Malesherbes, Lafayette, Condorcet entgegenhält, wie er sich also des in ihren Augen verwerflichten Moderantismus schuldig macht. Es gehörte ein ganz seltener Muth und eine unvergleichliche Gewandtheit dazu, in diesen Kreisen solche Wahrheiten zu predigen. Die Revolution, der Terrorismus galten den Anhängern Godefroy Cavaignac und Armand Marrast's für unumstößliche Dogmen, für die eigentlichen Heilswahrheiten. Die talentlosen Hintermänner übertrieben natürlich noch die Irrthümer ihrer Führer in das Absurdeste hinein.

Der letzte Theil dieser glänzenden und ziemlich umfangreichen Arbeit nimmt eine durchaus praktische Wendung. Carrel zeigt, was zu thun ist, wo die Hebel anzusetzen sind, um dem Volke zu helfen, daß das Steuersystem, welches fortwährend von den monarchischen Regierungen im Interesse der Besizenden umgemodelt worden, zu Gunsten der arbeitenden Klassen umzugestalten sei, daß man die Prohibitiv= und Schutz=Zölle abschaffen, die indirecten Steuern ermäßigen und theilweise durch directe ersetzen müsse. Andere sociale Reformen deutet er an, die Steuer=Reform aber betont er gewaltig und mit vollem Recht.

Nach dem ganzen Inhalt dieses interessanten Actenstückes kann man sagen, daß Carrel der Vorläufer, der erste und consequenteste Wortführer der bürgerlichen (der sogenannten blauen) Republikaner war.

Trotz seiner Mahnungen und Warnungen ließ es sich die republikanische Partei nicht nehmen, im April des folgenden Jahres (1834) Aufstände zu schüren, die in Paris, Lyon, Lunéville, Saint=Etienne und noch an mehreren anderen Orten fast zu gleicher Zeit ausbrachen oder im Begriff waren, auszubrechen und nur durch Zufall oder Verrath daran verhindert wurden. In Paris und Lyon wurde viel Blut vergossen. In Lyon standen die „Mutualisten“, eine neue socialistisch=demokratische Verbindung, mit Lohnforderungen an der Spitze. In Lunéville war es eine Verschwörung unter den Unteroffizieren der Besatzung. Diese unsinnigen Unternehmungen stärkten die Regierung und verschärften die Reaction. Die Regierung unterdrückte Zeitungen und Vereine, ohne viel nach dem Buchstaben des Gesetzes zu fragen. Sie nahm willkürliche Verhaftungen und Hausdurchsuchungen vor. Und eine königliche Verordnung vom 15. April 1834 septe, im Widerspruch mit dem Verfassungsrecht, die Pairskammer als Gerichtshof für die ganze Reihe dieser, als mit einander konnex vorausgesetzten, Verbrechen ein. Die Verfassung gewährleistete ausdrücklich, daß Niemand seinem ordentlichen Richter entzogen werden dürfe; sie behielt aber einem noch zu gebenden Gesetze vor, die Pairskammer als Gerichtshof für hochverrätherische Unternehmungen zu organisiren. So lange aber das bezügliche Ausführungsgesetz nicht in's Leben getreten war, konnte der betreffende Verfassungsartikel (§ 28) zweifellos keine Anwendung finden. Daneben bestand unbestritten (nach dem Preßgesetz vom 25. März 1822) das

Recht der beiden Kammern, über die ihnen widerfahrenen Beleidigungen selbst zu Gericht zu sitzen; — eine Jurisdiction, der sich Armand Carrel mehrmals (vor der Pairskammer) und zwar mit wechselndem Kriegsglück ausgesetzt hatte. Denn keine Körperchaft war ihm verhaßter und bot den Pfeilen seiner Dialektik ärgere Blüten, als diese. In dem vorliegenden Fall sie anzugreifen, war er als erwählter Vertheidiger einiger Aprilgefangenen besonders legitimirt. Indem er die mehr als fragwürdige Competenz der Pairskammer als politischen Gerichtshofes einer staatsrechtlichen Kritik unterwarf, zog er sich (am 10. December 1834) durch seine Charakteristik der politischen Schichten, aus denen diese hohe Versammlung zusammengesetzt war, — in der That des Abfalls aller reactionären Epochen — einen jener Injurienproceffe zu, in welchen der Kläger auch Richter war. Es war dies der schon erwähnte Fall, berühmt geworden dadurch, daß Carrel den am Marschall Ney begangenen Justizmord seinen Richtern vorwarf.

Er hatte als Vertheidiger keinen leichten Stand. Die Angeklagten, welche an den baldigen Sieg ihrer Idee glaubten, waren weniger um ihre persönliche Sicherheit besorgt, als um den Glanz einer politischen Demonstration. Das Gerichtsverfahren hatte ihnen Anlaß genug zu Bewahrungen gegen ungesetzhche Prozeduren und juridische Mißgriffe gegeben. Die unerschrockenen Männer auf der Anklagebank, welche das Recht der freien Vertheidigung reklamirten, wurden zu Anklägern, unter deren gewichtigen Beschwerden die vornehmen Richter eine klägliche Rolle spielten und sich oft nur durch Gewaltthatigkeit aus der Verlegenheit zu helfen wußten. Unter den Vertheidigern waren die verschiedensten Nüancen der Demokratie vertreten; da begegnete man den Namen La Mennais, Cormenin, Auguste Comte, Cabet, Jules Favre, Ledru-Rollin, Michel de Bourges u. A. m. Bei dieser Combination überwog in der Regel die extreme Richtung, und die Angeklagten überboten sich gegenseitig in herausforderndem Auftreten. Es waren tapfere, aber unreife und fanatisirte Leute. Carrel, der kein Freund hohler Demonstrationen war und überdies der Vertheidigung Nichts vergeben durfte, widerstand, so gut es ging. Indessen wirkte die Zeit mit ihm zur Beruhigung der Gemüther; denn die Vorbereitungen der öffentlichen Gerichtsverhandlungen dauerten über ein Jahr, vom April 34 bis zum Mai 35, und erst im August 35 wurde das erste Urtheil gesprochen, welches die Lyoner Insurgenten betraf; für die anderen Kategorien zog sich die Urtheilskällung bis zum December 35 und selbst bis zum Januar 1836 hin.

Die Strafen fielen sehr streng aus; denn inzwischen hatte das scheußliche Fieschi'sche Attentat (am 28. Juli 1835) stattgefunden, welches unter anderen reactionären Maßregeln vorzugsweise die gegen die Presse gerichteten, sogenannten Septembereetze hervorrief, obgleich durchaus nicht anzunehmen war, daß ein Ungeheuer, wie Fieschi, seine Inspirationen aus den Pariser Zeitungen empfangen hatte. Seit diesen verächtigten Gesetzen, welche mehr als alles Andere dazu beitrugen, die Regierung und die öffentliche Meinung einander

zu entfremden und jene in eine trügerische Sicherheit einzuwiegen, war die Vertretung regierungsfeindlicher Prinzipien straffällig, das Geschwornengericht für politische und Preß-Vergehen ein Spielzeug in den Händen der Behörden, waren die Zeitungs-Cautionen um mehr als das Doppelte erhöht und die verurtheilten Journale mit Geldstrafe von 10,000 bis zu 50,000 Francs bedroht. Außerdem war für dramatische Aufführungen und bildliche Darstellungen die Censur wieder eingeführt.

Carrel erklärte, daß er unter allen Umständen seine Pflicht erfüllen und den begonnenen Kampf weiter führen werde. Er sah wohl ein, daß die Stellung der Journalisten durch die Septembere Gesetze verändert war, daß es sich nicht mehr um die Discussion der Regierungsformen, sondern um die Wahrung gesetzlicher Zustände handle. Die Linie, welche er in der nächsten Zeit einhielt, marquirte die äußerste Grenze, bis zu welcher der Journalismus gehen konnte.

War er doch allmählig zu einer Art lebendigen Ehrencodex geworden, zum Schiedsrichter, dem man in streitigen Fällen, zumal des öffentlichen Lebens, unbedingt vertraute. Wie wir bei der Frage der über Journalisten verhängten Präventivhaft gesehen haben, wie wir gleich bei einer anderen Gelegenheit sehen werden, hatte er sich die Verpflichtung auferlegt, oder den Verursacher in sich gefühlt, überall mit seiner Person einzutreten, wo eine Verletzung der persönlichen Freiheit, des Rechts oder der Ehre durch eine entschlossene That abgewendet oder gesühnt werden konnte. Die Ehre im höchsten Sinne und der Ehrenpunkt, wie ihn die Franzosen gewöhnlich auffassen und zum Leitstern ihrer Handlungen nehmen, sind zwar nicht dasselbe, aber da sie nicht in direktem Widerspruch stehen, so war es ihm gegeben, die populäre Auffassung zu adeln. Seiner Lust am Zweikampf mischte sich wohl etwas von unbefriedigtem Thatendrang bei. Aber er war auch in diesem Punkt Dialektiker und unterschied sehr genau, wo ein politisches Duell berechtigt sei, wo nicht.

Das politische Duell wäre bei den lebhaften Franzosen in jener Zeit, wo die Parteien so unmittelbar und so hart an einander stießen, kaum zu entbehren gewesen, und es wurde auch nicht so als Possenspiel betrieben, wie heuer in Frankreich. Naturgemäß artete das Verhältniß bald aus. Manche Zeitung hielt sich später einen Pauf-Redakteur von sonst geringen Gaben, wie man sich gegenwärtig Sitz-Redakteure oder sonstige Strohänner hält. Je besser der Pauf-Redakteur seines Amtes waltete, desto eher wurde es für ihn zur Einakture. Carrel gehörte noch ganz dem heroischen Zeitalter des Journalismus an. Er pflegte zu sagen: „Wir haben keinen Staatsanwalt, der unseren Ruf gegen Verleumdungen bewacht; wir müßten ihn selber beschützen“.

In einer Polemik gegen den älteren Dupin, der das Duell als ein Ueberbleibsel feudaler Barbarei bezeichnet hatte, sagte er (Juni 35): „In einer Gesellschaft, welche Preßfreiheit hat und deren Regierung auf Discussion

beruht, giebt es zum Schuß der Personen gegen den Mißbrauch des Wortes oder der Schrift keinen Zügel, wenn die Sitte nicht den Zweikampf für gewisse Kränkungen gestattet, welche sowohl den Kränkenden, wie den Gekränkten an ihrer Ehre schädigen würden, wenn dieselben ohne persönliche Gefahr gesagt oder erduldet werden könnten. Möge Herr Dupin uns glauben: Ohne die Rücksicht auf das Duell wären die politischen Gegner, zwischen denen er so oft zu vermitteln hat,*) nicht so leicht zu behandeln. Man respektirt nicht sehr die Personen, deren Meinungen man verachtet und verabscheut. Die Debatte, ohne andere Einschränkung, als durch die Klingel des Prääsidenten, würde täglich Scenen herbeiführen, die man sich kaum vorstellen mag, die aber überall vorkommen, wo die Gesetze der Ehre die Menschen nicht zwingen, sich Gewalt anzuthun und sich mit Achtung begegnen, obgleich sie sich hassen und verachten“.

Uebrigens nahm Carrel die Dinge nicht leicht, er schlug sich nicht, als ob das ein Sport wäre, sondern aus Ueberzeugung und im Interesse der von ihm vertretenen Presse. Eine übergroße Empfindlichkeit mag den feinfühligsten Mann dabei manchmal zu weit geführt haben, so sicher auch sein Urtheil zu treffen pflegte. Er hatte als Redakteur drei Duelle, das erste gleich im Beginn seiner Laufbahn auf Pistolen mit einem Redakteur des „Drapeau blanc“, das für ihn gut verlief. Auch in seinem zweiten politischen Duell stand er einem Legitimisten gegenüber, und zwar unter ganz besonderen Umständen. Es war im Anfang des Jahres 1833. Die Herzogin von Berry saß gefangen im Schloß zu Blaye und hatte erklärt, daß sie eine heimliche Ehe eingegangen sei und sich in interessanten Umständen befinde. Die Legitimisten stellten sich, als ob sie kein Wort davon glaubten und das Ganze für eine offiziöse Ente hielten. Die entschieden liberale Presse hatte sich bisher mit der abenteuernden Prinzessin vorzugsweise insofern beschäftigt, als sie nicht vor den Richter gestellt, sondern einer, von politischen Erwägungen geleiteten Behandlung unterworfen wurde. Nach ihrer sensationellen Erklärung überwogen die Conjecturen, die Scherze, die Lust am Scandal. Der „National“ hielt sich vornehm diesem Treiben fern. Der Redakteur eines kleinen Blattes, Herr Briffault vom „Corsaire“, wurde wegen einiger fetten Späße von irgend einem karlistischen Kaufbold gefordert und am Arm verwundet. Er war noch nicht hergestellt, als er schon wieder wegen der Haltung seines Blattes von einem andren obskuren Paladin der jahrenden Prinzessin behelligt wurde. Carrel, der sich stets für die Rechte und Interessen der Presse solidarisch verbunden hielt, trat nun in einem meisterhaften Artikel (vom 31. Januar 33) dazwischen. Er prüfte zunächst die angebliche Legitimation dieser irrenden Ritter zur Vertretung der Herzogin von Berry, er stellte die Vermuthung auf, daß man routinirte Fektkünstler auf die Männer der Feder heße, er begrub die ganze Partei und beiläufig auch die anmaßlichen

*) Dupin l'aîné war Präsident der Deputirtenkammer.

bewaffneten Vorkämpfer derselben unter einem solchen Berg von Verachtung, wie nur er sie tief genug empfand, um sie so energisch auszudrücken. Zum Schluß erklärte er, daß die Herren, welche in dieser Sache die Waffen zu kreuzen begehrten, so viele es auch wären, auf der Redaktion des „National“ kampfbereite Gegner finden würden. (Die „Tribüne“ schloß sich dieser Erklärung des „National“ an.) Darauf schickten ihm die Carlisten (so nannten sich damals die Anhänger der älteren Bourbon-Linie), zur Auswahl eine Liste von zehn Personen, unter welchen er den ihm völlig unbekanntem Herrn Roux-Laborie herausgriff. Er erhielt in dem Duell einen Degenstich in den Leib, der sein Leben in ernste Gefahr brachte. Aus allen Theilen Frankreichs wurde ihm bei dieser Gelegenheit die lebhafteste Sympathie bewiesen und zwar nicht bloß von Parteigenossen. Gegner, wie Châteaubriand, hatten ihn längst bewundert. Männer, wie Véranger, beschworen ihn, mit seinem Leben minder leichtsinnig umzugehen. Er fühlte den ganzen Werth dieser Kundgebungen, die ihn überraschten, und faßte die besten Vorsätze. Dennoch sollte er 2 1/2 Jahre später in einem Streit, der ihn kaum berührte, einem unwürdigen Gegner zum Opfer fallen.

Durch die September-Gesetze mit ihren hohen Cautionen, ungeheuren Geldstrafen und der Verwehmung theoretischer Discussionen mußte der Journalismus eine mehr geschäftliche Richtung nehmen. Für diese Zeit war Emile de Girardin der richtige Mann: er gründete die „Presse“ zu dem Abonnementspreis von 40 Frs. per Jahr, statt der bisher bei den großen Blättern üblichen 80 Frs. Ein radicales Blatt, der „Bon sens“ griff Girardin's Project und ihn selber herbe an und wurde deshalb von ihm verklagt. Bis dahin hatte Carrel sich nicht einmischen wollen; er hatte sogar erklärt, daß es im Interesse des Landes eine nützliche Entdeckung sein würde, wenn man die Mittel fände, für 40 Frs. eine große Zeitung herzustellen. Nun aber, da Girardin das ihm befreundete Blatt angegriffen und noch andere republikanische Blätter in das Gewebe seiner Verdächtigungen hineingezogen, kritisirte Carrel in seiner scharfen Weise dieses Verfahren. Worauf Girardin sich auch an den „National“ machte und mit perfiden Anspielungen die Thatsache ausbeutete, daß einer der unbekannteren Mitredacteurs des „National“ vor Jahren einmal in eine dem Bankrott verfallende Handelsgesellschaft verwickelt war. Am 22. Juli 1836 fand das Pistolenduell statt, Girardin wurde leicht verwundet, Carrel starb zwei Tage später an seiner Wunde. So ist der hervorragende Vertreter des idealen Journalismus von der Hand des Mannes gestorben, der, nach Maßgabe seiner Fähigkeiten, mehr als ein Anderer in Frankreich dazu beitrug, den Journalismus zum vulgären Geschäft und zum Mittel politischer Intrigue herabzuziehen. Carrel starb im Alter von 36 Jahren. Girardin überlebte seinen Gegner um bald ein halbes Jahrhundert. Der Industrialismus hat sich seitdem der Presse bemächtigt. Carrel hat keine ebenbürtigen Nachfolger, Girardin aber fehlt es an Schülern nicht. Die Corruption in der Presse ging natürlich mit der auf den anderen Gebieten in Wechselwirkung

und Hand in Hand. So lange Carrel lebte, war er ein Muster und ein Richter für den politischen und literarischen Anstand, ein leuchtendes Beispiel unermüdlcher Pflicht-Erfüllung. Nach seinem Tode blieb der Platz unbesetzt. —

Ich fühle, daß ich in dem engen Rahmen dieser Darstellung nur ein sehr unvollkommenes Bild des ausgezeichneten Mannes geben konnte. Dem Gesamt-Eindruck habe ich viele Einzelheiten geopfert; von seinen persönlichen und politischen Abenteuern, im Feld und vor Gericht, habe ich nur die marquantesten hervorgehoben. Nicht seine besten Artikel habe ich angeführt, sondern die, welche im Zusammenhang mit seinem Leben eine historische Bedeutung gewonnen haben. Zur Würdigung des Schriftstellers müßte man wenigstens einen kleinen Band zusammenstellen und vor den einzelnen Aufsätzen die politischen Voraussetzungen nahe rücken. Von seinen literarischen Arbeiten und Plänen, seiner vortrefflichen Kritik der französischen Romantiker, seinen feinsinnigen Nekrologen, seinen Vorarbeiten zu einer Geschichte Napoleons I., den er in den letzten Jahren völlig vorurtheilsfrei beurtheilte, habe ich nicht gesprochen. Meine Absicht war, dem Journalismus unserer Tage, der nicht gerade durch Charakterstärke glänzt, ein erhebendes Bild entgegenzuhalten, un. Dieser Absicht habe ich den allzu reichhaltigen Stoff untergeordnet.





Die Mythen vom Tod und vom Jenseits bei den Indogermanen.

Von

Wilhelm Geiger.

— Erlangen. —

Die Mythen der indogermanischen Völker vom Tod und vom Jenseits, von dem Abscheiden des Menschen aus dieser Welt und seinem Fortleben in einer andern Welt wollen wir versuchen, nach ihrer Entstehung und ihrem Zusammenhange darzustellen. Es ist das ein Kapitel aus der vergleichenden Mythologie und sicherlich nicht der unwichtigsten und unbedeutendsten eines; denn es lehrt uns ja die Art und Weise kennen, wie unsere Vorfahren, als sie noch auf den ersten Stufen der Culturentwicklung standen, sich die Frage nach den heiligsten, wichtigsten Dingen, die noch heute des Menschen Herz bewegen, vorlegten und beantworteten. Und wie gerne würde ich, sofort in medias res springend, ohne Sie mit Vorbermerkungen und Einleitung hinzuhalten, mit meinem Gegenstande beginnen und Ihnen die Sagenbilder eines nach dem andern vorführen und erläutern: ich könnte dann bei manchem Punkte länger verweilen, den ich nur kurz zu erwähnen im Stande sein werde, könnte Manches noch anführen, was, obwohl an sich anziehend und interessant genug, doch als mehr bei Seite liegend wegfallen muß; allein bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft bin ich genöthigt, ehe ich ein Beispiel aus ihrem Gebiet anführe, einige Worte über ihre Grundlagen, über die wesentlichsten Begriffe vorauszuschicken.

Was verstehen wir unter Religion und Mythos, wie unterscheiden sich diese beiden Begriffe und wie verhalten sie sich zu einander? Dieß ist die Hauptsache, die wir beantworten müssen, nach deren Beantwortung aber auch Wesen, Zweck und Methode der vergleichenden Mythologie klar werden wird. Wenn ich hier von Religion rede, so versteht es sich von selbst, daß ich damit nicht eine bestimmte Religionsform meine, etwa das Christenthum

als die Blüthe und Vollendung aller Religionen, oder das Judenthum, als dessen Vorbereitung, oder den Islam, oder den Buddhismus; man wird es auch begreiflich finden, daß eine Vergleichung mit der Offenbarungsreligion nicht in meiner Absicht liegt, sondern, daß ich diese als unabhängig und selbständig bei Seite lasse und lediglich von der Religion spreche, welche allen Menschen auch den auf der primitivsten Culturstufe stehenden Bewohnern der Südseeinseln oder Centralafrikas inne wohnt, von der Religion, welche die Natur in aller Menschen Herz gelegt hat und welche kein Philosoph hinwegdisputiren kann, so gerne es mancher auch thun würde. Man kann mir hier gleich zu Anfang einen gewichtig scheinenden Einwurf machen. Sie erinnern sich wohl mancher Berichte von Reisenden über Völkerstämme der niedrigsten Cultur auf entlegenen Inseln oder in unwirthbaren, selten betretenen Ländern, die ihre Kniee beugen vor einem Thiere, das doch noch weit unter ihnen steht an geistiger und sittlicher Begabung, oder gar vor einem leblosen Gegenstand, einem Stein oder Baum, und können mir entgegen halten, daß die Religion, die ich meine, unter Umständen sich in nichts unterscheidet von der rohesten, niedrigsten Form des Aberglaubens. Allein täuschen wir uns über diesen Punkt nicht: solch ein absprechendes Urtheil über Südseeinsulaner und Hottentotten ist von der Höhe unserer Bildung herab gar leicht und schnell gefällt, es ist aber jedenfalls hart und lieblos, vielleicht sogar falsch und ungerecht. Der einfache Wilde, der vor den Erscheinungen der Natur, in welchen er das Walten einer Gottheit ahnt, sich demüthig und andächtig beugt, besitzt, wenn er auch Ursache und Wirkung, Schöpfer und Geschöpf verwechselt, relativ — natürlich relativ, im Verhältniß zu dem Grad seiner geistigen Ausbildung — vielleicht mehr Religion, als wir, die wir gar klug und gelehrt die ganze Natur zu erklären versuchen und dabei zu vergessen geneigt sind, daß über den Einzelheiten, in denen wir uns verlieren, doch eine höhere Einheit steht. Wie bestimmen wir nun aber diese universale, allen Menschen gemeinsame Religion, diese Naturreligion, die weder das Produkt spezieller göttlicher Offenbarung ist, noch auch das Resultat philosophischer Speculation? Sie ist — so können wir vielleicht den Begriff einigermaßen bestimmen — das in dem Menschen wohnende und durch die Natur geweckte Wissen höherer, unbegreifbarer Mächte, von denen er sich abhängig fühlt, welche selbst nicht unter seinem Einfluß stehen und in deren Walten er nicht einzugreifen vermag, und das daraus entspringende Bewußtsein, daß er diesen Mächten unter irgend einer Form Verehrung schulde, sei es, um sie sich geneigt zu machen und ihre vernichtenden Wirkungen abzuwenden, sei es, um sich für die von ihnen gespendeten Segnungen dankbar zu erweisen.

Wir müssen uns, um dieß zu verstehen, auf den Standpunkt des Naturmenschen — denn von einem solchen kann natürlich nur die Rede sein — zu versetzen und sein Leben nachzuleben, seine Empfindungen nachzufühlen suchen. Wir haben es da mit keinem Individuum zu thun, das sich schon auf eine höhere Stufe der Cultur emporgeschwungen hat, das schon strenge zwischen

Ursache und Wirkung zu unterscheiden vermag, sondern mit einem Menschen, der ohne große Ansprüche und Bedürfnisse in und mit der Natur lebt und von ihr vollkommen abhängig ist. Er beobachtet den Wechsel von Tag und Nacht, der sein ganzes Leben bestimmt; er trauert, wenn der Winter einkehrt mit Schnee und Reif, mit Eis und Frost, er jubelt, wenn der Frühling wieder in's Land zieht und Wald und Flur wieder grünen und mildere Lüfte ihn umwehen; er harret bange und zitternd, wenn sturmgejagte Wolken des Himmels Blau verhüllen, wenn die Blitze zucken und der Donner rollt, wenn der Orkan die Niesen des Waldes entwurzelt und selbst der Erde Grund unter seinen Füßen wankt, aber er athmet auch wieder von Neuem auf, wenn die Donner schweigen und der Sonne freundlicher Strahl wieder die Wolken durchbricht. Und dieß Alles geschieht ohne sein Zutun, ohne seine Beihilfe, ohne daß er es hemmen oder beschleunigen kann. Die solches hervorbringen, sind höhere Gewalten, die über ihm stehen und mehr Macht besitzen, als er selbst; denn er erfährt ihre vernichtenden wie ihre segnenden Einwirkungen und muß die Hände müßig, unthätig, ohnmächtig in den Schooß legen. So wird durch die Natur das Gottesbewußtsein des Menschen wach gerufen und findet seine Nahrung und Ausbildung, und so entsteht die Religion, mit welcher wir es ausschließlich zu thun haben, die Naturreligion, die aber freilich die Gottheit nicht als eine einheitliche zu fassen vermag, sondern ihr Bild prismatisch gebrochen sieht in viele Einzelbilder, nach den verschiedenen Wirkungen, in welchen sie sich äußert.

Wenn der Heide sich vor der aufgehenden Sonne anbetend niederwirft, wenn er sein Kniee beugt vor einem stolzen weitästigen Baume, so ist das seine Religion; von ihr aus aber zur Bildung der Mythen, um nun auch auf diesen Begriff zu kommen, ist immer noch ein nicht unbedeutender Schritt. Wie der Gedanke des Dichters erst der Worte bedarf, um aus dem Innern hervorzutreten, so muß der Naturmensch, um seinen religiösen Empfindungen Ausdruck zu geben, sich eines Bildes bedienen, und dieses Bild eben ist der Mythos; er ist das Wort für den Gedanken. Wie unsere ganze Sprache ursprünglich eine Bildersprache war, so ist auch der Mythos eine Bildersprache und will als solche aufgefaßt werden. Ich werde den ganzen Prozeß der Mythenbildung an einem Beispiel zu erläutern versuchen, denn exempla docent und sie sind ohne Zweifel bessere Lehrer, als lange theoretische Entwicklungen.

Wenn der Mensch beobachtet, wie am Morgen oder Abend Tag und Nacht einander ablösen; wenn er bei anbrechendem Morgen sieht, wie die ersten Lichtstrahlen aufzucken und nach und nach die Sterne erlöschen machen und den dunkeln Himmel erhellen, bis endlich die Sonne in sieghafter Majestät am Firmament emporsteigt, während andererseits am Abend die Nacht das Licht verdrängt, und wenn er dieß als das Werk einer überirdischen, außer und über ihm stehenden Macht erkennt, weil er ja selbst nicht im Stand ist, mitwirkend in den Gang der Dinge einzugreifen, und vor dieser Macht

sich demüthig und andächtig beugt, so ist das Religion. Wenn nun aber der Mensch den ganzen Vorgang darstellen will und dabei die Wahrnehmung zu Grunde legt, daß das Ringen zwischen Licht und Dunkel nichts anderes ist, als ein Kampf zweier sich feindlich gegenüber stehenden Mächte, sowie auf Erden zwei feindliche Heerschaaren wider einander streiten, und wenn er nun statt von einem Hellwerden oder Dunkelwerden von einer Schlacht spricht, in welcher die Mächte des Lichtes die der Finsterniß oder umgekehrt besiegen, so ist das die Sprache des Mythos. Und dieses mythologische Bild spielt auch in der That bei den Indogermanen eine wichtige Rolle. Daß es ein glücklich gewähltes ist, sieht man auf der Stelle ein — reden ja auch wir heutzutage noch von dem Streit zwischen Nacht und Tag, ohne uns bewußt zu werden, daß wir da uns eines uralten mythologischen Bildes bedienen —; daß es auch ein fruchtbares war, beweisen die zahlreichen auf dasselbe sich gründenden Mythen.

Für den Indier speziell mag wohl noch ein bestimmter Anhalt darin bestanden haben, daß er sich selbst im Gegensatz stehend wußte zu den dunkelfarbigen Ureinwohnern, welche er bei seiner Einwanderung in ihr Gebiet und bei dessen Besignahme zu bekämpfen hatte. Ihr himmlisches Abbild waren für ihn dann die Mächte der Finsterniß, in denen er alle feindseligen, dämonischen Gewalten sah; denn das Licht ist des Menschen Freund und die Finsterniß sein Feind. So war der Anlaß gegeben zu den zahlreichen Mythen, welche Kämpfe zwischen Göttern und Dämonen zu ihrem Gegenstand haben.

Allein das Bild war damit noch nicht ausgenützt, daß man es auf den Streit zwischen Licht und Finsterniß am Morgen und Abend anwandte. Wenn der Mensch ein Gewitter beobachtete, so sah er die gleichen oder ähnliche Erscheinungen wie dort. Die finsternen Wolken, welche den klaren Himmel bedecken, mußten als Wirkung böser Geister erscheinen, der Glanz der Sonne und der lichte, helle Aether, die endlich nach dem Aufruhr der gesammten Natur sich wieder zwischen den dunklen Wolken blicken lassen, als Gebiet und Bereich der guten Genien. Ja, es kamen beim Gewitter noch spezielle Züge in Betracht, die es als einen Kampf am Himmel erscheinen ließen: die zuckenden Blitze mußten an die geschwungenen und geschleuderten Mordwaffen erinnern, der rollende, krachende Donner an das Getöse der Schlacht und an die rasselnden Streitwagen. Und so finden wir auch wirklich das Gewitter in zahlreichen Mythen als einen Kampf zwischen Göttern und Dämonen geschildert; zu Grunde liegt auch hier die Wahrnehmung eines Streites zwischen Licht und Finsterniß. So erklärt es sich wieder auf's Einfachste, daß die Mythen vom Sonnenauf- und Untergang mit denen vom Gewitter dann und wann zusammenfließen, daß z. B. der spezifische Gewittergott in der indischen Religion, Indra, zeitweise auch als Sonnengott erscheint: ursprünglich ist er eben nur der Vorkämpfer der Mächte des Lichtes gegen die finsternen Dämonen.

Wir haben diese beiden Beispiele der Mythenbildung absichtlich gewählt;

denn neuerdings ist gerade zwischen den bedeutendsten Vertretern der vergleichenden Mythologie ein principieller Unterschied der Mythenklärung zu Tage getreten. Während man nämlich auf der einen Seite behauptet, daß nur die temporären Naturerscheinungen, wie Gewitter, Sturm u. dergl. die Mythenbildung hervorrufen könnten, daß demnach alle vorhandenen Mythen in dieser Weise erklärt werden müßten, nimmt man auf der anderen Seite gerade entgegengesetzt an, daß vorwiegend die ständig wiederkehrenden Vorgänge, wie der Wechsel von Tag und Nacht, von Sommer und Winter es seien, welche so tief auf den Menschen wirken, daß er dadurch zur Produktion eines Mythos veranlaßt wird. Dieß erlebte sich eigentlich schon aus dem Gefagten. Wozu diese ermüdende Eintönigkeit, welche das freie Spiel der Phantasie in die Fesseln eines Schemas zwingt? Die gesammte Natur und Alles in ihr mußte doch des Naturmenschen Gemüth bewegen; warum sollte gerade das Gewitter ihm als dämonische Wirkung erscheinen, die finstre Nacht aber nicht, die doch auch genug des Entsetzlichen, Furchterregenden für ihn in sich barg? Warum sollte er nur die aufgehende Sonne mit Andacht und heiliger Freude begrüßt haben, nicht auch die Sonne, die siegend wieder hindurch leuchtet durch Sturm- und Regengewölke, den Menschen Licht und Wärme wiederbringt und die Schrecken des Gewitters verschucht? Eine solche Scheidung setzt ganz und gar nicht Einfachheit und Schlichtheit der Anschauungen, sondern gerade im Gegentheil eine gründliche Klarheit voraus; wird ja doch selbst unser Gemüth noch ebenso gut erschüttert durch ein furchtbares Gewitter, wie es begeistert wird durch den großartigen Anblick des Sonnenauf- und Unterganges.

Im Gegensatz zu diesen Richtungen gehen wir also von einer möglichst großen Mannigfaltigkeit der Mythen, von einem unbegrenzten Polytheismus als der ursprünglichsten Religionsform aus. Die ganze Natur ward belebt und bevölkert von Göttern und Genien, und erst im Laufe der Zeit und der fortschreitenden Bildung begann man, verwandte Begriffe unter höhere Einheiten zu subsumiren und aus der großen Zahl überirdischer Wesen einzelne mit besonderer Macht und Herrlichkeit ausgestattete Gestalten hervortreten zu lassen. Götter, wie etwa der griechische Phöbos Apollon, sind also keine ursprünglichen Schöpfungen, sondern das Produkt zahlreicher Einzelgenien, die nach und nach zu einer Gottheit zusammenwuchsen.

Aber nicht nur das, was um ihn herum in der Natur vorging, beschäftigte des Menschen Geist und Gemüth und rief seine religiösen Empfindungen hervor, sondern auch bei sich selbst hielt er Einkehr und fand hier gar manches Wunderbare und Räthselhafte, welches ihm deutlich das Walten der Gottheit auch im eigenen Leben zeigen mußte. Schon des Kindes Geburt erschien als etwas Unbegreifliches, Geheimnißvolles; wie viel mehr mußte noch der Tod, der bald plötzlich und unerwartet den Menschen in der Voll-

Kraft und Blüthe der Jahre dahinrafft, bald langsam und schleichend, nach langjährigem Siechthum und gebrechlichem Alter seinem Dasein ein Ende macht, der aber Allen unabwendbar, unvermeidlich ist, ein gefürchteter Gast, der bei Jedem, sei es früher oder später, einkehrt — wie viel mehr mußte der Tod das Gemüth des Menschen tief erschüttern und in ihm die Frage laut werden lassen: „Wer ist's, der solches wirkt?“ Und zugleich damit entsteht auch die Frage nach dem Schicksale der Abgeschiedenen: „wohin geht der Geist, der die sterbliche Hülle belebt hat? ist seine Existenz mit der des Lebens zu Ende, oder besteht die Seele in einem anderen Dasein fort?“

Bekanntlich ist der Glaube an ein Fortleben der Abgeschiedenen nach dem Tode nicht nur bei den Indogermanen — worunter wir die alten Inder und Iranier, die Griechen und Römer, die Germanen, Slaven und Kelten verstehen, die alle aus einem, dem sogenannten indogermanischen Urvolk hervorgegangen sind und also nach Sprache, Sitte und Anschauungsweise verwandt eine eigene gesonderte Völkerfamilie bilden — dieser Glaube ist, sage ich, nicht nur bei den Indogermanen verbreitet, sondern wir finden ihn mehr oder weniger ausgeprägt fast bei allen Völkern der bewohnten Erde. Und das ist eine Thatsache, mit der solche, welche die Unsterblichkeit der Seele leugnen, als einem gewichtigen und bedeutsamen Factor zu rechnen haben, ebenso wie die Gottesleugner mit der Thatsache des allgemein menschlichen Gottesbewußtseins.

Dabei ist es wohl begreiflich, daß der Mensch das Leben im Jenseits sich vor Allem vorstellte als das Abbild des irdischen Lebens, daß der Dahingeshiedene nach seiner Anschauung im großen Ganzen denselben Neigungen und Beschäftigungen lebt, wie vor dem Tode, der Jäger der Jagd, der Krieger dem Krieg und dem Kampfspiel, der Dichter seiner Muse u. s. w. So glauben die Indianer Nordamerikas, daß die Abgeschiedenen ihres Stammes ihr Leben in einem anderen Lande bei dem großen Geist fortsetzen, daß sie dort, so wie hier, der Jagd leben und fröhlichem Kampfspiel; nur grünen dort die Prärieen frischer und üppiger wie hier, die Wälder und Steppen sind reich an Jagdwild, an Hirschen und Rehen, Bären und Büffeln und die Seen und Bäche wimmeln von Fischen.

Analog sind auch die Vorstellungen über Tod und Jenseits, die wir bei den verschiedenen indogermanischen Stämmen finden, und die in ihren Grundzügen wohl alle auf eine Quelle zurückgehen, wenn sie auch je nach der individuellen Anschauungsweise dieses oder jenes Volkes im Einzelnen mehrfach unter einander abweichen.

Der Mythos, so haben wir gesehen, ist ein Bild, und das Bild, unter welchem die Indogermanen den Tod und das Jenseits vorzüglich darstellten, ist hergenommen von dem Wandel der Sonne. Wie die Sonne nach vollbrachtem Tageslauf versinkt und verlischt, so verlischt auch des Menschen Leben nach vollbrachtem Dasein. Aber die Sonne verschwindet nicht wirklich, sie leuchtet nur in einem anderen, fremden Lande, aus dem sie am Morgen

mit neuer Pracht hervorgeht. Ebenso verliert auch der Mensch sein Leben nicht wirklich, sondern er setzt es nur in einem fernen unbekanntem Lande fort. In den Mythen ist dann der Gott der untergehenden Sonne zugleich Gott der Hingeshiedenen, der ihnen ihren Weg gezeigt hat, ihr Herr und ihr Führer ist; die Gegend, wo die Sonne verschwindet, ist der Aufenthaltsort der Verstorbenen und der Tod selbst eine Wanderung in diese fremden, nie betretenen Bezirke, eine Wanderung gegen Westen, die über weite Meere und Ströme hinwegführt.

Gestatten Sie mir nunmehr, Ihnen nach diesen vorbereitenden Bemerkungen die Mythen der einzelnen Völker der Reihe nach vorzuführen und zu erläutern. Die auffallende Verwandtschaft, welche hier die Mythen von räumlich so geschiedenen Völkerschaften, wie der Griechen und der Indier, der Germanen und der Iranier, zeigen, wird Ihnen, auch ohne daß ich eingehender darauf hinzuweisen brauchte, sofort in's Auge springen und Sie werden erkennen, daß die vorgeführten Mythen fast durchgängig auf eine gemeinsame Grundlage, so zu sagen auf einen Urmythus zurückgehen. Was ich aufführen werde — wofern ich es nicht ausdrücklich als spezielle Eigenthümlichkeit eines einzelnen Stammes bezeichne — ist nur Fortbildung und theilweise Umgestaltung dieses Urmythus, welcher in der indogermanischen Zeit sich bildete, d. h. in der Zeit, wo die vorhin genannten Einzelvölker sich noch nicht herausgebildet und verselbständigt hatten, sondern zusammenlebend noch ein Volk ausmachten; in der Zeit, aus welcher dann die nach und nach sich ablösenden und aus der ursprünglichen Heimath auswandernden Stämme ihr Eigenthum an Sprache und religiöser Anschauungsweise in ihre neuen Wohnsitze mitbrachten und sie dort unter veränderten Bedingungen verarbeiteten und umgestalteten.

I.

Wir beginnen billig mit den alten Indern. Ihre Religion ist zwar keineswegs mit der altindogermanischen identisch, aber sie scheint ihr doch am nächsten zu stehen, und jedenfalls ist die Quelle, aus welcher wir die Kenntniß derselben schöpfen, die älteste, die uns überhaupt zu Gebote steht. Wir besitzen nämlich eine Sammlung religiöser Hymnen, den sogenannten Rigveda, dessen Verabfassung in das zweite Jahrtausend vor Christus zurückgeht, in die Zeit, als die Indier von Westen her in das Industhal einwanderten und dasselbe im Kampfe mit den dunkelhaarigen Ureinwohnern des Landes weiter und weiter vordringend allmählich in Besitz nahmen. Aus dieser großen Zeitperiode stammen die von den indischen Priestern gedichteten und beim Opfer oder bei sonstigen Gelegenheiten vorgetragenen Hymnen des Rigveda.

Der Gott, welcher in der nachvedischen Mythologie für den furchtbaren Todesgott gilt, Yama, findet sich auch im Rigveda; hier aber spielt er noch eine andere, ohne Zweifel ursprünglichere Rolle, hier ist er noch ein Sonnen-

genius und zwar speciell ein Genius der untergehenden Sonne. Der Gott der Morgen-sonne gilt für seinen Vater, die Nebel und Wolkengewässer — denn in Nebeln geht ja die Herrscherin des Tages unter — für seine Verwandten, des Himmels lichte Räume für seine Wohnstätte.

Nach dem Gefagten ist der Uebergang von einem Genius der Abendsonne zu einem Todtengott ein leichter, und wir sehen denselben sich auch schon im Rigveda so zu sagen vor unseren Augen vollziehen. Yama heißt in einer späteren Stelle geradezu „der Tod“ und der Weg des Todes wird bezeichnet als Yama's Pfad. Gehen wir näher hierauf ein!

Ein schöner Todtenhymnus beginnt mit folgenden Worten:

Der einst dahinging längs der hehren Höhen
Und so den Weg für Viele aufgefunden,
Yivasvants Sohn, der Sterblichen Versammler,
Den König Yama chre mit der Spende!

Zuerst hat Yama uns den Pfad gewiesen
Zu jener Flur, der Niemand kann entgehen,
Zu welcher unsre Ahnen hingeschieden.
Indem sie seine Wege wohl erkannten.

Der Sinn dieser beiden Strophen ist klar: Die Sonne, die am hehren Himmelsgewölbe dahinwandelt und im Westen verschwindet und im nächtigen Dunkel erlischt, sie ist es, welche dem Menschen den Weg voran gegangen ist nach dem dunklen Reiche des Todes; der Gott der untergehenden Sonne also leitet und führt die Menschen auf dem Todespfade, er geht voran, sie folgen ihm, wo er hingehet, dahin gehen sie ihm nach und dort versammeln sie sich um ihn und leben unter seiner Herrschaft. Das Reich des Yama, d. h. der Bezirk, in welchem die Sonne am Abend verschwindet, ist darum das Todtenreich und Yama selbst der König und Gebieter der Dahingeschiedenen.

Der Sterbende betritt also den Pfad Yamas, den Weg, welchen dieser zuerst gezeigt hat, auf dem auch schon die früher Verstorbenen alle dahingegangen sind.

Voran! voran! geh' auf den alten Pfaden,
Auf denen unsre Ahnen hingegangen;
Die beiden Herrscher, die in Wonne schwelgen,
Des Himmels Gott und Yama wirst du schauen!

So ruft man deshalb dem Todten zu, und weiter heißt es:

Vereine dich mit Yama und den Ahnen
Mit jedes Wunschs Gewähr im höchsten Himmel!
Von Fehlern frei geh' ein zu deiner Heimath,
Und eine strahlend dich mit neuem Leibe!

Hier haben wir das Jenseits des Janders! Es ist die eigentliche Heimath des Menschen, ein Gedanke der uns wunderbar an unsere christlichen Anschauungen erinnert, dort trifft er seine schon dahingeschiedenen Vorfahren,

dort trifft er Vater und Mutter, Gattin und Geschwister und wird von ihnen mit Freude empfangen. Dort lebt er auch ein glückliches, ungetrübtes Leben, sein Leib ist ein neuer, glänzender, ohne Fehl und Mangel.

Bei solch seliger Gewißheit mag wohl der Tod für den alten Inder seinen Schrecken verloren haben: er war für ihn ja nicht eine Trennung von Allem, was ihm hier auf Erden lieb und theuer war, sondern der Uebergang zu einem schöneren, besseren Dasein.

Und das Leben im Jenseits war auch ein heiteres und fröhliches, dort freut sich der Dahingefohlene in Yamas und der Ahnen Gemeinschaft des Mahles und Trinkgelages.

Wo unter schön belaubtem Baum
Dort Yama mit den Göttern trinkt

heißt es in einem Hymnus an einen früh verstorbenen Knaben, und die Ahnen selbst werden an einer andern Stelle die genannt, „die fröhlich schweben in des Himmels Mitte“.

Der Pfad freilich, welcher in Yamas Reich führt, ist ein langer und gefährlicher, er wird — dieß ist die Anschauung — bewacht von zwei bissigen, buntscheckigen, vieräugigen Hunden, welche die Hunde der „Saramā“ oder die beiden „Sārameya“ heißen und von denen die dahinwandelnden Seelen, wie es scheint, bedroht werden. Deshalb ruft man der entfliehenden Seele nach:

Geh' g'raden Wegs vorbei an den zwei Hunden
Der Saramā, die bunt sind und vieräugig.

Sonst erschienen diese Hunde auch als die Boten des Yama, welche ausgehen unter die Menschen, Seelen zu suchen und sie in das Reich ihres Gebieters zu geleiten. Man empfiehlt deshalb auch die Verstorbenen ihrer Obhut mit den Worten:

Den beiden Hunden, Yama, deinen Wächtern
Die Pfade schirmen, Männer schaun, vieräugig,
O König, denen gib beschützend diesen!

Wir werden sehen, daß diese Vorstellung von einem Hund oder von Hunden, welche den Weg des Todes bewachen oder die Seelen auf ihrer Reise in's Jenseits führen und geleiten, eine uralte gewesen sein muß, weil wir ihr auch bei anderen Völkern wieder begegnen; gleichwohl wage ich es nicht zu behaupten, ob derselben, wie zunächst zu erwarten stünde, eine natur-symbolische Bedeutung zu Grunde liegt, ob sie nicht vielleicht bloß dichterische Zuthat und Ausschmückung ist. Ich will mich nicht dem Vorwurfe aussetzen, daß ich an der Klippe der Sucht auszudeuten scheitere, vor welcher der Mythologe nicht nachdrücklich genug gewarnt werden kann.

Von einer Hölle im modernen Sinne des Wortes, also von einem geordneten Aufenthaltort der Bösen, wußte der Inder in der ältesten vedischen Zeit wohl noch nichts. Es ist bemerkenswert, daß sich diese Vorstellung auch bei den

andern indogermanischen Völkern ursprünglich nicht findet, daß sie sich aber überall sekundär in späterer Zeit herausbildete, ganz wie bei den Indern, bei welchen in der Folge die Hölle eine sehr bedeutende Rolle spielt und von den Priestern mit allen erdenklichen Martern und Qualen ausgestattet wird. Man könnte geneigt sein, aus dieser Erscheinung zu folgern, daß die ersten Anfänge zu einer Scheidung zwischen Guten und Bösen im Jenseits bereits in die indogermanische Urzeit zurückgehen, daß jedoch die Ausbildung dieser Vorstellung den Einzelvölkern vorbehalten blieb.

Bei den späteren Indern sinkt Yama, wie schon bemerkt, ganz zum Todtengott herab, seine ursprüngliche Bedeutung als Sonnengott ward vergessen; aber unbewußt und unverstanden scheinen doch einzelne Züge aus jener älteren Zeit an seiner Gestalt haften geblieben zu sein. Ich möchte hier an die Schilderung Yama's in dem Gedichte Sāvitrī erinnern, welche uns diesen in einer Weise malt, daß wir in ihm allerdings weit eher einen Gott des abendlichen Himmels, insbesondere wie er in südlichen Ländern dem Auge des Menschen sich darbieten mag, als einen Todtengott erkennen möchten. Die Stelle lautet:

Und im Augenblick auch nahte
Sich ein Mann in rothem Kleide,
Reichgelockt und schöngestaltet,
Sonnennähnlich fast an Glanze.
Seine Haut war dunkelgelblich,
Seine Augen roth und glühend u. s. w.

II.

Wandern wir von den Gestaden des Indus gegen Westen das Kabulthal aufwärts, so gelangen wir in das heutige Afghānistān, in die Wüsten und Hochebenen des alten Iran. Hier und weiter nordwestlich auf dem ganzen Gebiet zwischen der persischen Salzwüste einerseits und dem Kaspijsee und den turanischen Steppen andererseits wohnten die nächsten Stammesbrüder der alten Inder, die Iranier, welche hier sesshaft geblieben waren, nachdem jene sich losgetrennt und ihren Zug weiter nach Südosten dem Industhal zugewendet hatten.

Die Religion der Iranier hat wohl noch bedeutendere Umgestaltungen erfahren, als die der Inder, an welcher indeß auch sehr wohl die Folgen der veränderten klimatischen Verhältnisse wahrzunehmen sind; was wir davon kennen, findet sich hauptsächlich im Avesta, der heiligen Schrift der Anhänger des Zarathustra, welcher ungefähr zur Zeit des Kyros im nördlichen Iran als Reformator des Glaubens seines Volkes auftrat und an die Stelle der alten Naturreligion ein theologisch-ethisches System setzte. Es wundert uns also nicht, wenn hier die alten Anschauungen uns in wesentlich veränderter

Gestalt entgegentreten, und doch begegnen wir mitten unter dem Neuen, Umgestalteten manchem bedeutsamen Ueberrest aus alter Zeit, welcher nicht übersehen werden darf.

So zeigen denn auch die Vorstellungen des Avesta vom Tod und vom Jenseits eine keineswegs alterthümliche Gestalt. Die Scheidung zwischen Himmel und Hölle ist in den jüngeren Partien bereits vollzogen, in den ältesten wird wenigstens vielfach von der Vergeltung gesprochen, welche am Tage der Auferstehung die Ungläubigen treffen soll. Der Name des Gottes Yima hat sich übrigens unter der entsprechenden Form Yima erhalten und es ist merkwürdig, daß es uns gerade das Avesta ermöglicht, den Beweis zu liefern, daß Yima ursprünglich Sonnengenius ist, während dieß aus dem Rigveda weniger leicht möglich sein dürfte. Wir können dieß an der Hand von mehreren höchst merkwürdigen Beinamen, sowie von auffallenden Ähnlichkeiten der Anschauungen von der Sonne und dem genannten Genius. Gleichwohl ist Yima im Avesta zu einem irdischen Könige, zu einem Gebieter in Iran degradirt und als solcher erscheint er auch durchgängig in der späteren persischen Sage. Aber freilich ist er kein gewöhnlicher Herrscher, sondern der Repräsentant des goldenen Zeitalters: „in seinem Reiche gingen die Menschen umher in jugendschöner Gestalt, ohne Krankheit, Schmerz und Tod, ohne Hunger und Durst, nie gequält von Kälte oder Hitze“. Daß dies aber ursprünglich die Schilderung eines überirdischen, himmlischen Reiches ist, eines Reiches der Sonne, das klingt noch in manchen Stücken durch, besonders wenn die Beschreibung in merkwürdigster Weise zu der vom Reiche des Mithra stimmt, des Gottes der Morgensonne.

Die späteren, weitläufigen Schilderungen der Parsen, der Anhänger des Zoroastrianismus, von den Qualen der Hölle und den Freuden des Paradieses interessiren uns hier nicht, aber erwähnen muß ich hier einen Brauch, in welchem sich nach unserer Anschauung die Erinnerung an die beiden Todtenhunde erhalten hat, und der noch heutigen Tages bei den Parsen in Indien üblich ist. Bekanntlich begraben oder verbrennen die Anhänger der Zarathustra ihre Todten nicht, sondern sie setzen dieselben aus zum Fraß für wilde Thiere und Vögel. Ehe nun der Leichnam zu der dazu bestimmten Stätte gebracht werden darf, wird an ihm die Ceremonie des sogenannten Sagdid (Hundeblick) vollzogen; d. h. es wird ein Hund zu dem Todten hingeführt und muß seine Augen auf denselben gerichtet haben, ehe die Leiche weggeschafft werden darf. Offenbar wollte man mit dieser Handlung andeuten, daß nunmehr der Verstorbene dem Todesgott verfallen sei und von dessen Boten, den Hunden der Saramâ, sicher in das Jenseits geleitet werden möge. Merkwürdig ist, daß noch jetzt die Bestimmung besteht, zum Sagdid einen vieräugigen Hund zu verwenden, was man dahin auslegt, daß der Hund noch zwei schwarze Punkte über den Augen haben müsse. Wir haben gehört, daß auch der Zunder die beiden Sarameyas sich vieräugig dachte.

III.

Sie sehen, daß die Religion der Iranier für uns nicht eben sehr viel Anziehendes hat: sie ist arm an poetischen Motiven, nüchtern, trocken und verständig, die Frische und Kraft der alten unmittelbaren Anschauungen ist verloren gegangen, höchstens, daß mythische Vorstellungen als sinn- und zwecklose Ceremonien sich erhalten haben und der erstarrte Formenkrampf unverstanden gewohnheitsmäßig weiter überliefert wird. Wir nehmen daher gern wieder Abschied von ihr, und wenden uns dem sonnigen Hellas zu, dem Land der Schönheit und des Maßes, um die zum größten Theil ja wohl schon bekannten Mythen der alten Griechen über den Tod und das Jenseits in unser Gedächtniß zurückzurufen, sie uns zu analysiren und mit dem bereits Besprochenen in Zusammenhang zu bringen.

Wenn auch der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode dem Menschen angeboren zu sein scheint, so ist es doch möglich, daß das eine Volk vermöge seiner besonderen Denkungsart das Jenseits sich vollkommen verschieden vorstellt, als das andere. Der phantastische Indier erwartete die Vollendung seiner Wünsche erst im Jenseits; der Iranier mit seinem eigenartigen, von den Vorstellungen umwohnender Völker gründlich abweichenden und wohl auch vielfach angefeindeten Religionsystem erhoffte im Jenseits die Belohnung seiner Glaubensstreue und die Bestrafung der Widersacher; der Hellene aber fand im Diesseits sein volles Genüge und liebte das Leben, das er mit dem Zauber der Anmuth auszuschnücken wußte. Ihm war demnach der Tod verhaßt und die Wanderung in „das unbekannte Land, von dem Bezirk kein Wandrer wiederkehrt“, erschien ihm nur als traurige, trübe Nothwendigkeit, nicht als eine Befreiung vom Leid und Elend der Erde, sondern als das Ende ihrer Freuden. Dies ist wenigstens die Anschauung, welche in den homerischen Gedichten als die allgemein giltige angenommen werden kann, die älteste und ursprünglichste ist sie, wenigstens nach unserer Meinung, in dessen nicht.

Der Tod, eine Reise in das Jenseits, eine Reise weithin über den Ocean, durch unbekannte Bezirke, nach dem fernen Westen, wo der Sonne freundlicher Strahl erlischt; das Jenseits selbst ein dunkler, nebliger, von Licht und Sonnenschein verlassener Aufenthaltsort, dessen Bewohner ein schattenhaftes, traumähnliches Dasein leben: in diese Worte lassen sich die hellenischen Anschauungen zusammenfassen. Daß hier die ältesten mythologischen Vorstellungen wiederkehren, wonach der Tod eine Wanderung nach dem Lande des Sonnenunterganges ist, und daß die Hauptverschiedenheit nur in der Auffassung dieses Landes, als eines traurigen und düsteren beruht, dies bedarf wohl weiter keiner erläuternden Worte.

Der Anfang des 24. Gesanges der Odyssee enthält geradezu die Schilderung einer solchen Reise in das Jenseits, nämlich in der Erzählung

wie der Todtengeleiter Hermes die Seelen der von Odysseus erschlagenen Freier Penelopes in das Todtenreich abführt:

Hermes aber entrief, der Nylenier, jezo die Seelen
 Jener erschlagenen Freier und hielt in den Händen den Nachtstab.
 Damit trieb er sie fort; und schwirrend folgten die Seelen,
 So wie Fledermäus' im Geklüfte der schaurigen Höhlen
 Schwirrend umher sich schwingen, wenn ein' aus der Reihe des Schwarmes
 Niebergefallen vom Fels, und darauf an einander sich klammern:
 So mit zartem Geschwirr fort zogen sie; aber voran ging
 Hermes der Retter aus Noth; durch dunpfschimmelte Pfade
 Hin an Okeanos Fluth und hin am leufadischen Felsen,
 Auch an Helios Thore hinweg und dem Lande der Träume
 Zogen sie.

Diese wenigen Zeilen enthalten eine Menge der interessantesten und wichtigsten Thatsachen! Zunächst das Lokale: An des Okeanos Fluth ziehen die Seelen hin, also gegen Westen an die äußersten Grenzen der Erde — vorbei an Helios Thor, da wo die Sonne eingeht in ihre nächtliche Behausung, und am Lande der Träume, am Reiche des Dunkels und des Schlafes. Dort also sucht der Grieche sein Jenseits und dorthin müssen die Seelen der Abgeschiedenen ihre weite Wanderung antreten. Aber noch nicht genug: wir hören da von einem Todtengeleiter, von Hermes oder Hermeias, welcher also sachlich den beiden Sarameya des indischen Mythos entspricht, die ja wie wir sehen als Boten des Todesgottes fungiren und die Seelen zu ihm führen; aber dies ist nicht nur sachlich der Fall, sondern auch lautlich; denn das griechische Hermeias ist genau dasselbe Wort wie das indische Sarameya. Die Eigenschaft des Hermeias als des Gebieters der in die Unterwelt wandernden Seelen ist übrigens nicht die ursprüngliche; zunächst ist er ein Sonnengenius und zwar insofern, als er die Sonne in ihrer unablässigen Wanderung von Ost nach West personificirt; in dieser Beziehung also deckt er sich sachlich hinwiederum mit dem indischen Yama. Der indische und der griechische Mythos ist, wie sich aus dem Gesagten ergibt, vollkommen identisch: der Sonnengott, der nach Westen wandert in's Land der Nacht und der Träume, ist der Führer der eben dorthin in's Todtenreich wandernden Seelen, nur trägt er bei den Hellenen den Namen, welchen die Inder seinen beiden Boten beilegen: Sarameya; die Hunde sind aus der griechischen Sage verschwunden und, wie wir sehen werden, anderswo untergebracht; der Sonnengott selber ist es, welcher die Aufgabe seiner Boten übernommen hat.

Aber nun kommen wir freilich auch zu der hauptsächlichsten Abweichung der hellenischen Anschauungsweise von der altindischen, welche uns genugsam beweist, wie die Mythen, auch wenn sie auf der nämlichen Grundlage beruhen, bei den einzelnen Völkern sich doch selbst in wesentlichen Punkten umzugestalten vermögen. Wie schon bemerkt, ist dem Griechen der Tod etwas Verhaßtes; er kann darum auch nach dem Tode kein Glück und keine Freude erwarten: das Leben im Jenseits gilt bei ihm für ein trübseliges, freude-

leeres Dasein und das Land der Todten selber für ein düsteres, ödes und trauriges Land.

Ganz von Nebel umwölkt und Finsterniß; nimmer auf jene
Schauet Helios her mit der Sonne erleuchtenden Strahlen,
Nicht, wenn er steigt empor zur Bahn des sternigen Himmels,
Noch wenn wieder hinab zur Erd' er vom Himmel sich wendet:
Nein, rings gräuliche Nacht umlagert unselige Menschen.

Unselige Menschen — und Alle, auch die Besten trifft das traurige Loos. Alle die Helden, die vor Troja im männermordenden Kampfe fielen, alle die herrlichen Männer und Frauen der Vorzeit schaut Odysseus, wie er das Todtenreich aufsucht, um die Schatten zu befragen, auf des Hades Gefilden wandelnd in trübem, traumhaftem Scheinleben. Achill selbst, der beste der Hellenen, bricht gegen seinen Kampfgefährten in die Klage Worte aus:

(Lieber wollt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen
Einem dürftigen Mann, ohn' Erbe und eigenen Wohlstand,
Als die gesammte Schaar der geschiedenen Todten beherrschen.)

Und den alten, hoffnungsvollen Glauben — so fragen wir — von einem wonnereichen glückseligen Leben in einem herrlichen Jenseits, wo alle Mängel und Fehler schwinden, die dem Erdenbewohner anhaften, wo alles Gute und Schöne, was in ihm und an ihm ist, seine höchste Vollendung erreicht — diesen Glauben hat der Hellene ganz verloren? Nein, auch diese Anschauung hat sich erhalten, freilich in etwas veränderter Form, sie hat sich erhalten in dem Mythos von den Inseln der Seligen. Diese sind nun freilich eigentlich kein Todtenreich, sondern ein Aufenthaltsort für solche, welche ohne den Tod zu schauen in's Jenseits entrückt werden, aber sie werden, ähnlich wie auch das Todtenreich, an die fernsten Enden der Erde verlegt, an die Grenzen des Oceans. Ihre Beschreibung

Nimmer ist Schnee, noch Winterorkan, noch Regengewitter;
Ewig wehet das Säufeln des leise hauchenden Westwinds,
Den Okeanos sendet, um kühlend die Menschen zu säufeln

erinnert merkwürdig an die Schilderung des Reiches des Yama bei den Franzosen.

Dies der letzte Rest der Erinnerung des Hellenen an das verloren gegangene Paradies. Mag man nun annehmen, daß die Inseln der Seligen ursprünglich mit dem Todtenreich identisch waren oder daß sie vollkommen von diesem zu trennen, und als selbständiges Erzeugniß der griechischen Phantasie zu betrachten sind, so viel ist sicher, daß der Hellene immer sein Jenseits suchte an den äußersten Enden der Erde, jenseits des weiten wüsten Okeanos, den die abscheidenden Seelen zu überfahren haben. An Stelle des Oceans tritt auch ein breiter, mächtiger Strom, auf welchem der Fährmann Charon den Dienst des Uebersetzens der Schatten verrichtet, eine Anschauung, zu welcher wir Analogieen bei den Germanen finden werden.

Erwähnen muß ich noch die Vorstellung von dem Hölleuhunde Kerberos, welcher das Thor des Hades bewacht und so einen Theil der Funktionen versieht, welche bei den Indern den Hunden der Sarana zugeschrieben sind, die ja auch nicht nur als Todtengeleiter, sondern auch als Hüter erscheinen am Pfad des Todes, während der andere von Hermeias selbst übernommen wurde. Er ist freundlich, so wird er geschildert, gegen die, welche hinein wollen, aber grimm und bissig gegen Jeden, der heraus will. Sein Name verknüpft ihn übrigens noch enger mit den beiden Hunden Yamas, denn Kerberos ist nichts anderes als das indische çabala und dieses bedeutet „bunt, buntscheckig“ und ist, wie ich Ihnen mittheilte, der Beiname, welchen im Rigveda die Sarameyas tragen.

Was ich bis jetzt vortrug, ist — und ich muß das nachdrücklich betonen — im Wesentlichen die Anschauung der homerischen Gedichte. Dieselben repräsentiren natürlich nicht den gesammten hellenischen Volksgeist, sondern speziell den des jonischen Stammes in älterer Zeit. Später und auf anderem Boden tragen die Mythen vom Tod und Jenseits ein anderes Gepräge. Die Vorstellungen vom Todtenreich und von den Inseln der Seligen werden combinirt und zwar so, daß nach dem Tode über jede Seele Gericht gehalten und dieselbe, je nachdem sie für gut oder böse befunden ward, entweder in die Wohnsitz der Seligen eingeführt oder in die Nacht des Tartarus verstoßen wird. Jene werden von der dichterischen Phantasie mit hellen bunten Farben geschildert: Der Dahingeshiedene setzt sein irdisches Leben mit all' seinen Neigungen und Freuden im Wesentlichen fort, aber es ist nicht mehr eine schattenhafte Traumexistenz, die er führt, sondern er lebt in Wonne und Seligkeit, befreit von allen Leiden des Leibes und der Seele; Glück und Friede walten rings umher, ewig prangender Frühling und nie verlöschender Sonnenglanz. Wie dereinst im Diesseits so ergötzt er sich auch jetzt an den Freuden der Liebeslust und des Gelages, an all' dem, was sonst sein Herz erfreut und befriedigt hatte: Ring- und Kampfspiel oder musische Künste, Poesie und Musik; aber Haß und Hader, Neid und Eifersucht, Mangel und Armuth sind ihm fremd, alle Mißklänge des Lebens sind aufgelöst in reine, melodische Harmonien.

Diese hellenischen Sagen mögen wohl unserem Dichter vorgeschwebt haben, als er die berühmten Worte sang:

Seine Freunde traf der frohe Schatten
In Elysiums Hainen wieder an,
Treue Liebe fand den treuen Gatten
Und der Wagenlenker seine Bahn;
Orpheus' Spiel tönt die gewohnten Lieder
In Akestens Arme sinkt Admet,
Seinen Freund erkennt Dreftes wieder,
Seine Pfeile Philoktet.

IV.

Der Gang unserer Darstellung führt uns nunmehr in unser eigenes Vaterland, in das Land der alten Germanen. Ihre Mythologie ist eine überaus reiche und mannigfaltige und die Tiefe der Empfindung, welche in deutschen Sagen und Märchen uns entgegen tritt, zieht uns mit unwiderstehlicher Gewalt an. Oder sollte es nur das Bewußtsein sein, daß wir da unser eigen Hab und Gut, das Erzeugniß deutschen Geistes und deutscher Phantasie vor uns haben, durch welches die altgermanische Mythologie für uns ihren besonderen Reiz gewinnt? Und wenn auch, so brauchten wir uns dessen nicht zu schämen: der Deutsche hat immer eher zu wenig als zu viel Nationalstolz befeffen.

Überaus merkwürdig sind die Berührungspunkte, welche sich vielfach gerade zwischen der germanischen und der griechischen Mythologie aufweisen lassen. So auch ganz besonders in dem von uns heute besprochenen Sagenkreise. Wie bei den Griechen eine Scheidung vollzogen ist zwischen der eigentlichen Unterwelt und dem Elysium, den Inseln der Seligen, so findet sich auch bei den Germanen eine Trennung zwischen Hel und Walhalla. Und wie dort die Unterwelt der allgemeine Aufenthaltsort der Abgeschiedenen ist, so nimmt hier die Hel alle Verstorbenen ohne Unterschied auf, Gute und Böse, Gerechte und Ungerechte. Wie aber das Elysium dort nur wenigen Auserwählten beschieden ist, so auch hier die Walhalla. Diese ist nämlich — und es ist das bezeichnend für die germanische Anschauungsweise — das Jenseits speciell für die kampftodten Mannen, für die auf der Wahlstatt gebliebenen Helden. In Walhalla thront der alte Götterfürst Odhin, der darum auch der Walwater heißt, und von dort aus entsendet er seine Botinnen, die Valkyren, die Kampfjungfrauen, welche auf windschnellen Rossen durch die Luft dahinreiten, um die Seelen der in der Schlacht gefallenen Helden heimzuholen und in Odhins goldglänzendes Haus zu geleiten.

Wie schon in diesen Mythen die kräftige, energische Denkweise eines mannhaften, in Krieg und Gefahr erstarkten Geschlechtes hervortritt, so fehlt auch der Schilderung des Lebens in der Walhalla jene Weichheit und Milde, welche die griechischen Beschreibungen des Elysiums kennzeichnet. Musikische Künste, Liebe und Gesang liegen dem Germanen ferne, wohl aber kreist bei Walwaters Bechgenossen, gleichwie unter der Schaar der Lebenden, der methgefüllte Becher und des lustigen Gelages ist kein Ende. Daneben aber widmen sie sich auch, wie uns die Edda berichtet, heldenhaftem Kampfspiel: „Jeden Morgen, wenn die Walhallbewohner sich angekleidet haben, wappnen sie sich und gehen in den Hof, sich zu bekämpfen und niederzuwerfen. Das ist ihr Zeitvertreib, und wenn es Zeit ist zum Mittagsmahl, dann reiten sie heim gen Walhall und setzen sich an den Trinktisch, wie hier gesagt ist:

Die Einherier alle in Odhins Saal
 Streiten Tag für Tag;
 Sie kiesen den Wal, und reiten vom Kampf heim,
 Mit Aßen Mel zu trinken;
 Dann sitzen sie friedlich beisammen.“

In solch urwüchsigem, kräftiger oft berber Weise schildert der Deutsche sein Jenseits, selbst das Jenseits, das nur den Bevorzugtesten unter den Menschen zu Theil wird. Er kann sich keinen Himmel denken, in welchem er ruhig und friedlich frommer Beschauung lebt; frühliches Bechgelage und das rauhe Handwerk des Kriegers sind dort wie hier seine Hauptbelustigung. Aber es sind echt volksthümliche und uralte Züge, welche da zu Tage treten und sie erinnern uns an die Mythen der Inder, welche uns auch von dem Trinken und Schwelgen der Abgeschiedenen in Gemeinschaft mit ihrem Oberhaupte Yama zu erzählen wissen.

Das Leben in der Valhalla ist also so recht in germanischer Weise beschrieben im Gegensatz zu dem in der Hel, dem allgemeinen Aufenthaltsorte der Verstorbenen, deren Schilderungen hinwiederum in merkwürdiger Weise an die des Hades der Griechen anklängen, und an die düsteren Bilder der Odyssee uns erinnern.

Wir hören wohl wieder am besten die Edda selber in der Erzählung, wie Hermodhr dem durch den Feuergott Loki getödteten Gotte Baldur in die Hel nachreitet, um ihn wieder aus der Gewalt des Todtenreiches zu befreien. „Und Hermodhr ritt“ — so heißt es — „neun Nächte durch tiefe, dunkle Thäler, so daß er nichts zu sehen vermochte, bis er zum Flusse Giöll (d. h. der Kaufschende) kam und über die Giöllbrücke, die mit glänzendem Golde belegt ist. Modgudr heißt die Jungfrau, welche die Brücke bewacht“. — Der Helweg ist also ein dunkler, düsterer Pfad und die Hel selbst trägt den Namen Niflheimr oder Niflhel, d. h. Nebelheim oder Nebelhöhle; denn dort herrscht Nebel und Nacht und Finsterniß, gerade wie auch das Todtenreich der Hellenen nach der Beschreibung in der Odyssee „ganz von Nebeln umwölkt ist und Finsterniß“. Auch die Anschauung, daß die Hel von einem Strome umgeben sei, der auf einer Brücke oder mit einem Nachen überschritten werden muß, ist uns bereits bekannt. Odysseus muß, wie wir sahen, den ganzen Okeanos durchschiffen, ehe er in das Reich der Verstorbenen gelangt; an Stelle des Okeanos erscheinen später die Hölleströme, besonders die Styx, auf welchem Charon Fährmannsdienste thut. Eine Brücke, welche in das Jenseits hinüberführt und welche alle Seelen passiren müssen, kennt der Franier: er nennt sie die Brücke Tschinvat, an welcher über die Seelen Gericht gehalten wird. Und wie hier die richtenden Genien an der Brücke Wacht halten und keine Seele hinüberlassen, ehe nicht ihre bösen und guten Thaten abgewogen sind, und wie bei den Hellenen der Hund Kerberos das Höllethor behütet, so wacht in der Edda die Jungfrau Modgudr an der Giöllbrücke.

Gerade die Vorstellung von einem Uebersetzen der Todten über einen

Fluß oder ein Meer findet sich übrigens mehrfach in deutschen Localsagen. So erzählt uns Procop, daß die Bewohner der gallischen Küste glaubten, die Seelen ihrer Verstorbenen führen über den Ocean hinüber nach der Insel Britannia, also gegen Westen in die Gegend des Sonnenunterganges nach einem nebligen, düsteren Lande. Am Strande selbst wohnen Fischer, die das Geschäft der Ueberfahrt der Reiche nach besorgen. Dem es obliegt, der legt sich gegen Abend schlafen, um Mitternacht weckt ihn lautes Rochen an seiner Hütenthüre und dumpfes Getöse wie von vielen Stimmen. Er tritt hinaus ins Freie und sieht am Strande einen leeren Rachen liegen, steigt hinein und ergreift das Ruder. Als bald wird der Rahn, obwohl Niemand zu sehen ist, voller und voller und sinkt so tief bis er nur wenig mehr von des Meeres Fläche absteht. Der Schiffer stößt vom Strand ab und in kurzer Zeit hat er das Gestade Britanniens erreicht, wo sich der Rachen in gleich geheimnißvoller Weise entlud. Das sind die Seelen, die hinüberfahren in das Jenseits.

Ein Volksmärchen, welches im Wesentlichen die gleiche Anschauung enthält, ist Ihnen vielleicht zum Theil bekannt: In stürmischer Nacht weckt ein Mönch in schwarzem Gewand den schlafenden Schiffer, legt ihm Fährlohn in die Hand und gebet, ihn überzufahren. Kaum ist aber der Rachen vom Strand abgestoßen, so füllt er sich mit einer Menge von schwarzen und weißen Männern, so daß der Schiffer kaum mehr Platz behält und das Fahrzeug tiefer und tiefer sinkt. Am jenseitigen Ufer verlassen die Insassen schweigend und geheimnißvoll, wie sie gekommen, den Rahn, der von unsichtbarer Hand in sturmgleicher Schnelligkeit an den Strand zurückgestoßen wird, wo schon eine neue Schaar von Todten des Ueberfahrens harret.

Unsere Märchen, wie auch unsere Volkslieder, die noch heutigen Tages auf dem Lande erzählt und gesungen werden, enthalten überhaupt noch eine Menge mythologischen Stoffes; aber nur Wenige mögen wohl, wie etwa die beiden Brüder Grimm, geeignet sein, diese Schätze zu heben. Und doch sind sie gerade die Quelle, aus der wir die Kenntniß ächt volksthümlicher Mythologie am besten und reichlichsten zu schöpfen vermöchten. Ich möchte hier schließlich nur noch an einen meines Wissens der germanischen Mythologie eigenthümlichen Zug erinnern, der von einer besonderen Tiefe und Zartheit des Gemüthes zeugt und der in unseren Volksliedern eine bedeutende Rolle spielt. Es ist dies die Darstellung der scheidenden Seele als einer aus der Erde aufsprießenden Blume. Die Erzählung, daß an der Stätte, wo ein Unschuldiger hingerichtet wurde, eine weiße Lilie dem Boden entsproßt als Zeichen der rein und unbestekt zum Himmel sich aufschwingenden Seele, ist hinlänglich bekannt. Ebenso haben Sie Alle schon das Lied gehört von den drei weißen Lilien — die Dreizahl wiederholt sich hier überhaupt immer wieder, vielleicht, weil sie in Folge der christlichen Dreifaltigkeitslehre dem Volke überhaupt eine heilige Zahl geworden war, — die auf des an Liebesgram gestorbenen Mädchens Grabe blühen und die keiner brechen soll als der Geliebte. — Sie Alle kennen die Erzählung, wie dem verlassenen Mädchen drei blutigrothe

Rosen in den Schooß fallen zum Zeichen, daß der Ungetreue gestorben —
 Sie Alle kennen endlich das schwäbische Volkslied „Mei Mutter mag mi
 net“ und dessen tiefsten Schluß:

Laßt die drei Mööle stehn
 Die dort am Kreuzweg blihn,
 Hent ihr des Mööle kennt
 Des drunter leit.

Die drei am Kreuzweg aufsprießenden Rosen bezeichnen das Grab der
 unglücklichen Selbstmörderin, die in Verzweiflung über ihr Alleinsein sich
 selber das Leben genommen. —

Das Christenthum, dessen Bestreben es ja nicht war, die Religionen,
 die es vorfand, mit Stumpf und Stiel auszurotten, sondern das darauf
 ausging, sich der vorhandenen jeweiligen Anschauungsweise anzupassen, sie mit
 seiner eigenen Kraft zu durchdringen und ihr so nach und nach den Stempel
 seines Geistes aufzuprägen, mußte begreiflicherweise auf die germanische
 Mythologie und ganz besonders auf den von uns behandelten Theil derselben
 einen tiefgehenden Einfluß ausüben. Niflheim, das in der heidnischen Zeit,
 so weit wir eben in derselben die Sagen verfolgen können, zwar ein düsterer,
 trauriger Ort war, aber doch keine Aufenthaltsstätte von Verdammten, sondern
 nur von allen denen, die nicht in der Schlacht den Tod fanden, wird nun-
 mehr zu einer Hölle im modernen Sinn des Wortes, zu einem Ort der
 Pein und Qual. Nach dem Eindringen des Christenthums kommt die strenge
 Scheidung auf zwischen dem Gimil, dem Himmel nach modern-christlicher
 Auffassung als Wohnsitz der abgechiedenen Frommen und Gerechten, und
 zwischen der Hel als einer Stätte, wo die Verdammten in feurigen Gluthen
 entsetzliche Qualen erdulden, freilich eine Umgestaltung der Anschauungen,
 die wir auch bei andern Völkern in naturgemäßer Weise sich vollziehen sahen.

So verfolgen wir die mannigfachen Umwandlungen, welche die von dem
 Naturmenschen erfundenen und ihm als Ausdruck für seine religiösen
 Empfindungen dienenden Mythen im Laufe der Jahrtausende erfahren. Sie
 gleichen einem Strom, der aus einer Quelle geboren, sich in viele Arme
 verzweigt, fremde Länder durchläuft, hier im Sand versiegend nur noch
 kümmerlich dahinschleicht, dort neue Gewässer aufnehmend des eigenen Wassers
 Farbe verändert und dort endlich in alter Frische und Klarheit fließt; und
 wir, die wir den Strom nur in seinen verschiedenen Verzweigungen kennen,
 verfolgen seine Ufer stromaufwärts und versuchen es, seinen ersten Lauf und
 seinen Ursprung wenigstens einigermaßen zu bestimmen. Und wie einfach
 und schlicht ist die Denkweise der ältesten Zeit, von der wir uns nach den
 Anschauungen, wie sie sich nach vielen Jahrhunderten und gewaltigen geschicht-
 lichen Umwälzungen bei dem oder jenem Volke gestaltet haben, ein Bild zu
 entwerfen versuchen.

Die Sonne verschwindet im West, doch ihr Glanz erlischt nicht für
 immer: es ist nur ein anderes, ein unbekanntes fernes Land, dem sie ihr

freundliches Licht spendet. Und so nimmt auch mit dem Tode der Mensch nicht wirklich ein Ende, sondern der Sterbende wandert hinüber in fremde Bezirke, er folgt dem Pfade der Sonne. Denn der Sonnengott — bei den Indern Yama, bei den Griechen Hermeias — war es ja, der zuerst hinabstieg in das Dunkel der Nacht, er ist es also auch, der den Menschen den finsternen Pfad des Todes zeigt; und sie folgen ihm weithin über Ströme oder Meere in das Land im fernen Westen, wo sein Reich ist, in dem er herrscht. Bald ist's ein Nachen, der die Seele hinüber trägt an des Jenseits Gestade, wie deutsche Märchen uns berichten und griechische Erzählungen von Odysseus Fahrt über den Ocean und vom Fährmann Charon, bald ist's eine Brücke über einen rauschenden Strom, welche der Hinüberwallende betreten muß. Auch seine Boten hat der Sonnen- und Todesgott, durch die er die Seelen zu sich heimholt und auf ihrer weiten Wanderung geleiten läßt: das sind die beiden Hunde der Saramä, die Sarameya der Indier. Ursprünglich freilich mag das Wort Sarameya nur ein Beinamen des Sonnengottes gewesen sein, insofern als er eben die Functionen des Todtengeleiters versah, wenigstens trägt bei den Hellenen der wandernde Sonnengenius noch diesen Namen unter der Form Hermeias und erscheint selbst als der, welcher die Seelen hinüberführt in das Jenseits. Das Leben, das dort die Verstorbene führen, wird analog gedacht dem Leben im Diesseits. Judeß lag gerade hier, je nach der individuellen Anschauungsweise, Verschiedenheit der Auffassung nahe: Wenn man am Leben sein Genüge fand und das Leben liebte, so konnte man nach dem Tode keine Freude, kein Glück erwarten, sondern mußte das Jenseits, wie in den homerischen Mythen vom Hades und in den germanischen von der Hel, als ein düsteres, üdes Land und das Leben als ein trauriges, traumhaftes schildern; wenn man aber auf Erden überhaupt keine Vollkommenheit fand, so träumte man von einem Elysium, einem Land voll Wonne und Herrlichkeit, wo die Dahingegangenen ein seliges Leben führen, frei vom Leid und Elend der Erde in ewiger Herrlichkeit und ungetrübter Freude.

Dies mag im Allgemeinen die Form gewesen sein, welche die Mythen vom Tod und Jenseits in der altindogermanischen Zeit hatten. Möge es mir — und mit diesem Wunsche will ich schließen — gelungen sein, einen Blick eröffnet zu haben in die Denkweise und religiösen Anschauungen unserer Stammesbrüder von ihrer urältesten Zeit an bis zu den wenigen Resten, die sich noch in der Gegenwart da und dort erhalten haben; — möge es mir gelungen sein, ein vielleicht noch bestehendes Vorurtheil wider die vergleichende Mythologie beseitigt oder doch geschwächt, und zugleich gezeigt zu haben, welch' eine Fülle der interessantesten Fragen, die nicht allein den Mann der Wissenschaft berühren, sondern jedes Menschen Herz, auf diesem Gebiete an uns herantritt und ihre vollständige oder doch theilweise Beantwortung findet. Und manch ein Räthsel, vor dem die Gegenwart noch rathlos und zweifelnd steht, wird — das bin ich überzeugt — der Zukunft zu lösen vorbehalten sein.



Ernst Dohm

und der „Kladderadatsch“.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —



u den zahlreichen Classificationen, die die Literatur hat erfahren müssen, könnte man noch eine hinzufügen: man könnte die Schriftsteller einteilen in solche, die viel, und in solche, die bei gleichem Verdienste wie die Vielgenannten oder sogar bei größerem als diese, wenig genannt werden.

Einzelne schriftstellerische Naturen erscheinen wie dazu auserlesen, daß eine jede ihrer Aeußerungen beachtet wird, Zustimmung findet oder zum Widerspruche herausfordert. Zum Theil ist das schon eine natürliche Folge der besondern Gattung der schriftstellerischen Arbeit des Einzelnen. So gehören beispielsweise die Bühnenschriftsteller vermöge der einfachen Thatsache, daß ihre geistigen Erzeugnisse durch die eigenthümliche Beschaffenheit des Theaters am wirksamsten und nachdrucksvollsten übermittelt werden, und daß die Entgegennahme derselben von Seiten des Publicums bei Weitem die reizvollste und wenigst beschwerliche ist, zu den Bevorzugten, — wenn das Vielgenanntwerden überhaupt als ein Vorzug bezeichnet werden kann. Der Autor eines mittelmäßigen Theaterstückes wird schneller ein vielbesprochener Mann, als es etwa der epische Dichter werden würde, selbst wenn dieser ein großes Heldengedicht, meinethalben sogar von der Kraft und Gewalt des Nibelungenliedes, geschrieben hätte.

Ueber die ungerichte Vertheilung in dem Maße der öffentlichen Würdigung, über das Mißverhältniß, in welchem die Kritiken nach Zahl und Umfang zu dem Werthe der geistigen Hervorbringungen stehen, ließe sich ein Langes und Breites sagen. Da würde denn als eine besonders auffällige Thatsache zu verzeichnen sein: die geringe Beachtung, welche die Mitarbeiter

an der jüngsten, eigenthümlichsten, zugleich wirksamsten und vergänglichsten Erscheinung der Literatur, an der Zeitung, finden. Es versteht sich, daß ich, wenn ich hier von den Zeitungen spreche, darunter nur die vornehmsten der Gattung verstanden wissen will, — die wahrhaft bedeutenden, die mit einem Kapital von Wissen und Können, von Ueberzeugung und Selbstlosigkeit arbeiten, dessen Unterschätzung sich nur daraus erklären läßt, daß sich Unverstand, Unmaßung, Niedertracht und Bestechlichkeit in derselben Form vernehmlich zu machen die Gelegenheit haben. Da in der Zeitung nicht bloß die Helden, sondern auch die Landsknechte und Banditen der Feder das öffentliche Wort führen dürfen, und in der Tagespresse sowohl Männer in der edelsten Bedeutung des Begriffs in uneigennütziger Weise für das Gemeinwohl wirken, wie jene traurigen Gesellen, die Goethe Lumpenhunde nennt, mit den schmachvollsten Mitteln ihre eigenen Interessen oder als Söldlinge die Privatinteressen anderer verfechten, die unsauberen Elemente aber gerade die geräuschvolleren und vordringlicheren sind, so ist das Vorurtheil, das bei einem großen Theil des Publicums gegen die Tagespresse im Allgemeinen herrscht, erklärlich genug. Mit um so stärkerem Nachdrucke sollte überall, wo sich die Gelegenheit bietet, auf den vollkommenen Gegensatz zwischen diesen und jenen hingewiesen werden, die nichts weiter als etwas rein Aeußerliches gemein haben: die Möglichkeit, auf einem Blatte bedruckten Papiere jeden Tag zu einer bestimmten Stunde ihre Meinung — die wahre oder die gefälschte — dem Publicum zu übermitteln.

Die in unserer Tagespresse herrschende Anonymität hat natürlich wesentlich dazu beigetragen, das Interesse des Publicums an der Arbeit des Einzelnen abzuschwächen. Das Publicum sieht eben nur eine Gesamtleistung vor sich: die Zeitung. Nur das Feuilleton der politischen Zeitungen, das jetzt häufig Beiträge mit dem Namen, den Initialen oder der bekannten Chiffre des Autors veröffentlicht, macht eine Ausnahme. Da richten sich denn auch schon die Sympathien oder Antipathien des Lesers auf eine bestimmte Persönlichkeit; da kann man von Lieblingen des Publicums und von unbeliebten Mitarbeitern sprechen. Um die Mitarbeiter an dem größeren anonymen Theile aber kümmert man sich wenig, und so mancher Leser, der seit Jahrzehnten auf ein bestimmtes Blatt abonniert ist, hat sich vielleicht niemals die Mühe gegeben, auch nur nach dem Namen des verantwortlichen Redacteurs zu forschen, der in ganz bescheidenen Lettern am Ende des Blattes neben der Firma des Druckers und des Verlegers angegeben ist.

Der größte, verdienstlichste Theil im geistigen Schaffen von Ernst Dohm gehört dieser anonymen Arbeit an der Zeitung an. Die dichterische Thätigkeit Ernst Dohms ist mit dem „Kladderadatsch“ so vollkommen zusammengewachsen, daß der Versuch, den Dichter zu charakterisiren, nothwendig zu einem Versuche der Charakterisirung des Blattes führt.

Allem Anderen will ich die Erklärung voranschicken, daß ich eifrig bemüht sein werde, mich nicht aus Vorliebe für die schriftstellerische Persön-

lichkeit, mit der ich mich gerade hier zu beschäftigen habe, zu einer einseitigen Hervorhebung der individuellen Verdienste dieses Einzelnen auf Kosten der Uebrigen verleiten zu lassen. Die specielle Berücksichtigung irgend eines Mitarbeiters würde schon eine starke Unbilligkeit gegen die Andern sein, deren Jeder in seiner Weise sich dieselben Verdienste um das Blatt erworben und auf dieselbe Anerkennung Anspruch hat. Wenn hier das Lob nur dem Einzelnen gesendet wird, so gebührt dies doch einem Jeden der in ihrer Art einzigen geistigen Gemeinschaft, die unter der scherzhaften Bezeichnung: „die Gelehrten des Kladderadatsch“, allbekannt geworden ist.

Es dürfte sich in der That kaum ein einziges Beispiel in der gesammten Zeitungsliteratur vorfinden, das in Bezug auf harmonisches, einheitliches, sich wechselseitig ergänzendes und ungestörtes Zusammenwirken der redactionellen Kräfte dem „Kladderadatsch“ an die Seite zu stellen wäre.

Dieselben Männer, die sich gleich in den ersten Anfängen des „Kladderadatsch“ zusammengefunden, sind — bis auf den Einen und Unvergesslichen, den ein frühzeitiger Tod abgerufen hat, bis auf David Kalisch († 21. August 1872) — noch heute die Redacteurs: Ernst Dohm, Rudolf Löwenstein und Wilhelm Scholz. Seit mehr denn 31 Jahren sind diese die ständigen Mitarbeiter des Blattes, nachdem sie nahezu 25 Jahre im Verein mit David Kalisch zusammengewirkt hatten, dem eigentlichen Begründer jenes Blattes, das seinem Verleger, A. Hofmann, eine erste Stellung im Buchhandel und nebenbei ein großartiges Vermögen erworben hat. Zu diesen Veteranen ist nur Einer hinzutreten: der feinsinnige und feinhumoristische Trojan, der aber auch bereits seit etwa 15 Jahren der Redaction angehört. Alle diese haben sich gleichermaßen um den Aufschwung, das stete Gedeihen und den ungewöhnlichen Einfluß, den der „Kladderadatsch“ gewonnen hat, verdient gemacht. Dem Wesen dieses eigenartigen Zusammenschaffens würde es daher durchaus widersprechen, wollte man aus jener Summe von Geistesarbeit, die eben „Kladderadatsch“ heißt, die eine oder andere Sonderthätigkeit heraus-schälen und für sich als einzelne betrachten. Mag auch der Eine mehr Ursprünglichkeit und drastisch wirkende, derbe Komik, ein Anderer mehr Schwung und packende Rhetorik besitzen, mag ein Dritter vorzugsweise im beschaulichen und sinnigen Humor sich hervorthun und bei dem Vierten der Geschmack, das Formgefühl, der Tact und die universale Bildung überwiegen, mögen diese mit der Feder, mag jener mit dem Stifte die lächerlichen und verächtlichen Ausgeburten des öffentlichen und geistigen Lebens geißeln — das, was dem „Kladderadatsch“ seinen Charakter und seine Bedeutung gegeben hat, ist weder dieses, noch jenes Besondere; es ist Dieses und Jenes, es ist die glückliche Mischung, der Zusammenfluß aus verschiedenen Quellen zu einem einzigen Strome.

Dieses Zusammenhalten und Zusammenwirken der Mitarbeiter, das bis zum Tode des Dichters Kalisch, also durch ein Vierteljahrhundert, auch nicht die geringste Veränderung erlitten, macht es erklärlich, daß auch die Geschichte dieses Blattes an besonders bemerkenswerthen Daten nicht allzureich ist. Nur

in der Kindheit und in seiner ersten Jugend ist es durch allerlei Heimfuchungen geprüft worden. Seitdem es aber die Kinderschuhe ausgetreten, seit es sich zum Jüngling und Mann entwickelt hat, hat es bis auf kleine Unfälle, die sich ja immer einstellen, einer behaglichen und unbehelligten Existenz sich zu erfreuen gehabt und noch zu erfreuen.

Diese Behaglichkeit ist ihm von denjenigen, die von einem humoristischen Blatte Krakehl um jeden Preis verlangen, in den letzten Jahren vielfach verübelt worden. Es würde als eine tendenziöse und beabsichtigte Unterlassung getadelt werden können, wenn die Klage, die man namentlich in den Jahren 1872—1877 häufig gehört hat: daß nämlich der „Kladderadatsch“ altere und matt werde, hier verschwiegen bliebe. Gerade diese Beschwerde scheint mir indessen ein ernsthaftes Lob der Redaction in sich zu schließen.

Zunächst ist es eine Art von Naturgesetz, daß die Zeitung wie eine jede andere Schöpfung hienieden nicht eine beständig aufsteigende Richtung nehmen kann. Sie erreicht einen Höhepunkt, den sie nicht zu überschreiten, und auf dem sie sich mit allen erdenklichen Anstrengungen doch nur eine Spanne Zeit zu erhalten vermag. Dann ist sie genöthigt, wieder bergab zu steigen; und es ist ein besonderes Glück, wenn es ihr gelingt, noch einmal zur früheren Höhe aufzuklimmen. Für den Zurückgang aber hat das Spürvermögen des Publicums eine ungemeine Empfindlichkeit, während es das Wiederaufsteigen kaum zu bemerken scheint. Dauernde Erkenntlichkeit pflegt nun überhaupt nicht gerade die hervorstechende Eigenschaft der Gesammtheit zu sein. Das Publicum sieht immer nur die Leistung und gönnt sich nicht die Muße, an das Geleistete zu denken. Es hält sich an die Gegenwart und kümmert sich nicht um die Vergangenheit.

Da nun aber Wiß und Satire vor allem unter schädlichen, verkehrten und beschränkten Regierungen gedeihen, so hatte der „Kladderadatsch“ gerade in jener Epoche, in welcher sich eine gewisse Mißstimmung in einigen Kreisen des Publicums über das Blatt äußerte, einen besonders schweren Stand. Der reactionäre Kleinstaat Preußen, dem von Europas Gnaden das Prädicat einer Großmacht verliehen war, — das Preußen des Ministers Manteuffel und des Vertrags von Olmütz, unter dem der „Kladderadatsch“ das Licht der Welt erblickt, hatte sich zu dem mächtigsten Staate eines mächtigen Reiches aufgeschwungen, hatte die Schlachten bei Düppel, Königgrätz und Sedan geschlagen, hatte an der Spitze den geachtetsten und populärsten Monarchen, der seit Friedrich dem Großen auf dem Thron gesessen, hatte Bismarck als Reichskanzler und Moltke als Feldherrn. Die Gesetzgebung hatte eine entschieden freisinnigere Richtung eingeschlagen. Nicht mehr der Bedrückung und der Beschränkung der Volksfreiheit, — der Begründung freisinniger Institutionen und dem Kampfe gegen das undeutsche Element hatte die Regierung ihre Thätigkeit gewidmet. Damit war das wesentlichste Object den Angriffen des Spottes und des Hohnes entrückt, und der politischen Satire blieb, sofern sie klaren Sinn und ein scharfes Auge behalten hatte, eben nur noch Un-

wesentliches. Der politische Tact, der den „Kladderadatsch“ von Anbeginn niemals verlassen hatte, band ihm also jetzt so zu sagen die Hände. Zu vornehmen, um sich zum Organ der müßigen Schreier zu machen, zu verständig und zu gebildet, um sich der „Opposition um jeden Preis“ anzuschließen, leistete er auf die wohlfeilen Vorbeeren Verzicht, widerstand der Versuchung, da zu spötteln, wo der Spott nicht mehr am Platze war, und begab sich des Reizes, durch immer Bissiges und immer Pitantes zu wirken.

Eine geraume Zeit stand der „Kladderadatsch“ vollständig auf Seiten der Regierung und war somit aus der Reihe der Witzblätter, die man sich ja nur im Lager der Opposition vorstellen kann, eigentlich de facto ausgeschieden. Daß ihm dies vielfach verdacht worden ist, daß man die elendesten Verleumdungen ausgesprengt und diese gerade durch die Ehrlichkeit der Uebersetzung bestimmte Haltung des Blattes auf die erbärmlichsten Motive, sogar auf Bestechlichkeit zurückzuführen versucht hat, ist bekannt. Vor der absoluten Haltlosigkeit der schmachvollen Beschuldigungen ist aber die Verleumdung bald verstummt; und diejenigen, die den politisch satirischen Schriftsteller mit dem Klaffer verwechseln, haben wohl auch nicht bedacht, daß häufig sehr viel mehr Muth dazu gehört, gouvèrnemental als oppositionell zu sein.

Es erscheint demnach ganz logisch, daß der „Kladderadatsch“ während einiger Jahre weniger frisch und belustigend wirkte, als man es von einem satirischen Blatte zu fordern ein Recht zu haben vermeint; aber wie gesagt, ich glaube, daß daraus kein Vorwurf gegen das Blatt herzuleiten, sondern vielmehr, daß diese passivere Haltung demselben viel eher zum Lobe gereicht, weil sie eben für die Ehrlichkeit der Gesinnung und den politischen Tact spricht.

Die Zeiten waren eben andre geworden. Es war nicht mehr der scharje Wind der Reaction, der nach der Märzrevolution durch das kleine Preußen ging und das Blatt zum Leben erweckt hatte. David Kalisch hatte die Idee, ein humoristisch-satirisches Blatt in Berlin zu begründen, bei dem damals jungen Verlagsbuchhändler A. Hofmann angeregt und, nachdem er dessen Bedenken zerstreut, auch verwirklicht. Am 7. Mai 1848 wurde die erste Nummer ausgegeben. Gleich diese, die Kalisch allein geschrieben hatte, und die äußerlich ziemlich kümmerlich ausgestattet war, — auf schlechtem Papier schlecht gedruckt mit einigen erbärmlichen *Clichés*, zu denen Kalisch einen neuen Text geschrieben hatte — übte eine ganz ungewöhnliche Wirkung aus, und gleich mit dieser wurde, was den Buchhändler natürlich am meisten interessiren mußte, ein verhältnißmäßig großes Geschäft gemacht. Schon in der zweiten oder dritten Nummer gesellten sich Dohm und Löwenstein zu Kalisch, und in der vierten Nummer trat zu diesen Dreien, die gleichaltrig, Landsleute und sogar nahe Verwandte, leibliche und geistige Vettern waren, als Viertes im Bunde der witzige Zeichner Wilhelm Scholz hinzu.

So ist das Redactionspersonal bereits im Mai 1848 complet und bleibt es bis zum August 1872.

Schon in der dritten Nummer erscheinen die ersten typisch gewordenen Figuren, die beiden Lieutenants Strudelwitz und Brudelwitz, in Nummer 9 folgen ihnen die Berliner Spießer „Müller und Schulze“. Zu diesen tritt dann später noch der köstliche Jude Zwickauer und endlich der brave Quartaner Karlchen Mießnick. Alle diese sind komische Typen geworden, dauernde Individualitäten in der Geschichte des deutschen Humors.

Die erste Nummer des „Kladderadatsch“ bezeichnet das Blatt als ein „Organ für und von Bummler“ und gleichzeitig als ein „täglich mit Ausnahme der Wochentage“ erscheinendes. Dieser letztere Scherz, der bis auf den heutigen Tag noch nicht abgethan ist, hat eine wahrhaft ergreifende Dauerhaftigkeit bewährt. Die grammatische Ungeheuerlichkeit dagegen: „von und für Bummler“ verschwindet am 5. August 1849, also nach fünfviertel Jahren. Das grammatische wird durch ein orthographisches Wagniß abgelöst. Am Kopf des Blattes ist nun die Bezeichnung zu lesen: „Humoristisch-satirisches Wochenblatt“. Diese Kühnheit in der Rechtschreibung oder Etymologie hält an die 23 Jahre Stand, bis endlich am 16. April 1871 sich der „Kladderadatsch“ dazu entschließt, sich zum „Humoristisch-satirischen Wochenblatt“ zu bekennen, und diesen Titel führt er noch heute.

Schon die erste Nummer stellte bestimmte Formen fest, die bis auf den heutigen Tag geblieben sind, so z. B. den Wochenkalender, der sich bereits in dieser ersten Nummer an derselben Stelle wie noch heute, rechts und links neben der lustigen Titelvignette befindet. Die ersten Original-Holzschnitte nach der Zeichnung von W. Scholz weisen als den Namen des Xylographen den bekannten Rudolf Genée auf, der seitdem unter die Schriftsteller gegangen ist.

Am 27. Mai 1849 zeichnet Ernst Dohm zum ersten Male als verantwortlicher Redacteur, und diese Stellung hat er mit einer einzigen verhältnißmäßig kurzen Unterbrechung, die durch seine zeitweilige Abwesenheit von Berlin als nothwendig sich ergab, ebenfalls noch heute inne, also seit über 30 Jahren.

Die ersten Jahrgänge des „Kladderadatsch“ waren die stürmischsten. Die reactionäre Regierung erkannte sehr wohl die Gefahren, durch die es von Seiten des kleinen, verwegenen Blattes bedroht war, daß immer weiter um sich griff und mit kaustischem Humor und boshaftester Satire eine ungewöhnliche Dosis von gesundem Menschenverstande verband. Die Unterdrückung wurde beschlossen. Der findige Verleger ersann noch einen Ausweg. Das Blatt wurde hier gesetzt, und die fertigen Platten wurden dann nach Leipzig geschickt, wo es dann als im Verlage von Ernst Reil, dem später berühmten gewordenen Verleger der „Gartenlaube“, erscheinend, herausgegeben wurde.

Die zu jener Zeit noch viel störender wirkende Entfernung des Druck- und Verlagsortes von dem Sitze der Redaction und von der Heimat, in welcher das Blatt seinen vornehmlichsten Wirkungskreis zu suchen und auch gefunden hatte, brachten allerlei Unzukömmlichkeiten mit sich. Da aber der Belagerungszustand, der über Berlin und den zweimeiligen Umkreis verhängt

war, das Erscheinen des „Bladderadatsch“ in Berlin noch immer unmöglich machte, so siedelte das Blatt im December 1848 nach Neustadt-Eberswald über, dem gesegneten Städtchen, das von den für Berlin und Umkreis nothwendig erachteten Ausnahmemaßregeln verschont geblieben war. Dort verblieb es dann bis zur Aufhebung des Belagerungszustandes. Im Juli 1849 kehrte es nach Berlin zurück, um seine Geburtsstadt nicht wieder zu verlassen.

Aber damit, daß die Ausnahmeverordnungen außer Kraft gesetzt wurden, hörten die Chicanen und Belästigungen, denen das Blatt von Seiten der reactionären Regierung ausgesetzt war, keineswegs auf. Durch ein volles Jahrzehnt, bis zum Jahre 1859 wurde der verantwortliche Redacteur, Ernst Dohm, der regsten und unausgesetzten Aufmerksamkeit von Seiten der Behörde gewürdigt. Es ging fast keine Woche in's Land, ohne daß der Minister des Innern Westphalen, sich nicht zu irgend einer mehr oder minder freundlichen „Verwarnung“ veranlaßt gesehen hätte. Die Unterdrückung schwebte wie ein beständige Drohung über dem Haupte des Verlegers.

Es bewandte nicht bei Verwarnungen, es kam auch zu Processen und Verurtheilungen. Dohm wurde, ich weiß nicht wie oft zu Geldbußen verurtheilt. Erst mit dem Minister Westphalen nahmen diese unangenehme und thörichte Scherereien ein Ende. Dohm ließ es sich daher auch nicht entgehen, seinem Gönner, als dieser aus dem Amte schied, einen tief empfundenen poetischen Nachruf mit auf den Weg zu geben. Die reactionären Blätter hatten es Westphalen als ein besonderes Verdienst nachgerühmt, daß dieser seine amtliche Thätigkeit nicht zu privaten Zwecken ausgenutzt hätte und ebenso arm aus dem Ministerhotel herausging, wie er hineingezogen war. Dieses eigenthümliche Compliment faßte Dohm auf, und am 31. October 1858 brachte der „Bladderadatsch“ aus Dohms Feder das folgende meisterhafte Sonett:

Nachruf-Sonett an einen abgetretenen Staatsmann.

Er ist nicht mehr! Jetzt ruht er aus in Frieden:
Der Strom, mit dem so rüstig er geschwommen,
Die Höhe, die so mühevoll er erklimmen —
Sie zu behaupten war ihm nicht beschieden.

Ihm ward des höchsten Ruhmes Preis hienieden;
Wir Alle haben jüngst sein Lob vernommen:
Wie „unvermögend“ er in's Amt gekommen,
Ist „unvermögend“ er daraus geschieden.

O schönster Lorbeer! Werth vor allen Dingen
für jeden Sterblichen danach zu ringen!
Stets „unvermögend!“ — — Doch sapienti satis!

Versöhnt sind Alle wir, die einst ihm großten:
Das höchste Lob, das seine Freund' ihm zollten,
Es war — ein testimonium paupertatis!

Die erste Freiheitsstrafe, die Dohm abzubüßen hatte, wurde aber erst später, unter der liberalen Regierung, über ihn verhängt, — und zwar wegen eines Gedichtes, das er gar nicht selbst geschrieben hatte. In dem kleinen Reuß jüngerer Linie hatte die Fürstin Caroline, um die zur Aussteuer einer Prinzessin erforderlichen 3600 Thaler aufzubringen, eine Steuer aufgelegt. Diese Maßregel wurde von Seiten des Redacteurs Rüdert in Coburg einer scharfen Kritik unterworfen. Die Fürstin erhob die Anklage, und der Redacteur wurde wegen Ehrverletzung zu vierzehn Tagen Gefängniß verurtheilt. Diese Thatsache wurde natürlich auch vom „Kladderadatsch“ behandelt, und am 15. November 1863 erschien in dem Blatte ein Gedicht, „Ein patriarchalisches Geschichtchen“, dem die folgenden unverfänglichen Strophen entnommen sind:

Mitten in dem Zollvereine
Liegt ein mikroskop'sches Ländchen;
Wie du's auch durchschneiden mögest,
Stets ist's nur ein kleines Endchen.

Heißt Reuß-Greiz das Fürstenthümchen —
Aeltere Linie, dicht daneben
Schleiz und Lobenstein mit Gera
Sind die jüngere Linie eben.

Reichthum, Luxus, Ueberbildung
find'st Du nicht in jenem Lande;
Häring und Kartoffeln ist man
Feiertags im Mittelstande.

Herrschte über's Fürstenthümchen
Für den Sohn, den minderjähr'gen,
Eine Fürstin, eine Mutter
Siebentaufend Angehör'gen.

Fromm, sehr fromm, patriarchalisch,
Streng, conservativ regierend,
Alle liberalen Keime
In der Wurzel erstirpend.

Also thät' das Fürstenthümchen
Wahrhaft wunderbar gedeihen,
Sieh! da sollte eines Tages
Die Prinzessin-Tochter freien.

War ein Mann von gutem Stande,
War ein feines Fürstenthümchen,
Ausgestattet von den Aeltern
Mit diversen Millionchen.

Sprach die fromme Landesmutter:
„Kinder, laßt uns jetzt bedenken,
Was Ihr meiner lieben Tochter
Zur Vermählung werdet schenken!

Machen wir den Tag der Hochzeit
Uns zur frohen Landesfeier!
Sammeln wir im Fürstenthümchen
Hurtig die Prinzessinststeuer!

Zwar“ — sie spricht's wehmüthig lächelnd,
„Dürfen wir nicht viel erheben;
Aber fünfzehn Silbergroschen
Kann von Euch doch Jeder geben!

Diese Kleinigkeit wird Jeder
Ohne Widerspruch berappen;
An viertausend Thaler können
Wir auf diese Art erschnappen“

Nächstens wird im Fürstenthümchen
Wieder Mann für Mann besteuert;
Denn das Wiegenfest der guten
Landesmutter wird gefeiert.

Diesmal nur Vier Gute steuert
Jeder bei zur Liebesgabe;
Will mich selbst daran theil'gen,
Wenn ich just was übrig habe.

Fürstin Caroline ließ natürlich nun auch den „Kladderadatsch“ verklagen, und wegen verstärkter Böswilligkeit wurden dem Redacteur fünf Wochen zuerkannt. Anklage, Prozeß, Appellation und Verurtheilung hatten etwa ein Jahr erfordert. Am 23. October 1864, nachdem das Urtheil rechtskräftig geworden war, schrieb Dohm im „Kladderadatsch“ die folgenden Terzinen:

„Le mie prigioni“

Von Silvio Pellico jun.

Neun Ellen im Geviert — ein enges Loch,
Kaum größer als die Großmacht von Neuf-Gera —
In einem Haus, das stets bedenklich roch
Nach etwas Armensünder-Atmosphäre!
Fünf Wochen — zwar nicht lange, aber doch
Fast länger als so manche „neue Aera!“ —
Neun Ellen hat als Wohnung auf fünf Wochen
Das Tribunal mir freundlichst zugesprochen.

Warum? — Weil leichten Spott's ich mich vermaß —
Urtheilet selbst, ob ich es nicht verdiene —
Weil ich in schwachem Augenblick vergaß
Der Majestät der Fürstin — Crinoline!
(Ein zartes Weib versteht nicht fecken Spaß,
Doch werd' ich deshalb noch kein Misogyne)
Darum wird mich der Staat — o seltene Ehren! --
Fünf Wochen jetzt — im Prytaneum nähren.

Ja, Recht geschieht mir! Offen sprech' ich's aus,
Und jede Klag' aus meinem Mund verstumme!
Nimm gut mich auf, mein molkenmärklich Haus!
Nur eins ist, was mich kränkt — das einz'ge Dumme:
Ich schlage nicht den Preis dabei heraus!
Denn wenn ich schon fünf lange Wochen brumme,
Dafür hätt' ich — kaum wag' ich's mir zu gönnen —
Den schönsten Staatsminister ärgern können!

Und die Moral? — Fruchtbare Regen geußt
Sich auf mein sündig Haupt aus dieser Wolke:
Wann sich der Freiheit Pforte mir erschleußt,
Komm' ich geläutert her vom Markt der Molke;
Der Unschuld weißgewaschenes Kleid umfleußt
Die Glieder, und ich schwör's vor allem Volke,
Mich, wie Franz Moor, in meinem ganzen Leben
Nie mehr mit — Kleinigkeiten abzugeben!

An demselben Tage traf der Kaiser Alexander zum Besuch unsres Königs in Berlin ein und wurde von dem Ministerpräsidenten von Bismarck am Bahnhofe empfangen.

„Nun, wie geht's Ihnen, schönster Staatsminister?“ fragte der Kaiser.

Bismarck, über diese Anrede einigermaßen verwundert, antwortete irgend etwas.

Der Kaiser wiederholte unmittelbar darauf wieder: „Schönster Staatsminister“. Da er nun Bismarck's Verwunderung von dessen Mienen ablas, fügte er gleich die Frage hinzu: „Ist Ihnen denn der „Kladderadatsch“ noch nicht zu Gesicht gekommen?“

„Noch nicht, Majestät“.

„Den müssen Sie lesen! Er hat in seiner heutigen Nummer ein köstliches Gedicht“. Und der Kaiser citirte aus dem Kopfe:

„Denn wenn ich schon fünf lange Wochen brumme,
Dafür hätt' ich — kaum wag' ich's mir zu gönnen —
Den schönsten Staatsminister ärgern können!

„Der schönste Staatsminister sind doch unbedingt Sie“, fügte der Kaiser lächelnd hinzu.

Kurze Zeit nach dem rechtskräftig gewordenen Urtheil trat Dohm seine Strafe in der Stadtvogtei an. Er hatte etwa vier Wochen abgesehen, und es verblieben ihm also noch einige Tage, — da brachte der „Kladderadatsch“ am 4. December eine prächtige Caricatur von Wilhelm Scholz: Unter dem Eisengeflecht einer riesigen Crinoline, die als „Crino — caro — line“ bezeichnet war, Dohm mit übergeschlagenen Beinen, den unvermeidlichen Stock zwischen denselben und neben sich eine Kanne mit der Aufschrift „Molke“. Links von ihm, in Freiheit, die drei Collegen: der kleine lustige Kalisch, der Barde Rudolf Löwenstein mit dem biedereren Dichterkopfe und der unendlich lange Wilhelm Scholz, die voll Theilnahme auf den unter der Crinoline Festgesetzten blickten. Zur Rechten der „Kladderadatsch“ mit dem sogenannten „Barbierflügel“, der Guitarre, in der Hand, von Müller und Schulze begleitet. Als Ueberschrift: „Albumblatt für unsere geistigen Veranten,“ und als Unterschrift:

Drinne gefangen ist einer!
Bleibet haufen, folg' ihm keiner!
Könnt ihr ihm nützen.
Laßt ihn nicht sitzen!
Denn er thut uns Allen
Schon viel zu Gefallen.

(Goethes Faust.)

Diese Caricatur war also am 4. December 1864 erschienen. Am 7. war der Einzug der siegreichen Truppen aus Schleswig-Holstein, und am folgenden Tage hatte der Ministerpräsident von Bismarck Vortrag bei dem Könige. Der König, der nach der glänzenden soldatischen Feier in bester Stimmung war, hatte den „Kladderadatsch“ gesehen und sich über das Bild köstlich amüßirt. Der Ministerpräsident schlug Sr. Majestät vor, dem eingesperrten Redacteur die paar Tage zu erlassen, und der König ging auf diesen Vorschlag sofort ein. Bismarck schrieb nun stehenden Fußes einige Zeilen an Dohm und benachrichtigte seinen Collegen Eulenburg, zu dessen Ressort die Angelegenheit gehörte, von dem Befehle Sr. Majestät. Die Freilassung wurde auf der Stelle vollzogen. Dohm war gerade im Zimmer des Herrn von Drygalsky, wo er mit seiner Frau und seinem jüngsten Töchterchen, Eva, die er seit längerer Zeit nicht gesehen hatte, über allerlei plauderte; er ließ sich den Einzug schildern, als ein Bote dem Director von Drygalsky verschiedene Briefe übergab. Nachdem der Director dieselben geordnet hatte, übergab er Dohm ein für diesen bestimmtes Schreiben, das dieser, da er gerade mit seiner Frau sich lebhaft unterhielt, ungelesen in die Rocktasche steckte. Inzwischen hatte Drygalsky ein in ihn gerichtetes officielles Schreiben entsiegelt, und nachdem er dasselbe gelesen, unterbrach er die Unterhaltung:

„Nun, Herr Dohm, was sagen Sie dazu?“

„Wozu?“

„Sie haben doch eben einen Brief bekommen? Haben Sie denselben nicht gelesen?“

„Noch nicht“.

„Nun, dann lesen Sie ihn“.

Dohm nahm den Brief aus der Tasche und las die Aufschrift auf dem Couvert in den ihm wohlbekannten energischen Zügen von der Hand unsres jetzigen Reichskanzlers: „Sr. Wohlgeboren dem Redacteur Herrn Dohm, Stadtvogtei“. Darunter standen in einer eleganten Handschrift die Worte: „Sofort an den Herrn Adressaten zu bestellen. Der Minister des Innern. Gr. Eulenburg.“

Dohm öffnete nun den Brief und wurde durch die folgende Mittheilung freudig überrascht:

Berlin, 8. Dec. 1864.

Ew. Wohlgeboren benachrichtige ich, daß S. M. der König soeben den Nachlaß der noch nicht abgelaufenen 5 Wochen vollzogen hat; das Amtliche erfolgt auf amtlichem Wege. Abgesehen von der gestrigen Feier ist das hübsche Bild der letzten Nummer auf die Entschliebung nicht ohne Einfluß geblieben. Darf ich eine persönliche Bitte an diese Mittheilung knüpfen, so ist es die, die arme Caroline nun ruhen zu lassen. Mit vorzüglicher Hochachtung Ew. Wohlgeboren ergebenster

v. Bismarck.

Eine Stunde später hatte er die „neun Ellen im Geviert“ hinter sich, wenn auch nicht zum letzten Male. Noch zweimal sollte er wegen Religionsverspottung — der „Kladderadatsch“ hatte einmal von der Wunderkraft einiger Reliquien nicht mit der gebührenden Ehrerbietung gesprochen und sich das andre Mal eines ähnlichen Vergehens schuldig gemacht — die Bekanntschaft mit der Stadtvogtei erneuern. Die beiden Verurtheilungen erfolgten auf Denunciation des Fürstbischofs von Breslau, Dr. Förster.

In den letzten zehn Jahren ist der Redacteur des „Kladderadatsch“ meines Wissens ganz unbehelligt geblieben. Aber gerade während ich diese Zeilen schreibe, wird die Mittheilung verbreitet, daß Dohm neuerdings wegen zweier Aufsätze, die eine Beleidigung des Reichskanzlers enthalten sollen, unter Anklage gestellt wird. — Während des abgelaufenen Decenniums ist auch wirklich keine Veranlassung dazu da gewesen, dem „Kladderadatsch“ irgend welche behördlichen Unannehmlichkeiten zu bereiten. Der „Kladderadatsch“ ist ein mächtiger Verbündeter der nationalen und liberalen Regierung gewesen und hat unsrer deutschen Politik Dienste geleistet, die gar nicht hoch genug anzuerkennen sind.

Die Discreditirung Napoleons in Deutschland ist hauptsächlich das Werk des „Kladderadatsch“. Der „Kladderadatsch“ ist der unerschrockenste und unerbittliche Vorkämpfer des deutsch-französischen Krieges gewesen. Nicht einen Augenblick hat er vergessen, wer der Mann war, der im December 1851 in Frankreich sein persönliches Regiment eingesetzt hatte. Auch zu einer Zeit, da von dem Glanze dieser blutigen Sonne selbst die schärfsten Augen geblendet

wurden, da die Gewalt der vollendeten Thatsachen alles niederbeugte, da die zeitweilige Prosperität den dunklen Ursprung völlig übermüchert hatte, — auch da war es der „Kladderadatsch“, der immer wieder und immer wieder das deutsche Volk auf die Gefahren, die uns von jenseits des Rheins bedrohten, hinwies, der das Ansehen des mächtigen, gefürchteten und deswegen allmählich sogar geachteten Kaisers beständig erschütterte und diesen nur als eine verächtliche und lächerliche Caricatur hinstellte. Die Vorstellung, welche sich im deutschen Volke über Napoleon festgesetzt hat: das Gesicht mit der großen Nase und dem gemächsten Schnurrbart, der dicke Schmerbauch, die lächerlich kurzen Beinchen in den Reiterstiefeln — diese phantastische, aber überaus gelungene Caricatur ist vom „Kladderadatsch“ geschaffen worden.

Der Kampf gegen Napoleon hat mit der ersten Stunde des Kaiserreichs begonnen. In der Nummer vom 7. December 1851, der ersten, welche dem Staatsstreich folgte, begrüßte Dohm die neue Kaiserherrlichkeit mit dem Gedichte:

Vive l'empereur!

1.
Das war die Sonne von Austerlitz,
Die heut aufging zum zweiten Mal;
Das war der Kaiserkrone Bliz,
Der heute erglänzt mit neuem Strahl.

2.
Da hat er gefessen Tag und Nacht,
Studirt, probirt mit ernsten Sinn,
Und was der Ohm ihm vorgemacht,
Er hat's jetzt alles trefflich inn'.

3.
Am Zweiten des Dezember kam
Der sechste Pius her von Rom,
Und salbte hier in Notre-Dame
Zum Kaiser meinen großen Ohm.

4.
Am zweiten des Dezember schlug
Mein Ohm bei Austerlitz die Schlacht! —
Jetzt bin ich präparirt genug,
Ich mach's genau, wie er's gemacht.

5.
Heut spiel ich meinen ersten Trumpf,
Er heißt: der achtzehnte Brumaire!
Und morgen schon jauchzt im Triumph
Mein Volk mir zu „vive l'empereur!“

6.
Heut wird der Lumpen=Assamblee
Der Daumen fest auf's Aug' gedrückt,
Und wo ich 'nen Berggrafen seh',
Da wird er flugs in's Loch geschickt.

7.
Und weggeblasen wie vom Wind
Ist gleich das Schwägerparlament;
Die „wahren Volksvertreter“ sind
Von jetzt allein am Regiment!

8.
Die Prätorianer ausgerückt
Und in Colonnen aufmarschirt —
So werd' ich, wo man mich erblickt,
Mit Enthusiasmus salutirt.

9.
Und wo das Volk sich staunend drängt
Auf Plätzen, Straßen und Boulevards
Wird im Galopp hindurchgesprengt
Mit stolzem Ruf: Lex mihi Mars!

10.
Dann zu den Pyramiden gleich!
Dort wird ein Denkmal aufgethürmt,
Und dann das große Czarenreich
Durch meiner Waffen gloire gestürmt!

11.
Nicht rasten soll mein Donnerstrahl,
Bis mir die Welt zu Füßen liegt! —
Ach, hätt' ich nur ein einzig Mal
Gerochen nicht — wie Pulver riecht!

12.
Ja, die Geschichte löst mein Wort,
Und alle Nachwelt spricht von mir!
Im Charivari leb' ich fort,
Vielleicht auch im Journal pour rire! —

13.
Das war der Kaiserkrone Bliz,
Der ihm zersprengt die kleine Stirn;
Das war die Sonne von Austerlitz,
Die ihm versengt sein kleines Hirn!

Aber schon in der Nummer vorher, die am 30. November ausgegeben, also am 27. November fertig gestellt war, hatte der „Kladderadatsch“ in einer wahrhaft prophetischen Umwandlung den Staatsstreich auf den Tag mit allen blutigen Einzelheiten vorhergesagt. Diese Prophezeiung ist zu eigentümlich, als daß sie hier nicht erwähnt werden sollte. Der von D. Kalisch verfaßte Wochenkalender, der bekanntlich immer die Ereignisse der folgenden Woche anticipirt, berichtet in der Nummer vom 30. November 1851 unter den Daten des 1. und 2. December Folgendes:

„Montag, den 1. December. Der Republikaner La Grange schwört, er werde die Republik im Stiche lassen nur mit dem Bajonett im Leibe.

Dienstag, den 2. December. Hierauf versetzt Louis Napoleon, auch er werde die Republik im Stiche lassen nur mit dem Bajonett im Leibe — einiger Volksvertreter“.

Zehn Tage, nachdem dies geschrieben war, wirklich am 2. December, vernichtete Napoleon die Republik, ließ die unbequemen Volksvertreter deportiren und durch seine besoffenen Zuaven den friedlichen Spaziergängern auf dem Boulevard die Bajonette durch den Leib rennen.

Der perfiden italienischen Politik Napoleons hat Dohm zwei hochbedeutende Gedichte gewidmet. Das eine, aus dem Jahre 1862, unter dem Eindruck, den die Verwundung Garibaldis allüberall hervorgerufen hatte, lautet so:

Rom oder Tod.

Es ist geschehen! Der Würfel ist gefallen,
Verwundet und gefesselt liegt der Held!
Durch ganz Europa hört man's wiederhallen:
Die mächt'ge Eiche ist vom Sturm gefällt!
Des Volkes Hört, der Freiheit bester Krieger,
Der reinste Mann, der treffliche „Rebell“
Wehrlos gefangen jetzt! — Und sein Besieger?
Der Sieger heißt — Victor Emanuel!

Der Edle, der in Freiheit so manierlich
Auf Staaten und Provinzen war dressirt!
Der mit dem rührendsten Appell so zierlich
Ihm hingeworfene Kronen apportirt!
Der in des Helden Ruhmesglanz sich sonnte
Und tief gerührt einst an die Brust ihm sank;
Der Edlen Edelster — bei Aspromonte
Zahlt er ihm seinen königlichen Dank.

Ein königlicher Dank! für Land und Krone
In Pulver ausbezahlt und baarem Blei!
Das also war's! Darum von einem Throne
Erschallt der königliche Schmerzensschrei!
Der ruhmreich anfing, seines Volks Befreier,
Tritt so bescheiden jetzt vom Schauplatz ab
Als kaiserlich berufener Schmerzensschreier
Des fremden Herrn dienstwilligster Satrap!

Und ER, der Herr, der große Imperator,
Der SEIN penelopeisch Werk beschaut —
IHM graut vor dem gefangnen Agitator
Mehr als IHM vor dem freien je gegraut.

Denn dräuender als jemals der gesunde,
 Der scheltende und kämpfende „Rebell“
 Steht vor IHM der besiegte, todeswunde —
 Und stürb er gar! — Die Todten reiten schnell!
 Die Todten reiten schnell! — Dem Schreckensbleichen
 Steigt auf ein blut'ger Schatten, den ER kennt,
 In kalter Hand ein mahnend Warnungszeichen,
 Ein noch nicht ganz vollstrecktes Testament.
 Ein dumpfer Knall, wie von geplatzer Bombe
 Tönt durch den wüsten Traum der Fiebernacht;
 Und von Despoten eine Hekatombe
 Schaut ER, dem Geist der Freiheit dargebracht.
 Siegreich geschlag'ner Held, des blut'ge Wunde
 Ein ganzes Volk in seinem Herzen trägt!
 Aus dessen Fall noch die Erlösungsstunde,
 Der Freiheit Glocke seinem Volke schlägt!
 Besiegter Sieger! Deinem starken Willen
 Beugt machtlos sich der zitternde Despot;
 ER muß — IHM treibt ein Dämon, ihn erfüllen,
 Und SEINE Lösung heißt: Rom oder Tod!

Das andere ist eine poetische Glossirung des von Rom ausgegebenen
 Stichwortes: „Non possumus!“

Eine conventionelle Devise.

So ist es wahr? Und Unser ält'ster Sohn
 Hat wirklich mit dem „König-Ehrenmann“,
 Den Wir belegt mit Unserm schwersten Bann,
 Geschlossen die arglist'ge Convention?
 Wir aber beugen SEINER List Uns nicht!
 Wir schleudern auf den gift'gen Judasfuß
 Die einzige Antwort IHM in's Angesicht:
 Non possumus!

Der, fest an IHM gekettet, Schritt für Schritt,
 Des Mächtigen machtlose Creatur,
 SEINES Sefostriswagens blut'ger Spur
 Zu folgen ist verdammt auf jedem Tritt —
 Der Schattenkönig, der jetzt nach Florenz
 Auf Kündigung, sein Quartier verlegen muß.
 Sagt achselzuckend seiner Residenz:
 Non possumus!

Und ER, ER selbst, heut ein gefürchtet Haupt,
 Der seinen Fuß auf manchen Nacken setzt,
 Und der die Fäden der Geschicke jetzt
 In fester Lenkerhand zu halten glaubt —
 Rastlos treibt IHM der Dämon fort und fort,
 Weit über den selbsteigenen Entschluß;
 Der frommen Gattin fleh'n vereint SEIN Wort:
 Non possumus!

So hier wie dort und aller Orten nur
 Ohnmacht und pffif'ger Ränke schlaue List!
 Und überall: „Non possumus!“ — Das ist
 Der jetz'gen Zeiten rechte Signatur.
 Doch größ're Zeiten werden folgen, und
 Unwiderstehlich kommt, was kommen muß;
 Denn nimmer spricht der Weltgeschichte Mund:
 Non possumus!

Weder die Lorbeeren der Krim noch die Italiens hatten also den starren Gegner gefügig zu machen vermocht. Die Einnahme von Puebla begeisterte Dohm zu einem seiner schönen Gedichte:

„Die Rose von Puebla.“

Es bracht' ein Röslein blutig roth
Ein Gärtner jüngst daher!
ER pflückt's in einem Garten
Weit über dem blauen Meer.

Im brennenden Süd, in gift'ger Luft,
In sengender Sonnengluth
Hat fleißig ER den Garten
Begossen mit rothem Blut.

Blutrothe Röslein wachsen dort viel
Auf Beeten groß und klein:
ER hat den großen Acker
Gedüngt mit Menschengedüß.

ER reicht der schönsten Kaiserin
Das rothe Röslein dar:
Nehmet, holdeste der Frauen,
Das Neueste hier vom Jahr!

Sie nimmt die Blum' aus seiner Hand
Und lächelt in holder Luft;
Sie steckt die rothe Rose
An ihre schneeweiße Brust.

Wie ist mein Rosengarten doch
So herrlich von Euch gepflegt,
Daß fast in jedem Jahre
Er neue Rosen trägt!

Denkt Ihr des Rosenstrauches, der
Von rothem Blute troß,
Da Ihr zuerst mir brachtet
Die Rose von Malakoff?

Wie lange war's: Da zogt Ihr aus,
Und habt, bald heimgekehrt,
Die Rose von Solferino
Mir huldigend verehrt.

Und wieder habt zur Rosenzeit
Ihr ritterlich mein gedacht
Und von Puebla die Rose
Mir zum Geschenk gebracht!

Nur Eins möcht' ich jetzt wissen noch,
Dann wär ich ganz beglückt:
Wie wird die Rose heißen,
Die Ihr zunächst mir pflückt?

O sagt mir's, lieber Gärtnersmann,
Sagt, wie sie heißen soll!
Nur wenig Rosen fehlen,
Dann ist mein Kränzchen voll.

Hab' ich die Rosen erst, und ist
Mein Kränzchen voll und ganz,
Dann will ich knien und beten
Manch' schönen Rosenkranz!

Aus all' den schwungvollen und bedeutenden Gedichten, die während des deutsch-französischen Krieges im „Kladderadatsch“ veröffentlicht worden sind, und die entschieden weitaus zu den besten Hervorbringungen unserer Kriegslyrik gehören, will ich nur das eine auswählen, das ebenfalls Ernst Dohm zum Verfasser hat:

Die Schlacht von Metz.

Das war eine Schlacht!
Drei Tage lang
Vom Morgen bis zur sinkenden Nacht
Der männermordende Donner kracht
Und des Todes mähende Sichel klang.

Das war eine Schlacht!
Zwischen Kampf und Kampf
Hat der Tod je einen Raftag gemacht,
Umnebelt vom schwebenden Pulverdampf,
Satt und übersatt
Des Blutes, das er zu gierig trank,
Vom blutigen Mähen so müd und matt,
Daß dem knöchernen Arm die Sichel entfiel.

Das war eine Schlacht!
Und als des dritten Tages Gestirn
Zur Küste ging und von der Berge firn'
Ihren Schattenschleier senkte die Nacht,
Da lagen Freund und Feind
An die Dreißigtausend vereint,
Im stummen Tode friedlich gesellt —
Ein unabsehbar Leichensfeld.
Und auf das klaffende Völkergrab
Lächelt der Mond vom Sternenzelt
Schweigend des Todes Frieden herab.

Das war eine Schlacht!
Die Ihr, das Vaterland
Zu schüßen vor Gewaltthat und Schand',
Euch selber zum blutigen Opfer gebracht —
Ihr treuen Todten, du und du
Die im Gefecht
Mit dem Leben besiegelt Deutschlands Recht,
Niedergemäht von des Todes Mahd
Ausgesäet als des Friedens Saat,
Fahrt wohl, zur ewigen Ruh!

Das war eine Schlacht!
Des Feindes Plan, so fest erdacht,
Zu Schanden gemacht,
Zerrissen, zerklüftet wie sein Heer!
Er selbst, nach knirschender Gegenwehr,
Zurückgeworfen in die Veste Metz!
Dort fest umspannen mit ehernem Netz,
Mit eiserner Klammer regungslos
An den Fels geschmiedet und bewegungslos.
Aller Hilf' und alles Entrinnens baar,
Aufbäumend in ohnmächtigem Schmerz —
Und der Deutsche Ar
Stückweis' ihm zerschendend das zuckende Herz!

Das war eine Schlacht!
 Westwärts in wehender Fahnen Pracht,
 Mit klingendem Spiele, d'raun und d'rauf,
 In nimmer aufgehaltenem Lauf
 Weit, weit über'n Rhein
 Nach Frankreich hinein
 Deutschlands Banner tragend, sein Recht und Ehr!
 Im Sturmmarfchschritt,
 Im Siegesfchritt
 Wälzt gen Paris fch das Deutsche Heer.

Nicht nur im Kampfe gegen Napoleon war der „Kladderadatsch“ ein treuer, zunächst ganz unerbeter und jahrelang sogar unbedequer, aber darum nicht minder wichtiger Bundesgenosse unserer Regierung, auch in den Fragen der inneren preußischen und der deutschen Politik stand er auf Seiten der Regierung, und das zu einer Zeit, da für ein liberales und national gesinntes Blatt wirklich Courage dazu gehörte.

Man braucht nicht sehr scharf hinzublicken, um zu erkennen, mit welchem ungewöhnlichen Respekte der „Kladderadatsch“ den Leiter unserer Politik, Bismarck, von Anfang an behandelt hat. Wenn ihm der witzige Zeichner auch die bewußten „drei Haare“ auf die gewaltige Stirn gesetzt hat, die jetzt eine obligate Zuthat zu einer jeden bildlichen Darstellung des Kanzlers geworden sind — diese drei Haare erscheinen zum ersten Male in der Nummer 20 vom Jahre 1863 — so merkt doch jeder Einsichtige, daß die Erscheinung des seitdem so groß gewordenen Staatsmannes dem „Kladderadatsch“ von Anfang an, auch in den Jahren des Conflicts, in denen jeder rechtschaffne Liberale in Bismarck nur den übermüthigen Junker und dilettantisch politisirenden Corpsburschen erblicken durfte, eine tief sympathische ist. Der „Kladderadatsch“ lehnte sich damals gegen die vox populi geradezu auf.

Selbst in den Zeiten unserer leidigsten Verfassungswirren wird Bismarck beständig mit einer ganz unverböhlten Vorliebe und Hochachtung behandelt. Allerdings werden hier und da auch Angriffe gegen ihn gerichtet, aber in der Art und Weise, wie diese vorgebracht werden, liegt nichts Herabsetzendes, nichts Verlegendes; sie sind sogar schmeichelhaft, verkappte Complimente. Wie der „Kladderadatsch“ Minister behandelt, die er wirklich geringschätzt, das wissen wir von seinen Angriffen auf Manteuffel, auf Westphalen und besonders auf den ersächsischen Minister Beust, der dem Berliner Witzblatte stets ein Dorn im Auge gewesen ist. Ueber die Erhebung Beusts in den Grafenstand veröffentlichte Dohn im „Kladderadatsch“ den folgenden Dithyrambus:

Ein Traum — kein Traum.

1.
 Um von des Tages Schwüle
 Und der Regierung Lasten
 Ein wenig nur zu rasten,
 Lag er auf weichem Pfühle
 Behaglich hingestreckt.
 Bald waren Sorg' und Kummer,
 Zwar nur für kurze Stunden,
 Vergessen und entschunden,
 Da ihm ein sanfter Schlummer
 Die müden Augen deckt.

2.
 Da zeigt der Gott der Träume
 Ihm seine Herrlichkeiten,
 In fernen, fernen Zeiten
 Und wunderbarer Räume
 Geheimniß führt er ihn;
 Er läßt Licht und milde
 Was ihm nur lieblich deuchte,
 Wie einer Zauberleuchte
 Phantastische Gebilde
 Dem Blick vorüberziehen.

3.
Er fühlt sich plötzlich wachsen
Und in die Höhe gehn;
Kaum kann er's noch verstehen,
Wie nur das kleine Sachsen
Ihm jemals hat gepaßt!
Schon seines Schädels Weitung
Muß jedem Kund'gen zeigen,
Daß ganz bestimmt und eigen
Für einer Großmacht Leitung
Der Schöpfer ihn verfaßt!

4.
Trotz allem Spott und Neide
Trotz aller Choren Wahne,
Der seiner kühnen Pläne
Staatskünstliches Gebäude
Begeistert und verhöhnt,
Schaut er im Hochgefühl
Providentieller Sendung
Nach endlicher Vollendung
In seines Wirkens Ziele
Sich dennoch preisgekrönt.

5.
Sechs Corporationen,
Germanisch und Magyarisch,
Sieht er parlamentarisch
Vereint beisammen wohnen;
Und er war's, der sie schuf!
Der Wiener „Schematismus“
Nennt ihn als den Erfinder
Und glücklichen Begründer
Des heitren Dualismus —
Welch herrlicher Beruf!

6.
Er lauscht den Zukunftsbarden,
Die seinen Namen singen
Und als Begleitung klingen
Harmonisch zwei Milliarden
Staatsschulden zu dem Sang.
Es tanzt bei'm Bankrotte
Des ruinirten Staates,
Im Tact des Concordates
Die muntre schwarze Kutte
'nen lustigen Cancan.

7.
Und dann zu andrem Bilde,
In's Land der blauen Bohnen,
In's Feuer der Kanonen,
Auf blut'ge Schlachtgesilde
Führt ihn des Traumes Geist.
Ein strafender Jehova
Schleudert vom Wolfenstige
Sprühende Racheblitze.
„Revanche für Sadowa!“ —
Ruft jauchzend Herr von Beust.

8.
Auf hohen Postamenten
Wird einst sein Bild man schauen,
In Marmor ausgehauen,
Wie man zu Monumenten
Ihn von Carara nimmt —
Das „Stehbein“ wie gewöhnlich;
Allein des „Spielbeins“ Hacken
Setzt er auf Bismarck's Nacken,
Der sich, dem Kindwurm ähnlich,
Vor seinem Sieger krümmt!

9.
Dem Schläfer steigt vom Herzen
Das heiße Blut zum Hirne
Und plötzlich an der Stirne
Fühlt er gar sondre Schmerzen,
Ganz neu und wundersam.
Er fühlt in einer Reihe
Neun Löcher sich erschließen,
Daraus neun Hörner sprießen,
Als wüchß' ihm ein Gemeiße,
Oder ihm schwöll' ein Kamm.

10.
Und wie er sich will recken —
's war ein betäubend dummer
Zustand, ein wacher Schlummer —
Stößt mit dem Haupt beim Strecken
Er an des Bettes Wand.
Weh' welch ein Schmerz! — Zu packen
Versucht er sich beim Schopfe —
Wie? Ist es wahr? — Am Kopfe
Fühlt er neun harte Zacken
Ganz deutlich mit der Hand.

11.
Er springt mit beiden Beinen
Zum Spiegel. Was er packte —
„Sie ist's, die neungezackte,
Die Krone! Ja, den Seinen
Giebt es der Herr im Schlaf!“ —
Er rief's und nahm vom Spiegel
'nen Brief, an „Meinen lieben
Freiherrn von Beust“ geschrieben;
Er küßt und löst das Siegel,
Und bums! Da stand der Graf!

Auch in der Schleswig-Holsteinischen Frage hatte die preussische Annexionspolitik keinen energischeren Verbündeten als den „Kladderadatsch“. Unser Liberalismus hatte neben vielen andern Fehlern auch den begangen, auf einmal für die Selbstständigkeit von Schleswig-Holstein zu schwärmen und den uninteressantesten aller denkbaren Prätendenten, den Augustenburger zum Bannerträger des liberalen Princips vom Selbstbestimmungsrechte der Völker zu erklären. Auch hier zeigte der „Kladderadatsch“ seinen politischen Scharfblick und seinen sichern Tact. Er trieb nicht mit dem Strome; und der Augustenburger wurde durch ihn eine komische Figur.

Daß der „Kladderadatsch“ in der Kirchenpolitik auf Seiten der clerikal-feindlichen Regierung stand, kann nicht als besonders bemerkenswerth bezeichnet werden; immerhin aber dürfte es ihm als ein Verdienst anzurechnen sein, daß er den Kampf eröffnet hatte und muthig weiter kämpfte, lange bevor die Parole dazu von Seiten unserer Machthaber ausgegeben war.

Somit sind die vorliegenden 31 Jahrgänge des „Kladderadatsch“ ein seltenes Zeugniß von anständiger Gesinnung, von politischem Verständniß, von glänzendem Wiße in einer vollendeten künstlerischen Form. Ursprünglich, in den ersten Jahrgängen, ist der „Kladderadatsch“ vor allem ein humoristisch-satirisches Blatt, das sich durch seine Keckheit, Frische und Bosheit auszeichnet. Mit jedem Jahre gewinnt er an künstlerischer Reife, und in der Mitte der fünfziger Jahre beherrscht er die kunstvolle Form in meisterhafter Weise. Gerade dieser besondere Vorzug des Blattes ist, unbeschadet der großen Verdienste der andern Mitarbeiter, sehr wesentlich auf Dohms Verdienstconto zu setzen, der die poetische Form mit einer Sicherheit und Leichtigkeit handhabt wie kaum ein einziger lebender Dichter. Es ist eigenthümlich genug, daß die besten Gedichte, die Dohm geschrieben, in der Druckerei entstanden sind. Aus den 31 immer stattlicher gewordenen Bänden will ich nur noch zwei zum Beschlusse anführen.

Die erste Nummer des Jahrgangs 1861 war fertig. Die Redacteurs hatten sich in gewohnter Weise zur endgültigen Feststellung in der Druckerei vereinigt, als die Nachricht vom Ableben des Königs Friedrich Wilhelms IV. eintraf. Selbstverständlich mußte dies unerwartete Ereigniß die früher getroffenen Dispositionen umstoßen. Man berieth hin und her, ob es nicht vielleicht das Beste sein würde, die Nummer ganz ausfallen zu lassen; aber schließlich stimmte man der Auffassung zu, daß die Abonnenten ein Anrecht darauf hätten, eine Aeußerung ihres Wochenblattes auch über diese so folgenschwere Thatsache zu vernehmen. Damit ergab sich von selbst, daß alles Humoristische für diese Woche auszuschneiden war, und daß die Nummer nur ein einziges Gedicht, das auf den König, enthalten durfte. Die Aufgabe war heikel. Dohm entledigte sich derselben mit einem Tacte und mit einem Anstande, die geradezu zur Bewunderung herausfordern. Er setzte sich an sein Pult, und während der Druckerjunge eine jede einzelne Strophe, ein jedes Octavblättchen mit der noch nicht getrockneten Schrift ihm unter den Fingern fortzog, schrieb er das Folgende:

Am 2. Januar 1861.

Einst saß ein Fürst auf Preußens Königsthronen,
So groß und hehr wie vor und nach ihm Keiner,
Sein Scepter mächtig, und der Glanz der Krone,
Er strahlte nirgend heller, niemals reiner:
Vor Friedrich, Preußens größtem Fürstensohne,
Ist Keiner der nicht beugte sich, nicht Einer.
Und der sprach, eh' er müd' in's Grab ging schlafen:
Ich bin es satt zu herrschen über Slaven!

Das Wort aus eines großen Königs Munde,
Weit schallend ist's in alle Welt erklingen;
Und die Geschichte giebt die treue Kunde,
Wie tief es in des Volkes Herz gedrungen.
Wie hat das Volk zu mancher heißen Stunde,
In blutig opfervollem Kampf gerungen,
Um auf dem Grab zertrümmerter Gewalten
Der Freiheit Banner mächtig zu entfalten!

Und Er, dem sie die Stätte jetzt bereiten —
Im wilden Kampf der gährenden Gewalten
Gestellt hart an die Grenzmark zweier Zeiten,
Der neuen fremd, so hat Er an der alten,
Die Poesie vergangner Herrlichkeiten
In sich umfassend, treulich festgehalten.
So war sein Leben ein mühselig Streiten,
Ein Suchen des dem Untergang Geweihten.

So war der Gaben Füll', in der so hell
Durch lange Zeit wir glänzen Ihn gesehen:
Des Wissens Schatz, der Blick so scharf und schnell,
Des Schönen tiefes inniges Verstehen,
Des Witzes nie versiegender Sprudelquell,
Des frischen Geistes stets lebendig Wehen,
Kurz Alles war was Ihn so reich beglückte,
Kostbarer Schmuck, der nur ein Opfer schmückte.

Es ist vollbracht! Wo immer sich vollendet
Zu ernstem Schluß ein tragisches Geschick,
Da bleibt — lebend'ge Frucht, vom Tod gespendet —
Nur der Versöhnung Weihe stets zurück.
Es ist vollbracht, und vom Vergangnen wendet
Zum Künftigen sich hoffend jetzt der Blick,
Dem neuen Herrscher an des Thrones Stufen
Des großen Ahnen Wort zurückzurnfen.

Ein König soll nicht herrschen über Slaven,
frei soll er sein der Erste unter freien.
Ein König soll, der Bravste von den Braven,
Recht üebend, thronen über den Parteien.
Ein deutscher König soll nicht von dem Slaven
Und von dem Wälshen seine Macht nicht leihen.
frei mög' er walten in den eigenen Reichen,
fest und gewaltig wie die deutschen Eichen!

Das andere nicht minder schöne Gedicht ist an Waldeck gerichtet, als dieser sein Mandat niederlegte.

Dem alten Streiter.

Nun acht er hin! Siechthum und Alter brach
 Des Adlers einst so mächtiges Gefieder.
 Wehmüthig schaut manch treues Aug' ihm nach:
 Wo mächtig er für Recht und Freiheit sprach,
 Die Stätt' ist leer und nimmer kehrt er wieder.

Ritter des Geistes, tapfer, treu und echt
 Hat stets mit guten Waffen er gestritten,
 Dem Schwachen mild, dem Gegner im Gefecht
 Ein starker Feind, hat für des Volkes Recht
 Ein Menschenalter er erkämpft, gelitten.

Im off'nen Kampf ein Held, der Natter Biß
 Verachtend und der Schlechten feige Lücke;
 Des guten Rechts und seiner selbstgewiß,
 Streckt seine reine Hand er aus — da riß
 Das Spinnennetz verruchter Unbestücke.

Aufrechten Gangs, das Auge leuchtend jung,
 Der Wangen Rosen unter Silberhaaren,
 Der Wahrheit Eifer, der Ideen Schwung,
 Das Jugendfeuer der Begeisterung
 Gab ihm ein güt'ger Gott sich stets zu wahren.

Dem Donner gleich rollt, leidenschaftentfacht,
 Aus tiefer Brust sein mächtig Wort, das kühne,
 Forttreibend mit der Ueberzeugung Macht,
 So stand, ein Thurm, er in der Redeschlacht,
 Des Volks Tribun auf schallender Tribüne.

Stets hielt der Freiheit wehendes Panier
 Er hoch in guten wie in schlimmen Tagen;
 Er hat gekämpft mit offenem Diste,
 Und seiner Narben ehrenvolle Zier,
 Er hat sie vorn, auf stolzer Brust getragen.

Und nimmer wurden seine Feinde satt,
 Vom Haupt ihm den verdienten Kranz zu reißen;
 Die Magna Charta, unser „großes Blatt“ —
 Man meinte sein zu spotten und man hat
 Die „Charte Waldeck“ ehrend es geheissen.

Die „Charte Waldeck“! — Sagt, wie viel ist heut
 Von der durchlöcherten uns noch geblieben? —
 Fragt jetzt nicht nach so traurigem Bescheid;
 Mit ehr'nem Griffel ist für alle Zeit
 Sein Nam' in ihr Gedächtniß eingeschrieben.

Jetzt, da der Jahre Druck die Kraft ihm raubt,
 Legt nieder er das Schwert, der treue Fechter;
 Doch dankbar sieht ein Volk, das an ihn glaubt,
 Der Ehren Lorbeer um sein würdig Haupt,
 Ein leuchtend Beispiel jüngerer Geschlechter.

Das ist sein unvergängliches Mandat,
 Daß Treu und Muth von ihm die Jugend lerne!
 Zieh' hin, rast' aus nach gut vollbrachter That;
 Zur Rüste geht der Tag, der Abend naht,
 Und milden Glanzes leuchten ew'ge Sterne.

Aus dem warmen Nachrufe an den Begründer des „Kladderadatsch“, an David Kalisch, der wenige Wochen vor dem fünfundsiebenzigjährigen Jubiläum des Blattes plötzlich starb — aus diesem Nachrufe, den Ernst Dohm im Namen der Redacteurs und des Verlegers abgefaßt hatte, möge, um die Reihe der ausgewählten Gedichte abzuschließen, noch die eine Strophe hier folgen:

In viertelshundertjährigem Gedeihen
 Sah er die Schöpfung, seinem Haupt entsprossen.
 Schon hatten, ihren Jubeltag zu weihen
 Durch frohen festes Feier wir beschloffen;
 Da plötzlich reißt der Tod aus unsren Reihen
 Der neidische, den treuen Kampfgenossen.
 Nun, statt des fest's, wehmüthiges Gedenken
 Am Grab, in das den Freund wir sah'n versenken.

Wie schon durch die Aufschrift dieser Skizze gesagt, habe ich hier von Ernst Dohm hauptsächlich in seinem Verhältnisse zum „Kladderadatsch“ sprechen wollen. Ueber seine sonstige reiche und verdienstliche Thätigkeit nur wenige Worte. Außer einigen selbstständigen dichterischen Werken, wie der satirischen Posse: „Der trojanische Krieg“ und den erst vor kurzem erschienenen „Secundenbildern“, einer vom liebenswürdigsten Humor durchzogenen und in der Form meisterhaften gereimten Chronik, hat Dohm sich namentlich als Uebersetzer in rühmlichster Weise hervorgethan.

Durch seine Nachdichtung der Lafontaine'schen Fabeln, die in der Präcision der Wiedergabe des Originals das Außerordentliche leistet, hat sich Dohm in die vordersten Reihen unserer poetischen Uebersetzer, neben Schlegel, Freiligrath und Geibel gestellt. Ueber diese vollendete Uebersetzung, die eine der bemerkenswerthesten, wenn auch nicht gerade von der Kritik beachtetsten Erscheinungen unserer neueren Literatur ist, habe ich schon an einer anderen Stelle, in der „Gegenwart“, ausführlich gesprochen und könnte das dort Gesagte hier nur wiederholen. Um den Werth dieser Arbeit mit einem Worte zu bezeichnen, braucht hier nur bemerkt zu werden, und das ist die strenge Wahrheit, — daß durch diese Uebersetzung von Ernst Dohm einer der anmuthigsten und bedeutendsten Dichter Frankreichs für die deutsche Literatur gewonnen worden ist.

Aber auch an weniger ernsten und weniger weittragenden Dingen hat Dohm seine Künste als Uebersetzer geübt und bewährt. Die witzigen Uebersetzungen der Texte einiger Offenbach'schen Opern, namentlich der „Schönen Helena“, die in der Munterkeit dem Original keineswegs nachstehen und in der Form dasselbe sogar oft übertreffen, dürfen nicht unerwähnt bleiben. Wie vollkommen gelungen ist z. B. die Uebersetzung des burlesken Auftrittscouplets der griechischen Könige:

Je suis l'mari de la reine — ri de la reine,
 Le bon Ménélas! —
 Ich bin Menelaus der gute — laus der gute,
 Der Mann der Helena! —

Um schließlich auch einige biographische Data zu geben, sei hier in kurzem angeführt, daß Dohm, der am 24. Mai 1819 in Breslau geboren ist, vor wenigen Wochen also das sechzigste Lebensjahr überschritten hat. Er hat Philosophie und leider auch Theologie mit heißem Bemühen studirt und zwölfmal von der Kanzel herab die Gläubigen in der Umgegend von Halle durch fromme Predigten erbaut. Daß das nicht eigentlich sein Beruf war, muß er aber schon frühzeitig bemerkt haben. Wie fast alle Schriftsteller hat auch er im „Magazin für Literatur des Auslandes“ seine ersten Spuren sich verdient. Nachdem er in dem von Joseph Lehmann geleiteten Blatte über spanische und französische Literatur geschrieben und dem „Gesellschafter“ von Gubitz Beiträge gegeben hatte, trat er, wie gemeldet, im Jahre 1848 in die Redaction des „Bladderadatsch“, und diesem Blatte hat er den größten Theil seiner schriftstellerischen Thätigkeit gewidmet. Dohm hat sich seine geistige und körperliche Frische in seltener Weise bewahrt. Seine Unempfänglichkeit gegen den Witterungswechsel erregt die staunende Bewunderung aller seiner Bekannten. Man sieht ihn im härtesten Winter mit demselben leichten Röckchen fröhlich dahervandeln, wie in den heißesten Tagen des Hochsommers, in der Hand immer dasselbe kleine Stückerchen, das das Jubiläum des „Bladderadatsch“ mitgefeiert hat und hoffentlich noch fernere Freudentage mitfeiern wird.

Dohm hat ein volles Anrecht auf einen Ehrenplatz unter den besten zeitgenössischen Dichtern. Mag er von dem einen oder andern in diesem oder jenem überflügelt werden, in Bezug auf den Geschmack und die formale Vollendung steht keiner über ihm.





Zum Beginn des zweiten Verfassungskampfes in Kurhessen.

Von
Friedrich Oetker.

— Kassel —

Ich lebte in Ostende, als 1858 die Nachricht, der Prinz von Preußen habe die Regierung übernommen, durch die Blätter ging und mich mit den lebhaftesten Hoffnungen erfüllte.

Zwar hatte ich auch in Belgien niemals ganz aufgehört meine Ansichten von den deutschen und hessischen Angelegenheiten nach Möglichkeit zu vertreten, so namentlich im „Preussischen Wochenblatt“ (1855 Nr. 21), in der „Kölnischen Zeitung“, in den „Hamburger Nachrichten“ zc.; allein jetzt fühlte ich mich doppelt gedrungen, an das in Kurhessen geschändete Recht zu erinnern. Ja, ich hielt den Augenblick für gekommen, eine förmliche Agitation für die Verfassung von 1831 anzuregen und herbeizuführen.

Aber gar Wenige dachten wie ich, fast Niemand! Vergebens wandte ich mich an Freunde und Bekannte daheim. Einer meiner genauesten und ältesten Freunde, der Regierungsrath Wiegand in Kassel, war so ungläubig oder so vorsichtig, daß er auf wiederholte Briefe gar nicht antwortete. Andere verhielten sich höchst kühl oder lächelnd-ablehnend; bei Einigen schien es, als rieben sie sich schlastrunken die Augen.

Am lebhaftesten und theilnehmendsten, obwohl ebenfalls ablehnend, antwortete der vormalige Ministerialvorstand von Winzingerode, der inzwischen als Minister in weimarische Dienste getreten war, und der mir sowohl wegen seiner damaligen Stellung, als auch wegen seiner früheren Beziehungen besonders geeignet erschien, den stillen Mittelpunkt des Vorgehens zu bilden. Ich bat ihn, die Leitung der geeigneten Schritte zu übernehmen und stellte mich selbst zur Verfügung. Doch ohne Erfolg.

Später, mitten im Kampfe, erinnerte er mich bei einem gelegentlichen

Zusammentreffen an mein Schreiben und an seine Antwort und suchte die ablehnende Haltung zu begründen; allein ich vermochte auch jetzt seine Auffassung und seine Andeutungen nicht ganz gelten zu lassen, zumal gerade Weimar der einzige Staat gewesen war, der in der kurhessischen Sache am Bundestage völlig „correct“ gestimmt hatte.

Dies Verhalten der ehemaligen Genossen machte mich zwar sehr bedenklich, konnte mich aber doch in meinen eigenen Anschauungen und Bestrebungen nicht dauernd beirren.

Zu Ende 1858 schrieb ich mehrere Zeitartikel für die kölnische Zeitung (Nr. 15 ff. 1859), die trotz einiger Redactionsänderungen meine damalige Auffassung der Dinge zur Genüge erkennen lassen und später in Nr. 280, 282) Ergänzung fanden.

Fast alle Rechtsfragen, alle künftigen Möglichkeiten und Zweifelsfälle ließ ich im Voraus an mir vorübergehen, so daß ich nachgehends zum Erstaunen Anderer mitunter augenblicklich auch zu unterscheiden vermochte, wenn etwas Besonderes sich ereignete.

Eins stand bei mir fest: Die Nothwendigkeit einer planmäßigen, einheitlichen, festen Leitung. Ich war auch entschlossen, mich nöthigenfalls selbst an die Spitze der Agitation zu stellen und meine ganze Kraft der Sache des kurhessischen Landesrechts, die ich zugleich als eine deutsche Angelegenheit betrachtete, zu widmen.

So kam der Krieg in Italien heran. Die Niederlagen Oesterreichs gaben neue Hoffnungen; nicht minder die frischen nationalen Regungen in Deutschland. Auch aus Preußen, namentlich aus Berlin, lauteten die Nachrichten günstig, und selbst in Hessen schien sich nach und nach eine gewisse Empfänglichkeit zu zeigen. Kurz, ich gab die seit geraumer Zeit geplante Reise nach Italien auf und kehrte im August 1859 nach Kassel zurück.

In Preußen war im Laufe des Sommers die Ueberzeugung allgemeiner geworden, daß der seit einem Jahrzehnt in der Politik eingehaltene Weg verlassen werden müsse, und daß namentlich auch in der kurhessischen Angelegenheit eine andere Richtung von der Regierung einzuschlagen sei. Man erkannte, daß gerade diese Sache eine willkommene Handhabe bieten könne, um die Stellung Preußens in Deutschland zu verbessern und „moralische Eroberungen“ zu machen.

Gleichzeitig war in Hannover, in Thüringen und an einigen anderen Orten die deutsche Frage überhaupt wieder in Anregung gebracht worden. Auch in dieser Hinsicht mußte die Bedeutung des kurhessischen Verfassungskstreits in Betracht kommen. Nirgends war ja das Unzureichende und Verderbliche der Bundestagswirthschaft und das Elend der souveränen Kleinstaaterrei stärker ans Licht getreten, als eben in Kurhessen.

Zum Glück war die Verfassungsfrage noch zu keinerlei Abschluß gelangt; die Maßlosigkeiten Hassensplugs und seiner Freunde, namentlich Bilmars und von Mhdens, und die Unentschlossenheit und das Mißtrauen

des Kurfürsten hatten jede endgiltige Gestaltung verhindert. Die „Erklärungen“ der neuen oder vielmehr neuesten Stände über die vorläufig verkündigte Verfassung von 1852, sowie der Antrag der Regierung dazu befanden sich noch in dem betreffenden Bundestagsausschlusse; es zeigte sich selbst vom Standpunkte des Bundesrechts und der Bundesbeschlüsse aus keine erhebliche formelle Schwierigkeit, der Sache noch eine andere, dem hessischen Landesrecht und den deutsch-politischen Interessen Preußens mehr entsprechende Wendung zu geben. Nur war ein entschiedenes Auftreten erforderlich.

Die ersten Winke über die Absichten der Preussischen Regierung in Betreff der kurhessischen Frage waren von Max Duncker in Berlin, dem vormaligen Professor in Halle und in Tübingen, und vom Legationsrath von Zasmund in Frankfurt, dem vorherigen Redacteur des Preussischen Wochenblattes, ausgegangen. Jener hatte gegen Ende des Sommers vertraulich eine kurze Denkschrift an die politischen Freunde gerichtet, worin die Aufgabe und künftige Haltung Preußens kurz angedeutet war; bezüglich Kurhessens wurden ihm zunächst durch Friedrich Pfeiffer, dem nach Bremen übergesiedelten hessischen Abgeordneten und Obergerichtsrath, einem Sohne des vormaligen Vertreters Kurhessens im berliner Fürstenrath, Obersteuerdirector Pfeiffer, die nöthigen Aufschlüsse gegeben. Zasmund hatte als Secretair der Bundesgesandtschaft die Sache unter Händen und wandte sich an mich um Auskunft.

Durch Pfeiffer wurde dessen Freund Obergerichtsrath Bähr, der jetzige Abgeordnete und Reichsgerichtsrath, in die Sache eingeweiht. Er hat in aller Stille dem hessischen Landesrechte manch wirksames Wort und manchen guten Artikel gewidmet.

Außerdem waren F. Nebelthau und von den 1851 Ausgewanderten Alfred Klahold in Hamburg und Oskar von Meibom zu Berlin, sowie von Jüngeren Dr. Wilh. Kellner in Kassel u. A. in der Sache thätig; der Erste namentlich in den Hamburger Nachrichten.

Die Anschauungen dieser und anderer Gegner der kurhessischen Regierung über das zu erstrebende Ziel und die einzuschlagenden Wege waren aber sehr verschieden. Die Meisten schwankten unklar und unentschlossen und hatten nur fortwährend die Augen nach Berlin gerichtet. Im Allgemeinen ließen sich folgende Auffassungen und Richtungen unterscheiden: die Einen wollten die Erlasse des Bundestages und des Hassenpflug'schen Regiments von 1851 und 1852 als Grundlage gelten lassen und strebten nur, aus der Verfassung von 1831 möglichst viele einzelne Bestimmungen zu retten und in der revidirten neuen Verfassung zum Ausdruck zu bringen; die Anderen verlangten die förmliche Wiederherstellung der alten Verfassung, gingen dann aber wieder insofern aus einander, als ein Theil sich mit der Verfassungsurkunde und dem Wahlgesetze von 1831 begnügen wollte, der andere dagegen an den rechtmäßigen Aenderungen von 1848 und an dem sog. Wahlgesetze von 1849 festhielt, und zwar wiederum mit der Verschiedenheit, daß bald sog. Bundeswidrigkeiten zugestanden und von vornherein preisgegeben wurden, bald nicht.

Zu denen, welche einen einlenkenden oder vermittelnden Standpunkt einnahmen, gehörte vorzugsweise Alfred Klauhold, Director der Hamburg-Bremer Feuerversicherungsanstalt in Hamburg. Er hatte in den Jahren 1848 bis 1850, trotzdem daß ihm einmal in einer großen „Volksversammlung“ erklärt wurde, man habe kein „Vertrauen“ zu ihm, die liberalen constitutionellen Bestrebungen damaliger Zeit mit großem Eifer und Geschick vertreten, und zählte 1851 zu den Verfassungsanhängern, welche in Hessen keine bleibende Stätte mehr fanden.

Bei dem Umschwunge in Preußen war er unter den Ersten, welche an die hessische Verfassungsfrage erinnerten. Besondere Aufmerksamkeit erregte er durch eine gewandte und anziehende Schrift über die drei hessischen Kurfürsten, Vater, Sohn und Enkel, die er unter dem Namen Hippel der Jüngere veröffentlichte. Zur Verfassungsfrage insbesondere ließ er 1859 bei Otto Meißner in Hamburg eine Broschüre erscheinen unter dem Titel: „Die kurhessische Verfassung vor der Bundesversammlung“.

Die Richtung dieser Schrift wich wesentlich von dem Ziele ab, das ich mir gestellt hatte. Klauhold ließ (S. 9) den von der Bundesversammlung „angenommenen principiellen Standpunkt“ ohne Weiteres gelten und suchte nur eine Verbesserung von 1852 nach Maßgabe der Bundesgesetze und des Inhalts der Verfassung von 1831 im Wege nochmaliger Oetroyirung herbeizuführen.

Dies konnte mir aber nicht zusagen noch genügen und entsprach wohl auch den preussischen Zielen und Bestrebungen nicht ganz. Ich war vielmehr der Ueberzeugung, daß nur ein entschiedenes Festhalten am vollen Recht, eine unbeugsame, auch dem schlichten Volkssinne einleuchtende Wahrung des Rechtszusammenhangs segensreiche Ergebnisse für Hessen und zugleich für Deutschland haben könne, und ließ mich darin durch keinerlei Vorstellungen und Einwirkungen, die von den verschiedensten Seiten versucht wurden, beirren. Ich hielt namentlich den Bundesbeschluß vom 27. März 1852 noch fortwährend (vergl. Lebenserinnerungen B. 2. S. 353 ff.) für rechtswidrig und nichtig, erstrebte die Herstellung des ganzen Verfassungsrechts nebst dem Wahlgesetze von 1849, ließ keine „Bundesrechtswidrigkeiten“ darin gelten, und vertrat die Meinung, daß, wenn wirklich solche angenommen werden könnten, die Beseitigung derselben jedenfalls nicht von vornherein durch den Bundestag ausgesprochen werden dürfe, sondern eine derartige Aenderung nach Artikel 56 der Wiener Schlußacte auf landesverfassungsmäßigem Wege zu erstreben sein würde.

Sinnsichtlich der Form des Vorgehens in Frankfurt war ich ebenfalls noch wie früher der Ansicht, daß eine einfache Zurückziehung des Beschlusses von 1852, als auf unrichtigen Darstellungen und Voraussetzungen beruhend, das Einfachste sei, daß aber auch ein zweiter Weg zum Ziele führen könne, nämlich die „Wiederinwirksamkeitsetzung“ der Verfassung von 1831, welche durch Bundesbeschluß von 1852 nicht endgültig aufgehoben, sondern

nur versuchsweise thatsächlich einstweilen „außer Wirksamkeit“ gesetzt worden war, bis mit den neu zuberufenden neuen Ständen über eine andere Verfassung verhandelt worden sei. Da die Erfolglosigkeit des Versuchs, auf diese Weise einen befriedigenden Zustand in Hessen herbeizuführen, nicht mehr zu bezweifeln stand, so konnte und mußte derselbe verlassen und der verfassungsmäßige Weg wieder betreten werden.

Es blieb jedoch geraume Zeit im Ungewissen, wie man preußischerseits vorzugehen gedachte.

Inzwischen bereitete ich meines Theils die Mittel vor, um möglichst wirksam an dem bevorstehenden Kampfe Theil nehmen zu können.

Wie 1848 und 1850, so legte ich auch jetzt wieder ein Hauptgewicht auf die Presse. Es war aber unendlich schwer, in dieser Hinsicht von Neuem in Kassel festen Fuß zu fassen. Der Kriegszustand war zwar nach vierjähriger Dauer aufgehoben worden; allein Hassenpflug und der Bundestag hatten in dieser Zeit das Mögliche geleistet, um jede freie Bewegung fernhalten oder sofort unterdrücken zu können. Nicht nur war der Bundesbeschluß vom 6. Juli 1834 sofort verkündet worden, sondern derselbe hatte auch noch durch eine einseitig erlassene landesherrliche Verordnung vom 19. December 1854 eine beträchtliche Erweiterung und Verschärfung erhalten. Ganz abgesehen von eigentlichen verbrecherischen Aeußerungen waren Geldstrafen bis zu tausend Thaler und Gefängnißstrafen bis zu einem Jahr für den einzelnen Fall angedroht. Dabei mußten zur Sicherstellung Cautionen von 5000 Thaler geleistet werden u. s. w. Dennoch mußte ich „das völlig unmöglich Scheinende“, wie ein Freund sich später ausdrückte, möglich zu machen versuchen.

Die Durchführung wäre aber in der That unmöglich gewesen, wenn die betreffenden Beamten ein erhebliches Stück von Hassenpflug'scher Kraft und Rücksichtslosigkeit besaßen hätten. Allein Wilmar, der unter Hassenpflug das Finanzministerium gehabt hatte, dann Steuerdirector und am 20. Januar 1856 Regierungs- und Consistorialpräsident geworden war, und am 17. April 1860 zum Minister des Innern ernannt wurde, wollte offenbar keine Gewaltthat oder auch nur einen augenfälligen Bruch mit den thatsächlich bestehenden „Gesetzen“ und Einrichtungen, und besaß ohnehin zu wenig Scharfsinn und Gewandtheit, um mir die Schlupflöcher und Wege zu verlegen, die ich lange Zeit mit Erfolg allen polizeilichen und gerichtlichen Angriffen und Verfolgungen gegenüber neben und nacheinander aufsuchte.

Im Laufe des Sommers hatten mehrere jüngere Männer in Kassel den Gedanken besprochen, eine größere politische Zeitung auf Actien zu begründen. Es bestanden damals nur zwei Blätter in Kassel: die „Kasseler Zeitung“, das Organ der Regierung, und der „Allgemeine Anzeiger“, ein Tageblatt, das sich nur selten und mit großer Vorsicht der Politik leise näherte, während jetzt, abgesehen von dem Amtsblatte der Bezirksregierung ein halbes Duzend Zeitungen erscheinen.

Der Zeitpunkt für ein neues Zeitungsunternehmen war also insofern

kein ungünstiger. Gleichwohl lehnte ich, als mir der vormalige Drucker meiner „Neuen Hessischen Zeitung“, Herr Scheel, von dem Plane Mittheilung machte und meine Mitwirkung wünschte, eine Betheiligung ab, indem ich selbst ein kleines Blatt zu gründen in Absicht hatte, dessen Entwicklung nach Maßgabe der Umstände stattfinden sollte. Ich schlug ihm vor, als Drucker und Miteigenthümer daran Theil zu nehmen, bedang mir aber natürlich die entscheidende Stimme über die Haltung des Blattes und die Redigirung aus.

So entstand die „Hessische Morgenzeitung“, die noch gegenwärtig und zwar nur als täglich zweimal erscheinendes Blatt besteht, und die gar bald der Mittelpunkt des Verfassungskampfes wurde, wie es 1850 die „Neue Hessische Zeitung“, wenn auch nicht in gleichem Grade gewesen war.

Anfangs sollte das Blatt nur den bescheidensten Anstrich haben. Ich selbst wollte zunächst ganz im Verborgenen bleiben, und die ganze Einrichtung war darauf berechnet, daß ich allenfalls auch abwesend sein könnte, wie denn Jahre lang mein Reisekoffer stets gepackt stand und ein fast augenblickliches Verlassen der Stadt ermöglichte.

Als jedoch die Haltung Preußens bestimmter wurde und namentlich die bekannte, vielbesprochene Erklärung vom 10. October 1853 hervortrat, mußte der Kampf gar bald eine Gestalt annehmen, der eine weitere Zurückhaltung nicht zuließ. Ich trat daher mit dem 1. Januar 1860 offen als verantwortlicher Redacteur an die Spitze des Blattes und damit auch gewissermaßen an die Spitze der Bewegung, soweit das nicht ohnehin schon geschehen war.

Es begann nunmehr und zwar Jahre hindurch ein tägliches Plänkeln, Herausfordern, Abwehren, Einlenken, Vorgehen, kurz ein Streiten, das mich ganz und gar in einer Weise in Anspruch nahm, wie nie eine Thätigkeit zuvor. Jedes Wort, jeder Buchstabe mußte gewissermaßen auf die Goldwaage gelegt werden; jede Gesetzesbestimmung, jede Verordnung mußte stets vor Augen stehen; ja selbst die Fähigkeiten und Neigungen der einzelnen Beamten waren zu beachten, um ermessen zu können, was zu wagen stand und was nicht.

Zum Glück waren mir die Dinge und die Menschen nicht eben unbekannt; ich hatte Erfahrungen und Uebung, sowohl als Redacteur wie als Anwalt und Staatsrechtskundiger; für einen Anfänger und Nichtjuristen wäre die Rolle, welche ich mir vorsezte, schlechthin undurchführbar gewesen. Es kam nicht darauf an, Streit und Zwiespalt zu vermeiden, sondern herbeizuführen, jedoch dergestalt herbeizuführen, daß möglichst viel gewagt und gesagt wurde, daß es aber nicht zu einer endgiltigen Verurtheilung kommen konnte oder doch höchstens zu einer gelinden Geldbuße. Durch den vierjährigen Kriegszustand einerseits und durch die wahrhaft abgefeymte Umbildung der Strafrechtspflege andererseits war die Bevölkerung so eingeschüchtert und hinsichtlich der Rechtssicherheit und des gerichtlichen Schutzes so mißtrauisch geworden, daß Jeder die größte Vorsicht und Zurückhaltung beobachtete. Eine Ermuthigung durch den Augenschein mußte daher äußerst erwünscht und nützlich sein.

Ich begann damit, Dinge zu besprechen und durchzusehen, die auf den

ersten Blick bedenklich erschienen, es im Grunde aber garnicht waren. In Stoff und Anknüpfungspunkten in dieser Beziehung fehlte es nicht leicht. Eine unerschöpfliche Fundgrube waren allein die Bolmar'schen Reden und Schriften, namentlich der von Bolmar früher herausgegebene „Volksfreund“. So gab mir die Beurtheilung der 1848 eingeführten Civilehe einen sehr erwünschten Angriffspunkt. Der „Volksfreund“ hatte das betreffende Gesetz einen „rauhhaarigen Wechselbalg“ genannt, ein „Kind des Ehebruchs mit der Kirche, wozu nicht Gott der Herr, sondern der Teufel in der Hölle der Erzeuger ist! und von welchem Kinde des Ehebruchs, wie von allen Kindern der Ehebrecher, das Wort gilt: „„Über die Kinder der Ehebrecher gedeihen nicht““. Zugleich war die „nothwendige Buße“ für diesen Ehebruch der Kirche mit dem Teufel angegeben worden. „Unser Landesherr“, hatte der B. verlangt, muß die ihm zustehende alleinige gesetzgebende Gewalt in der Kirche an die Kirche wieder zurückgeben, und zwar an das geistliche Amt. Das ist die Thatsache, die von unserm Landesherrn ausgehen muß, wodurch die schädliche Thatsache des Gesetzes vom 29. Oktober 1848 unschädlich gemacht wird; das ist die rettende That für unsere hessische Landeskirche; keine andere heilende That gibt es“.

Man kann denken, wie eine solche Zumuthung dem Kurfürsten einst erschienen war, und wie ihm die Erinnerung daran, die ich, natürlich in der gehörigen Beleuchtung vorführte, behagen mochte.

Allmählich ging ich dann weiter; und es glückte in der That, schon in den ersten Zeiten Anklagen herbeizuführen und dergestalt auszunutzen, daß in erster Instanz eine Verurtheilung zu fünf- und ein halbmonatlicher Festungsstrafe nebst einer Geldbuße von 50 Thalern, in der zweiten aber völlige Freisprechung, und in dritter nur Herstellung der Geldbuße erfolgte. Dadurch und durch einige andere Angriffe und Verfolgungen, die theils mit geringfügigen Verurtheilungen, theils mit Freisprechung endigten, ward es den Leuten klar, daß doch noch ein freies und scharfes Wort möglich sei, ohne sofort in's Castell oder in's Gefängniß zu führen.

Dabei wurden die Anklagen auch insofern ausgebeutet, als das Vertheidigungsrecht dazu benutzt ward, der Regierung die schärfsten Dinge zu sagen und diese dann hintendrein wortgetreu in der Zeitung zu veröffentlichen. Sollte ein Beamter beleidigt sein, so schützte ich meist die Einrede der Wahrheit vor und ließ dann nach allen Richtungen hin eine Pelzwäsche eintreten, welche die ursprünglichen Beschuldigungen noch weit übertraf. Und das Alles geschah stets mit bester Laune.

Der erste polizeiliche Angriff gegen die Morgenzeitung betraf eine Mittheilung über den am 16. September in Frankfurt unter meiner Theilnahme gestifteten deutschen Nationalverein. In meiner Beschwerde gegen die Beschlagnahme zeigte ich, daß eine „Theilnahme“ an dem Verein nach richtiger Auslegung der bestehenden Gesetzgebung durchaus nicht als unstatthaft betrachtet werden könne. Die Ansicht fand gerichtliche Billigung und das Blatt ward freigegeben.

Natürlich hatte nun die Regierung nichts Eiligeres zu thun, als auf Grund der Hassenpflug'schen provisorischen Verfassung eine landesherrliche Verordnung (26. Januar 1860) zu erlassen, wodurch mein Schlupfloch verstopft und sowohl die Mitgliedschaft als Beitragszahlungen und jede Aufforderung zur Theilnahme verboten, bezw. mit Strafe bedroht wurden.

Doch ließ ich mich dadurch nicht in Verlegenheit setzen. Ich forderte nunmehr öffentlich auf, sich zu den „Grundsätzen“ des „Nationalvereins“ zu bekennen und mir Beiträge „zu gemeinnütigen Zwecken“ zu senden, was nicht verboten sei. Alle Welt verstand, worauf es abgesehen war und lachte; Tausende unterzeichneten die „Grundsätze“ und viele zahlten auch, wenn auch — nicht viel.

Minister Bolmar ließ nun polizeilich nachforschen, ob ich das Geld noch habe oder wozu es verwandt worden sei. Ich erklärte, daß ich dasselbe noch wohl verwahrt wisse; und als der Minister dann weiter fragen ließ, wozu ich das Geld zu verwenden gedenke, gab ich feierlichst die Versicherung zu Protokoll, daß ich mir das „noch reiflich überlegen wolle“.

Begreiflicher Weise verfehlte ich nicht, diese und ähnliche Piffigkeiten in der Zeitung bekannt zu machen, und konnte wiederum sicher sein, die Lacher auf meiner Seite zu haben.

Auch wurden die Aufforderungen und sonstigen Veröffentlichungen des Nationalvereins den hessischen und insbesondere den kasseler Anhängern in der Regel vollständig bekannt. Zwar konnte ich sie in die Morgenzeitung nicht aufnehmen; allein ich ließ dieselben außerhalb des Landes drucken und machte dann in der Morgenzeitung bekannt, daß zu meinem Leidwesen eine „Verbreitung“, namentlich eine „geschäftsmäßige“ zwar unstatthaft sei, daß ich aber genau wisse, wo Abdrücke unentgeltlich zu finden seien und daß ich gern darüber Auskunft ertheilen werde; denn ich mache aus der Sache keineswegs „ein Geschäft“, wohl aber mache ich mir „ein Vergnügen“ daraus.

Oft auch hatte ich die Aufmerksamkeit, den Ministern und dem Polizeidirector sofort Exemplare durch die Stadtpost frei zuzusenden.

Gewöhnlich kam dann andern Tags ein Polizeidiener oder auch wohl ein sonstiger Abgesandter, um sich des Weiteren zu erkundigen. Natürlich traf sich's dann meist, daß soeben die letzten Abdrücke von Neugierigen von der Lagerstelle weggenommen worden; allein die nächste Zeitungsnummer brachte unter Mittheilung dieses unangenehmen Zufalls die „erfreuliche Nachricht“, daß wieder eine neue Sendung eingetroffen sei. Und so ging's zur Erheiterung des Publikums fort.

Eine Zeitlang wurde nur mit polizeilichen und gerichtlichen Beschlagnahmen und nachfolgenden Anklagen vorgegangen; als dies aber nicht zu dem gewünschten Ziele führte, indem die Beschlagnahmen in oberer Instanz aufgehoben und die Anschuldigungen schon nach einer vorläufigen Vernehmung als unbegründet zurückgewiesen wurden, gab man der Preßverordnung vom 19. December 1854 die Auslegung, daß die Verwaltungsbehörden das Recht

hätten, Druckschriften mit Beschlag zu belegen und zu unterdrücken, ohne daß gegen den Verfasser oder Herausgeber und Verbreiter gerichtlich eingeschritten zu werden brauche.

Diese kühne Maßnahme schien den besten Erfolg zu versprechen; denn es war nicht unwahrscheinlich, daß die Abonnenten durch die häufigen Unterbrechungen unwillig werden und schließlich das Blatt aufgeben würden. Allein eines Theils brachte der allseitige Eifer insbesondere die Rührigkeit der Druckerei, durch vorrätigen Satz unverfänglicher Artikel es fertig, daß meist sofort eine neue Nummer zusammengestellt und gedruckt werden konnte (einmal ward die Ausgabe des Blattes selbst durch eine viermalige Wegnahme an einem einzigen Morgen nicht gehindert); andern Theils klagte ich mich wegen der angefochtenen Artikel selber an, um durch ein freisprechendes Erkenntniß die Regierungsaussprüche mittelbar zu vernichten.

Zwar wurde dieser Antrag von der Staatsprocuratur zunächst abgelehnt, weil die fraglichen Artikel in den weggenommenen Blättern nicht verbreitet worden wären; indessen fand sich Rath, diesem Mangel abzuwehren. Ich ließ die Artikel in einer besondern Broschüre in Frankfurt drucken, schickte diese durch die Stadtpost den höchsten Staatsbeamten zu und berief mich dann auf deren Zeugniß, wiederholt um richterliche Aburtheilung meiner angeblichen Vergehen bittend. Das half: der öffentliche Ankläger erklärte, daß ein Grund zum strafgerichtlichen Einschreiten nicht vorliege. Und so waren die Regierungsaussprüche sämmtlich vernichtet.

Bolmar griff nunmehr wieder zu gerichtlichen Beschlagnahmen und Anklagen.

Zwei Beschuldigungen gelangten auch wirklich bis an das Strafgericht, wurden aber hier sofort als „rechtlich unbegründet“ zurückgewiesen, ohne daß nur eine Mittheilung der Anklagen erfolgte.

Eine Beschlagnahme aber wurde wirklich vom Obergericht bestätigt. Ich führe dies an, um zu zeigen, wie streng die Gerichte verfahren und wie wenig also in andern Fällen Grund zum Einschreiten vorhanden gewesen sein muß. Die verurtheilte Stelle lautet wörtlich: „Wir haben nicht bezweifelt, daß jeder Ehrenmann bereit sein werde, das Verfassungsrecht des Landes nach Kräften zu wahren“.

Darin fand die Mehrheit des Obergerichts eine Beleidigung der „Staatsregierung“.

Andere Beispiele von der Strenge der damaligen Gerichte gegen die Morgenzeitung sind folgende: In einem Leitartikel hatte Professor A. Pfaff einfließen lassen: Herr von Linde „spule“ noch immer im Palaste der Eschenheimer Gasse; diese „Beleidigung“ kostete 50 Thaler. Ferner: ein Schulaufseher war als „frömmelnder Inspector“ bezeichnet worden, was noch höher veranschlagt ward. In einer aus der unangefochten verbreiteten Weferzeitung entnommenen und sogar ernstlich gemilderten Mittheilung wurde dem „hessischen Adel“ „Nichtigkeit“ zur Last gelegt und von der hassenpflugischen „Ersten

Kammer“ behauptet, sie sei eine „junge Miß . . .“ Das war vollends übel vermerkt, obwohl das letzte Wort nicht ausgedruckt war. An der Aburtheilung des Falles hatte, wie es hieß, Jemand Theil genommen, der zugleich Mitglied der Ersten Kammer, also gewissermassen betheiligte war. Eine fragende Wendung in der Zeitung, ob das schädlich sei, wurde auf's Schwerste verurtheilt. Ja einst witterte man sogar „Majestätsbeleidigung“ und fragte wegen der Verfolgung an, worauf das Justizministerium beschloß, daß drei Majestätsbeleidigungen auf ein Mal zu verfolgen seien.

Einige dieser Anklagen kamen mir indessen nicht unerwünscht. Der „Sput“ ward mit heiterer Gründlichkeit behandelt; sogar die sprachliche Belesenheit und Autorität Jakob Grimms nahm ich zu Hilfe. Bei dem „frömmelnden“ Schulinspector wurde das damals in vollster Blüthe stehende Muckerthum durchgeholt und die „junge Miß . . .“ gab Anlaß, die lächerlichen Anmaßungen der Ritterschaft auf den Amboss zu legen. Natürlich wurden die Vertheidigungen in der Morgenzeitung mitgetheilt. Besonderen Beifall fand die Eintheilung und Charakterisirung der Frömmler oder Mucker. Dr. Stilling war davon so befriedigt, daß er mir zwei Pistolen zu meinen Sammlungen sandte, und Andere waren nicht minder entzückt, wenn sie auch weniger — zahlten.

Ich hatte alle Arten von Frömmlern angenommen, die genau in's Auge zu fassen seien, um zu sehen, ob es sich vorliegend um eine Bezeichnung handele, die an sich eine Beleidigung enthalte. Ueberall waren Deutungen und Hinweisungen auf gewisse Vorgänge und Personen gegeben, die nicht leicht mißverstanden werden konnten. Ich hebe daraus Einiges hervor:

Die Ausdrücke „Frömmler“, „frömmeln“, hieß es, sind neuerer Bildung und finden sich z. B. bei Adelung, um 1775, noch nicht. Zunächst wird damit ein „pietistisches“ Wesen bezeichnet; doch kommt Frömmeler auch in einem weiteren Sinne vor und wird neuerdings häufig gleichbedeutend mit Mystiker und Wunder gebraucht. In Kurhessen namentlich sind die Wörter Mucker, Zusammennuckern, Muckern ꝛc. üblich geworden um in religiöser und kirchlicher Beziehung alles Dasjenige zu bezeichnen, was eines Theils einer freieren Religionsanschauung, andern Theils einer einfachen Frömmigkeit, die nicht viel Aufhebens macht, sondern in stiller Gottinnigkeit der Tugend nachgeht, gegenübersteht.

Zu den Muckern im weitern Sinne werden gerechnet:

1) Die Heuchler, Scheinheiligen, Gleisner ꝛc., überhaupt alle Diejenigen, welche gegen ihre Ueberzeugung oder im Widerspruch mit ihrem Glauben oder ihrer Handlungsweise fromm thun und vielleicht um irdischer Vortheile willen eine besondere Gläubigkeit zur Schau tragen, z. B. als Mitglieder eines (damals in Kurhessen bestehenden) „großen Bundesraths“ übereifrig treubündeln oder sonst „mit Gott, für Fürst und Vaterland“ so lange wirken, bis sie eine fette Stelle erlangen oder auch wohl — in's „Zuchthaus“ gerathen. Der Vorwurf einer solchen Handlungsweise würde allerdings ehrenrührig sein, liegt aber in der Bezeichnung Frömmigkeit ohne Weiteres nicht.

2) Die Betbrüder, Heiligen, zc., überhaupt Solche, deren Hauptlebensaufgabe Beten und Augenverdruchen zu sein scheint, die sich entsetzen, wenn von Theaterbesuch oder sonst einer Regung der „sündigen Fleischesnatur“ die Rede ist.

3) Die Strenggläubigen oder, wie Goethe im Gegensatze zu „Frömmlingen“ sie nennt, die Strenglinge, die Zeloten, Wutheiferer, Zionsstreiter zc., deren Lieblingssatz es ist: Wer diesen Glauben nicht hat, der wird verdammt werden!“

4) Die Unduldsamen, brandigen Reherichter zc., die selbst die weltliche Macht mit weltlichen Vortheilen und Nachtheilen zu Hilfe rufen, um Andersgläubige zu verfolgen.

5) Die Kraftfanatiker, Grundstürzer, Verderbenschauber zc., die „ihren Abscheu“ vor abweichenden Meinungen und Bestrebungen sich gar nicht grundkräftig genug auszudrücken wissen und z. B. „von einer unmittelbar aus dem Abgrund entfliegenen teuflisch gefunden Teufelskraft“ reden.

6) Die Teufelsseher, Teufelsaustreiber u. dgl. Dahin gehören z. B. Diejenigen, welche (gleich Wilmar) das „Zähnefletschen des Teufels“ erblickt haben; ferner die Heiligen, welche, wenn ihnen das sündige Fleisch einen Streich gespielt, dies dem Teufel in die Schuh schieben, der ihnen, nach Verschiedenheit des Geschlechts, in weiblicher oder männlicher Gestalt erscheinen sei. Auch die Geisterseher, Auserwählten, Erweckten zc. gehören hierher.

Alle diese Arten von Muckern können zwar unter Umständen mit Sitte und Recht im Widerstreit gerathen, allein es liegt das nicht nothwendig im Begriffe, und jeden Falles sind die eigentlichen Frömmeler davon verschieden. Bedenklicher sieht es mit einigen weiteren Klassen aus, nämlich:

7) mit dem Kirchlich-Herrschjüchtigen und Geistes-Hochmüthigen, sowie

8) mit den Unflath-Predigern, Höllenmalern und dergleichen. Zu den ersterey gehören Diejenigen, welche gern (protestantische) Bischöfe, Cardinäle oder — wohl gar Papst werden möchten; ferner Solche, welche, wenn ihr Herr und Meister strafgerichtlich verurtheilt worden ist,*) erklären, sie wüßten zwar, daß der Betroffene noch „vom Teufel und seinem eigenen Fleisch“ angefochten werde, daß aber „der Herr ein ganz besonderes Rüstzeug aus ihm gemacht habe“, und daß es für sie „eben so feststehe, wie die Thaten Gottes und dessen Worte“, daß die Streiche, welche man gegen das Rüstzeug führe, im tiefsten Grunde nicht der Person, noch viel weniger einem wirklich vermeinten sittlichen Makel, sondern vielmehr nur seiner Stellung im Reiche Gottes gelten.

Zu den letzteren müssen Diejenigen gezählt werden, welche sich gern in ausgefucht derben Ausdrücken ergehen, als Fressen, Saufen, & . . . , & . . . zc. An die Höllenschilderer schließen sich

9) die „Thier“-Maler an, die abgeschmackten Apokalyptiker und dgl.

*) Bezieht sich auf Wilmar.

So erschien 1845 ein Schriftchen über „die kurhessische Kirche“, worin dieser Zweig der Muckerei mit besonderer Meisterschaft behandelt worden ist. „Es ist . . . das Thier“, heißt es dort unter Anderm, „welches behauptet, das Erdreich gehöre sein; dieses Thier tritt jetzt gegen die Kinder Gottes auf“ . . . „Um gegen dieses aufsteigende Thier seine Gemeinde zu beschützen, hat der Herr in unseren Tagen den in den deutschen Urwäldern schlummernden hessischen Löwen aufgeweckt, den Stammlöwen nämlich, mit Einem Abzeichen seines Muthes, *leonum animi index cauda est*“. Der hessische Löwe also, dessen Abzeichen des Muthes „der Schwanz ist“, soll mit dem „aufsteigenden Thiere“, das natürlich auch einen rechtshaffenen Schweif haben wird, und das sich schon „ganz frech gezeigt und seine unheiligen Pöten in die Höhe gehoben“ hat, einen Kampf auf Leben und Tod beginnen. Gefährlich ist zwar der Kampf, aber „der hessische Löwe möge es nicht scheuen, dem aufsteigenden Thiere gegenüber vor die Kinder Gottes zu treten“ . . . „Sollte er auch in seinem Kampfe erliegen, nun so hat er doch auch dem Thiere den Todesstoß gegeben und“ — vielleicht können sich beide, wie die Münchhausenschen Löwen, gegenseitig bis auf die Schwänze aufreffen, so daß die Kinder Gottes in aller Ruhe des Ausgangs harren und froh sein dürfen.

Man sieht, auch diese Richtung des Muckerthums hat bei aller Schrecklichkeit solcher Thierkämpfe ihre gute Seite, und jeden Falles unterscheidet sie sich wesentlich von eigentlicher Frömmerei.

10) Auch von den bloßen Nachbetern, sowohl von den gutmüthigen als von den bornirten Eiferern, müssen die Frömmeler unterschieden werden. Es ist wenigstens nicht begriffsnothwendig, daß sie, wie jene, ohne alles Verständnis für die Sache, sich dennoch berufen glauben, für den „alten befestigenden Christusglauben“ unter Anderem auch dadurch in die Schranken zu treten, daß sie Andersgläubige mit besonderer Sorgfalt „an der Mauer begraben lassen“ zc. Dagegen zeigt sich

11) wahrer Pietismus oder Frömmerei im engeren Sinne in einer doppelten Richtung, nämlich einmal in der Weise, daß die Gottesfürchtigkeit mit einer übermäßigen Gefühlschwärmerei oder mit einer süßlichen Empfinderei und Schönthuerei verbunden ist, und sodann in der Art, daß Frömmigkeit und Gläubigkeit mit einer gewissen Absichtlichkeit zur Schau getragen oder ohne genügenden Anlaß in religiösen Stichwörtern an den Tag gelegt wird. Heuchelei und Scheinheiligkeit braucht damit nicht verbunden zu sein. Wohl aber wird man es als Frömmerei bezeichnen dürfen, wenn der Name Gottes oder die Person des Herrn und Heilandes auch da im Munde geführt wird, wo es sich nicht um religiöse Dinge handelt, wenn z. B. ein neues juristisches Buch über „den Beweis durch Schrifturkunden“ mit der Bemerkung, daß „Gottes Gnade“ auch in Betreff der Schrift nicht unbezeugt geblieben sei, und weiter mit einer Hinweisung auf die „Wiedergeburt durch den Glauben“ eingeleitet ist. Das Zeitwort Frömmeln hat wie ähnliche Ausdrücke, z. B.

klügeln, liebeln u., wohl die Bedeutung einer gewissen Schwächlichkeit, Oberflächlichkeit, Gesuchtheit u., keineswegs aber den Sinn gleichnerischen oder lügenhaften Scheins. Auch die Wendung: „frömmelnder Inspektoren“ kann daher unmöglich etwas Verletzendes, Beleidigendes enthalten. Mag es auch nicht Jedem angenehm sein, als ein frömmelnder Mann bezeichnet zu werden, eine strafbare Ehrenkränkung liegt nicht darin“.

Uebrigens wurde auch die Einrede der Wahrheit vorgeschützt; denn die betreffenden Schulinspektoren waren wirklich einer Richtung zugethan, die sehr allgemein als eine „fromme“ und „strömende“ betrachtet ward. So trat einst ein Dr. Herwig entschieden für das Dasein des Teufels auf und spielte, statt des ihm obliegenden Religionsunterrichts, den Kindern „religiöse Phantasien“ vor. Als ein Elementarlehrer die Worte des zweiten Artikels im zweiten Hauptstück: „erlöset von der Gewalt des Teufels“ mit „beistehen im Kampfe gegen das Böse“, erklärte, trat Herr H. dazwischen und belehrte die Kinder über den „persönlichen Teufel“.

Am schlimmsten stand es für mich und die Morgenzeitung, wenn eine Sache bis an das Ober-Appellationsgericht gelangte. Der alte glänzende Ruf dieses Gerichts war durch Hassenpflug längst sehr beeinträchtigt worden. Schon während seiner ersten Ministerzeit hatte H. bei Ernennungen und Versetzungen sich vielfach durch politische Rücksichten leiten lassen. Zu Anfang der fünfziger Jahre nahm er vollends eine Reinigung des höchsten Gerichts, das nach der Verfassung von 1831 zugleich Staatsgerichtshof war, vor. Und zwar geschah dies auf gesetzwidrige Weise, indem ein 1848 erlassenes Gesetz, wodurch der Landesvertretung ein Mitwirkungsrecht bei der Besetzung des Gerichts eingeräumt worden war, verfassungswidrig beseitigt und von da an jede Ernennung einseitig von der Staatsregierung bewirkt wurde.

So konnte es nicht fehlen, daß, als ich die Herstellung der alten Verfassung und dann auch des erwähnten Gesetzes betrieb, die Zustände des Gerichtshofes und zugleich die Personenfragen vielfach mit herangezogen werden mußten. Namentlich fühlte man sich beleidigt, als ich einst die Fähigkeit und Tüchtigkeit einiger Mitglieder, gegenüber von solchen Männern, welche bei der Besetzung der fraglichen Stellen übergangen oder zurückgesetzt worden waren, in Frage gezogen hatte.

Ich griff nun auch hier zum Beweise der Wahrheit und da sich's traf, daß gerade zwei Mitglieder entgegengesetzter Neigung vorhanden waren, von denen der Eine Nichts that und das Zimmer stets voller Rückstände hatte, der Andere aber vor der Endlosigkeit seiner „Relationen“ zu Nichts kam, so schlug ich Beide zu Zeugen vor, und zwar dergestalt, daß sie sich gegenseitig bezeugen sollten, der Eine, „daß der Herr College nicht anzufangen wisse“, der Andere, „daß der Herr College nicht zu enden verstehe“.

Zugleich benannte ich auch noch andere Mitglieder als Zeugen, unter ziemlich genauer Angabe der Zahl der Rückstände, die mir zufällig bekannt geworden war, und verbat mir dann die Mitwirkung Aller zur Entscheidung von Anklagen gegen mich selbst.

Indessen kam's zu meiner Beweisaufnahme nicht; das Gericht erster Instanz umging dieselbe durch sofortige Freisprechung.

Da nun auf solche Weise der verhassten Zeitung mit erheblichem Erfolge nicht beizukommen war, so versuchte man's auf andere Weise.

Nach den damals in Wirksamkeit befindlichen Bestimmungen konnten Druckereiconcessionen auch im Verwaltungswege entzogen werden. Der Drucker der Morgenzeitung, Herr Scheel, hatte ohnehin nur eine widerrufliche Gestattung. Zwar war er niemals verurtheilt oder auch nur verwarnet worden; allein das hinderte nicht, daß ihm im Juni 1860 ohne Weiteres die Druckereierlaubnis entzogen wurde.

Er stellte nun seine Druckerei unter die Firma eines Andern; aber verlangte natürlicher Weise Bürgschaften. Sollte keine Unterbrechung entstehen, so mußte ich selbst in dieser Beziehung eintreten und ich sicherte dem Manne eine lebenslängliche eventuelle Entschädigung von achthundert Thalern zu und die Sache hatte einstweilen ihren Fortgang. Aber bald ward auch diesem Drucker die Concession entzogen und ihm nur noch eine Abwicklung der Geschäfte gestattet.

Dies Mal waren zwar formell die erforderlichen „Verwarnungen“ erfolgt; allein es fehlte an jeder rechtskräftigen Verurtheilung; ja wegen des letzten Verwarnungspunktes wurde nicht einmal eine Anklage versucht, obwohl ich ausdrücklich darum bat und bei der Erfolglosigkeit meiner Bitte beim Generalstaatsprocurator Beschwerde darüber führte, daß man mich nicht verklagen wollte. Und doch verlangten die betreffenden Bundesgesetzbestimmungen zur Concessionsentziehung ausdrücklich „beharrliche Verbreitung von strafbaren Druckschriften“.

So setzte man sich sogar über klare Bundesvorschriften hinweg.

„Nun wird er keinen Drucker mehr bekommen“, soll der Kurfürst ausgerufen haben, als er die Nachricht von der zweiten Concessionsentziehung erhielt; „jetzt ist's mit der Morgenzeitung vorbei!“

Indessen fand sich doch noch ein Drucker, freilich unter den allervorsichtigsten Bedingungen. — Man arbeitete einen Theil der Nacht hindurch und am andern Morgen erschien die Morgenzeitung zur gewohnten Stunde.

Einer „der Söhne“ des Kurfürsten konnte, wie erzählt wurde, sich das Vergnügen nicht versagen, gleich mit dem ersten Abdruck, der ihm zu Gesicht kam, nach Wilhelmshöhe zu reiten, um doch seinem lieben Vater das Wiedererscheinen der geliebten Zeitung augenfällig darzuthun. Die gegenseitige Freude und Begrüßung kann man sich leicht hinzudenken.

Nun mußte jedes Wort vermieden werden, was auch nur einen scheinbaren Anlaß zu einem Vorwurfe hätte abgeben können. Dennoch erfolgte eine erste Verwarnung und das Messer saß also jetzt wirklich an der Aehle; selbst der Hauch eines Schattens mußte vermieden werden.

Da griff ich zu Flugblättern, die in Frankfurt gedruckt, und als die Versendung durch die Post eingestellt werden mußte, durch zahlreiche Vertrauenspersonen unentgeltlich verbreitet wurden, bis die Herstellung der Verfassung auch für die Presse mehr Rechtsicherheit brachte.



Tintoretto.

Von

Julius Hüner.

— Dresden. —



Es mag nicht überflüssig erscheinen, gleich hier auszusprechen, daß die nachfolgende Skizze, denn so ist sie absichtlich genannt, nicht den Zweck einer erschöpfenden Studie des Mannes, dessen Name sie an der Spitze trägt, und seiner Zeit zum Ziele hat, noch weniger aber in Concurrenz treten kann und will mit den ernstesten Arbeiten unserer Kunsthistoriker von Fach. Sie folgt vielmehr einem dilettantischen Triebe der Empfindung, zufrieden, wenn sie eine Anregung zu neuen Gesichtspunkten zu geben und ohne den Zwang einer wissenschaftlichen Methode, ihren Helden und sein Zeitalter, insbesondere auch durch gelegentliche Seitenblicke auf die Gegenwart, dem Verständniß gebildeter Leser näher zu bringen im Stande wäre. Das historische Factum mag dann immerhin nur mehr der Träger allgemeiner Gedanken, der Anlaß zu Begründung einer allgemeineren Einsicht in künstlerische Zustände werden, in einer Weise der Darstellung, die, wenn auch nicht neu, doch im Ganzen weniger benutzt ist, und somit gerade in einem Organ allgemein geistiger Interessen, welches kein Fachjournal ist, besonders berechtigt erscheinen darf.

Wie es im Leben der Menschheit und in ihrer Geschichte, Momente und Situationen giebt, welche sich zuweilen mit auffallender Aehnlichkeit in anderen Zeiten wiederholen, so auch in der Entwicklung der Kunst und ihrer besondern Geschichte. Die Betrachtung solcher Aehnlichkeiten und theilweiser Wiederholungen, besonders wenn sie mit der Gegenwart zum Vergleich auffordern, werden dann um so lehrreicher und interessanter sein, weil sie unser Urtheil über die Gegenwart, die bekanntlich am schwersten zu verstehen und in ihren Zielen zu erkennen ist, berichtigen und aufklären müssen.

Auch die Zeit, in welche das Leben des Mannes fällt, welche hier unserer Betrachtung zum Grunde gelegt werden soll, bietet eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den Kunstzuständen unsrer Gegenwart, die mich immer mit einem noch ganz besonderen Interesse für den bedeutenden Mann und seine Leistungen erfüllt hat.

Die italienische, die einzige moderne Kunst, welche gleich der hellenischen einen vollständigen Abschluß in stetiger Entwicklung, gewonnen hatte, war seit Giotto's Erscheinen am Ende des 13. Jahrhunderts bis zum Tode Tizians in vollen dreihundert Jahren ruhmreichen Wachsthums an das Ende ihrer Culmination gekommen.

Lionardo da Vinci, Michel Angelo und Raphael hatten einen Gestaltenreichthum geschaffen, den man bis dahin nicht geahnt hatte und wenn auch der Inhalt ihrer unsterblichen Werke sich mit wenig Ausnahmen immer noch in den heiligen Kreisen der alten Kunst bewegte, so war doch die Form zu einer Vollendung gediehen, welche nun nicht mehr übertroffen werden konnte. Das Studium des menschlichen Körpers, die Gesetze seines Organismus und seiner Bewegung, waren an der Hand der Kenntniß der Anatomie, besonders durch Lionardo und Michel Angelo zu einer für alle Zeiten unübertrefflichen Wahrheit der Darstellung gelangt, welcher der unsterbliche Genius des göttlichen Raphaels, der divino garzone, wie ihn die Zeitgenossen bewundernd nannten, nur noch den Stempel der Schönheit aufzudrücken brauchte um die höchste Höhe der Entwicklung der italienischen Malerei zu bezeichnen. Schon in diesem Momente war einem Geiste wie Tizian, dem Schöpfer der venetianischen Schule, nur noch die mehr einseitige Vollendung der Farbe, der Reiz des vollendeten Colorits und dem Correggio ebenso nur noch der Zauber des Lichtes und Seldunkels in einer auch bei den größten seiner Vorgänge noch unerreichten Höhe übrig geblieben.

Zu Tintoretto's Zeiten waren auch diese beiden Domänen der Malerei schon vergeben und es blieb für ihn und seinen feurigen Geist eben nur noch das Gebiet vollendeter Technik übrig, wenn er überhaupt noch ein eigenes Gebiet beanspruchen wollte.

Hier und in diesem Umstande liegt nun, wie mir scheint, eine jener interessanten Aehnlichkeiten vergangener Zustände mit unserer eigenen und nächsten Gegenwart vor, welche natürlich wie alle Aehnlichkeiten, keine Gleichheit sein kann und nur mutatis mutandis d. h. mit richtiger Beobachtung der vorhandenen Unterschiede betrachtet werden muß, um lehrreich und interessant zu sein.

Die moderne deutsche Kunst hat in dem unglaublich kurzen Zeitraum von 50—60 Jahren mit dem Erscheinen der Werke des Almus Carstens einen Aufgang zur Erneuerung und einen Umschwung erlebt, welcher mit der großen italienischen Entwicklungsperiode etwa nicht nur den einen Zug wesentlich theilt, daß derselbe nicht minder wie jene Zeit Giotto's und seiner Genossen, von dem größten und tiefsten Gedankeninhalte und somit

gestützt auf Homer und die Antike die Gegenstände der heiligen Ueberlieferung begann. Es war ein Zug ernster Vertiefung nach einer versachsenden Einwirkung französischer Einflüsse, wie ihn nicht lange vorher die deutsche Literatur unter Gottsched erlebt und durch den patriotischen, echt deutschen Sturm und Drang der edelsten Geister abgeschüttelt hatte.

Wir haben als Zeitgenossen größtentheils den Umschwung in der Malerei mit erlebt und brauchen uns bei dem Einzelnen nicht aufzuhalten, um unsere flüchtige Parallele zu skizziren. Wir sahen in Cornelius und seinen römischen Genossen den Beginn einer großartigen gedankentiefen Epoche, die insbesondere in zahlreichen monumentalen Wandmalereien gipfelte, wir erlebten die Gründung der Düsselborfer, der Münchner Schule und so viel Anderer, ihre allmähliche Einlenkung in die Bahnen der neuesten Kunst, welche dem Leben mehr gerecht zu werden strebte und zuletzt unter dem Einfluß und an der Hand der herrschenden Naturwissenschaft endlich eine neueste totale Abwendung von dem idealen Streben der Vorgänger zur sogenannten Realität, deren Thron jetzt nicht bloß in der bildenden Kunst, sondern in allen geistigen Richtungen, wie man meint, unumstößlich fest gegründet ist.

Nachdem so ein Kreislauf durch die Extreme stattgefunden, was Wunder, wenn kühne Geister, wie Hans Makart, mit seiner eminent koloristischen Begabung, und seine Gefinnungsgenossen, ebenso wie einst Tintoretto und die Seinen, die Epigonen einer strengen Richtung, einmal das Entgegengesetzte versuchen und mit entschiedenem Absehen vom Gedankeninhalt den Schwerpunkt des Kunstwerks in die sogenannte Maché verlegen, was am Ende eben so wenig neu ist, wie das bisher Geltende.

Solch ein ähnlicher Zeitpunkt war es, als Tintoretto, eigentlich Jacopo Robusti*) (geb. zu Venedig im Jahre 1512) seine Künstlerlaufbahn begann. Wer vermag sich heut zu Tage auch nur annähernd noch einen Begriff von dem Eindruck zu machen, den die Vollendung der Deckengemälde in der Sixtinischen Kapelle zu Rom auf die erstaunte Mitwelt hervorgebracht haben muß. Es war in der That ein Wunder geschehen, denn selbst nach alle den vorbereitenden herrlichen Thaten der älteren italienischen Kunst, selbst nach dem Erscheinen eines so univetsalen Geistes wie Lionardo da Vinci, war

*) Zu deutsch etwa: Jakob Stark, ein Name von guter Vorbedeutung für einen zukünftigen Malervirtuosen, der in seinem Leben mehr Leinwand verbraucht hat als zehn große Meister der früheren frommen Perioden. Es ist, beiläufig bemerkt, überhaupt nicht ohne einen gewissen pikanten Reiz die für unser Ohr so hochpoetischen Namen italienischer Künstler gelegentlich einmal in unser prosaisches Deutsch zu übersetzen, da lautet es denn ganz gemüthlich, wenn man den großen Antonio Allegri da Correggio als einen braven Anton Fröhlich oder Anton Lustig (er nannte sich auch in gewissen Urkunden Pietro) kennen lernt. Raphael Heiligen (Santi) klingt schon vertraulicher, Bartel Pferdechwemmc. (Bartolomeo Bagnacavallo), Peter Mülplein (Pietro Berettini), Andreas Wahrauge (A. Vecocchio), Willkomm Nelse (Benvenuto Garofalo) ergößlich genug und so viel andere noch. Tintoretto, der kleine Färber, nannte man den jungen Robusti, weil sein Vater ein Färber (tintore) war, wenn die Fabel wahr ist.

doch die Riesenschöpfung des jugendlichen Michel Angelo (im Jahre 1508) immer noch ein wahrhaftes Wunderwerk. Er hatte die Sixtinische Kapelle für alle Zeiten geweiht zu einem Tempel der erhabensten Phantasien über die Schöpfung der sichtbaren Welt durch die Hand eines ewigen Gottes, den der Genius des großen Künstlers so kühn war, den erstaunten Zeitgenossen sichtbar vor Augen zu stellen, wie einst Phidias den homerischen Zeus, den Jehovah des Monotheismus der semitischen Patriarchen, gegenüber dem Vater der Götter Griechenlands, dem Ideal des Polytheismus.

Seitdem ging von jener Stätte ein überirdischer Glanz aus, der Feuerchein eines gewaltigen Meteors, der selbst den sanften Morgenstern der Schönheit, der eben in des göttlichen Urbiners Werken zu leuchten begann, das himmlische Licht überirdischer Anmuth in den Raphaelischen Schöpfungen zeitweise erbleichen machte.

Es war eine künstlerische That von höchster Bedeutung, die heute noch und für alle Zeiten ein dichterisches Echo in empfindenden Herzen weckt bei dem unsterblichen Namen Michelangelo!

Ist es aber in der That unmöglich den Eindruck dieser Wunderthat auf die Zeitgenossen zu schildern, so mag es um so eher erlaubt sein, den Eindruck auf einen Zeitlebenden hier in poetischer Form zu geben.

Von deines Adlerfittichs Schwung getragen,
Durchmessen wir des Aethers weite Hallen,
Die Schöpfungstage ernst vorüber wallen,
Der Offenbarung gotterfüllte Sagen.

Und wie im Buch der Bücher aufgeschlagen,
Hast Du in Bildern hier uns schauen lassen,
Was wir in Worten ahnend kaum erfassen,
Und nur dein Riesengeist so durfte wagen.

Denn an der Decke Himmelsbogenräumen
Zeigst Du uns hier in hoch erhabenen Träumen
Der Ewigkeiten heilige Tempelschwelle.

Wölbt du uns in geheimnißvoller Nacht,
Ein Firmament mit goldner Sterne Pracht,
Zum Weltall die Sixtinische Kapelle!

Vier Jahre vor der Geburt Tintoretto's war dieses Wunderwerk in's Leben getreten, seitdem hatte Raphael sein Reich unsterblicher Schönheit in zahlreichen Schöpfungen gegründet, der alte Tizian den Zauber noch nie gefehener Farbenpracht in's Leben gerufen und es war schon eine Ahnung von Correggio's neuen Siegen auf dem Gebiete des Hell dunkels durch die Künstlerwelt gegangen. Nichts schien mehr übrig geblieben zu sein für neue Enthüllungen, was Wunder, daß ein so feuriger Geist wie der junge Tintoretto, sich sagte, nur die meisterhafte Vereinigung möglichst vieler dieser Eigen-

schaften dürfe sein Ziel sein. Er ging ja wohl natürlicherweise zuerst zu dem ihm am nächsten Stehenden, dem großen Landsmann Tizian in die Lehre, der in Venedig unumschränkt regierte seit der gewaltige Giorgione jung gestorben war, aber das Bündniß zwischen Meister und Schüler scheint nicht von langer Dauer gewesen zu sein. Der junge Tintoretto lernte bald auf eigenen Füßen stehen, gründete seine eigene Werkstatt über deren Thüre er, als das Motto seines glühenden Strebens, die Worte schrieb:

„Il disegno di Michel Angelo el colorito di Tiziano“.

„Die Zeichnung Michelangelo's und die Farbe Tizian's“.

Es ist charakteristisch für alle solche Zeiten, welche einen gewissen Kreislauf von großartigen Leistungen durchgemacht und eine Culmination erlebt haben, daß an die Stelle des unbewußten Triebes, welcher die großen Meister aller Zeiten sicher zum Ziele führt, ein verständiges, nüchternes Bewußtsein tritt, welches mit bestimmter Klarheit sich die Ziele vorschreibt, welche noch zu erreichen möglich seien, das sogenannte Epigonthum, was ohne die eigentliche Seele und ohne den tieferen Inhalt großer Zeiten, doch mit den erworbenen Schätzen und Kräften der Vergangenheit manches Bedeutende und Tüchtige leisten darf.

Das war auch Tintoretto's Fall. Schon in Tizian's Werkstatt soll er durch einzelne geniale Zeichnungen die Eifersucht des Meisters erweckt und sich die Stellung verdorben haben, doch sind das Sagen, deren Wahrheit schwer zu erweisen, obwohl sie durchaus nicht unwahrscheinlich sind. Gewiß ist wenigstens, daß sich das Verhältniß des ehemaligen Schülers zu dem alten Meister später zu einer wirklichen Rivalität gestaltete.

Daß der verstößene Schüler trotzdem nicht aufhörte den großen Meister zu bewundern, beweist am meisten die oben angeführte Inschrift des neugegründeten Ateliers. Obwohl die Verbindung der Eigenschaften Michelangelo's und Tizian's, eigentlich eine unmögliche sein mußte, war doch das ganze Streben Tintoretto's auf die Verwirklichung dieses Gedankens gerichtet.

Nicht ohne schwere Kosten wußte er sich die Abgüsse, welche von den besten damals bekannten Antiken zu haben waren, und insbesondere die von Daniel da Volterra, dem Schüler Michelangelo's, ins Kleine kopirten Nachgestalten aus der Grabkapelle der Medizeer in Florenz, zu verschaffen. Tag und Nacht zeichnete er diese Vorbilder unermülich von allen Seiten, bis er sich jenen Stil der Formen ganz zu eigen gemacht hatte, den die damaligen Künstler nach des alten Basari Ausdruck, so gern „fero“ (wild) und „terribile“ (schrecklich) nannten. Eine Bezeichnung jener gewaltsamen Bewegungen, die Michelangelo zuerst eingeführt hatte, welche bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit des menschlichen Organismus reichten, und nur einem Künstler gelingen konnten, der so tief wie er in die Geseze der Anatomie und der Struktur des menschlichen Körpers eingedrungen war, Bewegungen, welche auch bei seinen Gestalten zuweilen die organischen Geseze, viel öfter noch das Maß der Schönheit überschreiten.

Aber auch das Studium der lebenden Natur vernachlässigte der junge Künstler ebenso wenig, als er nicht minder nach des großen Florentiners Beispiel am Cadaver die Gesetze der Anatomie studirte. Häufig machte er sich kleine Figurenmodelle von Thon oder Wachs und bekleidete sie mit Zeug, um an ihnen die der Bewegung anpassenden Faltenbrüche genau beobachten zu können. Zuweilen ging er sogar soweit, sich die architektonische Umgebung seiner Figuren aus Holz und Pappe zu construiren und dann Alles künstlich zu beleuchten, um Licht und Schatten und die Zusammenwirkung beider, sowie die prospectivischen Linien des Ganzen treu nach den Gesetzen der Natur wiedergeben zu können.

So mag er auch wohl Einer der Ersten gewesen sein, welche die moderne Unsitte des Naturstudiums bei Nachtbeleuchtung einführten, für Bilder, welche doch die volle Tagesbeleuchtung wiedergeben sollten. Sie erreichten damit freilich eine bestimmte Sonderung von Licht- und Schattensmassen, eine stärkere Rundung und plastische Modellirung ihrer Figuren allein sie haben damit auch ein finsternes Element in die Malerei hineingetragen, dessen schädliche Wirkung erst später in der Schule des Carvacci's am deutlichsten hervortritt. Der helle, frohe Tagschein und die bunten und leuchtenden Farben der alten Schulen sind mit dieser gelehrten Schwarzkunst zu Grabe getragen. Wenn bei der bolognesischen Schule dann der abscheuliche, damals allgemein übliche, braunrothe Bolusgrund der Leinwand noch hinzukommt, welcher zwar schneller eine gewisse Rundung zu erzielen erlaubt, aber doch zugleich das sichere Verderben der Farben durch Nachdunkeln mit sich bringt, so darf man es als kein geringes Verdienst der Neueren betrachten, daß sie diesen Weg so entschlossen verlassen haben, und man mag es doppelt bedauern, wenn Einzelne doch immer wieder gelegentlich das Malen auf dunkeln Grund ausüben und anpreisen, was doch höchstens für Nachstücke einen Sinn haben kann, in denen das Dunkel vorherrscht und nicht das Licht.

Das so beliebte „di sotto in sù“ (die Verkürzung der Figuren von einem tiefen Standpunkte aus nach Oben gesehen), was damals von Correggio zu einem besondern System ausgebildet, aber auch in Venedig bei großen Deckenbildern häufig angewendet wurde, studirte Tintoretto am liebsten nach Gypsfiguren, die er mit Stricken an der Decke seiner Werkstatt befestigte und Beleuchtung und Verkürzung der Gestalten seiner Bilder darnach zeichnete. In der That zeigt uns eins seiner besten Werke aus dieser Zeit, das sogenannte „Wunder des heiligen Markus“, jetzt in der Akademie von Venedig, die Hauptfigur, den heiligen Markus, welcher vom Himmel herabschweben soll, weit mehr wie an unsichtbaren Stricken hängend, als frei schwebend.

Ein Beweis für die Wahrheit der oben angeführten Bemerkung Ridolfs's, seines Biographen.

Wenn Tintoretto in dieser Weise sich besonders im Zeichnen zu befestigen gewußt hatte, war nimmehr seine nächste Sorge das Praktische der Malerei

und ihre vollständige Handfertigkeit zu erwerben, dazu bedurfte es aber großer Aufgaben.

Es war damals in Venedig nicht leicht für einen Anfänger, zu Aufträgen zu gelangen, denn der alte Tizian beherrschte durch seinen altbeseftigten Ruf und Einfluß den Markt, und was er nicht für sich behalten konnte, fiel für den alten Palma, Bordenon und Bonifacio ab. Aber Tintoretto ließ es sich nicht verdrießen, seine Aufträge, wenn sie auch nur geringerer Art waren, von den Maurern selber aus erster Hand zu empfangen, die, wenn sie die Fassade irgend eines Hauses zu erneuern hatten, gewöhnlich von dem Besitzer stillschweigend die Erlaubniß bekamen, dem Mindestfordernden die damals allgemein übliche Freskomalerei der Außenseite zu verdingen.

Bis nach Cittadella, ein Dertchen unweit Venedig, war er ihnen wohl nachgelaufen, um dort unter der Sonnenuhr des Kirchthurms einige seiner ersten bizarren Entwürfe auf die Wand zu malen. Auch auf der Merceria am Rialto, wo damals die Maler Venedigs ihre neuesten Arbeiten an Oelbildern auszustellen pflegten, ließ er sich bald sehen und der alte Tizian konnte nicht umhin, sich zu überzeugen, daß seine Befürchtungen nur zu begründet gewesen seien, doch war er edel genug, den jungen Nebenbuhler lobend anzuerkennen.

Aber bald reizten nur die größten Wandflächen am meisten den ehrgeizigen Jüngling, der zu früh schon die Schwierigkeiten der Technik verachten gelernt und die Bravour zu seinem einzigen Ziele erwählt hatte. Mit stillem Neide betrachtete er die breite Fronte eines Hauses, welches eben am Porte St. Angelo gebaut wurde und das er im Geiste schon mit seinen Schöpfungen bedeckt sah. Alle erdenkliche Mühe wandte er daran, es in Auftrag zu bekommen, aber es gelang ihm nur unter der Bedingung, nichts als die bloße Vergütung der Auslagen für die dazu nothwendige Farbe zu erhalten.

Mochten die Kunstgenossen ihn auch um des geringen Lohnes willen verhöhnen und als Preisverderber schelten, was kümmerte ihn das, war er doch glücklich, hier zum erstenmale seiner ungezügelten, glühenden Phantasie freien Lauf lassen zu können. Wüthende Krieger auf wilden Rossen in allen erdenklichen Stellungen und Bewegungen eines erbittertsten Handgemenges füllen den ganzen unteren Raum der Fassade. Hände und Füße, wie von Bronze gemalt, stützen sonderbarerweise einen schweren architektonischen Rahmen, über welchem sich ein reicher Foyer historischer Gestalten hinzieht, während ganz oben zwischen den Fenstern reizende Frauengestalten in Prachtgewändern und anmuthigen Bewegungen das Ganze abschließen.

Man sieht, es handelte sich nicht mehr um einen einheitlichen Plan oder das zusammenhängende Verständniß eines bedeutenden Gegenstandes, wie sonst bei solchen Gelegenheiten, sondern um eine pikante Mischung von wirksamen Ingredienzen, welche ihre packende Wirkung auf das liebe Publikum nicht verfehlen konnte.

Der Eindruck war denn auch ein allgemeiner, Alles war voll Bewunderung,

selbst die Kunstgenossen, sonst so bereit zu strenger Kritik, waren erstaunt und verwirrt von einer Arbeit, welche die gewaltige Begabung des jungen Improvisators unzweifelhaft bekundete.

Immer reicher und wilder entwickelte sich nun das Genie Tintoretto's auf dem eingeschlagenen Wege und unzählige Arbeiten bezeichnen noch heut seine wunderbare Fruchtbarkeit und Virtuosität. Aber freilich, die Tiefe und Innigkeit, die sorgsame Treue, die keusche Mäßigung der alten Zeit, sie waren unwiederbringlich verloren. Wen mahnten diese Betrachtungen nicht unwillkürlich an Zustände unserer nächsten eigenen Gegenwart?

Um das Jahr 1590 faßte die ehrenwerthe Bruderschaft von S. Rocco den Entschluß, die Decke des Hauptsaales in ihrer von Sansovino prächtig neuerbauten Scuola mit einem großartigen Gemälde zu schmücken, welches die Besteller schon von vornherein zu einem Gegenstande des Neides aller andern Bruderschaften Venedigs machen wollten, ein Streit des Ehrgeizes, welcher der Kunst und den Künstlern Venedigs von jeher trefflich zu Statten gekommen war.

Sie forderten demgemäß die Elite ihrer jüngeren Künstlerschaft und zwar den Paolo Veronese, Andrea Schiavone, Giuseppe Salviati, Federigo Zuccaro und last not least auch unseren Tintoretto auf, an einem bestimmten Tage ihre gezeichneten Entwürfe zur Auswahl vorzulegen.

Der dazu anberaumte Tag erschien und mit ihm die Maler mit den fertigen Entwürfen und die bestellten Preisrichter. Aber wie groß und allgemein war die Ueberraschung und das Erstaunen Aller, als Tintoretto den Platz des Bildes enthüllen ließ und statt des Entwurfes das fertige Gemälde erschien, in wenig Tagen von ihm vollendet, nachdem er sich vorher von einem Beamten des Hauses die genauen Maße dazu verschafft hatte. Die Maler, seine Mitbewerber, waren die ersten, welche sich bereit erklärten vor solcher Meisterschaft zurückzutreten, denn wirklich war die Arbeit trotz der unglaublich kurzen darauf verwandten Zeit, eine in jeder Beziehung vorzügliche.

Die Preisrichter wollten zwar anfangs ihren Auftrag, der nur auf Zeichnungen lautete, aufrecht erhalten, allein als Tintoretto, großmüthig wie immer, das Bild dem Heiligen verehrte, gaben sie nach und bestellten auch die noch übrigen Bilder des Saales bei ihm.

Ganz Venedig wallfahrte nach der Scuola di San Rocco und dem neuen Wunderwerke unseres Tintoretto, dessen Ruf seitdem für immer gesichert war.

Tintoretto war ja auch damals eigentlich nicht mehr jung, aber es gehörte zu den Eigenthümlichkeiten Venedigs, daß der alte Tizian gleichsam den Maßstab der Jugend für die späteren Generationen abgab, und da er, man darf es nicht vergessen, volle neun und neunzig Jahre erreichte, genossen neben ihm die Spätergeborenen eine scheinbar desto längere Jugend.

Es fehlte in Venedig nicht an kolossalen Wandflächen zum Tummelplatz für virtuose Kräfte, wie diejenigen Tintoretto's. So waren es zunächst zwei

gewaltige Wände in der Kirche der Madonna dell' Orto, die er mit einer Anbetung des goldenen Kalbes und einem jüngsten Gerichte ausfüllte. Der letztere Gegenstand war seit Michelangelo's unsterblichem Werke, ein Liebling der Massenmaler geworden, die nur noch in unendlicher Figurenhäufung ein würdiges Ziel für ihre Bravourleistungen erblicken konnten.

Neue und fremdartige Ideen (*pensieri strani o pellegrini*), furchtbare Bewegungen (*moti terribili*) und wunderbare Erfindungen (*invenzioni bizarre*), sonderbare Einfälle (*capricci particolari*) und das Alles „fatto con pochi colpi“ d. h. mit wenig Strichen hingeworfen, das war es, was die Maler damals, von Michelangelo's Riesengröße verblendet und verführt, als höchste Kunstrichtung anstrebten und die Zeitgenossen bewunderten¹⁾.

Bei seiner Darstellung des jüngsten Tages, hatte Tintoretto den wahrhaft originellen Gedanken, den Moment zu erfassen, wo auf den Schall der Posaunen der Engel des Gerichtes nicht bloß die Erde, sondern auch das Meer seine Todten zur Auferstehung aus den Tiefen der Wasser herausgiebt, eine Idee, die in Venedig, der stolzen Braut des Meeres, doppelt lokal und ergreifend wirken mußte.

Eine ungeheure Woge hebt die im Meeresgrunde gebetteten Leichname empor und wirft sie an's Ufer, ein Katarakt von wildverschlungenen, todten Leibern, deren Anblick den Beschauer mit Grausen und Entsetzen erfüllt, und dem Maler volle Gelegenheit bietet seine Kunst in der Kenntniß des menschlichen Organismus in aller Kraft und Fülle zu zeigen. Gegenüber öffnet die Erde ihre Gräber. Einzelne steigen langsam empor, wie noch von schwerem Traum befangen, durch die Augenhöhlen ihrer Todtenschädel und um die schlotternden Gebeine sind in der langen Grabesnacht im Dunkel der Erde Baumwurzeln und Gezweig hindurchgewachsen und umranken die Gerippe in schauerlicher Weise. Andere sind schon mit dem neuen Leibe bekleidet und steigen mit fieberhafter Hast und Eile auf den Ruf der Weltgerichtsposaunen zum Lichte empor oder zur ewigen Verdammniß. Zur Linken stürzen die zur ewigen Höllepein Verstoßenen, vor Michael's Flammenschwerte zu gräulichem Anäuel geballt in den rothflammenden Schlund. Charon mit seinem Todtenschiffe, darf nach Michelangelo's Vorgang nicht fehlen, wie nicht minder eine Unzahl von Teufeln in den wildesten Thiergestalten.

Oben aber, erhaben über dem wüsten Getümmel, thront der richtende Heiland, ihm zur Seite die fürbittende Jungfrau-Mutter und Johannes der Täufer, sowie der gute Schächer und die theologischen Tugenden. Heilige und Engel erscheinen in Masse auf den Wolken umher.

Wenn auch immerhin ein genialer Reflex von Michelangelo's unsterblichem Werk in der Capella Sixtina, wie wenig aber hatte doch Tintoretto's Werk von

¹⁾ Ridolfi, der Biograph jener Zeiten Venedigs führt neben den oben angeführten Ausdrücken noch ganz besonders: „il più curioso incatenamento di figure, che di pittore inventar si possa d. h. die sonderbarste Verkettung von Figuren, die der Maler nur immer erfinden konnte“ als besonders berechtigten Inhalt der Bilder an.

der ursprünglichen Eigenheit, von der Kraft und Tiefe, von dem Ernst und der gewissenhaften Sorgfalt des großen Florentiners! Ganz abgesehen davon, daß dieser eben auch der erste Erfinder des großen und neuen Gedankens gewesen war, das Weltgericht als dramatischen Moment und nicht mehr in der früher gebräuchlichen symbolischen Weise der alten Kunst darzustellen.

Für beide Bilder hatte Tintoretto, trotz ihres gewaltigen Umfangs, dem Prior des Klosters nur hundert Dukaten, als Ersatz für seine baaren Auslagen abverlangt, die Arbeit gab er umsonst. Ein schöner Zug von künstlerischer Uneigennützigkeit, der ihm Ehre macht, aber heutzutage sehr selten geworden ist, wo vielmehr die kaufmännische Berechnung und Spekulation an seine Stelle getreten zu sein scheint. Tintoretto mußte dagegen häufigen Tadel für seine oft übertriebene Geringschätzung der eigenen Werke hören. Man sagt, daß Paolo Veronese sich besonders darüber beklagt habe, wie durch Tintoretto's Spottpreise für ungeheure Bilder, die Kunst erniedrigt worden sei. „Die Menschen achten nicht, was sie nicht bezahlt haben“, war seine Meinung, „oder sie schätzen es eben nach dem Preise!“ Das Richtige wird wohl auch hierbei in einer verständigen Mitte liegen.

Zimmer massenhafter gestaltete sich die Produktion in jenen Tagen und noch heute kann man in Venedig die Schaaren kolossaler Bilder Tintoretto's besonders im Dogenpalast nicht ohne Bewunderung sehen, während doch nicht wenige derselben in Folge schlechter Technik, die mit der Geschwindmalerei einriß, zu Grunde gingen und bald nach dem Entstehen verderben, Zumal die Freskomalereien konnten dem Salzhauch der Lagunen und des nahen Meeres auf die Länge keinen Widerstand leisten und sind nur noch in schwachen Ueberresten auf einzelnen Mauerflächen erkennbar. Daß Tintoretto am Ende wenig Genugthuung von so kolossalen Arbeiten und Mühen hatte, war bei seiner oft schon erwähnten großmüthigen Art und Weise kein Wunder, aber wenn ihn seine Besteller schlecht bezahlten, ward er darum doch nicht weniger von seinen Neidern und Widersachern angefochten, denn auch daran fehlte es nicht in Venedig, wie überall anderswo.

Eins seiner letzten Werke war das ungeheure Wandbild im Saale des großen Rathes im Dogenpalaste, eine Darstellung des Paradieses der Seligen, mit einer unzähligen Menge von Figuren, in gewaltigen Gruppen und den mannigfaltigsten Bewegungen und kühnsten Verkürzungen, wie sie damals so beliebt waren.

Gewiß ein staunenswerthes Zeugniß von der Kraft eines Greises, denn das war er seitdem geworden, und er selber sagte von sich: „Er hoffe, daß der Herr, wie er ihm gnädig gegeben habe noch als Greis in seinem Erdenleben das Paradies zu malen, er es ihm auch in jenem Leben in Gnaden verleihen werde“.

Den Senatoren, die ihn mit einiger Besorgniß um den Preis der ungeheuern Arbeit, eines Riesenbildes von etwa dreißig Fuß Höhe und bei-

nähe achtzig Fuß Breite, fragten, überließ er die Schätzung und von der großen Summe, die sie ihm bestimmten, lehnte er bescheiden einen großen Theil ab. Er hatte wirklich von jeher einzig und allein den Ruhm und die Ehre als den Lohn aller künstlerischen Mühe und Arbeit angesehen.

Noch in diesem seinem hohen Alter mußte er den tiefen Schmerz erleben, seine einzige Tochter Marietta, ein schönes hochbegabtes Wesen, die Bewunderung Venedigs, der Stolz und die Freude des greisen Vaters, sie selber eine hochgeschätzte Malerin, in ihrer vollen Jugendblüthe durch einen plötzlichen Tod zu verlieren. Ganz Venedig trauerte mit dem tiefgebeugten Vater, der in seinem Schmerze noch die Kraft fand, das geliebte, schöne Kind im Tode zu malen.

Lebensmüde und matt vom Schaffen, wenn auch immer noch mit Plänen zu neuen Werken beschäftigt, entschlief er im Alter von zweiundachtzig Jahren am dritten Pfingsttage des Jahres 1594, achtzehn Jahre nach seinem großen Meister Tizian, dem er doch immer noch ein würdiger Nachfolger gewesen war. Paolo Veronese war ihm, obwohl jünger, bereits sechs Jahre früher (1588) vorausgegangen.

Die große Zeit Venedigs und seiner Malerschule war vorüber. Die lebende Generation konnte sich mit ihren Vorgängern nicht messen. Domenico, Tintoretto's einziger Sohn, war ein äußerst mittelmäßiger Maler, wenn man sich aber einen deutlichen Begriff von dem schnellen Verfall der jüngeren Schule Venedigs machen will, muß man die sogenannte Zeichenschule ansehen, welche der jüngere Palma, des großen Vaters ziemlich unwürdiger Sohn, in einer Anzahl von Kupferstichen herausgegeben hat¹⁾.

Er ist der Erste, welcher den abscheulichen und geschmacklosen Brauch eingeführt hat, auf ein und demselben Blatte eine Menge Augen, Nasen Mund und Ohren zc. neben einander zu geben. Auf einer andern Tafel ebenso viel Beine oder Arme und was ihm sonst für den wißbegierigen Schüler nöthig scheint. Alles und Jedes aber ist mit einer Willkür und einer fast absichtlichen Unnatur gegeben, in einer vorgefaßten Manier, die nichts weniger als der Stil Michelangelos sein soll. Man kann nichts Erbärmlicheres sehen, als diesen jämmerlichen Zwang in der Rüstung des Riesen, oder vielmehr in dem nachgemachten Theaterrüstzeug von Pappendeckel, der aus der menschlichen Gestalt eine Art von Molluske ohne Knochen macht, die man beliebig in gefällige Windungen kneten und biegen kann, je nach dem Bedarf grazioser Decoration.

Neben solchen Epigonen erscheint der alte Tintorett allerdings noch immer wie ein Riese. Die Zeitgenossen rühmten an ihm noch eine vielseitige Bildung, Freude an den Wissenschaften und besonders an der Musik, die er

1) Das kostbare Werk führt den pomphaften Titel: Regole per imparare a disegnare i Corpi humani, divise in doi Libri, delineati del famoso Pittor Giacomo Palma etc. Venezia 1634.

selber mit Begabung getrieben. Unzählige Stichworte und gelegentliche Aeußerungen, die seinen schlagfertigen Geist bezeugten, lebten noch lange im Munde der Venezianer.

Auch von jenen damals aufgetommenen zügellosen und unsittlichen Darstellungen, wie sie das Scheusal Uretin, die Pestbeule der Zeit, mit Giulio Romano zusammen verbreitete, hat sich Tintorett frei erhalten. Er war im Grunde eine zu trockene, nüchtern angelegte Verstandesnatur, ohne besonderen Sinn für Anmuth und Schönheit, um solchen Versuchungen zu erliegen.

Dagegen leistete er im Bildniß das Außerordentliche und noch heute fesseln seine derartigen Arbeiten durch eine ungesuchte Großheit und einen würdevollen Ernst, verbunden mit echter Meisterhaftigkeit des malerischen Vortrags, das Auge der Künstler und Kenner. Auch hier sind es freilich fast nur männliche Charaktere, welche sein Pinsel so vortrefflich wiedergiebt. Daß er überhaupt für Darstellung weiblicher Schönheit so wenig begabt war, ist eine Erscheinung, die mehr, als man glauben möchte, mit dem allmätigen Verfall der Malerei in jener Zeit zusammenhängt. Es ist überhaupt vielleicht zu wenig Gewicht in der Betrachtung der Entwicklungsgeschichte der Kunst auf den Umstand gelegt, daß nur ein verhältnißmäßig geringer Zeitabschnitt, die ideale Darstellung der weiblichen Gestalt, namentlich auch weiblicher Köpfe in ihrer vollen Schönheit zur Geltung gebracht hat. Man muß der umbrischen Schule Italiens den großen Vorzug zugestehen, zuerst jene seelenvolle Innigkeit weiblicher Charaktere wiedergegeben zu haben, die schon in Perugino zu großer Höhe und in Raphael ihre Vollendung gefunden hat. Wenn man noch Lionardo erwähnt, der nicht minder zur selben Zeit ein eigenes weibliches Ideal aufstellte, was Luini und die ganze Mailändische Schule verfolgt hat, so hat man in der That den Umfang der Periode bezeichnet, welche dem „Ewigweiblichen“ nachstrebte. Die himmlische Anmuth der weiblichen Gestalten in Raphaels Eposalizio, diese ätherische Rosenknozenschönheit, hat kaum eine Erfüllung gefunden, selbst in Ägypten der späteren Periode Raphaels, einer Galatea, ja einer Madonna Sixtina.

Auch die Schönheiten der venezianischen Schule haben mit Ausnahme einzelner Charaktere Palma Vecchio's doch selbst in Giorgione und Tizian bald einen entschieden sinnlicheren Zug, wenn auch in idealer Weise zur Geltung gebracht.

Diese Lust am Wirklichen hat ja auch die Venezianer zuerst zur glücklichen Verwerthung landschaftlicher Motive geführt.

Um so mehr muß es verwundern, daß Tintorett seine virtuose Begabung nicht auf dem Gebiete der Landschaft versucht hat, während doch schon, wie gesagt, der alte Bellin und besonders Giorgione prächtige Hintergründe zu ihren Figurenbildern, Tizian aber außer solchen auch schon selbständige Landschaften von hohem malerischen Reiz geliefert hatten, Paolo Veronese's derartige vortreffliche Leistungen nicht zu vergessen.

Aber in der That, mit Tintoretto war der letzte große Meister jener glänzenden Epoche der venezianischen Kunst heimgegangen, die mit den

Bellini's angefangen und in Giorgione, Tizian und dem älteren Palma ihre größten Repräsentanten erlebt hatte. Alles geistige Streben und Schaffen der Menschheit verläuft in einem regelmäßig wiederkehrenden Kreislauf, dem Nichts widerstehen kann, wenn er sich auch jedesmal mit gewissen Veränderungen abspielt.

Als eins der prägnantesten und persönlichsten Beispiele dieses Verlaufes ist mir immer die griechische Dramatik erschienen. Wenn auf des Aeschylos imposante und eminent religiöse Größe, bei welcher der gewaltige Inhalt immer die Form noch überragt, Sophokles, der glückliche Vollender, folgt, der zur Größe die Schönheit, zum Götterdasein das reich bewegte Menschen-gemüth, zu dem vollendeten Inhalt die vollendete Form hinzufügt — was bleibt übrig, als daß der Rhetor und Virtuos Euripides die Kunst und die Künstlichkeit der Form über den Inhalt erhebt, dann gilt die Mache mehr, als die Sache.

Un diesem, vielleicht dem einfachsten und anschaulichsten Schema eines immer wiederkehrenden Kreislaufes, können wir wohl bemessen, was uns, was der Gegenwart bevorsteht, wenn auch nichts sich förmlich in der Geschichte wiederholt, und wir dürfen die Nutzenwendung am liebsten den Nächst-betheiligten überlassen, wenn sich die Folgerungen nahe genug und ernst genug aufdrängen.

Der kühle Rechner Verstand hat sich an der Hand der nur zu lange vernachlässigten Naturwissenschaften für eine Zeitlang den Thron im Reiche des Geistes angemacht, aber Tyrannen regieren nicht ewig. Das wüste Geschrei nach Geld und Beifall ist auch in den heiligen Tempel der Kunst gedrungen, die sonst nur den ernststen Lorbeer und die heilige Palme kannte als höchste Siegespreise. Der Lärm wird verstummen, die Menschheit wird sich auf den edelsten und höchsten Wegen wiederfinden, und das Herz wird wieder in seine Rechte eingesetzt werden. Denn das Herz allein macht den Poeten und nur, was vom Herzen kommt, geht wieder zu Herzen.

Das hier Gesagte gilt ja selbstverständlich nicht etwa bloß von der Malerei, oder auch nur von den bildenden Künsten, sondern nicht minder von der Musik und der Dichtkunst, die an der Spitze aller andern Künste schreitet. Es gilt eben von der Kunst überhaupt, denn es ist ja der Geist der Zeit, der in allen waltet.

Die Kunst aber ist das Auge der Menschheit, nur, wenn es begeistert nach Oben blickt, verklärt sich das Antlitz zu dem Ausdruck des Ueberirdischen und Ewigen, was allein dem Leben Inhalt und Bedeutung giebt.

Die Künstler aber mögen sich immer wieder der unsterblichen Worte Schillers erinnern:

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben!

Dresden, im November 1878.



Ueber philosophische Bildung.

Von

Friedrich Albert Lange*).

I. Einleitung.

Die Stellung der Philosophie unter den Universitäts-Studien hat im Laufe der Zeiten eine große Aenderung erfahren.

Zur Zeit der Entstehung der Universitäten war anfangs das ganze Studium, wenigstens der Absicht nach, ein philosophisches. Dann bildeten Theologen, Juristen und endlich Mediciner besondere Corporationen innerhalb der allgemeinen Universität. Damit erstarrte das Bildungsprincip der Facultäten, wenn auch in neuerer Zeit hin und wieder eine Erweiterung der alten Vierzahl versucht wurde. Aus der philosophischen Facultät sonderten sich gleichwohl neue Gruppen von Berufsstudien aus: Kameralisten, Gymnasiallehrer, Bergbaubeamte u. s. w., und diese Bewegung ist noch keineswegs abgeschlossen. Ein Theil der Studien dieser Fächer blieb der „allgemeinen Bildung“ gewidmet, was übrigens mit geeigneten Curssen der andern Facultäten auch hätte geschehen können und hie und da geschehen ist. Der Kreis der eigentlichen Philosophie wurde absolut und relativ immer enger.

So lange man von der Philosophie nur die Logik hatte, war es natürlich, daß diese unter den Vorbereitungs Wissenschaften erschien. So schon

*) Der Verfasser der „Geschichte des Materialismus“ (3. Aufl. Tzerlohn 1876) hat unter dem obigen Titel im Wintersemester 1873/74 eine einstündige öffentliche Vorlesung an der Universität zu Marburg gehalten. Der vorliegende Aufsatz wird aus Langes eigener Niederschrift, mit Weglassung lediglich von abgekürzten Andeutungen, zum Abdruck gebracht. Der Berewigte, begeisteter Rede mächtig, fühlte sich als Philosophie-Professor berufen, Lehrer des Ideals zu sein.

im Trivium. Auch an den Universitäten hieß es: „zuerst Collegium logicum“! Mit der Entwicklung der historischen, philologischen, mathematischen und naturwissenschaftlichen Disciplinen traten diese bald neben der Logik als Anfängerstudien auf; besonders Weltgeschichte und Philologie wurden allen Studirenden, die Naturwissenschaft den Medicinern zur Vorbereitung empfohlen. So blieb die Sache bis in das gegenwärtige Jahrhundert, und die Philosophie behielt den gleichen Platz, wiewohl sie inzwischen ganz etwas Anderes geworden war. Schon mit der Neublüthe des Alterthums (und im späteren Mittelalter) hatte man die philosophischen Disciplinen vermehrt, und namentlich Metaphysik, Ethik und Psychologie allmählich eingeführt. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts begann die neuere Cartesische Philosophie den Kampf gegen die Scholastik. Dann drang Leibniz ein und daneben der Einfluß der Engländer. In der Wolff'schen Umarbeitung der Leibniz'schen Philosophie war wieder eine Art von Scholastik hergestellt. Diese Philosophie konnte man „getrost nach Hause tragen“, auch auswendig lernen. Noch weniger beschwerte die an die Popularphilosophie sich anlehrende Richtung die Köpfe (Goethe bei Gellert; Schiller in der Karlschule bei Abt).

Mit Kant änderte sich dies gewaltig, wiewohl er selbst über das Verhältniß der Philosophie zum Universitätsunterricht sehr klare Gedanken hatte und behutsam zu Werke ging.

Seit Fichte begann man die neuesten und tiefgehendsten Conceptionen brühhwarm auf das Katheder zu bringen und an das Verständniß der Zuhörer die maßlosesten Anforderungen zu stellen. Der junge Schelling wechselte sein System alle zwei Jahre, und die Studenten mußten alles mitmachen.

Hegel stellte ein so schwerfälliges und umfassendes System auf, daß einige Jahre unausgesetzten Studiums dazu gehörten, um ihn selbständig — mißzuberstehen. Und dies System wurde, unter Beihülfe der preussischen Regierung, zu einer neuen Scholastik, deren Phrasen man von Jedem hören wollte, der auf philosophische Bildung Anspruch machte.

Herbart (und Schopenhauer) schrieben wenigstens in verständlicher Sprache, aber beide stellten die unverkürzte Forderung, daß man jede Zeile aus ihrer Feder müsse gelesen und sich eingepreßt haben, bevor man über ihre Philosophie urtheile.

Zu Anfang dieser Periode nahm das Ansehen der Philosophie in den Universitäts-Studien bedeutend zu. Der Rausch, welcher die Philosophen ergriff, ergriff auch die Nation. Mehr als je erhob sich damals die Philosophie über den Standpunkt des bloßen Anfängerstudiums. Gereifte Männer suchten zum Theil die Universitäten wieder auf, um die neue Weisheit kennen zu lernen. Diese gaben natürlich den Ton an. Die Theilnahme, die Bewunderung war allgemein, aber für die große Masse der Studenten blieb die alte Ordnung maßgebend. Man hörte Philosophie vorwiegend in den ersten Semestern. Wer nichts verstand, ahnte etwas oder schnappte wenigstens die Phrasen auf.

In der zweiten Hälfte dieser philosophischen Periode wurde man schon kühler, aber die Ansprüche stiegen noch. Die historische Schule kam auf und mit ihr die Geschichte der Philosophie, die Specialstudien zu Aristoteles, Plato u. s. w. — Die großen Systeme wurden von nicht productiven Adepten weiter gelehrt, womit der Spiritus zum Teufel war. Die philosophischen Hörsäle wurden allmählig leer und die Ausnahmen waren nicht immer zum besten begründet. Examina und Collegienzwang hielten die Sache. An die Bedürfnisse der Jugend dachte man nicht. Der alte Kant sah das Uebel, um was es sich hier handelt, schon sehr klar. In der „Nachricht von der Einrichtung seiner Vorlesungen im Winterhalbjahr 1765/66“ (16 Jahre vor der Kritik der reinen Vernunft) erhebt er die Klage, daß man bei der Unterweisung der Jugend genöthigt sei, „mit der Einsicht den Jahren voranzueilen und ohne die Reife des Verstandes abzuwarten solche Erkenntnisse“ (hier sind vorzüglich die philosophischen gemeint) ertheilen solle, die nach der natürlichen Ordnung nur von einer geübteren und versuchten Vernunft könnten begriffen werden. „Daher entspringen die eifigen Vorurtheile der Schulen, welche hartnäckiger und öfters abgeschmackter sind, als die gemeinen, und die frühkluge Geschwägigkeit junger Denker, die blinder ist, als irgend ein anderer Eigendiunkel und unheilbarer als die Unwissenheit“. Nicht ganz zu vermeiden, „weil in dem Zeitalter einer sehr ausgeschmückten bürgerlichen Verfassung die feineren Einsichten zu den Mitteln des Fortkommens gehören und Bedürfnisse werden, die ihrer Natur nach eigentlich nur zur Zierde des Lebens und gleichsam zum Entbehrlichen desselben gezählt werden sollten“. Indessen kann man den Unterricht „nach der Natur mehr bequemen“, wenn auch nicht mit ihr einstimmig machen. Der Lehrer soll in seinem Zuhörer erst den verständigen, dann den vernünftigen Mann und endlich den Gelehrten bilden. Wenn dann auch die letzte Stufe nicht erreicht wird, bleibt doch der Vortheil der ersten. Die umgekehrte Ordnung ist der Grund, warum man so oft Gelehrte, („Studirte“) trifft, die wenig Verstand zeigen, „und warum die Academien mehr abgeschmackte Köpfe in die Welt schicken, als irgend ein anderer Stand gemeinen Wesens“. Regel des Verfahrens —: „Kurz, er soll nicht Gedanken, sondern denken lernen, man soll ihn nicht tragen, sondern leiten, wenn man will, daß er in Zukunft von sich selbst zu gehen geschickt sein soll“.

„Eine solche Lehrart erfordert die der Weltweisheit eigne Natur“. Da diese aber eigentlich nur Beschäftigung für das Mannesalter ist, so ergeben sich Schwierigkeiten bei der Anpassung für die Jugend. Der Jüngling war gewohnt zu lernen und möchte nun auch Philosophie lernen, welches aber unmöglich ist, denn er soll jetzt „philosophiren“ lernen. Lernen kann man historische und mathematische Wissenschaften. — Um Philosophie zu lernen „müßte allererst eine wirklich vorhanden sein“. „Man müßte ein Buch vorzeigen und sagen können; sehet, hier ist Weisheit und zuverlässige Einsicht; lernet es verstehen und fassen, bauet künftig darauf, so seit ihr Philosophen“. Aber man mißbraucht das Zutrauen des gemeinen Wesens, „wenn man, anstatt

die Verstandesfähigkeit der anvertrauten Jugend zu erweitern und sie zur künftig reiferen eigenen Einsicht auszubilden, sie mit einer dem Vorgeben nach schon fertigen Weltweisheit hintergeht, die ihnen zu Gute von Andern ausgedacht wäre; woraus ein Blendwerk von Wissenschaft entspringt, das nur an einem gewissen Orte und unter gewissen Leuten für echte Münze gilt, allwärts sonst aber verrufen ist“. — Die richtige Methode ist daher zetetisch (im Gegensatz zur dogmatischen). Ein allfälliges Lehrbuch soll frei und kritisch behandelt werden, und die Methode selbst nachzudenken und zu schließen ist es, deren Fertigkeit der Lehrling eigentlich allein sucht, die ihm auch nur allein nützlich sein kann, und wovon die etwa zugleich erworbenen entschiedenen (dogmatischen) Einsichten als zufällige Folgen angesehen werden müssen, zu deren reichem Ueberflusse er nur die fruchtbare Wurzel in sich zu pflanzen hat“.

„Vergleichen wird man deutlich einsehen, daß es der Philosophie sehr unnatürlich sei, eine Brodkunst zu sein, indem es ihrer wesentlichen Beschaffenheit widerstreitet, sich dem Wahne der Nachfrage und dem Gesetze der Mode zu bequemen.“

Kant geht darauf zu seinen einzelnen Vorlesungen über.

Schelling in seinen „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums“ (einem seiner besten Erzeugnisse) findet begreiflicher Weise die Schwierigkeit, die in der frühen Jugend der Zuhörer liegt, nicht heraus. Er war selbst (1802) siebenundzwanzig Jahre, und war mit zwanzig Jahren productiv aufgetreten. Er fand, daß die gegenwärtige Zeit „wo sich Alles in Wissenschaft und Kunst gewaltiger zur Einheit hinzudrängen scheint“, eine große productive Aufgabe habe.

„Wie kann eine solche Zeit vorbeigehen ohne die Geburt einer neuen Welt, welche diejenigen, die nicht thätigen Theil an ihr haben, unfehlbar in die Nichtigkeit begräbt. Vorzüglich nur den frischen und unverdorbenen Kräften der jugendlichen Welt kann die Bewahrung und Ausbildung einer edlen Sache vertraut werden“. Jeder muß, vom Geiste des Ganzen ergriffen, seine Wissenschaft als ein organisches Glied begreifen. „Hierzu muß er entweder durch sich selbst oder durch Andere zu einer Zeit gelangen, wo er nicht selbst schon in obsoleten Formen verhärtet, noch nicht durch lange Einwirkung fremder oder Ausübung eigener Geistlosigkeit der höhere Punkt in ihm erstickt ist, in der früheren Jugend also und nach unsrer Einrichtung im Anfang des akademischen Studiums“.

Dagegen stimmt Schelling vollständig mit Kant überein in der strengen Verurtheilung aller rein dogmatischen Ueberlieferung der Philosophie. „Kann Philosophie erlernt werden?“ Diese Frage verneint er mit Kant; auch bei ihm also ist die Philosophie ein Ideal, das in jedem individuellen Geiste auf's Neue eine originelle Schöpfung wirken soll. Er betont daher (gleich Kant) die Methode, freilich in dem einseitigen Sinne der „Dialektik“ und als ihm eigentümlich) vor Allem die Bekämpfung der Productivität. Wer in

seiner Wissenschaft nur wie in einem fremden Eigenthume lebt, wer sie nicht persönlich besitzt, sich ein sicheres und lebendiges Organ für sie erworben hat, sie nicht in jedem Augenblick neu aus sich zu erzeugen anfangen könnte, ist ein Unwürdiger, der schon in dem Versuch, die Gedanken der Vorwelt oder Gegenwart bloß historisch zu überliefern, über seine Grenze geht und etwas übernimmt, das er nicht leisten kann“. Und weiterhin (Seite 66): „Lernen ist nur negative Bedingung; wahre Intusussception nicht ohne innere Verwandlung in sich selbst möglich. Alle Regeln, die man den Studirenden vorschreiben könnte, fassen sich in der einen zusammen: ‚Lernen nur, um selbst zu schaffen‘. Nur durch dieses göttliche Vermögen der Production ist man wahrer Mensch; ohne dasselbe nur eine leidlich klug eingerichtete Maschine“.

Wahrheit und Einseitigkeit darin. Schellings eigene Blüthezeit rauschte schnell vorüber. Er war der Mann der Situation in der Zeit, da Goethe und Schiller zusammen wirkten, und da sich in Deutschland der Geist verbreitete (hier Fichte ein stärkerer Genosse), der in dem Befreiungskrieg an's Licht trat. Der productive Drang jener Zeit trat zurück, und der Erfolg der stillen und stetigen, von Schelling nicht hinlänglich gewürdigten Arbeit auf den Feldern der einzelnen Wissenschaften begann und trug im öffentlichen Bewußtsein allmählich den Sieg davon über die Ansprüche der Philosophie, welche nur zu bald wieder in Dogmatismus verfiel. Dasselbe in verschiedener Zeit ist nicht dasselbe.

Bleibende Wahrheit hat das, worin zwei so verschiedene Geister, wie Kant und Schelling übereinstimmen. Man kann und soll Philosophie nicht dogmatisch überliefern und wie einen fertigen Stoff lernen. Die Methode und der treibende Geist des Strebens nach Einheit können überliefert werden, und sei es, daß mehr die kritische Verstandesbildung, sei es daß mehr die Productivität betont wird, in beiden Fällen kann doch in den Jugendjahren nur der Grund gelegt werden zu etwas, das in der späteren Zeit der männlichen Reife (wenn nicht Frühreife, wie bei Schelling) entstehen soll. Dies aber ist entweder die Philosophie, oder mit einem bescheideneren Namen bezeichnet, die philosophische Bildung.

Auch diese kann auf der Universität nicht fertig überliefert werden. Sie muß werden und individuell werden, wie die Philosophie. Sie hat den Geist der Philosophie in sich, ohne die abgeschlossene Form des Systems. Ist aber deshalb nichts Unfertiges; vielmehr in mancher Beziehung höher als das System, ähnlich, wie im alten Griechenland die *φιλοσοφία* höher als die (vermeintliche) *σοφία*, der „Philosoph“ höher als der Sophist.

Der philosophisch Gebildete muß philosophiren gelernt haben, aber er darf und soll auch Theil haben an dem „göttlichen Funken“ der Production; nur wird er über die Schranken eines jeden Systems hinausblicken in die Unendlichkeit des Processes einer Annäherung an das „Urwissen“ (die Philosophie Gottes), von dem Schelling mit poetischem Schwunge sagt: „daß alles Wissen ein Streben nach Gemeinschaft mit dem göttlichen Wesen,

eine Theilnahme an demjenigen Urwissen sei, dessen Bild das sichtbare Un-
 verbum und dessen Geburtsstätte das Haupt der ewigen Macht ist“.

II. Die allgemeine Bildung.

Die allgemeine Bildung wird vielfach theils zur philosophischen in eine engere Beziehung gesetzt, theils geradezu mit derselben identificirt. So in einem kürzlich erschienenen Heftchen: Die philosophische Bildung und ihre Förderung durch die deutschen Universitäten (Würzburg 1873) von Th. C. — „Die philosophische, die allgemeine, die wahre Bildung“ heißt es in demselben „besteht heutzutage nicht darin, daß man irgend ein philosophisches System in sich aufnimmt, welches allem zerstreut umherliegenden Sammelwissen Fassung und Halt geben soll“. Und weiterhin: „Allgemein gebildet sein heißt einen Ueberblick über das wissenschaftliche Gebiet, heißt einen weiten Horizont haben, in dessen Grenzen man sieht, wie sich die verschiedenen Fels- und Wassermassen von einander abheben, wenn man auch nicht jeden Gegenstand, jeden Grassalm und Wassertropfen wahrnimmt“. Genaue Durchforschung des Einzelnen macht zum Gelehrten, mannigfaltige Kenntnisse zum Vielwiffer, aber keins von beiden macht gebildet. „Gebildet sein, philosophische Bildung besitzen, heißt: sich auf geistigem Gebiete mit einer gewissen Freiheit bewegen, welche die Folge positiver Kenntnisse und einer strengen Disciplin des Intellects zugleich ist; es heißt: in jedem Falle das allgemeine Gesetz finden und aus einer Reihe einzelner Fälle die gemeingiltige Regel abstrahiren können“. (Der Verfasser empfiehlt kleinere Vorträge-Cyklen über die wichtigsten Wissenschaften, verständlich für Studirende aller Facultäten.) „Die hauptsächlichsten Lehren der einzelnen Wissensfächer sind die Radien der Sonne, welche Philosophie heißt. Ermöglicht es dem Besessenen jeder Facultät, die einzelnen Strahlen zu schauen, dann hat er die Sonne geschaut“. — Die Philosophie selbst ist also aus diesem Cursus der philosophischen Bildung eliminirt. Die Einheit der Wirkung dieser Strahlen, welche die Sonne darstellen, muß sich aus der natürlichen Einheit des menschlichen Wissens von selbst ergeben; denn wenn der Verfasser schließlich noch hinzufügt, daß bei seinen Vorträge-Cyklen eine innere Verwandtschaft existiren und daß die Einheit des Ganzen hervortreten müsse, so ist damit weiter nichts gesagt, denn es fragt sich ja eben, wie dies möglich sei.

So viel ist einzuräumen, daß eine allgemeine und zugleich einheitliche Bildung in ihrem Ziel und Zweck der philosophischen Bildung nahe verwandt ist. Es fragt sich aber zunächst: ist allgemeine, und zwar zunächst allgemeine wissenschaftliche Bildung auf dem Wege eines Ueberblicks über die Specialwissenschaften überhaupt zu erreichen, und was kann sie, so weit sie auf diesem Wege erreichbar ist, für die letzten Zwecke aller Bildung leisten.

Wie die Wissenschaften überhaupt aus der Philosophie, so war im Alterthum auch die Idee einer allgemeinen wissenschaftlichen Bildung aus der

philosophischen Bildung hervorgegangen, aber die ἐν κόλπῳ παιδεία trat erst in Kraft, als die echte alt-hellenische Bildung, die auf das allgemeine Menschenwesen gerichtet war, die Bildung durch „Gymnastik“ und „Musik“ in Verfall gerieth, und das Gleichgewicht der Entwicklung aller Kräfte durch Vorwalten des Intellektuellen gestört war.

Das höchste Vorbild encyclopädischer Bildung gab Aristoteles, der unzweifelhaft danach trachtete, das gesammte Wissen, welches er für wesentlich abgeschlossen hielt, umfassend und zugleich einheitlich, von den Principien aus begründet und in sich zusammenhängend darzustellen. Dies aber schon bei ihm viel Compilation und leere Construction mit unter, so mußte späterhin, mit dem Fortschritt der Wissenschaften ein ähnliches Unternehmen gänzlich unmöglich werden.

In der alexandrinischen Zeit sehen wir ungeachtet des maßlosen Strebens nach Polymathie doch die bedeutendsten Gelehrten auf bestimmte Fächer beschränkt: so Aristarch der Grammatiker, Hipparch der Astronom u. c. Um so mehr hielt man das Princip der ἐγκύκλιος παιδεία für den allgemeinen Jugendunterricht fest. Die allgemeine Bildung wurde für den Mann der Wissenschaft propädeutische Bildung. Statt aber in dieser den philosophischen Faden streng festzuhalten, begnügte man sich mit dem äußeren Band der schulmäßigen Zusammenstellung. Die Philosophie trat zurück; nur der Logik wurde neben Rhetorik und Grammatik eine bestimmte Stelle angewiesen. In der römischen Kaiserzeit (für den Uebergang zur abendländischen Tradition so wichtig) war nicht der Philosoph, sondern der Rhetor der wichtigste Jugendlehrer.

Mit der Aussonderung der „7 Künste“, des Trivium und Quadrivium schrumpften die überlieferten Schulkenntnisse immer mehr zusammen. Die Kluft zwischen diesen Schulstudien und der Wissenschaft wurde weiter, und schließlich erhielt sich ein dürftiger Rest des alten Wissens in diesem engen Rahmen, als die Wissenschaft unterging. (Kümmerliches Nachleben in Byzanz.)

Die wissenschaftliche Kultur des Mittelalters ist ganz auf dem Boden kümmerlicher, aber principuell encyclopädischer Schultraditionen erwachsen. Auch hier aber blieb die allgemeine Bildung wesentlich propädeutisch; über derselben erhob sich die scholastische Theologie. Das Streben, das Gesamtgebiet des Wissens zu umfassen, blieb übrigens das ganze Mittelalter hindurch und nachwirkend bis in die Neuzeit hinein ein anerkanntes Ideal. Geistlose Vielwisser, wie Albertus Magnus, welche durch die Universalität ihrer Kenntnisse hervorragten, waren der allgemeinen Bewunderung sicher. Encyclopädien, in welchen ein einziger Mann das Gesamtgebiet des Wissens darzustellen unternahm, blieben bis in das 17. Jahrhundert hinein ein beliebtes Unternehmen. Das Beispiel des Aristoteles ist dabei jedenfalls von Einfluß gewesen. Im Allgemeinen nahm man an, daß der Philosoph wenigstens verstehen müsse, über Alles mitzureden, was freilich in der spätscholastischen Zeit zu der schamlosesten Sophistik führte.

Eine Encyclopädie im besseren Sinne, die nicht unternimmt, das gesammte Material zu geben, sondern die von philosophischen (zum Theil religiösen) Grundsätzen aus die Methoden einer kritischen Rundschau unterwirft, gab L. Vives 1531 in seinen Büchern de disciplinis. Im gleichen Werke entwirft übrigens Vives den Plan eines wirklich auch materiell universalen Studiums, bei welchem freilich mehr als das halbe Leben zur Bewältigung des Stoffes zu Hülfe genommen werden muß.

Alle Männer, denen wir die Grundlegung unsrer heutigen Wissenschaften verdanken, concentrirten sich; Copernikus, Kepler, Galilei; auf der andern Seite die Humanisten und Philologen. Allzugroße Vielseitigkeit war schon damals selten mit geistiger Bedeutung verbunden (Ausnahmen vielleicht Joseph Justus Scaliger und Andere, doch solche Combination, wie Philosophie und Mathematik, öfter ohne eigentliche Universalität).

Ein seltenes Beispiel von Universalität zu einer Zeit, wo die Wissenschaften schon sehr weit entwickelt waren, gab Leibniz zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts. Leibniz war zugleich Philosoph. Gleichwohl brachte er es auch nicht einmal zu einem Versuch im aristotelischen Sinne der Encyclopädie. Seine Leistungen blieben fast überall Bruchstücke und sein Leben machte den Eindruck der Zersplitterung. Nicht einmal in seine philosophischen Ansichten brachte er Ordnung und klaren Zusammenhang. Und als später Wolff wieder versuchte, Alles mit einem philosophischen Netz zu umspannen, wurde, trotz seiner wirklich mannigfachen Kenntnisse, ein so dürrer Formalismus daraus, daß das Beispiel nur abschreckend wirken konnte.

Kant, vielleicht der letzte unserer Philosophen, welcher der wohl begründeten Forderung Genüge leistete, daß der Philosoph auf dem Gesamtgebiet des Wissens wenigstens orientirt sein soll, hütete sich wohl, den Polyhistor zu machen und concentrirte seine ganze Kraft auf Untersuchung über die Principien.

Als aber die Construction des Wissens a priori auffam, mußte sich eigentlich mit Nothwendigkeit wieder die Aufgabe der philosophischen Encyclopädie einstellen. Hegel suchte sie zu lösen, aber wiewohl er wirklich einen reichen Schatz positiven Wissens (sehr unähnlich seinen meisten Schülern!) an die Aufgabe heranbrachte, so kann die Lösung doch nicht als befriedigt betrachtet werden. Der Respect vor der Würde des Stoffes und dem Rang der Specialforschung sollte Unternehmungen dieser Art heutzutage verbieten. Um nur orientirt zu sein, bedarf es schon ungewöhnlicher Anstrengungen. (Vergl. die ähnlichen Unternehmungen von Comte in Frankreich, Spencer in England.)

Als Männer, welche in neuerer und neuester Zeit noch einen besonders hohen Grad universeller wissenschaftlicher Bildung erlangt haben, ohne gerade auf encyclopädisches Wissen auszugehen, kann man hervorheben Voltaire, (der nicht ganz so oberflächlich war, als er gewöhnlich dargestellt wird) Alexander von Humboldt und Goethe.

Daß auch bei diesen nicht von ferne irgend eine annähernde Vollständigkeit des Wissens auf allen Gebieten erreicht wurde, versteht sich ganz von selbst. Schon der Begriff einer solchen Vollständigkeit widerspricht dem Zustande rapidesten Fortschreitens im Einzelnen. Wer, wenn noch so gut vorbereitet, könnte auch nur alle wissenschaftlichen Zeitschriften lesen, um das Neueste überall zu verfolgen und sich anzueignen!

Selbst die (immerhin annähernd verstandene) Vollständigkeit innerhalb gewisser Hauptgebiete, wie Philologie, Geschichte, Naturwissenschaft, oder auch nur einzelner Zweige derselben, wie beschreibende Naturwissenschaft, ist nicht möglich. Auch wird darauf in der höheren Wissenschaft überall kein Werth mehr gelegt (vielleicht etwas zu wenig), sondern die methodische Forschung ist alles. Jeder Forscher hat außer seinem Specialgebiet womöglich noch ein speciellstes, gleichsam sein Allerheiligstes, in welchem er übrigens nur zu oft sich selbst verehrt als den unbedingten Herrscher auf diesem Gebiete.

Dieselbe Theilung der Arbeit, welche in der industriellen und Handelsthätigkeit herrscht, zum Theil auch in der Staatsverwaltung, ist auf wissenschaftlichem Gebiet eine Nothwendigkeit geworden, und sie schreitet naturgemäß (wie wir in kleinem Maßstabe denselben Proceß schon im Alterthum vor uns sehen) immer weiter fort. Um so entschiedener aber hat sich das Streben nach allgemeiner wissenschaftlicher Bildung wieder in propädeutischer Hinsicht geltend gemacht. Insbesondere verlangt man von Jedem, der sich nicht etwa nur später den speciellen Wissenschaften widmen, sondern auch von Jedem, der in ein (höheres) Staatsamt eintreten will, ein gewisses Maß dieser allgemeinen Bildung, und in dem Maße, in welchem die gewerbtreibenden Stände an Bedeutung im Staate gewinnen, können auch diese sich der Forderung einer erhöhten propädeutischen Bildung nicht entziehen.

(Vergl. Schleiermachers Theorie von den „leitenden Ständen“ und ihrer Erziehung; inwiefern bei heutigen Verhältnissen nicht mehr passend. Polytechnische und andere Anstalten neben den Universitäten, Realschulen, neben den Gymnasien, Einfluß hervorragender Kaufleute u., besonders seit 1830. Das Vermögen, die Stellung in den Kammern, die Presse u. —)

Ist nun aber diese propädeutische Bildung allgemeine Bildung in dem Sinne, in welchem sie gleichsam die concrete Erscheinung der philosophischen ist (die Radien der Sonne)? Offenbar nicht. An den Gymnasien fehlt alles philosophische Band. In dieser Beziehung stehen gute Realschulen mit der principiellen Einheit im naturwissenschaftlichen und mathematischen Fach fast noch günstiger.

Religiöse und politische Beschränktheit haben das noch erdrückt, was sich innerhalb des Lehrplans noch ansetzen könnte, so daß der „maturus“ heutzutage oft alles eher ist, als auch nur wirklich „reif“ für wissenschaftliche Studien. Er wird in die Universitäten hineingeworfen, wie der Fudel mitten in's Wasser, er muß schwimmen oder sich vom Strom fortreißen lassen. Der so viel beklagte materielle Sinn der heutigen studirenden Jugend ist zum

Theil Folge davon, daß man den Schulen einen falschen Idealismus hat anquälen wollen, und darüber allen Idealismus erködter hat. In Zeiten der Noth merken dann die Regierungen den gemachten Fehler, wie heutzutage bei der einseitig dressirten, von aller Begeisterung für die Zukunft der Nation und den Fortschritt der Menschheit entleerten Geistlichkeit. Dann verlangt man nach erhöhter, allgemeiner Bildung, und die Universitäten sollen ausbelfen. Können sie das?

Gewiß wird schon viel dadurch erreicht, daß überhaupt Univerfitätsvorlesungen gehört werden, insbesondere solche der philosophischen Fakultät, und zwar deshalb, weil diese sämmtlich den Charakter der freien Wissenschaftlichkeit tragen. Der Geist freier Forschung ist überall derselbe, und die Methode, so verschieden sie sich in den einzelnen Fächern gestaltet, hat doch gewisse gleiche Grundzüge, welche alle auf Hebung des Wahrheitsfinnes, Schärfung des wissenschaftlichen Gewissens und Bereblung des Charakters als Grundlage aller wahren Forschung hinauslaufen. Nicht umsonst sind es gerade die Univerfitätslehrer und Gymnasiallehrer in Deutschland gewesen, welche sich gegen den neuesten Versuch einer beispiellosen Geistesknechtung erhoben haben! Handelt es sich aber darum, der Einseitigkeit des späteren Berufslebens ein dauerndes Gegengewicht zu geben, welches die Verengung des geistigen Horizontes verhütet und welches auch bei stärkster Theilung der Arbeit den Einzelnen befähigt, sein eigenes Thun und Treiben stets im Lichte des Ganzen zu sehen und sich durch ein Bewußtsein über den Zusammenhang des Culturlebens über den todten Mechanismus seiner Berufsthätigkeit zu erheben — dann reichen allerdings einige Vorlesungen über Geschichte, Literatur — und Philosophie dazu bei weitem nicht aus.

Die allgemeine Bildung kann auch nicht durch bloße Vielfältigung solcher Vorlesungen gesichert werden, wiewohl es eine bestimmte Ergänzung giebt, welche der Mehrzahl der Studirenden von großem Nutzen wäre: diejenige nach der naturwissenschaftlichen und besonders anthropologischen Seite hin. Vor allen Dingen handelt es sich doch darum, auch mit der allgemeinen Bildung den Lebenskeim des eignen Denkens und originellen Schaffens nicht zu ersticken, sondern zu wecken. Bloße Polymathie ist das grade Gegentheil einer richtigen allgemeinen Bildung und so sehr auch vom Philosophen zu fordern ist, daß er sich einen weiteren Horizont verschaffen soll, als jeder Vertreter eines anderen Faches, so kann es doch keinen größeren Gegensatz geben als den zwischen Philosoph und Polyhistor. Bei diesem sind die gesammelten Kenntnisse nur Stoff; bei jenem soll Alles Geist und Leben sein.

Wie ist nun aber ein lebendiges allgemeines Wissen zu gewinnen? Offenbar nur auf einem organischen, der Natur des Individuums und seiner Berufsthätigkeit angepaßten Wege. Die Berufsthätigkeit selbst soll ja über die Sphäre des Mechanischen erhoben und zu einem lebendigen Gliede der allgemeinen intellectuellen Cultur gemacht werden! Da kann also nicht für jeden der gleiche Weg eingeschlagen werden. Die Propädeutik des Gymnasiums

ist noch für Jeden dieselbe; nachher gehen nicht nur die Fächer auseinander; auch dasjenige, was über die Bornirtheit des Faches erheben soll, muß verschieden sein, da wir ja hinlänglich gesehen haben, daß von einer wirklichen Universalität der Bildung keine Rede sein kann.

Darin liegt ein Hauptvorzug unsrer Universitätsverfassung mit ihrer Lehrfreiheit, daß sie dies ermöglicht, und es war der schlimmste Fehler des Systems der Zwangskollegia und der offiziellen Studienpläne, daß diese Möglichkeit nicht benutzt und Alles wieder, wie am Gymnasium, nach dem gleichen abstrakt erdachten Systeme geschult werden sollte.

Wie nun zu diesem Zweck die Vorlesungen, die Bibliotheken, Sammlungen u. s. w. der Universitäten zu benutzen sind, soll, im zweiten, hodegetischen Theile dieser Vorlesungen gezeigt werden. Hier bemerken wir nur so viel. Erstes Princip der allgemeinen Bildung sollte Jedem sein, daß er sein Fach, sowohl nach der wissenschaftlichen als nach der praktischen Seite auch historisch kennen zu lernen sucht, um zu sehen, wo und wie es sich vom gemeinsamen Stamme des Wissens abgelöst hat, wie es in den gegenwärtigen Zustand gekommen ist, und wohin es strebt. Dies führt von selbst auf die Erfassung des inneren Zusammenhangs mit den nächstverwandten Fächern. Dem Philologen kann bis zu einem gewissen Grade der Ueberblick über die Geschichte der historisch-philologischen Studien, dem Naturforscher der Einblick in den Zusammenhang und die Wechselwirkung aller Naturwissenschaften einen Ersatz geben für die weitere Ausdehnung des Kreises, da er hier wenigstens schon ein Bild davon hat, wie seine eigene Thätigkeit mit derjenigen eines großen Ganzen zusammenhängt. Neben der festen Orientirung in einer solchen Gruppe der Studien wird aber auch die Ergänzung durch einen Einblick in die entlegensten Zweige von besonderer Wichtigkeit sein. Vor allen Dingen sollte der Mediciner oder Naturforscher auf irgend einem ihm zusagenden Punkte auch in den Kreis der historisch-ethischen Fächer hineinzublicken suchen, während umgekehrt den Studirenden aller übrigen Fakultäten eine Berücksichtigung der Naturwissenschaften, vorzüglich der Physiologie im weitesten Sinne des Wortes fast unentbehrlich ist.

Das Philosophische in der allgemeinen Bildung kann sich auf diesem Wege auch ohne Mitwirkung speciell philosophischer Studien in der That schon in einem hohen Grade herausstellen, wenn der Naturforscher dazu kommt, sich eine Idee des Kosmos, des großen, nach unwandelbaren Gesetzen zusammenhängenden Weltganzen zu bilden, welches ja auch dem Menschendasein die Stätte darbietet, auf welcher es sich auslebt und die Bedingungen, unter denen es sich entfaltet; wenn der Philologe das klassische Alterthum, das „Paradies des Menschengesistes“ mit allen seinen Richtungen in sich ausleben läßt und die Totalität des harmonischen Daseins im erquickenden und befreienden Bilde erschaut, welche uns in unsrer Theilung der Arbeit verloren ist; wenn der Historiker, der Linguist, der Jurist und Nationalökonom das Menschenleben in seinen großen gesetzmäßigen Zügen auffassen lernen und

erkennen, wie der Geist in tausend wechselnden Formen einem hohen Ziele der Vervollkommnung entgegenstrebt.

Ein Studium in diesem Geiste ist jedenfalls auch in philosophischer Hinsicht ungleich fruchtbarer, als die leidige gedächtnismäßige Aneignung metaphysischen Formeltrams oder eine unvermittelte Aufnahme irgend einer philosophischen Disciplin neben anderen Disciplinen. Je mehr aber auch in diesem Geiste in beständigem Hinblick auf das Endziel alles Wissens und Forschens studirt wird, um so sicherer wird sich mit der Zeit, vielleicht bald, vielleicht erst lange nach den Universitätsjahren, ein Zug zur Philosophie einstellen, die man dann mit anderen Augen betrachtet, als bei der ersten Begegnung, wo sie nur gar zu oft unfruchtbar erscheint, wie die dürre Haide, auf welcher nach dem Goethe'schen Mephisto „ein Kerl, der speculirt“, von einem bösen Geiste im Kreise herum geleitet wird.

Mit alledem hätten wir nun freilich erst bloß von der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung gesprochen und es fragt sich, ob es gut, ob es philosophisch ist im höchsten Sinne des Wortes, auf diese so viel Gewicht zu legen, daß man darüber wohl gar in Gefahr kommen könnte, die Gemüthsbildung, die Sorge für Nüchternheit und Frische des Willens und des Leibes, kurz die Erstrebung von Tüchtigkeit und Harmonie des gesammten Wesens zu vernachlässigen.

Hier ist zu bemerken, daß bei aller Löblichkeit der Sorge für Körperbildung, für Pflege des jugendlichen Muthes und der Gemüthlichkeit, des Gesanges und der Geselligkeit, wir doch immer Kinder einer Zeit bleiben, in welcher jene hellenische Harmonie des Geistes und der Sinnlichkeit ein Ideal bleibt.

Schiller, der dies Ideal wohl für gar zu fern, den Gegensatz unsrer Zeit gegen die der Jugend Griechenlands allzuschroff aufgefaßt hat (vergleiche die seither eingetretene Wandlung), findet, daß in unsrer Zeit der Theilung der Arbeit, wo jeder nur ein Rad in der Maschine ist, nur ein einziges Mittel existirt, um den Einzelnen davor zu bewahren, daß er im Slavendienste für kommende Generationen untergehe: die ästhetische Erlösung durch die Kunst, vor allen Dingen die Dichtkunst, welche das freie Spiel aller Seelenkräfte wieder herstellt, und den Menschen, „so lang des Liebes Zauber walten“, zu den hohen Göttern erhebt.

Mögen wir die tiefe Wahrheit, die in dieser Lehre liegt, nie vergessen und unsere Herzen rein und empfänglich halten für die Stimme der Kunst, die uns in einem höheren Sinne zu der verlorenen Natur zurückruft. Bedenken wir aber auch, daß die allgemeine wissenschaftliche Bildung, wenn sie nicht im Sinne tochter Polymathie, sondern eines lebendigen Strebens nach Einheit und Harmonie der Weltanschauung geübt wird, der Kunst nicht feindlich, sondern wesensverwandt ist. Die Harmonie des Intellects trägt auch Früchte für die stille, unwandelbare Heiterkeit des Gemüthlebens, und für den sittlichen Charakter ist eine der edelsten und stärksten Stützen der Muth echter Wahrheitsliebe.

II. Die Bildung durch Philosophie.

Als der wahre Zweck der allgemeinen Bildung hat sich uns herausgestellt: die Befreiung des Geistes vom Mechanismus der Berufsthätigkeit und die Erhebung der letzteren zu einem bewußten Mitarbeiten an der Gesamtaufgabe der Menschheit. In diesem Bewußtsein über die eigene Thätigkeit und ihren Zusammenhang mit den nächsten Kreisen und dem großen Ganzen; in dem freien Blick auf Vergangenheit und Zukunft von dem Punkte aus, wo wir selbst in der Entwicklungsreihe stehen, stellt sich die Würde des freien Mannes wieder her, welche in dem Getriebe der modernen Arbeitstheilung zu Grunde zu gehen droht.

Es fragt sich nun, in welchem Verhältniß die philosophische Bildung zu dieser Aufgabe tritt und zwar zunächst die Bildung des Geistes an dem Stoff und in den Formen, welche überlieferte Philosophie zur freien Verarbeitung und Aneignung darbietet.

Kann die Philosophie, da ja schon nach Aristoteles der Weise „gewissermaßen“ Alles weiß, d. h. von Allem die allgemeinsten Begriffe hat, die Bildung an anderen Stoffen ersetzen? Oder kann sie dazu dienen, den Weg der allgemeinen Bildung, so weit sie sich etwa ohne Philosophie erreichen ließe, bedeutend abzukürzen und eine größere Sicherheit für die Erreichung des Zieles darzubieten? Oder endlich, wird die Philosophie die Aufgabe der allgemeinen Bildung aufnehmen und weiterführen, um den Geist einem noch höheren Ziele zuzuleiten?

Wir werden sehen, daß von diesem Allem etwas der Philosophie als Lehrmeisterin zugesprochen werden darf; doch am wenigsten kommt der erste Punkt in Betracht, während der letzte uns schon unmittelbar zu der höchsten Aufgabe der philosophischen Bildung überleitet, die wir als Bildung zur Philosophie vorläufig bezeichnen.

Zunächst müssen wir bemerken, daß allgemeine Bildung, wenn sie ihren weck wirklich erreicht, schon philosophische Bildung ist, wenn auch noch auf einer niederen Stufe, da der Einzelne sich gleichsam seine Philosophie selbst macht, ohne sich um die großen Systeme, welche Generationen und Jahrhunderten als Führer gedient haben, zu kümmern. Aber auch dieser Standpunkt kann durch eine bloße Summe von Einzelstudien in verschiedenen Fächern gar nicht erreicht werden. Es bedarf der beständigen Verarbeitung des Stoffes im Hinblick auf das gesteckte Ziel; Resultate und Methoden der durchwanderten Gebiete des allgemeinen Wissens müssen beständig verglichen und in Beziehung zu einander gesetzt werden; das ganze Wissen muß von einem neuen Gesichtspunkte betrachtet und zu einer lebensvollen Einheit gleichsam umgeschaffen werden. Dies aber ist eine wesentlich philosophische Thätigkeit.

Wer nun etwa ohne alle philosophische Studien so weit gekommen wäre,

der wird doch nun aus dem gleichen Princip, das ihn so weit geführt hat, das Bedürfniß empfinden, zu sehen, wie denn die Philosophen die Aufgabe gelöst haben, ein einheitliches Band alles Wissens herzustellen. Er wird die Neigung gewinnen, das, was er auf subjectivem Wege gewonnen hat, mit den Gedanken zu vergleichen, durch welche die geistigen Führer ganzer Nationen den gleichen Proceß bewerkstelligt haben; er wird nach Objectivität streben und damit an die Ueberlieferungen der Philosophie herantreten. Dieser Weg, wonach für das Streben nach philosophischer Bildung die Beschäftigung mit der Philosophie selbst eigentlich zuletzt käme, könnte vielleicht als der normalste, wünschenswerteste erscheinen. Es würde dann Jeder zuerst, vom bloßen Streben nach allgemeiner Bildung geleitet, zum Philosophen auf eigene Hand, um sich erst nachher zu den Resultaten der überlieferten Philosophie in ein Verhältniß zu setzen, aus welchem eine neue, geläuterte und gehobene Originalität und Einheit der Weltanschauung hervorgehen müßte. Damit wäre jedenfalls am gründlichsten der Neigung zum bloßen Nachbeten philosophischer Formeln oder zur dogmatischen Aneignung eines abgeschlossenen Systems abgeholfen und der Uebelstand wäre vermieden, daß die Philosophie für ein Lebensalter gelehrt werden muß, welches noch nicht völlig für sie geeignet ist.

Aber abgesehen davon, daß ein solcher Weg fast nur durch ein künstliches Fernhalten der Philosophie durchgeführt werden könnte, da diese sich überall bei einem freien Umblick im Gebiete des Wissens darbietet, so würden auch nur Wenige die Energie haben, so, ohne alle Anregung von der Philosophie zu empfangen, den ächt philosophischen Geist in der Behandlung der Wissenschaften in sich zu entwickeln und festzuhalten.

Hier wäre nun zwar der Ort, der Forderung zu gedenken, daß die Vorträge, welche der allgemeinen Bildung dienen sollen, philosophischen Geist haben und also die Anregung zur Vergleichung, Verbindung, zum Hinstreben nach einer höhern Einheit schon in sich tragen sollten. Diese Forderung wird nicht nur einstweilen nicht leicht erfüllt werden, sondern es wird auch die auf diesem Wege gebotene philosophische Anregung zwar eine wünschenswerthe Zugabe, aber kein völliger Ersatz für dasjenige sein, was der Philosoph von einem centralen Standpunkte aus zu bieten vermag. Nur fasse man hier die Philosophie nicht mit der Enge einer Zunftschranke! Wenn ein tüchtiger Linguistiker sich auf das Feld der Sprachphilosophie einläßt, so ist durchaus nicht abzusehen, warum er es nicht mit eben so viel Freiheit des Geistes, mit gleicher Tiefe und dabei mit ungleich größerer Kenntniß der Einzelheiten behandeln sollte, als der Philosoph, der doch auch wieder zum Linguistiker werden müßte, um auf einem so speciellen Zweige Genügendes zu leisten. Unter dem gleichen Gesichtspunkte sind z. B. ästhetische Vorlesungen eines Kunsthistorikers oder naturphilosophische eines Physikers oder Physiologen zu beurtheilen. Ja, für den Zweig der Naturphilosophie liegt vielleicht heutzutage die Sache noch so, daß man sie sich am besten vom Naturforscher

vortragen läßt, denn in unseren heutigen Naturwissenschaften herrscht ein starker Zug zur Einheit alles Naturwissens und damit philosophischer Geist, so wenig auch die Naturforscher in der Regel von Philosophie wissen wollen. Freilich ist auch das Haften an einer bloßen Naturphilosophie, ohne Erkenntnistheorie und ohne Pflege des Ideals, eine Einseitigkeit, welche vom wahren Ziele der Philosophie in verderblichster Weise wieder ablenkt, während sie auf einem beschränkten Gebiete die Aufgabe der Philosophie (scheinbar) erfüllt.

Fragen wir uns nun, was das Studium der philosophischen Disciplinen oder der Unterricht des Philosophen für den höchsten Bildungszweck bieten können, so müssen wir vor allen Dingen der alten philosophischen Hauptwissenschaft, der Metaphysik, gedenken, die man vielfach geradezu mit der Philosophie identificirt hat, während sie von anderer Seite als eine nutzlose und trügerische Scheinwissenschaft bezeichnet wird. Auf die Metaphysik beziehen sich auch vor allen Dingen jene Warnungen vor einem trügerischen Dogmatismus, die wir in der Einleitung kennen gelernt haben, und es ist leicht einzusehen, daß hier neben der Aussicht, den eigentlichen Gipfel philosophischer Bildung zu erreichen, unmittelbar auch die Möglichkeit arger Verwirrung und unheilvoller Verbildung sich darthut.

„Philosoph“ und „Philosophie“, sagt das Krug'sche Wörterbuch sehr naiv, sind Ausdrücke, über deren Bedeutung die Philosophen selbst bis jetzt noch nicht einig sind. Diese seltsame Meinungsverschiedenheit kann man theils auf die Grenzen und das innere Verhältniß der einzelnen philosophischen Disciplinen beziehen, theils aber, und mit Recht, vor allem auf die vermeintliche philosophische Grundwissenschaft, die Metaphysik. Denn was Logik ist, darüber war niemals ein erheblicher Streit; Psychologie ist wenigstens nach Ziel und Absicht dieses Zweiges hinlänglich bestimmt. Aesthetik, Ethik, Naturrecht sind lauter Disciplinen, über deren Zweck und Bedeutung — bei aller Verschiedenheit der Behandlung — niemals viel Streit geherrscht hat. Die Verschiedenheit der Behandlung aber in diesen Disciplinen fließt wieder größtentheils aus der verschiedenen Stellung der Philosophen zu den Problemen der Metaphysik.

Die Metaphysik im alten, aristotelischen Sinne ist eine vermeintliche Wissenschaft von den ersten Anfängen und obersten Principien alles Erkennens und alles Seins. Der Weise, von dem man voraussetzt, daß er diese Principien inne habe, weiß gewissermaßen Alles, auch ohne die speciellen Kenntnisse erworben zu haben, denn in den allgemeinsten, obersten Begriffen und Grundsätzen liegt alle überhaupt mögliche Wissenschaft enthalten. Sie liegt in ihr nicht der Wirklichkeit nach (actu), sondern nur der Möglichkeit nach (potentia). Aber diese in den Principien liegende „Möglichkeit“ aller Dinge ist selbst ein metaphysisches Princip und zwar eins der wichtigsten und folgenreichsten, jedoch — auf Irrthum beruhend.

Der platonische Gedanke, daß gegenüber den ewig wechselnden, nur werdenden, nicht wirklich seienden Einzeldingen das Allgemeine, die Art und

Gattungsbegriffe, auf welche sich allein alles wahre Wissen beziehen könne, auch allein wahre und unvergängliche Existenz haben, — dieser in seinen mannigfachen Folgen und Anwendungen so fruchtbare, so anregende Gedanke muß heutzutage gleichwohl als ein, einem Zustande der Kindheit der menschlichen Vernunft angehöriger betrachtet werden. Und doch wird das Verhältniß des Einzelnen, Concreten, unmittelbar durch die Sinne Gegebenen zu der Allgemeinheit des Denkens, welche uns durch die Sprache und andere generelle Zeichen vermittelt wird, noch auf geraume Zeit hinaus ein Gegenstand ernstern Nachdenkens und tiefgehender Erörterungen bleiben und in allen Fragen, welche an dieses Problem anknüpfen, wird statt des Platonismus ein Princip die eine der beiden möglichen Hauptrichtungen bezeichnen, in welchen die Lösung zu suchen ist. Mag man daher auch das platonische Extrem, welches aus den Ideen, den zu selbständigen Wesen erhobenen Allgemeinbegriffen, eine eigne güttergleiche Welt erschuf, von der unsre Welt des Scheins und des Irthums nur einen matten Abglanz erhält — mag man auch diese schon an der Quelle durch und durch poetische Lehre ihrer mythischen Natur wegen von der Schwelle der Wissenschaft zurückweisen: man hat den Platonismus damit nicht beseitigt, der immer wieder in neuen Formen hervorbricht, wo es sich um das Verhältniß des Einzelnen und des Allgemeinen handelt. Der Anspruch aber, eine Wissenschaft der allgemeinsten Principien zu haben, die als ein fertiger und sicherer Stoff, gleich der Mathematik, überliefert werden könnte, muß definitiv aufgegeben werden; ja selbst die bloße Möglichkeit einer solchen Wissenschaft ist mit Recht in Zweifel gezogen worden.

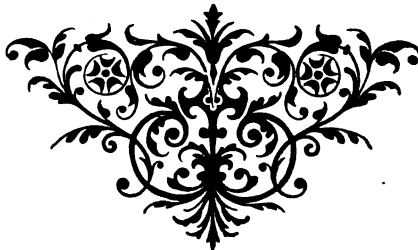
Wie schon im Mittelalter der „Nominalismus“ die Einseitigkeit dieser Weltanschauung energisch bekämpfte, so kann man wohl sagen, daß die gesammte moderne Wissenschaft, vorab, aber keineswegs ausschließlich, die Naturwissenschaften, im Kampf mit der alten Metaphysik entstanden sind, und daß daher die Annahme eines tiefen Gegensatzes zwischen Metaphysik und positiver Forschung wenigstens historisch wohl begründet ist.

Gleichwohl ließ man nicht ab davon, eine Wissenschaft der ersten Gründe des Denkens und Seins zu finden. Cartesius, Spinoza, Leibniz, bemühten sich, auf neuer Grundlage ein dauerndes Gebäude der Metaphysik zu errichten, darin alle mit Plato und Aristoteles übereinstimmend, daß sie durch die Kraft des reinen Denkens sich unmittelbar zu diesen Principien zu erheben und dann aus ihnen die Erscheinungen der Welt und das Uebersinnliche zugleich zu construiren suchten. Nur die englische Philosophie schlug (in strenger Fortsetzung des Nominalismus) einen andern Weg ein, bis Hume dabei anlangte, die ganze Aufgabe der Metaphysik in die systematische Zerstörung des metaphysischen Scheins zu verlegen, ihr also eine wesentlich negative Rolle zuzuweisen. Am weitesten in dieser Richtung ging die in Frankreich von Comte begründete, hauptsächlich in England zur Bedeutung gelangte Schule der Positivisten, welche alle Metaphysik nur als ein Uebergangsstadium be-

trachten zwischen der theologischen Weltanschauung, welche der Kindheit der Menschheit angehört, und der „positivistischen“, welche dem gereiften Denker der Gegenwart und Zukunft angehört. Diese letztere aber läßt alle Fragen nach den ersten Principien wie nach den letzten Consequenzen alles Denkens als unlösbar für den Menschen definitiv auf sich beruhen und begnügt sich mit der uns vertriehenen „Mitte“, indem sie sich ausschließlich auf die exacten Wissenschaften stützt.

Dieser Weltanschauung, welche in ihren Consequenzen mit der Scheinwissenschaft der Metaphysik zugleich alle Poesie, alles Leben in einer idealen Welt der Gedanken mit dem Untergange bedroht, können wir zunächst den Satz unseres Kant gegenüberstellen, daß Metaphysik wenigstens als Naturanlage wirklich ist, wenn sie auch als Wissenschaft bisher keinen sicheren Boden gefunden hat. Es liegt in der Natur unseres Geistes, daß er sich über die Fragen nach Ursprung und Ziel alles Seienden, nach dem Wesen und Zusammenhang des Weltganzen, nach dem eigenen Ich und seiner Vergangenheit und Zukunft niemals völlig entschlagen wird. Daraus folgt, daß also zum Mindesten eine negative, eine rein kritische Bearbeitung des Feldes metaphysischer Ideen zu den bleibenden Aufgaben des wissenschaftlichen Denkens gehört. Wie wichtig aber auch gerade diese Aufgabe für die philosophische Bildung ist, ergibt sich leicht, wenn man bedenkt, daß jeder Mensch von Natur und durch Ueberlieferung Metaphysiker ist auf eigene Faust, und daß wir oft gerade bei denjenigen die tiefstwurzelnden metaphysischen Vorurtheile finden, welche sich am entschiedensten von aller wissenschaftlichen Untersuchung dieses Gebietes abwenden, welche angeblich bloß der Erfahrung und ihren Sinnen vertrauen.

(Schluß folgt.)





Bibliographie.

Goethe. Faust. Eine Tragödie. Mit Einleitung und erläuternden Anmerkungen von G. vort Loeper. Zweite Bearbeitung. 2. Theil. 8. LII und 356 S. Berlin, 1879, G. Hempel.

M. 3. —

Das ist ein wirklich „unentbehrliches“ Buch; unentbehrlich für den „Forscher in Goethe'schen Dingen“ wie für den ernsthaften Goethefreund. Loeper's Faust-Ausgabe ist eine förmliche Encyclopädie all dessen, was man wissen muß, um ein richtiger „Faustkenner“ zu sein. Durch Textrevision, historisch-kritische Behandlung aller Scenen und durch erschöpfende Detail-Erklärung hat Loeper eine Ausgabe geschaffen, welche der Bedeutung der Goethe'schen Dichtung für unser nationales Leben entspricht. Wie eine ankündigende Notiz richtig und ohne Ruhmrederei sagt: „Die Fauststudien der Gegenwart werden in dieser Ausgabe zusammengefaßt, sie finden darin einen vorläufigen Abschluß, zugleich aber auch neue Impulse“. Herr von Loeper hätte sich durch sie ein, wäre es möglich gewesen, noch größeres Anrecht auf die Dankbarkeit der Gebildeten gewonnen, als er sie ohnehin durch seine rege Förderung der Hempel'schen Goethe-Ausgabe sich erworben hat. Und wie diese zweite Ausgabe des vorigen Werkes, das selbst auch durch ihre äußere Form zu ehren versucht, möge sie auch den Anfang einer Neubearbeitung in derselben anziehenden Form des ganzen „Hempel'schen Goethe“ bedeuten.

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Alex. Brückner, Felix Dahn, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Theodor Flathe, Ludwig Geiger u. Herausgegeben von Wilhelm Duden. In ungefähr 40 Bänden gr. Lex.-8. Begleitet von einer instruktiven, nach wissenschaftlichen

Principien zusammengestellten historischen Illustration. 7. und 8. Halbband. Berlin, 1879, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Jeder Halbband M. 3. —

Wir haben bereits im Februarheft auf die Bedeutung dieses großartig angelegten Unternehmens hingewiesen. Die bisher erschienenen Bände sind vollständig geeignet gewesen, die hohen, an den Fortgang des Sammelwerks geknüpften Erwartungen zu erfüllen. Jeder einzelne Band läßt erkennen, daß die dem Unternehmen zu Grunde liegende Absicht, die Ergebnisse der eigenen Forschung hervorragender Geschichtsschreiber in allgemein fesselnder und lebendig anregender Weise darzustellen, von den bewährten Verfassern der vorliegenden Theile in vortrefflicher Weise erfüllt worden ist. Die eben erschienene 7. Abtheilung setzt, an die fünfte anschließend, die Geschichte Peters des Großen von Prof. A. Brückner fort. Die klare, sichtlich auf der genauesten Kenntniß der Zeit beruhende Darstellung, schildert die Reisen Peters im Auslande und zieht das für das Reich so weittragende Resultat derselben, welches sich zunächst in den „Inneren Kämpfen“, so ist das begonnene 3. Buch betitelt, äußert. — Die 8. Abtheilung führt, den Inhalt der 6. fortsetzend, den ersten Band von Herzberg's Hellas und Rom zu Ende. Die macedonische Hegemonie, die gewaltige, strahlende Gestalt Alexanders des Großen, die Zustände, in welche sein ungeheures Reich nach seinem Tode gerieth, und das folgende Zeitalter der Epigonen werden hier erzählt. Herzberg endigt die Geschichte von Hellas mit dem Frieden von Naupaktos (217), der Philipp V. von Makedonien zum Schutzherrn aller Hellenen machte und geht zu den Römern über, die in der Fülle ihrer politischen und soldatischen Kraft die Weltherrschaft nun an sich reißen sollten. — Illustrationen und Karten der

beiden Halbbände sind ebenso lehrreich, wie gut ausgeführt.

Karl Gutzkow. Die Baumgärtner von Hohenschwangau. Historischer Roman. 1. Lieferung. 8. 64 S. Mit dem Portrait Gutzkow's in Radirung. Breslau, 1879, S. Schottlaender. Erscheint in 12 Lieferungen à M. 1.—

Gutzkow sollte die Umarbeitung seines großen Romans „Hohenschwangau“, mit der er die letzten Tage seiner ruhmreichen Thätigkeit ausfüllte, nicht mehr erleben. Aus dem breit angelegten fünfbandigen Buche sollte das oben genannte kürzere werden. Die vorliegende erste Lieferung gibt uns selbstverständlich keinen Maßstab für das von Gutzkow Erstrebte und Erzielte. In einer von uns bereits für „Nord und Süd“ in Aussicht genommenen umfassenden Studie über den genialen Schriftsteller wird auch sein (inzwischen vollendeter) Roman „Baumgärtner“ gerechte Würdigung erfahren. Hier mögen nur einige Sätze Platz finden, in denen die (unbekannten) Herausgeber des Romans sich über das Weite desselben und die Pläne bezüglich seiner Vollendung äußern.

„Was einst in „Hohenschwangau“ den Leser ermüdete, die Ueberfülle der Resultate eingehender archivalischer Studien, hier ist es vermieden und deutlicher und fesselnder sind die Fäden des Romans in den Vordergrund gebracht, während doch der Rahmen in seinem ersten, historischen Gefüge derselbe geblieben ist, und das Ganze ein hochinteressantes Culturbild aus dem Reformations=Zeitalter darbietet, in dem deutscher Bürgerfönn und deutsches Familienleben, der Werth und der Unwerth deutscher Fürsten, und das Ringen des deutschen Geistes um Befreiung von dem päpstlichen Joch einen oft ergreifenden Ausdruck gefunden.

In einer Anzahl eigenhändiger Briefe hat der Dichter seine Absichten für das ganze Werk klar dargelegt, der Stoff, auch für den letzten Band, war in Gutzkow's „Hohenschwangau“ zu finden und deutlich ging aus den beiden ersten Bänden hervor, wie ihn der Dichter zu sichten und umzugestalten gedachte.

„Die Baumgärtner von Hohenschwangau“ sind in jeder Bedeutung des Wortes ein „ganzes“ Werk, sie sind ein leuchtendes Blatt im Ruhmesranne Karl Gutzkow's, und in dessen Gesamtwerken geböhrt ihnen ein hervorragender Platz.“

J. J. Honegger, Literatur und Cultur des neunzehnten Jahrhunderts. In ihrer Entwicklung dargestellt. 2. vermehrte Auflage. 8. XII und 355 S. Leipzig, 1880, J. F. Weber. M. 6.—

Diese geistreichen Studien waren ursprünglich bestimmt, dem großen Werke Honeggers über die Culturgeschichte der neueren Zeit als Einleitung zu dienen. Sie sollte, nach des Verfassers Absicht, ein Versuch im Kleinen sein, „die allgemeinen Culturverhältnisse uneres Jahrhunderts in ein principiell einheitliches Bild zusammenzubringen“. Inzwischen ist das große fünfbandige Werk erschienen und hat sich eine maßgebende Stelle in unserer culturgeschichtlichen Literatur errungen. Aber die Einleitung dazu hat neben diesem Monumentalwerke ihren eigenthümlichen Werth behalten, als einer der ausgezeichnetsten Versuche, die Ergebnisse einer der bedeutungsvollsten Culturepochen aller Zeiten in ein geschlossenes Bild zusammenzufassen. In dem Bande ist eine erstaunliche Fülle Materials mit größter Sicherheit und eben solcher Bescheidenheit verarbeitet, dabei in gewählter Form und Sprache. Honeggers hervorragende Kennerchaft der französischen Culturverhältnisse macht sich nothwendigerweise auch in diesem Bande geltend; in ihrem ganzen Umfange erscheint sie erst in seinem Werke über die französischen Cultureinflüsse. — Das um ein fünf Bogen umfassendes Capitel — von 1850 bis zur Gegenwart — vermehrte Buch ist anregend von der ersten bis zur letzten Seite, es zwingt zum Nachdenken und wo es Widerspruch herausfordert, handelt es sich stets um die Ergebnisse selbständigen Forschens eines fruchtbaren Kopfes. — Wie alle Artikel des bewährten Verlages zeichnet sich auch dieser durch geschmackvolle Ausstattung aus.

W. G. S. Ledy, Geschichte Englands im achtzehnten Jahrhundert. Mit Genehmigung des Verfassers nach der zweiten verbesserten Auflage des englischen Originals übersetzt von Ferd. Löwe. 1. Band. 8. XXIV und 619 S. Leipzig und Heidelberg, 1879. C. F. Winter.

Ledy gilt in England als der berufenste Nachfolger Henry Thomas Buckles, dessen Methode historischer Untersuchung er in einer „Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa“ zu

glänzender Geltung brachte. Gleich seinem glänzenderen Vorgänger ist er von der englischen Orthodoxie auf das Festigste angefeindet worden und auch seinem neuesten Werke, das sich in England eines großen äußeren Erfolges zu erfreuen hat, sind starke Angriffe nicht erspart worden. Wir Deutsche werden aus dem vortrefflich geschriebenen, der Fülle tiefster Gelehrsamkeit und sorgfältigster Forschung entsprossenen Werke Anregung und Belehrung in reichem Maße empfangen. Ledy schreibt nicht für die, welche die englische Geschichte während des genannten Zeitraums an der Hand eines systematischen Lehrbuchs kennen lernen wollen; er schreibt für den Wissenden, wie bei uns Ranke und Reinhold Pauli, wie in England J. A. Froude und Mahon-Stanhope die Geschichte Englands behandelt haben. In der Auffassung eines auf der Höhe der Wissenschaft stehenden Geistes schreibt Ledy (hier sei seinen eigenen Worten gefolgt) nicht die Geschichte der von ihm gewählten Periode Jahr für Jahr, noch auch umständliche Berichte über militärische Ereignisse oder über minder wichtige persönliche oder Partei-Vorfälle, wie dergleichen in den politischen Annalen einen so großen Raum einzunehmen pflegt; Ledy hat es sich vielmehr zur Aufgabe gestellt aus der großen Masse von Thatsachen diejenigen herauszuheben, welche sich auf die nachhaltigen Kräfte der Nation beziehen, oder die treffenderen Züge des nationalen Lebens bezeichnen. Das Steigen oder Sinken der Monarchie, Aristokratie und Demokratie, der Kirche und des Dissent, der landwirthschaftlichen, industriellen und commerziellen Interessen; die wachsende Macht des Parlaments und der Presse; die Geschichte der politischen Ideen, der Kunst, der Sitten und des Glaubens; die Wandlungen in der socialen und ökonomischen Lage der Volkes, die Einflüsse, welche abändernd auf den Nationalcharakter eingewirkt haben, die Beziehungen des Mutterlandes zu seinen Dependenz, und die Ursache, welche das Fortschreiten der letzteren beschleunigt oder verzögert haben — das sind die hauptsächlichsten Themata dieses, auf vier Bände berechneten Werkes. Die Uebersetzung lieft sich fließend und ist ziemlich frei von Anglicismen, leidet aber nicht selten unter einer Ueberfülle von Fremdwörtern. Daß der Uebersetzer es für nothwendig erachtet hat, mit dem Verfasser wegen seiner Beurtheilung Friedrichs des Großen zu polemisiren, scheint uns überflüssig. — Der Abschluß des bedeutamen,

von der Verlagshandlung sorgfältig ausgestatteten Werkes, wird uns Gelegenheit geben, dem Ganzen eingehende Würdigung in der Form eines Essays über die Geschichte Englands im achtzehnten Jahrhundert zu Theil werden zu lassen.

Fritz Mauthner, einsame Fahrten. Blaudeereien und Skizzen. 2. Auflage kl. 8. 125 S. Leipzig, 1879, E. Schloemp.

— — — Kleiner Krieg. Kritische Aufsätze kl. 8. 144 S. Leipzig, 1879, E. Schloemp.

Wir geben dem zweiten dieser beiden Bücher den Vorzug; in ihm zeigt sich das Talent des geistreichen und formgewandten Verfassers von seiner besten Seite. Eine Fülle feiner Beobachtung und fast überall selbständige Auffassung, machen sich in der Behandlung der einzelnen literarischen oder künstlerischen Zeitfragen — denn um solche handelt es sich zumeist — geltend. Mauthner spricht über „die Unbefechtheit der Kritiker“, die „Aesthetik der Civilise“, über die Frage, ob das Ballet eine Kunstform sei, über die Bedeutung des Applauses, unser Couplet, über L. Anzengruber und Rosegger mit der Autorität des feinfühligsten, gebildeten Menschen, der, mit den behandelten Dingen durch ununterbrochenen Umgang vertraut, ihnen stets ihre eigenthümliche Seite abzugewinnen versteht. Dieser hervorstechende Zug in dem Talente Mauthners macht sich insbesondere in der Studie über Anzengruber geltend, welche den umfangreichsten Beitrag des Bändchens bildet und uns schon von ihrem ersten Erscheinen in der „Gegenwart“ bekannt ist. Es ist eine verständnißinnige, von wärmster Sympathie für den Landsmann getragene und denselben doch nicht überschätzende Arbeit; wie kaum eine andere der uns über Anzengruber bekannten, fixirt sie die Stellung des genialen Dichters in unserer Literaturgeschichte. Ähnliche Vorzüge zeichnen die weniger ausgebreitete Studie über den Steiermärker Rosegger aus. — Nicht alle Stücke des Bändchens sind von gleichem Werth; das eine oder andere hätten wir leicht vermissen können, so die Capitel „Flammenschrift“ und „Manuela“ vielleicht auch den Ballet-Artikel. In letzterem besonders macht sich hin und wieder ein gewisses jugendliches Ungestüm des Rejumes geltend, das einem — wie derselbe Band es bethätigt — in literarischen Dingen so besonnenen Manne nicht gut steht. — Das Bändchen „Einsame Fahrten“,

zumieit Novellistisches enthaltend, spricht uns weniger an; zwischen dem sicheren Beobachter und dem Erzähler macht sich noch eine beträchtliche Differenz geltend, deren Ausgleich sicherlich erwartet werden darf, aber auch von dem Verfasser selbst hätte abgewartet werden sollen, ehe er zur Sammlung des hier Gebotenen schritt. Die Humoreske „Nahelchen“ (eine Frau, die sich innerlich mit Nabel Barnhagen vergleicht) würde ihrer ganzen Natur nach unter den zum Theil polemisirenden Aufsätzen des anderen Bändchens am Plage gewesen sein; sie ist eine gelungene Satire auf gewisse gesellschaftliche Kreise der Hauptstadt. Nur schade, daß auch in ihr jene Differenz zwischen Wiedergabe und der scharfen Sicherheit der Beobachtung sich geltend macht. Immerhin bieten auch die „Einsamen Fahrten“ einen Beweis für die von hervorragendem Talente getragene Vielseitigkeit ihres Verfassers.

Ernst Reichenheim, Gedichte. 8. VIII und 143 S. Berlin, 1879, Silvester Fren.

Gedichte eines jugendlichen Gemüths, welche die Gewatterschaft Heines, Bodenstedts, des Verfassers vom „Neuen Lannhäuser“ und ähnlicher nicht verläugnen können. Hin und wieder begegnet man einem unverfälschten Ausdruck, tiefer, schmerzlicher Sehnsucht und Klage und auch manchem guten Einsall, der den Augenblick, dem er entsprang, wohl zu erheitern vermochte. Aber diese Einzelheiten machen nur den Eindruck des zufällig Gefundenen. Die dichterische Erscheinung des Verfassers, wie sie aus dem vorliegenden Bande nicht grade anspruchlos uns entgegentritt hätte noch eine Zeit der Läuterung und Prüfung durchmachen sollen, ehe sie so geschlossen sich gab. Dann wäre Weniger Mehr gewesen, während heut das Viel nur allzuklar darthut, wie wenig es eigentlich ist.

Alexander Freiherr von Warsberg, Odhysseische Landschaften. 3. Band. Das Reich des Odhysseus. 8. 501 S. Wien, 1879, C. Gerold's Sohn M.G.—

Die beiden ersten Bände des eigenartigen Werkes sind an dieser Stelle bereits

gewürdigt worden. Der vorliegende Band spricht von Jante, Kephallonia, Ithaka, Leutadien und von der Geschichte des odhysseischen Reichs. Wir könnten heut fast wörtlich wiederholen, was wir gelegentlich der früheren Bände an dieser Stelle zu sagen hatten. Der Verfasser ist ein gründlicher Kenner des Orients. Der Geist eines Feingebildeten von reicher Weltkenntniß spricht aus seinen, von einem Hauche warmer Begeisterung durchwehten Schilderungen. Und wenn wir bei früherer Gelegenheit als Tadel zu constatiren hatten, daß dieser Hauch sich nicht selten zu der Stärke eines Sturmwindes erhob, so zeigt sich diese Begeisterung in dem vorliegenden Falle zum Vortheil des Ganzen in ruhigerem Fahrwasser, auf den Leser freundlich wirkend und die Lektüre des Buches zu einer genußreichen und anregenden gestaltend. Auch heut wie damals können wir sagen, daß, wer der Ansicht ist, daß man in Dichters Lande gehen müsse, um den Dichter zu verstehen, für seine Fahrt kaum einen zuverlässigeren und dabei so angenehmen Führer wird finden können, als den Verfasser dieser „odhysseischen Landschaften“.

Fritz Wernik. Städtebilder. (Konstantinopel, Athen, St. Petersburg, Moskau, Warschau.) Neue Folge. 1. Bd. 8. VI u. 296 S. Leipzig, 1879, Edwin Schloemp. M. 3.—

Der Verfasser versteht zu sehen und zu beschreiben; auch ist ihm ein glücklicher Enthusiasmus zu eigen, der aus seiner Darstellung heraus den unbefangenen Leser in seine Kreise zieht. Neues hat uns Herr Wernik nicht zu erzählen; das Meiste, was der vorliegende Band enthält, stützt sich auf vor Jahren gemachte Beobachtungen und trägt, insbesondere die Constantinopel und Warschau behandelnden Abschnitte, nicht selten den Stempel des Berasteten unverkennbar aufgedrückt, ohne dafür durch besondere Originalität der Auffassung zu entschädigen. Aus diesem Grunde glauben wir auch nicht, daß für die Sammlung dieser „Städtebilder“ eine innere Nothwendigkeit vorlag. Immerhin bieten sie eine angenehme Lektüre, der man sich gern hingeben mag.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterjagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1888^{er}. Frische Füllung. 1888^{er}.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58 ²⁰ R
Mühlbrunn . .	40 =
Schlossbrunn	41 ⁸ =
Theresienbrunn	47 ¹ =
Neubrunn . .	47 ³ =
Marktbrunn .	34 ⁵ =
Felsenquelle .	47 =
KaiserKarl-Qu.	33 ⁴ =
Kaiserbrunn .	39 ¹ =

—✦—

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen- Producte.

—
KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.
—
KARLSBADER
Sprudel-Seife.
—
KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

—✦—

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLensaURES MINERAL-WASSEr

Vor ALLEN ANDERN Tafelwassern rühmlichst
ausgezeichnet auf der

INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN
AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.

IM EINZELNVERKAUF:—

Die ganze Flasche oder Krug, 32 Pf. } die Gefässe
Die halbe Flasche oder Krug, 25 Pf. } mit
einbegriffen

Etwaige Verpackung wird extra berechnet.

KÄUFLICH ZU DIESEN PREISEN IN:

Aachen,	Crefeld,	Görlitz,	Kempton i/B.,	Posen,
Augsburg,	Creuznach,	Halle a/S.,	Köln,	Remagen,
Baden-Baden,	Dortmund,	Hamburg,	Landau,	Remscheid,
Bamberg,	Dresden,	Hamm i/W.,	Leipzig,	Saarbrücken,
Barmen,	Duisburg,	Hannover,	Ludwigshafen,	Schwerin i/M
Berlin,	Düren,	Harburg,	Magdeburg,	Stettin,
Bielefeld,	Düsseldorf,	Heidelberg,	Mainz,	Stuttgart,
Bochum,	Elberfeld,	Heilbronn,	Mannheim,	Trier,
Bonn,	Ellwangen,	Herford,	München,	Wiesbaden,
Braunschweig,	Essen,	Ingolstadt,	Münster i/W.,	Worms,
Breslau,	Frankfurt a/Main,	Kaiserslautern,	Nürnberg,	Würzburg,
Coblenz,	Freiburg i/B.,	Karlsruhe,	Osnabrück,	Zweibrücken
Coburg,	M. Gladbach,	Kassel,	Flauen i/V.,	

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

1872

November 1872

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

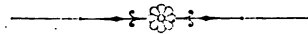
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XI. Band. — November 1879. — 52. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: J. J. J. von Doellinger.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Olivier.

Novelle in Versen.

Von

François Coppée.

Im Versmaße des Originals übersetzt

von

Wolf Grafen Baudissin.



1.

An einem Sonnentag mit Regenschauern
(Den Thränen gleich, auf die ein Lächeln folgt
In einer jungen Wittwe mattem Auge)
Erwachte trotz des Frühlings unmuthsvoll
Aus schwerem Morgenschlummer Olivier,
Jener fantast'sche reichbegabte Dichter,
Dem's, wenn er seine Feenträum' erzähle,
Mitunter glückte, die nach welschen Opern
Und bürgerlichen Dramen durst'gen Hörer
Zu fesseln. Zwar, zu klagen, noch dem Mißmuth
Sich hinzugeben, hatt' er keinen Grund;
Im Gegentheile, es war dem Glücklichen
Begönnt, vielfach beneidet sich zu sehen.
Der Wahrheit treu, des Styls und Wohllauts Meister,
Erzog er seine Verse lang' im Käfig;
Erst wenn die Paradiesesvögel ihm
Gekräftigt schienen für den Flug in's Blaue,
Und kühn genug, sich aufzuschwingen über
Die Stadt, die freilich wenig gasliche —
Erschloß er plötzlich eines schönen Morgens
Ihr Gitterthor, und in Palästen wie
In schlichten Häusern war man um die Wette
Bemüht, die lieben Vögel zu empfang'n.

Sein Schicksal war bisher ihm leicht. Es hatte
 Als er noch Kind war, eine Fee, wohl selbst
 Ein wenig Muse, seine Stirn berührt
 Mit ihrem Stab. Sein Name flog beschwingt
 Zu frühem Ruhm, gleich einer schlanken Brigg
 Der günst'ger Wind die Segel schwellt. Sein Glücksstern
 Verließ ihn nimmer — sorgte stets für Geld
 Wenn just sein Beutel leer war — bracht' ihm, wenn
 Der alte Spleen ihn anfiel, einen neuen
 Erfolg — und wenn ein zärtliches Gefühl
 Ihn angewandelt, eine unbestimmte
 Sehnsucht des Herzens, eine schöne Freundin.

In all' den sturmbewegten und anmuth'gen
 Romanen, die ihm seine Jugendzeit
 Mit reizenden Erinnerungen erfüllt,
 Gleich die Demüthigste der Stolzesten.
 Schon als er vormals unterm Ziegeldach
 Sich Reime suchte, klimmte mehr als ein
 Beblühtes Häubchen in die Bodenkammer
 Zu ihm hinauf, sang ihm ein lustig Liedchen,
 Saß auf dem Schooß ihm, oder theilte lachend
 Sein spärlich Mahl. Ein wenig später dann,
 Als er Grisetten schon genug gesehn,
 Die feinen feinen Ton und noble Haltung
 Bewunderten. und im Theater bald
 Sich heimlich fühlst', entbrannte eine junge
 Schauspielerin in heißer Leidenschaft
 Für seine braunen Augen. Ihren Schmutz
 Trug sie in's Leihhaus, um den ganzen Sommer,
 Vom Dienst befreit, mit ihm umher zu streifen.
 Ameise sonst, Cicade jetzt, durchstrich sie
 Meudons Gehölz im Kleidchen von Percal.

Er schrieb ein Buch, und war am Tage drauf
 In Aller Mund. In einem schwarzen alten
 Hôtel des faubourg Saint Germain durchflog
 In ihrem blasonirten Bett, den Arm
 Gestützt auf's Kissen, eine Herzogin
 Den spannenden Roman, und der schuldlose
 Platonische Seelenbund, den sie geträumt,
 Endigt' in einer Liebes-Episode
 Im Styl des Casanova. — Doch ihm war
 In all' den Abenteuern, deren Ende
 Man bald voraussieht, nur die Epidermis
 Gestreift. Zwar gab er mehr als er empfing,
 Und meint' in seinem skeptischen enttäuschten
 Gemüth, solch' eine Liebchaft sei dem Piano

Vergleichbar, das für Walzer und Quadrillen
Keiner Lorett' in ihrem Zimmer fehlt,
Auf dem ein guter Musiker zufällig
Ein paar Momente Mozart hat gespielt.

2.

An einem Tag nun, wo die Sonne quer
Durch Regengüsse schimmerte, die Tropfen
In Diamanten wandelnd, saß der Dichter,
Dem Wetter festgebannt, in seinem Zimmer,
Hielt auf dem Knie ein duftend Köffchen,
Fast schon vergess'ner alter Liebesbriefe
Enges verschwiegenes Grab, und überlas,
Indem er seine Cigarette rauchte,
Die Blätter, die ein Band zusammenhielt.
Zerstreut durchlief sein träumend Auge rasch
Ein blaues bald und bald ein rosa Briefchen;
Doch wie er Handschrift wiederfand und Styl,
Ja selbst die oft genug excentrische
Orthographie — wie er die Stimme sich,
Den Blick, den Gruß, den Kuß, mit einem Wort
Der einst Geliebten ganzes Sein zurückrief,
Erfast' ihn Traurigkeit; denn was er jetzt
Im Wiederlesen all' der süßen Worte
Vermisste, war der sonst empfund'ne Zauber.
Sein Geist, des einst naiven Glaubens baar,
Hatte zu schnell gelernt, daß ein Versprechen
Zur Lüge werde; daß das Wort „für immer“
Ein Meineid sei; daß weder Herz noch Mund
Die Küsse sich bewahren, die die Feder
Verschwend'risch hingekritzelt auf's Papier.
Ach! Stets das Lebewohl, der Schmerz des Scheidens,
Und endlich das Vergessen! Gleich der Tinte
War all' die Leidenschaft in diesen Briefen,
Den frechen wie den zärtlichen, verblaßt.
Jetzt will Rosette Stiefelchen, Florine
Wünscht eine Roll' in Versen, Célimène
Bestellt sich ein Sonett; das Alles sprang
Ihm in die Augen — er verstand es jetzt.
Und leider ist das ganze Glück, auf das
Man hoffen darf in diesem Dasein — glauben,
Und nicht verstehn! — Da plötzlich strahlte hell
Die Sonne durch das Grau. Den jungen Mann
Verlangte nach der weiten freien Luft;
Er schloß das Kästchen, trat an's off'ne Fenster
Und schaut' hinaus. Der Regen schwieg, er hatte
Den blauen Morgenhimmel rein gewaschen.

Wie lieblich duftete die feuchte Erde!
 Die Blätter glänzten frischer nach dem Guß;
 Die Häuser schienen weißer und die Nester
 Geschwäh'ger. Olivier bewohnt ein Haus
 Am Boulevard, da wo die Vorstadt sich
 Verliert in's Weichbild. Die Bevölk'rung des
 Entlegnen Viertels, das an's Luxemburg
 Sich lehnt und an's Pays latin, erging
 Sich in die nahen Wälder, eine muntre
 Schwaghende Menge (Sonntag war's, und just
 Ein Zahlungstag), um spät am Abend wieder
 Nach Haus zu kommen — schief den Hut gesetzt,
 Hemdärmlich, unter'm Arm den Rock, die Weste
 Weit offen, und den fühlen Wein besingend,
 Wie man „Victoria“ singt. Die hochgewölbten
 Kastanien am Observatoire durchwürzten
 Die Luft und streuten ihre Blüthen hin
 Auf die Fußgänger und zugleich die ersten
 Maikäfer. Paarweis schlenderten Soldaten
 In den Allee'n, in weißen Handschuh'n, stolz
 Auf ihre funkelnd neue Uniform;
 Verliebte, lustig wie ein Liedchen, suchten
 Ihr Eintags-Nest in Sceaux und Robinson
 Im staub'gen Wäldchen, wo man Waffeln backt.
 Stutzer in frisch gebrannten Locken thronten
 Hoch über jedem Omnibus; am Eingang
 Der Kaffeegärten, zwischen niedern Hecken
 Von Cayus, trank man: junge Mädchen, baarhaupt
 Zu Zwei'n und heimlich kichernd, wanderten
 Vorbei. Der stille altherrwürd'ge Garten
 Des Luxemburg schien überströmt vom Licht
 Der hellen Sonne, das die dichten Wipfel
 Noch grüner ließ erscheinen, und noch weißer
 Die alten Marmorbilder. Etwas weiter
 Unter den Bäumen schrie Polichinell
 Sich heiser, und die Vögel überlönten
 All' den verschieden Kärm: es war durchaus
 Ein echter Frühling-Sonntag in Paris.

Dem Dichter Olivier in seinem Trübfinn
 Wird diese Freude lästig. Ihm erschien
 Der Jubel sinnlos, denn er sah mit Schmerz
 Zurück auf der verlornen Jugend öde
 Trostlose Leere, auf die hingewelkten
 Denkzeichen seiner Alltagsliebelei'n.
 Dieser April so frisch, so morgenschön,
 Dies Sonnenlicht, dies flattern in den Liden,
 Dies Volk, vergnügt, zu leben und nicht einsam

Zu sein, dies Lachen, diese Lebenslust,
 Dies Jauchzen weckt ihm ein Gefühl von Neid.
 Der Vielgepries'ne war nicht glücklich. Nein!
 Was hilft ein wenig Glanz um unsern Namen,
 Was hilft der Lorbeer, oft so bald verwelkt,
 Wenn keine Gattin, keine fromme Mutter
 Ihn am Kamin uns aufhängt? Olivier
 Hatte vermocht, sich ohne Müh' und Kampf
 Den Weg zu bahnen; schon in früher Jugend
 Ward er vom Glück begünstigt, wenig nur
 Hatt' er gekämpft mit Mangel und Entbehrung.
 Es hatte seiner Hand von selbst die Blume
 Sich stets geboten, sie zu pflücken. Ja!
 Doch war ihm nie, seit er den Kauf begonnen,
 An einem segensreichen Tag die Eine
 Begegnet, deren Blick die reine Liebe
 Die ewige, die einfach gute, wahre,
 Ihn hätt' entflammt an seinem Götterfunken;
 Die Liebe, die uns läutert, wie die Kohle,
 Mit deren Gluth der Engel einst die Lippe
 Jesaia's berührt; die unterwürf'ge
 Gebieterin, die Sklavin der wir dienen;
 Die Eine, die uns ohne jeden Schwur
 Und eitles Wort im ersten Augenblick
 Gefangen nimmt für ewig, ganz und gar,
 Und uns erfüllt mit himmlischer Erleuchtung
 Wenn unser Kuß sich auf ihr Auge senkt.

3.

Die Stirn geneigt, den Hut tief über's Auge
 Gedrückt, stoh Olivier den wilden Lärm,
 Und hofft' ein stilles Plätzchen zu erspä'h'n.
 Die Straußverkäuferin mit ihrem bunten
 Vorrath von Blumen, die ihm nachrief: „Kauft
 Maiblumen, lieber Herr!“ wies er zurück
 Mit finstrem Blick; denn in den bösen Stunden,
 Wo uns die Hoffnung schwand, erscheinen uns
 Die Blumen selbst als Hohn, und ihn verlangte
 Nach Einsamkeit inmitten von Paris.
 Doch selbst am stillen Quai von Notre Dame
 Ergingen Bürger sich mit Frau und Kind;
 Auf des Marais verlassenstem Trottoir
 Saß armes Volk und freute sich der Sonne;
 Denn festtag war's, geschlossen alle Läden.
 Strom auf, Strom abwärts rauchten Dampfer, voll
 Gedrängt von Rosakleidern und Strohhüten;
 Auf jeder Bank im Square begann die Sonne

Mit dem Sappeur das übliche Jdyll.
 Kein schmaler Kreuzweg, kein entlegnes Gäßchen,
 Wo Kinder nicht im Sonntagskleid gespielt,
 Ein glücklich Pärchen, stolz der junge Mann,
 Sie mit Orangenblüth' und Shawl von gestern
 Und etwas blaß, spazierten, mit den Köpfen
 Einander zugeneigt, und Beide sehr
 Genirt in ihrer engen Handschuh Zwang.
 Olivier drang nun in die eleganten
 Quartiere vor, um in der Menge sich
 Einsam zu fühlen; doch der schöne Strom,
 Die prächt'gen Gärten, Alles sprach ihm nur
 Vergnügen aus und Freude, Glück und Ruhm.
 Hoch auf den Staatspalästen blähten sich
 Der flaggen große Falten mächtig auf
 Im Wind und in des Himmels tiefem Blau;
 Und als die Zeit kam, wo an jedem Thurm
 Die Glocken tönen, zitterte die Luft
 Von lustigem Geläut. Im Hintergrunde
 Strahlte, vergoldet von der Sonne Glanz,
 Der Siegesbogen, scharf vom Himmel setzten
 Die Statuen sich ab. In Frühlingstracht
 Aus ihrer Landaus Ecken nickten Damen
 Beifäll'gen Gruß dem schmucken Reiter zu,
 Des' Vollblutroß in Schaum die Zügel hüllt
 Und hell wie Spiegel glänzt. Mit einem Wort,
 Paris, vor seiner Kinder unermesslich
 Zahlloser Menge, schien zufrieden, wie
 Ein Greis, des' Namensfest die Enkel feiern.
 Stets finstrier, stets einsamer wanderte
 Der Dichter durch die festlich heitre Stadt,
 Kam spät zu Haus, ermüdet, schwer das Haupt
 Von tausend Bildern, und betäubt vom Lärm.
 Am offenen Fenster stand er, starrt' hinaus,
 Wo noch von fern Gesang und Lachen scholl,
 Und stieß die Briefe, die verachteten,
 In denen Nichts ihm theuer war, zurück.
 Vor dieser Frühlingnacht, so still und friedlich,
 Daß seiner Kerzen Flamme nicht einmal
 Ein Küstchen bog, das Herz zum Springen voll,
 Von tausendfachem Heimweh Schmerz durchwühlt,
 Fühlte der Uermste sich von Schluchzen fast
 Erstickt, und weinte Thränen wie ein Kind.

4.

Doch sagt' am andern Morgen Olivier
 Ein wenig Muth. Er wußt' es, eine Reise
 Könn' ihn zerstreun, und so begann er gleich

Das Nöth'ge zu besorgen, ohne noch
 An seiner Schritte nächstes Ziel zu denken.
 Da plötzlich — das Gedächtniß hat mitunter
 Solch' guten Einfall — summt' er sich ein Liedchen,
 Das er als Kind gehört, zu dem der Mutter
 Spinnrad den Takt geschlagen, während er
 Zu ihren Füßen auf des Hauses Schwelle
 Im Sonnenschein gespielt. Nun dacht' er auch
 Des neuen Grabsteins, unter dem sie ruht,
 Von dichtem Gras' umwachsen, an der Seite
 Der alten Kirche, wo er gegen Abend
 Im Schatten liegt des schlanken Glockenthurms.
 Und er beschloß, zu Knie'n an diesem Stein
 Und Blumen um sein schlichtes Kreuz zu pflanzen.
 Und alsobald, als wären sie von gestern,
 Durchlebt' er wieder die Erinnerungen
 Der frühesten Kindheit. Ja, so sei's beschlossen!
 Schon im Voraus vor Freude zitternd, sah er
 Die hohen Pappeln sich im Wasser spiegeln.
 Ganz leise summt' er sich ein altes Liedchen
 Von einer weißen Stadt am Saum des Stroms.
 O Kindheit! O du einz'ge, göttliche
 Erinnerung! Meer ohne Wogen, Spiegel,
 Den nichts vermag zu trüben! — Olivier
 Entfann sich deutlich jeder Kleinigkeit,
 Des strohgedeckten Häuschens, des Spaliers
 Von Rosen längs der Mauer; an der Wand
 Der alten Flinte, wie sie an zwei Haken
 Am Riemen hing; dann, wie man ihm erzählt,
 Vom sel'gen Vater, den er nie gekannt;
 Des großen Bettes im getäfelten
 Alcoven und des offenen Fußbaum-Schranks
 Mit blau geblühten Tellern; hinterm Hause
 Des Küchengartens, wo die gute Mutter
 Sauerampfer pflückt' und Blumenkohl zur Suppe,
 Wie's just die Jahreszeit bracht'. Er sah' die Schule,
 Wo der bebrillte Lehrer, auf dem Kopf
 Die schwarze Mütz', ihn oft am Ohr gezupft;
 Die Ulme auf dem Dorfplatz, wo man tanzte,
 Die in der Erntezeit vom Blitz einmal
 Getroffen war; dann auf des Krämers Schild
 Jean Bart, der auf der Pulvertonne sitzt
 Und raucht (als ein Symbol, es werd' allhier
 Tabak verkauft), den Chor der lachenden
 Waschfrau'n, und endlich noch das Winkelgäßchen,
 Wo unter dem verlassnen alten Karr'n
 Die Kinder hockten und um Müsse spielten.

Der Koffer Oliviers war schnell gepackt; —
 Versteht sich ganz so ordnungswidrig, drunter
 Und drüber, wie nur je der Mantelsack
 Eines Schauspielers auf der Wanderschaft.
 Doch eine Viertelstunde schon, nachdem
 Er die Agraffe schloß, und saß erfrischt
 Am offenen Fenster des Coupé's, das Haar
 Vom Wind gepeitscht, konnt' er der großen Stadt
 Silhouette durch die Telegraphendräthe
 Allmählich in die ferne schwinden sehn,
 Und weiten Horizont, besät mit Häusern
 Und grauen Mauern, in der Sonne grünend.

Der Schnellzug flog in hergebrachter Hast,
 Bis er ein wohlgebautes Städtchen endlich
 Erreicht, wo der entzückte Reisende
 Von Rührung trunken, an dem Haltepunkt,
 Umringt von Bettelkindern, gleich die alte
 Landkutsche stehn sah und in schwarzer Schrift
 Auf ihrem gelben Kasten seines Dörfchens
 Geliebten Namen las. Er warf den sehr
 Erstaunten Buben seine Münze hin,
 Zahlte dem Conducateur sein Gläschen Wermuth
 Und kletterte mit leicht beschwingtem Fuß
 Hinauf bis unters Wagendach zu allen
 Packeten, setzte sich und rief die drei
 Engbrüst'gen, mehr als billig magern Säule,
 Die gleich die Diligence sollten ziehn,
 Bei ihrem Namen. Hü! Mach' fort, Grisettel
 Der wackre Kutscher, der ihm jedes Dorf
 Mit seiner Peitsche zeigt und es ihm nennt
 Und dann und wann mit einem derben Fluch
 Sich Luft macht, setzt das leuchtende Gespann
 In scharfen Trab. O süße Trunkenheit
 Der Heimkehr! Wie berauscht von Freud' und Glück
 Grüßt Olivier mit einem „Guten Tag!“
 Jeden, der ihm begegnet; Alle dreh'n
 Sich um und schau'n ihm nach, höchst überrascht
 Durch so viel Höflichkeit des unbekanntes,
 fein angezogenen Herrn. Den kleinen Mädchen,
 Die, einen Strumpf sich strickend, nebenbei
 Am Rand des Weges ihre Ziegen hüten,
 Wirft Olivier, die finger an den Lippen,
 Kußhände zu; sie stehn verwundert still.
 Der zarte Dichter fühlte heut durchaus
 Plebejisches Vergnügen; pflückt' er doch
 Mit fein beschuhter Hand sich Blätter ab,
 Wenn irgend nur ein Zweig erreichbar hing,

Und schlug, weiß Gott, mitunter ganz vertraulich
 Dem Kutscher auf die Schulter, der da lachte
 Und wußte nicht, warum. Denn in sein Dorf
 Heimkehren, heißt in seine Jugend wieder
 Heimkehren! Schon das Wiedersehn genügt,
 Wenn Alles nur wie sonst ist und sich Nichts
 Verändert hat, daß Hoffnung wieder keime
 Und ein verzagend Herz ermuthige.

5.

Mitunter, Leser, weißt du, geh' ich einsam
 Spazieren da, wo vormal's die Barrière
 Du Maine gestanden; 's ist sehr häßlich dort,
 Sumal seit der Belag' rung von Paris.
 Man hat verkümmert Strauchwerk hingepflanzt
 Auf all' die langen Boulevards, wo sonst
 Zweihundertjähr'ge Ulmen ihre Wipfel
 Verschränkten. Die Stadtmauer für's Octroi
 Ist fort, und das Quartier wird ausgebaut.
 Doch als ich noch ganz klein war, ein sehr schwaches
 Kränkliches Bübchen, führte mich mein Vater
 Oftmals um Sonnenuntergang spazieren
 Auf diese stillen Boulevards. Da fühlte
 Der ehrenhafte, reine, schlichte Mann,
 Der gut war wie ein Heil'ger, gottesfürchtig
 Und kindlich wie ein Dichter — dem, obgleich
 Er arm, im Herzen steter Sonntag war,
 Wenn er den ganzen Tag im dumpfen, heißen
 Bureau verbracht — genugsam sich belohnt
 Durch jene sanfte Wärme, die die Hand
 Des Jüngstgeborenen, des einz'gen Sohnes,
 Der Seele mittheilt. Dorthin führt' er mich.
 Wir wanderten, der Oxfen lange Heerden
 Zu sehn, wie man sie treibt zum Abattoir,
 Und waren meine Füßchen stark genug,
 Gelangten wir mitunter bis zum Dom
 Der Invaliden; folgten, in Gesellschaft
 Der Gaffer aus der Vorstadt, der Retraite
 Und ihren kleinen Trommlern, traten dann,
 Sobald der Mond kam, unsern Heimweg an.
 Langsam erstiegen wir den fünften Stock;
 Ich küßte meine Mutter dann und meine
 Drei Schwestern, die um eine Kerze saßen
 Und nähten. Nun, wenn jetzt auf Augenblicke
 Die Kraft mir fehlt, der Spleen mich allzusehr
 Entmuthigt, wandr' ich ganz allein zur Zeit
 Des Sonnenuntergangs hinaus zum stillen

Quartier, wohin mein Vater mich geführt;
 Und immer wirkt der Zauber dieser theuern
 Erinnerung. Dann betracht' ich, was er that,
 Der pflichtgetreue, starke Mann, der stolze,
 Rechtschaffne Arme: wie viel christliche
 Resignation ihm Noth that und Geduld,
 Uns Brot zu schaffen Tag für Tag und Alles
 Sich zu versagen, ohne je zu murren.
 Dann trag' ich jede Sorge, die mich drückt,
 Und fühle den erstaunten Lippen wieder
 Sich die Gebete nah'n, die er den Knaben
 Gelehrt. Ich seh' ihn vor mir, fast noch jung,
 Doch etwas vorgebeugt, wenn er die Kleinen
 An seiner Seite führte; und ich will
 Auf's Neue wieder lieben, hoffen, glauben.

Verzeiht mir! Ich vergaß, daß ich erzähle.
 Doch wenn ich von mir rede, liebe Leser,
 Red' ich von Olivier, der mir — ich will's
 Euch eingestehn — ein wenig ähnlich sieht.

6.

Wir ließen ihn auf seiner Imperiale
 Jovial, gesprächig, in der besten Laune,
 Und in vollkommenster Vergessenheit
 Aller Salons und ihres Cants. Er rollte
 Durch eins der reich bepflanzten grünen Thäler
 Unserer Touraine, wo ein klarer Bach
 Sich ohne Inseln, ohne Schiffe, langsam
 Und launenhaft durch blum'ge Wiesen schlängelt.
 An beiden Seiten decken schatt'ge Wälder
 Die sanften Hügel. Hie und dort erhebt
 Ein Thurm sich schlank und setzt sich blendend weiß
 Am Aquarell des Himmels ab. Die traute,
 Dem Olivier so theure, Landschaft scheint
 Zur freud'gen Heimkehr gastlich ihn zu laden.
 Nichts ist verändert seit so langer Zeit;
 Es grüßt ihn Alles herzlich, wie ein alter
 Bekannter grüßt; ihm ist der ganze Weg
 Erinnerlich, sogar die braune Kuh
 Mit tiefen, sanften Augen, die den Hals
 Auf die Umzäunung legt, um ihn zu sehn.
 Wie vormals macht die Wucht der alten Kutsche
 Die Brücke zittern, als sie drüber rollt;
 Wie vormals braust der Sturz des Mühlenbachs.
 Es grüßen ihn die Pfarrer, die im Amtsrock
 Durch der Platanen Reihen ihr Carriol

Im Trab vorbei kutschiren, und im grünen,
 Gleich ihm verjüngten Wäldchen, singen Vögel,
 Denen er einst die Nester aufgespürt,
 Ihr „Grüß dich Gott!“ dem alten Kameraden.
 — Nein! Nicht der Schiffer, der den Port erreicht
 Und sieht des Hafens weiße Häuser wieder,
 Ist heftiger bewegt, ihm strahlt das Auge
 Nicht freud'ger, seine Seel' empfindet nicht
 So inn'gen Herzenstrost als Olivier,
 Wie er zuerst, wo sich das Thal erweitert
 Und in die Ebne sich verläuft, entzückt
 Den Dorfplatz sieht. Ein schöner Markttag war's.

Ja wohl! Das ist's! Da sind die rothen Schirme,
 Von fern gesehn ein Blumenstör; da sind
 Die runden Hüte und die weißen Hauben,
 Und droben in der leichten Luft der Flug
 Der Mauer-Schwalben um den alten Thurm.
 Platz da! die Pferde wittern schon den Stall,
 Die Schnallen tanzen hoch auf ihrem Rücken,
 Die Peitsche knallt, sie fahren scharfen Trab,
 Und jagen ein erschrecktes Huhn in Flucht.
 Jetzt sind wir da, und mitten im Gedräng'
 Und lärmend springt der Reizende auf's Pflaster.
 Und sieh! sein erster Blick begegnet gleich
 Gesichtern, die er längst gekannt, und herzlich
 Vor Freude lachend, drückt er mehr als eine
 Aufricht'ge Hand. Was, Du bist's?

Ja, ich bin's!

Bist wieder da? und bleibst?

Auf lange Zeit.

Nun findet mancher alte Freund sich ein,
 Den man seit zwanzig Jahren nicht geseh'n.
 Der Schuster von der Ecke tritt heraus
 Aus seiner Werkstatt, küßt uns auf die Wange
 Mit einem Bart, der sticht. Es ist der Sohn
 Des Nachbars, der mit uns zur Schule ging.
 Und wie die Schüler lachen wir. Monsieur
 — Nenne mich kurz und gut beim Namen doch,
 Mein alter Bonifacel — Jetzt' kommt der Schmied,
 Schwarz im Gesicht von Kohlen. Olivier
 Reicht ihm die Hand; er aber, um ein wenig
 Saub'rer sie ihm zu quetschen, wischt sich erst
 An seinem Schurzfell ab. An seiner Seite
 Sang unser Freund vor Zeiten in der Kirche.

Ja, es verjüngt! Es ist ein Labfal, dies
 Gerührte Lächeln, das die Augen feuchtet!

7.

In seinem Wirthshausbett war Olivier
 Erwacht; die Magd zog eben seine langen
 Wollnen Gardinen auf, daß Sonnenglanz
 Und Heiterkeit das Zimmer ihm erfüllten.
 Da trat ein muntre'r Alter, frisch und roth,
 In sammtner Jack' und einer Jägermütze,
 Herein, warf um den Hals sich ihm, und küßt' ihn;
 Dann ruft er lächelnd: „Ja, ich dacht' es wohl,
 Er ist's! 's ist unser größter Mann! Komm, Kleiner,
 Gib mir 'nen Kuß. Das nenn' ich Ueberraschung!
 Noch einen auf die andre Backe! So!“ —
 Und unterm grauen Bart des alten Herrn,
 Der ihn zuerst erkannt hat, findet er
 Die Züge wieder eines würdigen
 Adligen Landwirths, seines Hauses besten
 Und liebsten Freundes.

Und wie geht's Euch?

Immer

Wohl auf. — Und Eure Tochter?

Sehr gewachsen;

Wird sechzehn Jahr schon, wenn die Ernte kommt.
 Doch davon ist die Rede nicht, mein Junge,
 Bleibst Du recht lang?

Ich weiß nicht. Eine Woche,
 Vielleicht zwei oder drei — —

Zehn Jahre noch,
 Wenn dir's gefällt. Jetzt nehm' ich gleich dich mit;
 Wenn wir gefrühstückt, fahren wir! —

Er war

Gekommen, um ein Grab zu sehn und dort
 Zu beten. Wissen wir denn je, wohin
 Das Schicksal uns verschlägt?

Ist's abgemacht?

Sprach Jener.

Abgemacht!

Dann fuhren sie.

8. Bruchstücke aus Oliviers Tagebuch.

20. Mai.

Gestern, nachdem wir angekommen waren,
 Es mocht' um sieben Uhr sein, hieß mein Wirth
 Erfreut mich ausruh'n im Salon, die Möbel
 Des Zimmers und Tapeten in Cretonne,
 Und eingefaßt von schlichtem Bambusrohr.
 Und wir besprachen dies und das: sein Haus
 Und seine Ernt' — als durch die offene Thür

Des Gartens plötzlich seine Tochter kam,
 Den Strohhut voll von Blumen. Wie ein Reh,
 Das beim Geräusch des Winds zusammenschreckt,
 Blieb sie vor mir, dem Unbekannten, stehn.
 Drauf nannt' ihr Vater meinen Namen, und
 Weshalb ich sei gekommen — wie ich jetzt
 Sein Gastfreund sei, und wie ich sie gesehn
 Als sie so groß war — und mit seiner Hand
 Bezeichnet er die Höhe ihrer kleinen
 Gestalt von damals, wenn sie aufrecht stand —
 Und daß er mich auf möglichst lange Zeit
 Behalten wolle. Sie, mit ihren hellen
 Ruhigen Augen sah mich lächelnd an.
 Die Abendsonne, ziemlich brennend noch,
 Wob eine goldne Glorie um ihr Haar
 Und ließ als Hintergrund ihr einen heitern
 Beglänzten Park; doch ihr beschattetes
 Gesicht, von diesem lichten Schein umrahmt,
 Erschien mir so, als sei's allein erhellt
 Durch ihrer sinnig blauen Augen Glanz.

Susanne (so heißt sie) setzte sich zu uns;
 Die feuchten Blumen auf dem Schooß sich ordnend
 Und sie zum Strauße bindend, sah sie uns
 Neugierig an und schüchtern. Jeder gab
 Sein Wort, sie sprach und lachte. Dies Organ
 Stimmt ganz zu diesen Augen: es ist reizend;
 So ist das junge Mädchen ganz und gar.

Ja, diesem Vorschlag widersteh' ich nicht!
 Gern will ich einen Monat oder zwei
 Gast sein in dieser lieben Häuslichkeit;
 Ich fürchte nicht sie zu belästigen. —
 Wir rauchten noch bis Mitternacht, mein Wirth
 Und ich auf der Terrasse. Ich bewohne
 Das fremdenzimmer, und da schlief ich heut
 Bis an den Morgen wie ein Kind. Ich fühle
 Mich wohl. Jetzt eben noch, als ich das Fenster
 Aufthat, um mir die Gegend anzuschau,
 War ich vom Morgenwinde wie berauscht.
 Ein Mädchen hört' ich singen in der ferne,
 Sie trug auf ihrer Schulter einen Krug
 Und ging vorüber. In der alten Weide
 Ganz dicht vor meinen Augen hängt ein Nest
 Pirolen, und ich konnte, wär' ich grausam,
 Wollt' ich mich bücken, ihre Eier stehlen.
 Ich rede mit mir selber dies und das

Und fühl' ein unbestimmtes Hoffen mir
 Erblüh'n, ich weiß nicht welches nahen Glücks,
 Das mir bevorsteht, und auf das ich warte.

Wer sagte denn, ich sei nicht Zwanzig mehr?

25. Mai.

Wie gut sie sind! Wie angenehm sich's lebt
 Hier auf dem Lande! — Nun, sie wollten's ja!
 Es geht mir wohl bei ihnen, und ich bleibe.

Das Haus, jetzt Pachtthof, vormals Schloß, hat Styl.
 Ein Graben schließt es ein; ein morscher Kahn
 Voll dürrer Blätter fault in guter Ruh
 Unter der Weide. Eine steinern'
 Sehr schmale Brück', auf der die Hühner gackernd
 Sich zanken mit des Grabens Enten, führt
 Durch einer finstern Wölbung niedern Bogen
 Zum Viereck eines großen innern Hof's,
 Wo Dünger liegt gehäuft und gelbes Stroh.
 Dort vor dem Frühstück wandr' ich auf und ab
 Und sehe, wie vom Feld die Arbeitspferde
 Heimkehren; schwere Apfelschimmel sind's
 Mit zott'gem Fuß' und aufgebundnem Schweif,
 Im mächt'gen Kumm't, mit blauer Woll' umhüllt,
 Den rothen Quast am Ohr, und schwer geschirrt.
 Ich selbst war Bauer und versteh' mich drauf.
 Ich spreche mit den Knechten, mein Recept
 Empfehl' ich gegen Brand und Mutterkorn,
 Und daß sich's besser mäht bei feuchter Luft.
 Dann kommt die dicke Köchin, holt mich ab,
 Und in dem comfortabeln Speisesaal
 Find' ich Susanne, die den Tisch versorgt
 Mit Allem, was die Jahreszeit eben bringt,
 In einer Steingut-Schüssel aufgetragen
 Aus Sien. Man scherzt und lacht. Mitunter legt
 Der alte Hund, den man im Hause duldet,
 Denn er ist nicht mehr stink', den Kopf mir knurrend
 Auf's Knie und wartet auf ein gutes Stück;
 Er fängt's und schlingt's hinab mit Einem Schluck.
 Beim Kaffee wird geraucht, doch nicht zu viel.
 Dann fahren meine Wirth' in's Feld hinaus,
 Der Arbeit zuzusehn; mich nimmt man mit.
 In dem Korbwagen sind drei Plätze: vorn
 Die liebe Blonde mit dem dunklen Schleier,
 (Derweil Papa Cocotte im Trab erhält)
 Will ihren Strauß, und ihren Sonnenschirm

In's Deck des Wagens thun; ich, hinter ihr
 Auf dem Bedientensitz, beeiſre mich
 Ihr beizustehn — ich beuge mich nach vorn,
 Und wenig fehlt', ich hätte sie berührt.
 Dann folgen wir dem malerischen Weg,
 Wo über die gesenkten Aehren hin
 Der hohen Weizenhalm' uns oft die Spitzen
 Der Kirchenthürme fahren sehn von fern.

2. Juni.

Was ist Susanne am Ende denn? Nun ja,
 Die Erste Beste, der banale hübsche
 Cypus naiver junger Mädchen, den
 Der gute Scribe uns schon so oft gebracht,
 Die Pensionärin, die vom Kloster kommt,
 Das bürgerliche Ideal, das kleine
 Vorlaute Ding, das jedem Lustspiel gleich
 Verhilft zum Schluß, und dem man aller Orten
 Begegnen wird. Ich geb' es zu. Allein
 Sie ist die Unschuld selbst. Sie mahnt an's Weiß
 Der Lilie, des Schwanes und des Schnee's.
 Ach, wär' ich sechzehn Jahre! Hätt' ich noch
 Ein reines Aug', um sie zu sehn! Ach, hätt' ich
 Ein reines Herz, um sie zu lieben! — Chor!
 Schon geb' ich mich dem Zauber hin; es dringt
 Mir diese Reinheit bis in's tiefste Herz.
 Sie beut, so oft sie spricht, den Gegensatz
 Sehr freund'gen Lächens und sehr sanfter Augen;
 Sie ist im Mund' ein Kind, im Blick ein Engel.
 In freier Luft verwirrt der schwächste Hauch
 Ihr blondes, seid'nes, überfeines Haar;
 Das lehrte sie die eigne, anmuthvolle
 Bewegung, sich die Hand zur Stirn zu führen.
 Und doch kann Niemand sagen: sie ist schön.

5. Juni

Ich sah es Alles ganz genau mit an,
 Was Du, o kleine Schelmin, heut begannst
 Im Kirschbaumwäldchen, wo Du ohne Hut
 Im weißen Morgenkleide dich ergingst.
 Mich barg die Hecke, es entging mir nichts.
 Ein Zweig, von reifer Früchte Last gesenkt,
 Versperrte dir den Weg und hing herab
 Just auf die Höhe deiner Hand. Und sieh,
 Da pflücktest du ein Zwillingfkirschenpaar,
 Kokettes Kind, und hingst es dir an's Ohr,
 Indes der Wind in deinen Locken spielte.
 Dann setztest du dich nieder, um ein blaues

Kornblümchen dir zu pflücken, in das Gras,
 Und wieder eins, und dann ein drittes noch,
 Die bargst du in dein röthlich goldnes Haar,
 Und, deine Händ' erhoben zu der blumen-
 Geschmückten Stirne, sahest du im Grünen
 Und lachtest, und die Perlenzähne blitzten.

Und während all' der Zeit nun, schönes Fräulein,
 Vergleich ein einz'ger Zeuge, der dich nicht
 Verrathen wird — ganz glücklich, dich so glücklich
 Zu sehn — in deinem morgenfrischen Antlitz
 Mit den Cyanen deiner Augen Blau,
 Und deine rothen Lippen mit den Kirschen.

15. Juni.

Ich darf daran nicht denken! Mahnt auch nichts
 Mich an die leidige Vergangenheit —
 Könnte sie mich je lieben? Und ich selbst,
 Lieb' ich sie denn? — Was liegt denn auch daran?
 Was hilft's mir selber solch Problem zu stellen?
 Ich weiß das Eine nur: hier weil' ich gern,
 Und es beglückt mich, sie zu sehn. Wohlan,
 Berausche mich denn immerhin dies liebe
 Müßige Bauernleben, und die Freude
 Ihr zuzuhören und sie anzusehn!
 Der Spleen verschwand. Was will ich mehr? Das Weit're
 Findet sich später, wenn es Gott gefällt.
 Man darf vom Leben nicht mehr Glück verlangen
 Als Einen sel'gen, wie im Flug erhaschten
 Moment — nicht mehr, als wohl ein Vögelchen
 Vom Uferstrand des Bachs sich neigend trinkt
 Aus seiner Flut. Erfreuen wir uns dann
 Des holden Augenblicks; ergreifen wir
 Die Stunde, hoffen nicht auf eine zweite
 Oder noch schön're! Sei es uns genug,
 Der Seele zartem Falter, der Bewund'ring
 Uns hinzugeben, nicht sie festzuhalten!

20. Juni.

Die neue Meeresstille staun' ich an.
 Sonst, jedes Jahr, wann's wieder Frühling ward,
 Betrübte es mich. Ich dachte: Uebermals
 Ein Lenz verloren! Wußt' ich doch, auf Glück
 Hat Niemand Anspruch. Ich war resignirt,
 Doch in der Seele barg ich tiefes Leid.
 An jeden Morgen, der mir Hoffnung lag,
 Klammert' ich mich, und wünscht', er möge säumen

In seinem Lauf. Doch diesmal, schöner Mai,
 Geh' immer deines Wegs! Erwart' ich doch
 Das Morgen ohne Sehnsucht nach dem Gestern.
 Gleich lieblich dünken alle Tage mich,
 Und ich begehre nicht, in ihrer Folge
 Sie mehr zu hemmen. Scheint mir doch, ich steure
 Dem Glücke zu, dem hellsten Horizont.
 Gestern, als sie zurück kam aus der Messe,
 Sagte Susanne mir, sie fühle sich
 Von Neugier frei; sie lieb' ihr Heimathland
 Das sie noch nie verließ, und wünsche sich
 Stets hier zu bleiben. Nimmer habe sie
 Die kleinste Sehnsucht nach Paris empfunden
 Und seiner Herrlichkeit; sie würde dort
 Wellen, wie unter Norwegs kalter Sonne
 Camilien, die man hin verpflanzt.

Ich bliebe
 Mit Freuden immer hier. Was dacht' ich nur?

26. Juni.

Sie ist es! Ja, sie ist's, sie, keine Andre!
 Ja, gestern Abend war's, sie sprach mit mir,
 Und plötzlich fühlt' ich mich so tief bewegt,
 Daß ich mir gleich bewußt war: Die! nur Die!
 Und Augen, Herz und Lippen sprachen Ja.
 Ach, meine Vorzeit schwand und schmolz dahin
 Wie vor dem ersten Strahl der letzte Schnee.
 Hatt' ich gehofft? Genossen? Litt ich? Liebt' ich?
 Was weiß ich! Kein Gedächtniß hab' ich mehr,
 Noch Reue mehr, noch Haß; ich hatte ja
 Noch nicht gelebt. Ich harrte — das war Alles.
 Denkt seines weiten Wegs der Reisende,
 Wenn er am Ziel? Der Strom des jähen Sturzes
 In seiner Kindheit? Denkt die Mittagssonne
 Des Sturms am Morgen? Denkt' ich selber noch
 An alles längst Vergang'ne, an den Schmerz,
 Das Müh'n, den Ehrgeiz und den Kampf? Ich hatte
 Ja nur für diesen Augenblick gelebt;
 Es gab ja für mein Herz noch keinen Grund
 Zu schlagen und zu sein; ich bin dir ja
 Erst jetzt begegnet — dir, die ich noch nie
 Gesehen und wieder doch sofort erkannt!

30. Juni.

Ein himmlisches Geheimniß stärkt wie Balsam
 Mein Herz; ich lieb' und weiß, sie wird, sei's früher
 Sei's später, gleichfalls meine Lieb' erwidern.

14*

Der Pfarrer, wenn er nach dem Angelus
 Die Sacristei geschlossen, kommt zum Schach —
 Ein lieber Mann, mit sanftem, mildem Lächeln.
 Er ist beleibt, und die Sutane kurz,
 Und zeigt die Schuh' und ihre Silberschnallen.
 Susanne, wie er eintritt, nimmt geschäftig
 Und ehrfurchtsvoll den breiten Hut ihm ab,
 Sie holt das Schachbrett, stellt die Lichte hin,
 Denen ein grüner Schirm die Blendung wehrt;
 Und beide Alte, die gewohnten Scherze
 Vergessend, werden bald vom Kopf zum Fuß
 Eifrige Spieler. Ihre Erica
 Vom Cap begießt Susanne dann, sie steht
 Am Fenster in der braunen China-Vase.
 Und diese Ruh', dies trauliche Behagen,
 Dies Wohlgefühl, dies Schweigen, das nur selten
 Ein vorgerückter Bauer und vielleicht
 Des seidnen Kleides Knistern unterbricht,
 Erfüllt das Herz mir mit so sanftem Frieden,
 So süßer Hoffnung, daß ich endlich jetzt
 Die Braut gefunden, mein ersehntes Glück,
 Daß ich, in meiner dunklen Ecke sitzend
 Und meine Wonne bergend, ohne daß
 Sie's irgend ahnt, vor Freude Thränen weine.

2. Juli.

Am Seine-Ufer denk' ich mir's. Ich sehe
 Unser Chalet, umgeben von Gehölz,
 Im Garten eine Hängematt', im Fluß
 Ein Boot; mit uns kein anderer Hausgenosß,
 Als ihr Verzug und mein Rival, ein großer
 Neufundlandhund. Im Zimmer Blumen-Vasen,
 In Ketten hangend; Sonnenschirme wären
 In Menge da und strohgeflochtene Hüte.
 Die Wände von japanischem Papier
 So dünn und leicht, daß bei der Arbeit selbst
 Ich, wo sie ging' und stände, jeden Schritt,
 Und auf der engen Treppe ihrer Holz-
 Pantöffelchen Geklapper könnte hören.
 Die Spiegel meines Zimmers hätten oft
 Erfreut ihr Antlitz mir zurückgestrahlt,
 Und wären angehaucht von ihr; sie hätte
 Mit den geliebten Fingerchen mir Alles
 Berührt: Geräusch, Parfum und Spiegelung,
 Sie Alle würden keine Stunde mir
 Treulos zu sein gestatten. Müht' ich etwa
 Nachdenklich, mit der Hand das Auge schirmend

Mich ab mit einem eigensinn'gen Vers,
 So läme sie (obgleich ich's streng verpönt)
 Auf den Fußspitzen, stände hinter mir,
 Durchflöge mein Gedicht und küsterte
 Den Reim mir zu. Ich, der es schwer verzeihe,
 Wenn mein Geheimniß wird erspäht, ich sähe
 Mich zürnend um; allein ihr süßer Kuß
 Schloß den Mund mir. Und wir wanderten
 In's nahe Wäldchen, sonnenlichtdurchglänzt,
 Voran der treue Hund, in Leinwand ich,
 Und sie in weißem Kleid; ich, ihren Wuchs
 Umspannend, und die Rundung ihres Armes
 Liebkosend unter'm Aermel. Blumensträuße
 Werden gepflückt; wenn wir uns müde fühlten,
 Kehreten wir heim, gefolgt vom bellenden
 Neptun. Wir fänden unsern Tisch gedeckt
 Am Saum des Wald's, mit Rosen auf dem Tuch,
 Im Abendchein; wir würfen uns beim Mahl
 Kußhändchen zu und sagten Beid' uns oft:
 „Ich hab' Dich lieb!“ — Erdbeeren äßen wir,
 Mit Milch gewürzt, und schwatzten wie die Kinder
 Bis in die späte Nacht.

O, Paradies!

11. Juli.

Sprech' ich's ihr heut schon aus; daß ich sie liebe? —
 Noch nicht! Von selbst muß das Geständniß kommen,
 Unvorbereitet, ohne Ueberlegen.
 Bis dahin wart' ich noch, nur bis dahin!
 Ich will an ihrer Seite schwärmen, will
 Mit warmer Atmosphäre sie umgeben
 Durch meine Seufzer, und mein Blick, mehr zärtlich
 Als glühend, schein' ihr stets nur sanft. Sie lese
 In meinem Schweigen, daß ich sie anbete
 So wie ein Page seine Königin,
 An die kein Wunsch sich wagen darf; daß ich
 Mit Freuden für sie stirbe; daß sie mir
 Mein ganzes Glück sei, jetzt und immerdar;
 Daß alle Schönheit der Natur, die Perle
 Des Morgenthau's, das Gold des Abendroths,
 Mir nur ein Rahmen ihrer Schönheit sei;
 Daß einzig nur die Luft, die sie berührt,
 Mir möglich dünkt zu athmen, ja, daß selbst
 Des Himmels hehre Pracht mich wenig reizt,
 Wenn er sich nicht in ihren Augen spiegelt.
 Mit einem Wort, ich lebe nur, weil ich
 Den einen, sel'gen Augenblick erwarte.

Wir wandern aus des Abends spät im Garten,
 Vom Vater fern; dann fühlst du, Olivier,
 Wie ihre Hand auf deinem Arm erzittert;
 Und wie ein Knabe, der sich Meisen fing,
 Ergreiffst du ihre Hände, und es wird
 Die Sprache dir der Engel offenbart,
 Auf daß sie dich erhöere. Langsam schreitend,
 Dein Aug' auf ihrer Augen Paar geheftet,
 Tauscht ihr urrewige Gedanken aus;
 Dein erster Kuß begegnet ihrer Stirn
 Im Schein der Sterne, die sich freuen werden.

9.

Glücksel'ge Stunden waren's, als der Dichter
 Die jetzt zerrissnen Zeilen niederschrieb.
 Man sieht's den Versen an, die Tag für Tag
 Gedichtet wurden, wie er fest geglaubt,
 Der Jugendjahre Schuld sei abgebüßt.
 Nicht einmal hatte wilde Leidenschaft,
 Ihr traurig Recht der Erstgeburt mißbrauchend,
 Durch frech Gelüßt, durch leidige Erinner'ung
 Dies neue Lieben, das ihm aufgegangen
 Wie eine Morgendämm'rung, ihm getrübt,
 Kein einzig Mal noch, nicht ein einzig Mal
 War der vergangnen schlimmen Zeit Gespenst
 Emporgestiegen zwischen ihm und ihr.
 Vorüber gingen Tage, gingen Wochen.
 Er hoffte. In des Menschen Seele, ach,
 Wie viel Enttäuschung, wie viel Illusion!

10.

Weshalb so traurig, Olivier? Heut Abend,
 Nachdem zur Lampe du dich hingesezt,
 Was blieb die Seite leer, auf der du sonst
 Dein Tagwerk hinschriebst, wie man eine Blume
 Den Blättern einfügt eines Pflanzenbuchs?
 Du hast in's Log-Journal, das du geführt
 Wie Schiffer, die auf Stürme sind gefaßt,
 Bisher nur günst'ge Briesen eingetragen,
 Sternhelle Nächte, spiegelglattes Meer
 Und heitern Himmel. Deine Fahrt war sanft;
 Du wähtest schon die unbekannte Küste
 In Sicht zu haben; rothgefederte
 Und goldne Vögel flogen schon heran
 Und setzten auf die Masten sich, als gält' es
 Willkommen dich zu heißen. Was nur war's,
 Das dich entmuthigt und dir Kummer bringt?

Verhieß der Mäo Schrei dir nahen Sturm?
 Trübt und umwölkt sich dir der Horizont?
 Welch Vorgefühl erwacht' in deiner Brust,
 Daß Ungewitter dir und Sturm die Landung
 An der geliebten Küste möge wehren?

Des Hügels Trauben waren schon gereift,
 Die Blätter fielen in des Schlosses Park,
 Als eines heitern sonn'gen Nachmittags,
 Wie der October der Couraine ihn bringt,
 Ein Ritt beschlossen ward. Der späte Herbst
 Bot triumphirend seinen schönsten Himmel
 Und seiner letzten Sonnen seltne Gluth.
 Es kreisten große Jüge leichter Schwalben
 Und scharten sich im Blau zur weiten Fahrt,
 Und gelbe Blätter stiegen in die Luft
 Vom Hauch des jetzt schon kühlen Winds gewirbelt.

Wie schön ein Ritt durch braunes Haideland
 In scharfem Trab, das Haar im Winde fliegend,
 Wenn unser Pferd mit nervig festem Fuß
 Elast'schen Boden stampft und über Gräben
 Und Hecken setzt! Nach langem kühnem Lauf
 Im Jagdgalopp Schritt reitend kehrt man heim
 Durch irgend einen Hohlweg, legt die Zügel
 Ihm auf den Hals und läßt es Athem schöpfen.
 Es schnaubt mit Macht und wirft den Kopf zurück,
 Und während man den schlanken Hals ihm klopfet,
 Käßt man die Blicke schweifen übers Land.
 Welch Fest für Olivier! Denn ihm zur Seite
 In schwarzer Amazon', ihr blondes Haar
 Gefesselt unter'm schmucken Filz, erhielt
 Susanne, in fester Hand sie zügelnd, ihrer
 Fuchs-Stute leicht hinschwebend schlanken Trab;
 Weit hinter Beiden folgt' ihr Vater nach.
 So ritten sie, allein, die Vögel scheuchend,
 Und ihre Pferde, Nas' an Nase, schienen
 Sich allerlei in's Ohr zu raunen. Rasch
 Durchflogen sie den rothbeglänzten Wald
 In schnelltem Lauf auf ebnem Weg; und kam
 Ein dicht Gebüsch, dann sprangen, weiß und grau
 Kaninchen auf, der Rosse Huf zertrat
 Buchnuß und Eicheln, und im dürren Laub
 Die großen Pilze. Tief den Kopf gebückt,
 Mußten sie oft vor einem Zweig sich ducken,
 Der allzudreist den Hut der Amazone
 Und ihres Ritters zu entführen drohte;

Dann, nach bestan'nem Abenteuer, weckt'
Ihr herzlich Lachen aus dem fernen Wald
Ein Echo auf, das lachend Antwort gab.

11.

Schritt reitend kehrten sie zurück. Das Roth
Des Abendhimmels, eingerahmt von Zweigen,
Ergoß Lawinen funkelnder Rubinen
Auf goldumsäumter Wolken farb'ge Pracht.
Sie schwiegen vor des Bilds erhabner Größe,
Wo sich der Blick verliert, der Traum verschwimmt.
Da plötzlich schrie Susanne freudig auf —
Sie hatte, nah' am Weg und ihrer Hand
Erreichbar, einen Strauch von wilden Rosen
Gewahrt, der, durch den schönen Herbst verlockt,
Sich mit erstaunten Blüthen neu bedeckt.
In voller Freude trieb sie gleich ihr Pferd
Dicht an die Rosen, die im Abendlicht
Noch röthler glänzten, um vom Sattel aus
Sich einen Zweig zu brechen. „Olivier“,
Rief sie erfreut, „haltet die Gerte mir“,
Und reicht in hast'ger Eile sie ihm hin.

Als dies geschehn und sie dies Wort gesprochen,
Erschaudert Olivier bis in das Mark;
Denn plötzlich glaubt' er jenes andere Weib
Vor sich zu sehn, die Herzogin, mit der
Er gleichfalls war geritten durch den Wald
Zu eben jener Zeit des Jahrs, in der
Die Ringelblume stirbt. Es war wie heut
Ein Sonnenuntergang; auch damals wollte
Die andre Reiterin sich Rosen pflücken.
Die gleiche Stellung war's im Sattel, als
Sie ihm das Stäbchen reicht' und ihm gebiet'risch
Die Worte zurief: Haltet mir die Gerte!

Wer spricht es aus, wie schnell Gedanken fliegen?
In dem Moment, als sie die Worte sprach
Und die Bewegung macht', im selben Nu
Sah' er vier lange Wintermond' im Geist
Vorüberziehen: sein erstes Rendezvous,
Den Stolz auf die Erobr'ung — dann die Qual,
Liebe zu fühlen für ein marmorkaltes
Kokettes Weib, das ihren Freund behandelt,
Wie man Lafay'n behandelt, Liebesbriefe
Zerknittert, Blumen wegwirft, glüh'nde Küsse
Verschwendet an den Mann, den sie bestrickt,

Und Tags darauf mit schüdem Spott ihn höhnt.
 Vor Augen stand in hellstem Licht ihm wieder
 Die stolze Straße, jeder Gang zu ihr,
 Die Rampe des Hôtels, das malvenfarbne
 Enge Boudoir, in dem die Herzogin
 Im Halblicht türk'sche Cigaretten rauchte
 Und faublas las zum zweiten Mal; die Bälle
 Durchlebt' er, die Diners, die feste, die
 Berühmten Namen, die im Vorgemach
 Der Kammerdiener ausrief — sah im Schloß
 Die großen Feuerwerk' und den Salon
 Mit Schäfern decorirt, im Fächerstyl;
 Er sah die Hirsch-Parforce-Jagd. Hundert kleine
 Erinnerungen umschwirrten ihn zugleich,
 Sogar die stolzen Wappen, deren Stempel
 Auf jedem Zettel prangte, den sie schamlos
 Mit cynisch frechen Worten ihm geschrieben,
 Und doch mit ihrer Ahnen großem Namen
 Signirt — das Alles in der Zeit, in der
 Ein Funken glimmt'.

Und vor sich schau't er dann
 Das junge Mädchen, das im Sattel saß,
 Den Blick gesenkt und ihren Strauß sich ordnend,
 Derweil ihr Pferd den Boden scharrt. Da sich',
 All' die Disionen waren gleich verschwunden.

Susanne, fröhlich ihren Zweig betrachtend,
 Sprach, ohn' auf seinen finstern Blick zu achten:
 „O seh't doch, Olivier, den zweiten Lenz!
 Bliht nicht der Rosenstrauch als wär's im Mai?“

Und er: „Man ist nur einmal jung, Susanne,
 Wir aber müssen weiter; es wird Nacht!“

Susanne's Vater holt' indef sie ein,
 Und die drei Reiter lenkten ihre Kofse
 Der Ebne zu. Sie Alle schwiegen jeht;
 Die ganze Schöpfung schien versenkt in Trauer
 Um das geschwund'ne Licht — nur Eine Wolke
 Im Westen glänzte noch mit mattem Schein
 Wie ein Opal. Ein Schauer überlief
 Das blasse Grün: der Horizont ward fahl,
 Und man empfand von fern des Winters Nah'n,
 Wie eines Wandrers, der den Schritt beeilt.
 Langsam und schweigend zogen sie des Wegs;
 Zu ihrer Linken flogen Raben auf,
 Doch Olivier, die finstre Landschaft stumm
 Betrachtend, übertrug die Vorbedeutung

Auf der vergangnen Zeit Erinnerung,
 Vision und Omen mischend. Und dem Tact
 Des Pferdehuftritts nachgemessen, flogen
 Auch diese Verse lautlos in die Nacht.

12.

So ist's denn wahr, fluchwürdige Vergangenheit,
 Du lebst noch? Weh' mir! Ja, sie ist's
 Und unerbittlich, mitleidslos besudelt sie
 Das vielgeliebte reine Kind.

Ließ die Verderbniß denn in meiner Seele Schlamm
 Ein ewig dauernd Gift zurück,
 Daß ich in dieses Engels Näh' Erinnerung
 An jene Zeit herauf beschwor?

Wie Lady Macbeth, bleich und von Gewissensqual
 Gefoltert langsam schreitend stöhnt,
 Umsonst sich jenen Blutstreck auszutilgen müht
 Und ihre Hand vergeblich reibt —

Wie ein bejahrter Wanderer, der noch als Greis
 Von eis'gem Frost geschüttelt wird,
 Weil in der Jugend ihn auf seiner Pilgerfahrt
 Ein tödtlich Fieber heimgesucht:

Soll ich wie sie, o lügnerische Sinnenlust,
 Die nimmer mir das Herz gelabt,
 Empfinden, wie du ewig mir den alten Groll
 Auf die beschämten Lippen legst?

Ihr glüh'nden Küsse, deren Brand mich einst versengt,
 Ihr Arme, die ihr mich umschlangt,
 Kann nichts von Eurer frostigen Befleckung, mich
 Von eurem wüsten Druck befrei'n?

Mir schien von seinen Schwären schon mein Herz geheilt,
 Verjüngen hatt' ich mich gewollt;
 Arglos zu sein hatt' ich verlernt, ich rang danach
 Wieder zu werden wie ein Kind.

Ja, welche Fülle reiner Unbefangenheit
 Die Lieb' in's Herz uns legen kann,
 In dieses lichten Engels holder Gegenwart
 Hatt' ich's doch selbst an mir erprobt.

Während des süßen Frühlings, den ich hier verlebt,
 Während der süßen Sommerzeit
 Hab' ich, was treu unschuld'ges Hoffen sei, erkannt,
 Und nicht nach mehr verlangt.

Und bei der Seele ihrer Mutter schwör' ich hier,
 Die droben schirmend sie bewacht,
 Nie hat ein frecher Wunsch, kein noch so flüchtiger,
 Jemals das theure Kind berührt.

Dem alten Menschen blieb mir nicht die kleinste Spur,
 Kein Vorwurf, kein Verlangen mehr;
 Es war ein Blick Susannens, der dies Wunder schuf:
 Ich glaubt' und liebt' und hofft' auf sie.

Da plötzlich steigst du aus dem Abgrund auf, in den
 Du mich hinunter reißen willst,
 Vergangenheit! Nun wird von deines Samums Hauch
 Die reizende Oaf' erstickt.

So ist's! Die alte Hölle folgt mit ihrem Haß
 Bis in mein Paradies mir nach!
 Auf diese Lilie wirft sie Schmutz, ein freches Bild
 Versteckt in dies Gebetbuch sich.

Und ihre reine Seele wird mitschuldig nun
 In des Unwürdigen Vergehn.
 O Gott, was that ich, daß du also mich zermalnst?
 Und hab' ich's wirklich denn verdient?

O Gott, wie unversöhnlich straft dein Richterarm
 Der schwachen Seelen sünd'gen Fehl!
 Den Trieb, der mich misleitet, wie so Viele sonst,
 Du hast ihn selbst mir eingepflanzt!

Jung war ich, fühlte Liebeslehnsucht, Fieberhaft
 Beherrschte mich, der Sinne Gluth;
 Da mußten Frau'n mit Lächeln auf den Lippen mir
 Beegnen und mit Lieb' im Blick.

Wie konnt' ich ahnend solch Erwachen damals schon
 Voraussehn, als sie mich umgarnt?
 Weßhalb mit gift'gen Blumen hattest du den Saum
 Der Lebensbahn mir übersät?

Du konnt'st nicht hindern wollen, daß ein Irrender
 Umkehr' auf dem verfehlten Pfad
 Und Sühnung suche für begangne schwere Schuld;
 Ich weiß es, das verlangst du nicht.

Meiner Gedanken Meister werd' ich sein fortan,
 Und jeglicher Erinnerung;
 Und hab' ich einst bis auf die letzte Spur getilgt
 Was Beide mir so schwer getrübt,

Dann, wie ein Hirt, der knieend eine Taube bringt,
 Wenn Sie auf mich hernieder schaut,
 Werd' ich zu ihren Füßen mein geläutertes
 Und jung geword'nes Herz ihr weih'n.

13.

Im Spätherbst war's, und Abend; draußen Sturm.

Der Vater, am Kamin die Sohlen wärmend
 (Zum erstenmal war's angezündet), las.
 Susanne, am Piano, folgt' in raschem Flug
 Den leichten Rhythmen eines deutschen Walzers,
 Oder brach ab, wenn Olivier sie bat,
 Und spielte von Chopins Notturven eins,
 Das eine krankhaft weiche Wehmuth seufzt.
 Man hörte durch der Bäum' entlaubte Wipfel
 Den Nordwind haufen, dumpf und monoton:
 Doch Oliviers Gemüth war frei von Trauer;
 Der bösen Zeit Gedächtniß schien getilgt,
 Und seine Ruh' ihm sicher, so wie sonst.

Nun hatt' ein Freund, der aus Aegypten ihm
 Ein Zeichen der Erinn'ung zugedacht,
 In Oliviers Exil ihm ein Geschenk
 Gesandt, das eben jetzt ihn spät erreicht:
 Ein Köfferchen, geschnitzt aus Sandelholz,
 Süß duftend und mit Perlen angefüllt,
 Mit Schnüren von Korallen und Zedinen;
 So stand es jetzt weit offen auf dem Tisch,
 Und, schon berauscht von Düften und Musik,
 Entzückte der Geschmeide heller Glanz.
 Den Dichter, der beglückt und freudig lächelnd
 All' die Kleinode musterte. Er ließ
 Die Perlen rieseln in der Kerzen Licht,
 Bewunderte die Gemmen, nahm ein Armband
 Zur Hand, und prüft am Finger einen Ring.
 Dann, als sein Blick Susannen am Piano traf,
 Im Schatten, nur erhellt vom blonden Haar,
 Wollt er den Schmuck ihr schenken. Und er sprach
 Zum alten Herrn: Zwar steh' ich weit zurück,
 Um wett zu sein mit Euch, und was ich bringe,
 Ist unbedeutend kleine Gegengabe;
 Doch wünscht' ich wohl, Susanne möchte freundlich
 Die Spielereien aus dem Orient
 Von mir annehmen, — mind'stens einige.
 Zwar die Korallen sind zunächst bestimmt
 Für dunkles Haar; doch ihr steht Alles ja
 Gleich gut. Drum bitt' ich, gönnt die Freude mir,

Zu sehn was sie versucht, und selbst sich wählt!
 Der gute Alte widersprach zuerst.
 Nein, ich bestehe d'rauf, rief Olivier.
 's ist ja nur Künstlerland; ist nicht einmal
 Ein Schmuck zu nennen, hat ja keinen Werth!
 Vier lange Monden wohnt' ich hier bei Euch;
 Und also wär's mein Recht als Freund des Hauses
 Die kleine Gegengab' ihr anzubieten.
 Das sah er ein, und endlich gab er lächelnd
 Ihm nach.

Susanne hatte nichts gesagt,
 Allein ihr kindlich „Dank' Euch!“, ihrer Ohren
 Erröthen, als ihr Olivier die Wunder
 Des Ostens in die Hände gab, verriethen
 Was heimlich sie gewünscht, und ihre Freude.

fern in des Saales Ecke stand ein hoher
 Stehspiegel. Ihren Spitzenschleier warf
 Sie ab, und trat, nun all die Kostbarkeiten
 Gleich zu versuchen, hin: und Olivier,
 Als in der hohen Scheibe sich das Kind
 Betrachtete, gewahrte sie, als wär's
 Ihr lebensgroßes Bild. Sie hatte sich
 Mit freud'gem Lächeln auf das Haupt den kleinen
 Zierlichen Fez gesetzt, — die sammtne Jacke
 Mit goldener Stickerei auf grünem Grund
 Sich angethan, die beiden Arm' umringt
 Mit Spangen, Stirn und Taille sich bedeckt
 Mit Perlen und Zehinen. Hochbeglückt,
 Also verschönt zu sein und sich zu sehn,
 Die Augen glänzend, einen Zug von Stolz
 Auf ihrem Antlitz, — ohne sich zu wenden
 Zum Spiegel sprechend, — traf den jungen Mann
 Ihr fast koketter Blick; und ohne Scheu
 Mit freiem, leichtem Ton, der ihn ergriff
 Fragte sie: Nun, wie findet Ihr mich so? —

Ihn schaudert's. Grausam rief sein launenhaftes
 Gedächtniß plötzlich vor das Aug' ihm jene
 Schauspielerin, die er sechs Monden lang
 Einmal geliebt. Sie trug das nämliche
 Kostüm, und sollt' in ihrer Rolle sich
 Als Alme zeigen an dem Abend, wo
 Er selbst, in ihrer parfümirten Loge
 Im Lehnstuhl sitzend, Cigaretten rauchte.
 Es war derselbe Blick, derselbe Ton,
 Dieselbe Stellung, dreist und unbeirrt,

Als da die Comödiantin, ihren Anzug
Sich ordnend, und am Spiegel unablässig
Beschäftigt, ihm gesagt: Nun, Olivier,
Wie findet Ihr mich so?

Mit einer heftigen
Anstrengung, die ihm fast zur Marter ward
Sah er sich wieder dastehn in den engen
Coulissen, — roch den dumpfen feuchten Dunst
Des untern Raums, allwo die Comödianten
Mit wesseln Angesichtern hinter dem
Mit Anschlagzetteln ganz bedeckten Pfeiler
Auf's Stichwort wartend, ihre Watte sich
Und Bärte ordnen, — folgte des Couloirs
Verworrener Krümmung und erreichte endlich
Die Loge, in der der Schminkepfopf unterm Spiegel
Umher liegt sammt dem Puderquast: und dort
Im Gas, das zischt und Fieber haucht, erkannt' er
In seinem fahlen Licht die Comödiantin
Mit offener Brust, und unter aller Schminke
Noch schön. Mit ems'ger Hand hilft des Theaters
Ankleiderin dem Anzug nach, Stecknadeln
Im Mund, und Alles ordnend. — Tief empört
Gedacht' er jener alten Zeiten jezt
Wo er, tagtäglich im Orchester sitzend,
Dasselbe Schauspiel Abends angehört,
Ihm stand mit Eins die wilde Dirne wieder
Vor Augen, wie sie ausgelassen lachte,
Und unbekümmert weiter lebt' in ihrer
In Pfand genom'mnen Meubeln dürft'gem Logus.
Ihr Schiebfaß angefüllt mit protestirten
Wechseln, gemischt mit Rollen; wie sie dann
Auf dem Theater jeden Schlingel duzte
Und küßte; wie sie ihren letzten Schmuck
Versezt', um zu soupiren und zuletzt
Ihn selbst für einen Säng'er ließ im Stich.

Und die Vision war, wie ein Blitz verschwunden.
Vor Augen stand ihm nur das junge Kind,
Vor Freud' erröthend unterm Perlenglanz.

Behaltet sie, sie sind für euch, Susanne
Es freut mich, wenn euch dies Geschenk gefällt.

Dann unter'm Vorwand eines Unwohlseins
Ging er hinaus und warf die Thüre zu,
Verschloß sich in sein Zimmer, und der Wuth
Erliegend und dem Kummer, brach er aus
In Schluchzen, wie aus Wolken bricht ein Blitz.

14.

Das also war das Ziel, das ich erreicht!
 Heut Sinnentäuschung, Wahnsinn über Nacht!
 Ström' über, armes Herz! Das Maß ist voll!
 Mit blut'gen Thränen schließt dein schöner Traum.

Stirb, höchste Hoffnung, die mir übrig blieb.
 Stirb, letztes Leuchten einer keuschen Liebe,
 Die wechselnd mir erblaßt' und aufgestockert,
 Wie ein Flamm' im Wind sich hebt und beugt.

Stirb! Für Erinn'ung hilfst kein Lethe dir
 Stirb! Alter Frevel mahnt getreu und stät,
 Dem Schwalbenzug vergleichbar und der Flut,
 Und jeder schlechte Kuß brennt ewig fort.

Ich will sie nicht mehr seh'n, ich will sie fliehn;
 Mein Blick mißachtet sie, weil er die Seele
 Der Ehebrech'rin und der strecken Dirne
 Im Himmel ihres Blicks zu finden wagt.

Ich will sie nicht mehr sehn! Und gestern noch
 War ihre Nähe mir ein Paradies.
 Wie ein zum Tod Verdammter schleudr' ich fort
 Das Brot, in das ich biß, und find' es bitter.

Liebt' ich sie denn? Es ist die ew'ge Täuschung
 Des Herzens, des Gelüsts sich stets erfüllt.
 Nein, nur der Schein, der nicht zur Wahrheit ward,
 Mein reines Lieben war's, das mich beglückt

Zerknirscht, doch ohne Reue werd' ich geh'n;
 Um sie nicht, um mich selber wein' ich noch.
 Ich weiß' auch: ob das schlichte Kind mich liebt,
 Und wahrlich, — 's ist am besten wie es ist.

Weil mehr als Eine thöricht und verbuhlt,
 Scheinbar verschämt und zärtlich mir genäht,
 Mich lieben? Und warum? Für zweifelhafte
 Lorbeeren? Ein wenig Ruhm? Den Dichternamen?

Wer weiß, ihr Opfer werd' ich noch vielleicht;
 Ein Andern hätte sie vielleicht gerührt,
 Vielleicht, schon nach zwei Jahren hätt' ich sie
 Von einem jungen Fant entführen sehn.

Sie stolz auf ihn, er hochbeglückt durch sie
 Verließen mich in ihrem Liebestraum.
 So sieht ein Sieger, den ein Strom gehemmt,
 Zwei freie Vögel leicht hinüber fliegen.

Sie mich geliebt? Nie hat sie dran gedacht!
 Mein Scheiden stört die reine Seele nicht.
 So, wenn das Nest herabfällt, das er barg,
 Wird kaum der schlanke Zweig davon bewegt.

Vergessen wird dem Abschied folgen: rasch
 Mein Nam' ihr schwinden ohne Bitterkeit,
 Wie täglich jeden Fußtritt seiner Fischer
 Das Meer hinwegspült auf des Ufers Sand.

Sie wird vergessen! Aber ich? Ach, nie!
 Mir bleibt der endlos herbe Schmerz zurück,
 Nicht rein, nicht jung, nicht ihrer werth zu sein:
 Und zitternd werd' ich ihren Namen nennen.

Nicht Zeit noch Raum wird die Erinnerung mir
 Abschwächen, die mir grausam folgen wird,
 Des Kindes, das auf ewig das Bewußtsein
 Derlorner Unschuld mir in's Herz gelegt.

Auf ewig! führt ein bitt'res Schicksal morgen
 Ein Weib in meine Arme, wird sie staunend
 Mich plötzlich heiße Thränen weinen sehn
 Auf ihre Hand, wenn sie von Liebe spricht,

Und wecken wird auf's Neue mir ihr Kuß
 Neid und Verzweiflung, nie das einz'ge Glück
 Bekannt zu haben, das vielleicht hienieden
 Uns blüht: für's ganze Leben Eine Liebe!

15.

Am nächsten Morgen früh soll Olivier
 Abreisen. Schweigend geht er an der Seite
 Susannens in des Mondes kaltem Licht
 Durch den entlaubten Lindengang. Sie hemmt
 Den Schritt, sieht lang' ihn an und sagt: Warum
 Abreisen? Bei der Frage bleibt er stehn,
 Und als das junge Mädchen tief betrübt
 Ihn ansieht, und ihm wiederholt: Warum?
 Faßt er die beiden Händ' ihr, und: Vergeßt mich,
 Susanne, erwidert er, vergeßt mich, und
 Für alle Zeit! — Fragt nicht dem Sturme nach,
 Der mich entführt. Wollt' ich Euch Alles sagen,
 Ich würd' Euch leid thun. Denkt nicht mehr an mich,
 Das ist für Euch das Beste. Meine Freundschaft
 Kann noch in Eurer jungen Seele nicht
 So tief gewurzelt haben, daß Ihr Schmerz
 Empfinden müßtet, wenn Ihr wie ein böses

Unkraut sie ausreißt! Thut's und seid gewiß,
 Die wilde Pflanze hätt' im Herzen Euch
 Viel Unheil, schweren Schaden Euch gebracht.
 Was Ihr für mich empfindet, gebt es auf;
 Verwünscht vielmehr mich, wenn Ihr mein gedenkt.
 Nennst mich leichtfertig, treulos und undankbar,
 Wenn ich dies Dach verlasse, wie der Vogel
 Den Baum verläßt, der ihm den ganzen Sommer
 Sein Nest geschirmt. Was mich verbannt, Susanne,
 Weit, weit von Euern Augen, — müh't Euch nie,
 Es zu verstehen. Bewahrt von Zärtlichkeit,
 Von Güte nichts für mich: wenn mein Gedächtniß
 Euch bleibt, mein armes Kind, dann haßt mich lieber.
 Denn hätt' ich eu'r schuldloses Herz getrübt, —
 Wär's morgen euch ein Schmerz, daß ich gegangen, —
 Vergesst ihr mich nicht ganz, wie man die Todten
 Vergißt, — ich wär' untröstlich immerdar.
 Lebt wohl! Ich habe nichts mehr euch zu sagen.

Und stets noch hielt er ihre Hand gefaßt,
 Da zog ein schwarz Gewölk am Mond vorüber
 Und finster ward's, doch ruhig blieb die Luft,
 Und in des Himmels dunkeln Blau, wo droben
 Der großen Bärin sieben funkelnde
 Demanten ihre Bahn zum Nordpol ziehn,
 Herrschte so tiefes Schweigen, solche Stille,
 Daß man versetzt in eine Sommernacht
 Sich wähnen mochte. Plötzlich aber fühlte
 Der Dichter, wie, als zög' ein Wetter auf,
 Auf seine muthlos schwache Hand, in der
 Susanne ihm noch der ihren süße Laß
 Gelassen, — schwer und heiß ein Tropfen fiel.

flieh, Unglückseliger! die Zeit ist lang,
 Die Welt ist weit. flieh! Um die Unheilstunde
 Rasch zu vergessen, wo in deiner Brust
 Erstickend der Gedanke dir gekeimt,
 Der Frieden dieses armen Kindes sei
 Durch dich getrübt. Unsel'ger, stürze dich
 In jede Trunkenheit. Fort! Wechsle Klima
 Und Weiber: das Geheimniß zu vergessen,
 Das Keiner noch gefunden, — suche dir's
 In Liebe, Wein und Würfeln. Strebe nur,
 Dich zu betäuben; schweife durch die Welt.
 Du kannst auf Augenblicke deine Stirn
 Erfrischen in der Flut entfesselter
 Haarwellen einer Blondes, und aufathmen
 In ihres süß'gen Goldes Duft; du kannst

Am grünen Teppich sitzend, wo Pique Dame
 Ihr mikroskopisch Auge schießt auf jeden
 Mitspieler, auf Momente dich vergessen,
 Wenn Haufen Gold's auf deiner Karte steh'n;
 Im wüsten Trinkgelag bei tröpfelnden
 Wachskerzen kannst du, auf die Hand den Kopf
 Dir stützend, deine bittern Träum' ertränken
 Im dunkeln Wein, — kannst auf dem stampfenden
 Steamer sie schaukeln, und in fremden Zonen
 Entführt, sie im Cigarrendampf zerstreu'n.
 Tausend verschied'ne Wege thun sich auf!
 Zieh' hin, elender Chor! Nur hoffe nie,
 Daß je der Stachel dich verlassen wird,
 Noch, daß dir ja, wie auch dein Schicksal fällt,
 Dir bis zum letzten Hauch des Kindes Thräne
 Sich austilgt, die auf deine Hand gefallen.

16.

Er fuhr, das Auge trocken, doch die Seele
 In dumpfer Wuth. Der düstre schwere Regen
 Floß auf des Wagens Fensterscheib' herab
 In langen Strömen. Schwarze Bäum' erhoben
 Sich in die Luft, in der kein Vogel flog,
 Und in den Gleisen faulte welkes Laub.
 Die Diligence, knarrend, ihre Räder
 Triefend von Schlamm, im gleich gemess'nem Trab
 Durchzog dieselbe Landschaft, die er einst
 Durchzog im Mai, als lichter Frühling glänzte.
 Doch Olivier empfand mit düstrer Luft
 Des trüben Herbstes feindliches Geleit.
 Prometheus reizt mit Spott den Geier auf,
 Lear grüßt den Wind, der ihm das Haupt umtobt,
 Und er, verzweifelnd, ruft den Sturm heran.

Wie glänzt' ihm auch der fast verloschne Blick
 Als endlich nun der Ruf tönt: Nach Paris!
 Und schallend widerhallt im Wartesaal
 Mit wie zufried'ner Wuth, mit wie nervöser
 Hast sprang er in des dumpfigen Waggons,
 Tabaks und feuchten alten Luchs Geruch!
 Vorwärts! Wo bleibt der schrille Pfiff, du finstere
 Lokomotive? Vorwärts, schwarzer Zug!
 Und Du, Einheizer, mit des Tenders Kohlen
 Schüre des Feuerherdes rothe Glut,
 Denn nur der Höllenlärm des rasenden
 Galopps und der Maschin' ist laut genug
 Den Sturm zu übertäuben dieser Brust.

fort nach Paris, langsames Ungeheuer!
 Verschwinde brüllend in des Tunnels Nacht.
 Es heult der Wind, der Regen peitscht herab,
 Was thut's? Nur fort! — Um über Thal und Fluß
 Zu setzen, laß die Eisenplatten donnern!
 Denn dieser finstre Gast will rasch vergessen
 Und sich betäuben, — also stürme fort!
 Jetzt endlich tauchen Feuer-Essen auf,
 Und Wälle, — weiter dann im trüben Grau
 Mauern und Dächer, Kuppeln, Glockenthürme.
 In der gewölbten Halle hält der Zug.
 Es ist Paris. Er ist hinabgesprungen
 Auf den Asphalt; und ganz von Müdigkeit,
 Von Karm und Schmerz betäubt, im Abenddunkel
 Taucht er hinunter in's Gewühl der Stadt.

Im fahlen Goslicht, das die Dämmerung scheucht,
 Von allen Seiten wogt die Menschenflut.
 Es ist die Zeit, wo Alles Hunger fühlt.
 Am Thor die Speisewirthe' und Weinverkäufer
 Oeffnen, in ihrer bunten Bänder Puz,
 Die Austerhändlerinnen ihre Waare;
 Hinter des Metzgerladens Fenster krönen
 Trüffel-Poularden aus dem Mans den Rücken;
 Aus den Cafe's entströmt Absynth-Geruch:
 Es ist die Zeit, in der die kleine Zahl
 Der Glücklichen genießt; es ist die Zeit,
 In der das Elend Acid fühlt. Hier begegnet
 Der Optimist dem finstern Menschenfeind.
 Der schwere Omnibus, vorüberrollend,
 Stiert mit den großen Augen auf den dichten
 Macadam, den man fluchend überfährt.
 Alle sind eilig, jeder rennt durch Koth
 Und Regen, Der in sein Geschäft, der Andere
 Sucht sein Vergnügen. Allenthalben wächst
 Und drängt die Menge sich. Der Trunkene taumelt,
 Die öffentliche Dirn, seitwärts schiehend
 Mit schrägem Blick, lockt den Begegnenden;
 Der Bettler, Haß im Auge, schiebt sich frech
 An dich heran; und unterm lampenhellen
 Vordach der Kioske liegen die Journale,
 Gebreitet, frisch den neusten Stadtscandal
 feil bietend. 's ist mit einem Wort, die Straße,
 Erschreckend und brutal: Lugas und Lumpen,
 Gasflammen, Tageshelligkeit, Geschrei
 Und Koth, — kurz das Trottoir ist's von Paris.

Und nieder taucht er in Paris, wie in
 Den Abgrund. Dort nun lebt und leidet er,
 Ein bitteres Herz verbergend unter sanftem
 Ruhigen äußern Anschein, — wie ein schöner
 Herbstapfel, dem ein Wurm im Innern wohnt.
 Da lebt er nun, wenn man's ein Leben nennt,
 Mit jeder Strömung schwimmen willenlos,
 Wie wir die Feder eines Vogels langsam
 Des Baches Fall hinunter gleiten sehn.
 Genug, er lebt, und duldet seinen Kummer
 Wie so viel' andre. Hat denn Jeder nicht
 Den seinen? Nimmer klagt er, lächelt oft,
 Ganz wie ein Andern, — hat ein witzig Wort
 Für jeden Witz, der wie ein Federball
 Nach dem Souper von der Raquette fliegt;
 Versteht, kokette Weiber hinter'm Fächer
 Zu amüsiren, — in der Welt zu leben,
 Die Logen in der Oper zu logniren,
 Zum Ball, zum Club zu geh'n, in's Bad zu reisen
 Et caetera. Das Lächeln überlebt
 Das Glück: wenn Einer lächeln kann, wer wird
 Ihn nicht für glücklich halten? Wissen wir,
 Wenn über'm Haupt wir den Zodiacus,
 Die ungeheure Bahn durchmessen seh'n
 Wie lang' im Raum des Weltalls, unter Isis'
 Dreifachem Schleier eines Sternes Glanz
 Sein Leben überdauert? ob das goldne
 Gestirn, des Strahl uns nach Neonen erst
 Erscheint und unsre Nacht' erleuchten hilft,
 Nicht seit uralten Zeiten schon erlosch?

 Für jede Freude todt, auf Nichts mehr hoffend,
 Lebt Olivier, und leidet, kann dabei,
 Wer weiß! alt werden. Theilnahmslos für Alles,
 Gut nach Gelegenheit, aus Schwachheit schlecht,
 Scheint er ein eleganter Skeptiker.
 Wie man die Hand reicht, ohne drum den Handschuh
 Sich ausziehen, sagt er dem besten Freund,
 Der ihn drum fragt, die Hälfte nur von seinem
 Geheimniß: und der Welt sorgfältig sich
 Fern haltend, zeigt er statt Verzweiflung ihr
 Nur Gleichmuth. Stolz geboren, hat er doch
 Verschämtheit noch bewahrt für sein: Qual.
 Wenn er einmal in Stunden schwerer Krisen
 (Wir alle kennen sie) wie Heinrich Heine
 Aus großen Schmerzen kleine Lieder macht,
 Besteht er nie, wie weit Melancholie
 Ihn schon geführt. Er trägt gefasteten Muths-

Sein Leid, und wenn's einmal ihn niederbeugt,
Wie eines guten Damascenerschwerts
Geprüfte Klinge blizend, schnellt er auf.

Doch wenn er, am Kamin die Asche stochernd,
In seiner Seele Grund zu schauen wagt,
Und sieht die Hoffnung rettungslos entflo'h'n, —
Wenn dann sein matter Geist die Zeit ermüht,
Die für ein Leben ohne Lieb' ihm bleibt,
Und gramvoll an die letzte Täuschung denkt,
Die ihm sein traurig Herz für ewig schloß, —
Für alle Zeit unfähig noch zu lieben,
Wünscht er sich lebensmüde wohl den Tod.





Das Problem des Völkerrechts.

Von

F. Heinrich Gesschen.

— Straßburg i. E. —

I.



In dem Arnim'schen Prozesse fragte der Staatsanwalt Tessen-
dorf: „Giebt es nun ein Völkerrecht?“ und erwiderte: „Man kann dies
bestreiten“. (Stenogr. Ber. S. 37.) Dem streitbaren Herrn war
es dabei wohl nicht gegenwärtig, daß im Art. 11 der Reichs-
verfassung steht: „Der Kaiser hat das Reich völkerrechtlich zu vertreten“,
folglich doch die Existenz eines Völkerrechts vorausgesetzt wird. Indes
Tessen-
dorf steht mit diesem Zweifel nicht allein, von militärischer Seite ist
behauptet, es gebe wohl ein gewisses Herkommen für den Verkehr der
Staaten untereinander, aber rechtlichen Charakter habe dasselbe nicht, wie
jeder Krieg zeige, in dem nur die militärische Nothwendigkeit über die Be-
obachtung dieses Herkommens entscheide.

Auch die neuere Wissenschaft hat das Völkerrecht geleugnet. Hegel erklärt
den Staat für den objectiven Geist, die absolute Macht auf Erden, die
europäischen Nationen bilden zwar eine Familie nach dem allgemeinen Princip
ihrer Gesetzgebung, ihrer Sitten, ihrer Bildung, aber wie das Individuum
nur als Glied des Staates Objectivität, Wahrheit und Sittlichkeit hat, so ist
auch nichts über dem Staate möglich, keine Gewalt kann gegen ihn entscheiden.
Es giebt also kein selbständiges, die Staaten bindendes Recht, sondern nur
ein äußeres Staatsrecht, soweit nämlich die betreffenden Staaten sich durch
Verträge gebunden, und auch die Beobachtung derselben hängt ab von dem
höchsten Gesetz des Staates, seinem Wohl. Weiter noch geht Vasson¹⁾. Da
der Staat nur eine moralische (d. h. juristische) Person ist, nicht eine von
individuellem Leben, so ist es unmöglich, sittliche Anforderungen an ihn

¹⁾ Princip und Zukunft des Völkerrechts. Berlin, 1871.

zu stellen, da er Selbstzweck, souveräne Person ist, so ist er schlechthin nach außen ungebunden und unbefchränkt, sonst wäre dem Volke die Möglichkeit verkümmert, sich eigenartig zu entwickeln, es wäre unfrei, mithin ist der Zustand, der zwischen den Staaten obwaltet, ein vollkommen rechtloser. Aber nicht bloß dies, sondern zwischen verschiedenen Staaten herrscht von Natur der Streit, Feindschaft, im Hintergrunde der vorübergehenden Momente der Befreundung liegt die nackte Selbstsucht, die in jedem Augenblick zum furchtbaren Ausbruch kommen kann, indem jeder dem andern mit allen Mitteln der Vernichtung die Existenz abschneiden möchte, nicht bloß um der äußern Güter willen, sondern noch mehr um der Herrschaft willen. Darum sind alle Verhältnisse der Staaten auf die Spitze des Schwertes gestellt, nur eins hält ihren Egoismus von rücksichtslosester Verfolgung seiner Ziele ab, die Furcht vor fremder Macht, weil die Macht entscheidet. Wenn nichtsdestoweniger der Friedensstand unter den Staaten das Normale ist, so liegt dies nur im eigenen Interesse, daß sie am Frieden haben, um ihre Kräfte nicht zu verbrauchen, sie verzichten deshalb oft auf den nächsten Vortheil, um dauernden Vortheil durch gegenseitige Zugeständnisse zu erreichen, erfüllen selbst im Kriege gewisse Bedingungen, welche die Wiederherstellung des Friedens überhaupt möglich machen, nur sei alles Das kein Recht, sondern eine freie Abmachung unter Gleichstehenden, die gewohnheitsmäßig beobachtet werden, so lange man es für passend und nützlich halte.

Sind diese Ausgangspunkte richtig, so ist allerdings von keinem Völkerrecht zu sprechen; was man so nennt, ist ein Complex von Bräuchen und Abmachungen, deren Geltung lediglich auf der Berechnung beruht, ob ihre Beobachtung für den einzelnen Staat vortheilhaft sei oder nicht. Dieses Herkommen wäre dann ein Theil der Politik, nicht der Rechtswissenschaft, geschweige, wie Grotius behauptet, deren bei weitem vornehmster Theil (Proleg. 32), und es wäre ganz in der Ordnung, wenn das Völkerrecht als unebenbürtiges Anhängsel der übrigen juristischen Vorlesungen an den Universitäten stiefmütterlich behandelt wird. Indes auf diese neueren Lügner des Völkerrechtes dürfte doch auch wohl das Wort F. J. Mosers anzuwenden sein: „Und bei denen Streitigkeiten derer Gelehrten, wegen der Existenz und der Verbindlichkeit eines Völker-Rechts laufft theils viel Mißverstand, theils Unkenntniß dessen, was zwischen denen Europäischen Souveränen und Nationen üblich ist, mit unter“. ¹⁾ Eine nähere Betrachtung der Sache dürfte zeigen, daß, soweit jene Kritik berechtigt ist, sie nur Ueberspannungen trifft, welcher sich manche Völkerrechtslehrer schuldig gemacht haben, indem sie, theils rechtliche Geltung für gewisse Sätze beansprucht, die an sich vielleicht empfehlenswerth sind, aber jedenfalls noch nicht als allgemein verbindlich behauptet werden können, theils um die unlängbar bestehenden Lücken und Unvollkommenheiten des Völkerrechtes zu beseitigen,

¹⁾ Grundsätze des jetzt üblichen europäischen Völkerrechtes in Friedenszeiten. 1777. Vorbereitung § 3.

Forderungen aufgestellt haben, welche der Natur der Dinge nach unerfüllbar sind. Eine Revision der Frage, ob es ein Völkerrecht giebt, dürfte demnach auch nach den neueren Arbeiten mancher ausgezeichneten Publicisten¹⁾ nicht ohne Interesse sein, zumal die Lehrbücher des Völkerrechts diese Voraussetzung ihres Gegenstandes meist nur sehr dürftig behandeln.

II.

Dreierlei Ordnungen sind dem Menschen gesetzt, die natürliche, der er als irdisches Geschöpf, die sittliche, der er als geistiges Wesen, die rechtliche, der er als Glied der menschlichen Gemeinschaft unterworfen ist.

Das Wesen der sittlichen Idee im allgemeinsten Sinne ist, daß dem Menschen für sein Verhalten gewisse Normen gegeben sind, welche seine Freiheit zwar nicht aufheben, aber regeln und in feste Schranken weisen, sei es, daß sie etwas gebieten, verbieten oder keines von beiden thun, also erlauben. Wer sich an diese Normen hält, handelt sittlich, wer sie verlegt — unsittlich. Im Gebiet des unsittlichen Handelns macht sich sodann ein Unterschied geltend, je nachdem der Betreffende Güter verlegt, auf die seine Nebenmenschen unbedingten Anspruch machen können, oder seinen natürlichen Egoismus nur soweit bethätigt, als dies ohne solche Verletzung geschehen kann. In beiden Fällen ist das Handeln unsittlich, im erstern auch widerrechtlich. Dieser Dualismus des gesammten Gebietes der Sittlichkeit beruht auf der Doppelbeziehung des menschlichen Daseins als Individuum, und Mitglied einer Gemeinschaft, die Abgrenzung des Rechts gegen die freie Sittlichkeit, die Ausprägung eines Theils der gesammten sittlichen Weltordnung zur Rechtsordnung wird dadurch bestimmt, daß die Beobachtung gewisser Normen zur Gestaltung und Erhaltung des Gemeinlebens schlechthin erforderlich ist; daß der individuellen Willensungebundenheit gewisse unübersteigliche Schranken gezogen werden müssen, wenn nicht der Bestand der Gemeinschaft selbst in Frage gestellt werden soll. Diese Schranken bildet das Recht, welches somit die nothwendige Ordnung des Zusammenlebens sichert. Beide müssen erfüllbar sein, ein im Namen der Moral gestelltes Gebot, welches die menschliche Kraft schlechthin übersteigt, ist nicht mehr sittlich; aber das sittliche Gebot läßt die Wahl zwischen Gut und Böse frei, das Rechtsgebot schließt die Wahl zwischen Recht und Unrecht aus, es ist nicht nur erfüllbar, sondern muß unter allen Umständen erfüllt werden. Das sittliche Gebot sagt: „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst“ lasse ich ihn, selbst im Ueberflusse lebend, darben, so handle ich unsittlich, nicht widerrechtlich, wenn aber mein Egoismus so weit geht, mich an seinem Eigen-

¹⁾ So R. v. Mohl. Die Pflege der internationalen Gemeinschaft als Aufgabe des Völkerrechts. Staatsrecht, Völkerrecht und Politik I. S. 379. Fricker, das Problem des Völkerrechts. Lzb. Jtschr. f. Staats- u. Bd. 28 und 34. Dulmerincq Pragis Theorie und Codification des Völkerrechts 1874. Bergbohm, Staatsverträge und Gesetze als Quellen des Völkerrechts 1877.

thum zu vergreifen, so verleihe ich das Recht. Der unbedingte Anspruch einer Person gegen die andere und gegen die Gemeinschaft auf Behauptung gewisser Güter, die zur Aufrechthaltung der Persönlichkeit und der Gesamtordnung nothwendig sind, ist also die Quelle und treibende Kraft des Rechts.

Wie nun die Grenze zwischen bloß unsittlichem und widerrechtlichem Handeln zu ziehen ist, läßt sich nicht von vorneherein absolut bestimmen, weil dieselbe von dem wechselnden Bewußtsein dessen abhängig ist, was das Band der Gemeinschaft fordert, die Bildungsgeschichte des Rechts verläuft in steter Abhängigkeit von dem Charakter, den Bildungsstufen, den materiellen Verhältnissen, mit einem Worte von der Gesamtgeschichte des Volkes, eben deshalb vollzieht sich die Scheidung von Sitte und Recht erst allmählich. In der theokratisch-hierarchischen Auffassung sind beide untrennbar verbunden, auch die rechtliche Ordnung wird unter göttliche Sanction gestellt. Die indische Kasteneintheilung gilt als religiöses Dogma, im Islam sind Religion, Politik, Gesetz und Sitte nur verschiedene Seiten derselben Idee, der Koran regelt Erb- und Strafrecht so gut wie Moral und Gottesverehrung, eine Kriegserklärung ist ein religiöser Akt so gut wie Gebet und Waschung. Wie sich die Grenze beider Gebiete allmählich vollzieht, ist hier nicht weiter zu verfolgen, nach der Natur der menschlichen Entwicklung schwankt sie und wird nie absolut, aber sie selbst besteht.

Die rechtliche Ordnung nun, obwohl auf der Grundlage der allgemeinen Sittlichkeit ruhend, ist gemäß den Gegenständen, welche sie beherrscht, eine rein irdische, aber sie ist darum so wenig ein Zufälliges wie die natürliche und sittliche. Sie hat ihre großen Gesetze wie diese und so verschieden ihre Normen sich auch im Lauf der Zeiten gestaltet haben, stets haben sie das Eigenthümliche, daß sie für alle Glieder der Gemeinschaft schlechtthin bindend sind, so daß jeder einzelne sich ihnen unterwerfen muß. Das Recht ist Unterwerfung des menschlichen Willens unter den Gesamtwillen um der Gesamtheit willen und zwar im Interesse der berechtigten Freiheit aller Einzelwillen. Daher muß das Recht öffentliche Ordnung sein, welche die Macht hat, den widerstrebenden Einzelwillen zu brechen und diese öffentliche Rechtsordnung handhabt der Staat. Das Recht ist also, wie Thiering sagt (Zweck im Recht I S. 499), der Inbegriff der durch die Staatsgewalt gesicherten Lebensbedingungen der Gesellschaft.

Der Mensch tritt wegen seiner unzureichenden Einzelkraft mit Anderen zu einer Gemeinschaft zusammen, nicht durch bewußten Vertrag — denn dies würde einen vorausgehenden gemeinschaftlosen Zustand voraussetzen, und der Vertrag wird wie jedes Rechtsgeschäft doch erst in der Gemeinschaft möglich — sondern durch innere Naturnothwendigkeit. So erwächst die Familie zum Geschlecht, zum Stamme, zum Volk und der Staat ist eben das organisirte, zu einer Rechtsgemeinschaft verbundene Volk. Der Einzelne ist ein abhängiges Mitglied der staatlichen Gemeinschaft, der Staat ist die unabhängige Gemeinschaft seiner Angehörigen. Aber auch die Staaten können nicht auf die Länge

in der Vereinzelung verharren, zum Begriff des Staates gehört zwar das begrenzte Gebiet, das seine materielle Unterlage bildet, aber die auf demselben lebenden Angehörigen der verschiedenen Staaten und damit auch diese selbst, kommen untereinander in die mannigfachsten Verührungen. Kein Staat, auch der mächtigste nicht, ist im Stande, alle seine Ziele allein zu erreichen, er ist auf die Hilfe anderer angewiesen. Das gilt auf allen Gebieten des menschlichen Wirkens, ein Volk bezieht Bedürfnisse, die es nicht selbst erzeugt von andern Ländern, daraus entspringt der internationale Handel, ein Staat verbindet sich mit anderen zu gemeinsamen politischen Zwecken, das ist die Aufgabe der auswärtigen Politik, so bedarf er auch auf dem Gebiete des Rechtes des Zusammenwirkens mit anderen Staaten, um seine Zwecke voll zu erfüllen. Ein Zusammenwirken auf dem Gebiete des Rechtes kann nun nicht nach Willkür oder durch Gewalt erfolgen, sondern setzt eine rechtliche Ordnung unter den nebeneinanderstehenden, unabhängigen Völkergemeinschaften voraus. Wie im Staate sich die relativ selbständigen Glieder der Gemeinde, des Kreises, der Provinz, dem Allgemeinen, dem Staatsganzen ein- und unterordnen, wie im Bundesstaat das Reich über den Einzelnen steht und der Zusammenschluß der kleineren Gebilde zum größeren Ganzen durch ihr unzulängliches Können und ihre gegenseitige Bedürftigkeit begründet wird, so müssen aus gleichem Grunde die nebeneinanderstehenden, unabhängigen Staaten sich zu einer Rechtsgemeinschaft zusammenschließen. So ist die hohe See frei von jeder Gebietshoheit, aber sie darf nicht frei von aller Rechtshoheit sein, da sonst jedes Verbrechen ungestraft auf dem Meere begangen werden könnte, daher die Nothwendigkeit allgemein gültiger Normen für die Jurisdiction über Seeschiffe. Wenn ein Verbrecher in's Ausland flieht, so kann der Heimatsstaat desselben seinen Angehörigen nicht im fremden Staatsgebiet ergreifen und bestrafen, soll also das erfolgreiche Verbrechen nicht straflos bleiben, so muß der Heimatsstaat bei dem Aufenthaltsstaat die Auslieferung nachsuchen. Wenn in einem Proceß das Zeugniß eines Ausländers nothwendig zur Beweisführung ist, so muß das Gericht des Inlandes das des Auslandes um die Zeugenaufnahme ersuchen, wenn ein Strom zwei unabhängige Staaten trennt, so darf keiner derselben einseitig über das Stromgebiet verfügen. In allen solchen Fällen also kann der Staat das eigene Ziel nur durch Verständigung mit anderen Staaten erreichen und für dieses Zusammenwirken eine rechtliche Ordnung aufzustellen und zu verwirklichen, ist die Aufgabe des Völkerrechts. Es ist daher durchaus unrichtig, wenn Laffon (S. 49) dasselbe nur als ein Förderungsmittel für die Staaten bezeichnet, die auch ohne das in unbeschränkter Selbstherrlichkeit bestehen könnten, ein so isolirter Staat wäre höchstens in der Abnormität des paraguayschen Jesuitenstaates zu denken, das Völkerrecht ist die Gesamtheit derjenigen Rechtsnormen, welche die Beziehungen der Menschen zu einander über das Leben der einzelnen Staaten hinaus regeln. Daß in dieser allgemeinen Rechtsgemeinschaft sich wieder einzelne Kreise enger zusammenschließen, je nach näheren gemeinsamen Interessen gewisser Staaten,

ist naturgemäß, hebt aber das alle einigende Band nicht auf, sondern ist nur eine weitere Stufe der Gliederung, die vom Einzelnen zum Allgemeinen geht.

Während also das Privatrecht die rechtlichen Beziehungen der Einzelnen zu einander, das Staatsrecht diejenigen der Einzelnen zur organisirten Volksgemeinschaft ordnet, kommt im Völkerrecht das Rechtsverhältniß verschiedener staatlischer Organisationen als unabhängiger Gesamtheiten zueinander in Frage. Und während im Staate wir stets zwischen Regierung und Volk unterscheiden, deren Beziehungen eben durch das Staatsrecht geregelt werden, treten im Völkerrecht die einzelnen Staaten nur als Einheit, als Individuen, als Rechtssubjecte auf. Die Ausdrücke Völkerrecht¹⁾, droit des gens, law of nations, international law¹⁾, droit international, sind daher insofern nicht genau, als nicht sowohl die Nationen, sondern ihre einheitlichen Organisationen, die Staaten, sich hier gegenüberstehen. Streng genommen müßte es Staatenrecht heißen und wenn man davon absieht, dies Wort einzuführen, weil es leicht zur Verwechslung mit Staatsrecht Anlaß geben könnte, so muß man doch bei dem bestehenden Sprachgebrauch stets das Sachverhältniß klar halten, daß im Völkerrecht nur die Staaten Rechtssubjecte sind.

Es folgt daraus, daß, wie im Privatrecht zuerst die rechtliche Persönlichkeit derer festgestellt sein muß, welche in ein Rechtsverhältniß zueinander treten wollen, so auch im Völkerrecht die erste Frage die der rechtlichen Individualität der einzelnen Staaten ist. Wie nur der dispositionsfähige Mensch sich giltig privatrechtlich verpflichten kann, so sind auch nur unabhängige, souveraine Staaten Subjecte des Völkerrechts. Der Ausdruck halbsouveraine Staaten ist daher logisch ein Widerspruch in sich selbst, da Niemand zugleich unabhängig und doch unterthänig sein kann, es sind auch thatsächlich solche Gemeinwesen, die nach Innen selbständig, nach Außen mehr oder weniger von andern abhängig sind, Zwitterbildungen, welche die allgemeinen internationalen Verpflichtungen verdunkeln, dazu zeigt die Erfahrung, daß solche Tributärstaaten in Wirklichkeit meist mehr von andern abhängig sind, als von ihrem Suzerain. Ist es daher befriedigend, daß durch den Berliner Frieden Rumänien, Serbien und Montenegro selbständig geworden sind, so ist es umgekehrt zu bedauern, daß in dem Fürstenthum Bulgarien ein neuer Zwitterstaat geschaffen ist, voraussichtlich nur eine Durchgangsbildung, das Völkerrecht fordert Staaten, welche für die Erfüllung ihrer internationalen Verbindlichkeiten selbst verantwortlich sind. Denn wie im Privatrecht der Einzelne nicht bloß Rechte gegen Andere geltend zu machen, sondern auch Pflichten gegen sie zu erfüllen hat, so steht dem Unabhängigkeitsrechte des Staates die Pflicht gegenüber, das gleiche Recht der andern Mitglieder der Staatengemeinschaft zu achten, den Forderungen nachzukommen, welche sie als solche an ihn stellen dürfen, und wie der Einzelne den Staat nicht nur wegen seiner persönlichen Unzulänglichkeit bedarf, sondern sich die wahre Staatsgesinnung erst in der Hingabe an die Interessen des

1) Der Ausdruck wurde durch Bentham eingeführt.

Ganzen bethätigt, so ist auch das letzte Ziel des Völkerrechts nicht allein die Beziehungen der einzelnen Staaten in deren eigenem Interesse zu fördern, sondern auch die Lebenszwecke der ganzen Menschheit. Die Erreichung dieses Zieles liegt zwar noch in weiter Ferne; es ist in der Natur der Dinge begründet, daß das Völkerrecht als die letzte Stufe der rechtlichen Gemeinschaft auf Erden zu den jüngsten Bildungen des Rechts gehört und sich am langsamsten entwickelt. So gewiß auch es kein Volk gegeben hat, dem jede Idee von Sittlichkeit und Recht gemangelt hätte, so setzt doch das Völkerrecht eine gewisse Civilisation voraus, man kann davon nicht wohl bei wilden Völkern sprechen, bei denen nur rohe Begierde und Gewalt herrscht, wie Homer sie schildert bei den Cyclopen, „den ungefehligen Freblern“:

Dort ist weder Gesetz noch Rathversammlung des Volkes,
Sondern alle umwohnen die Felsenhöhl' des Gebirges,
Rings in gewölbten Grotten und Jeglicher richtet nach Willkür
Weiber und Kinder allein und Niemand achtet des Andern.

(Odyss. IX. 106)

Wenn Montesquieu sagt: „alle Völker haben ein Völkerrecht, selbst die Profesen, die ihre Gefangenen verzehren, der Fehler ist nur, ihr Völkerrecht ist nicht auf wahre Grundsätze gebaut“, so ist das mehr geistreich als zutreffend. Ehe man mit einigem Grund von einem Völkerrecht sprechen kann, muß doch der staatliche Trieb, der in jeder Gesellschaft thätig ist, in seiner Bändigung des individuellen Egoismus so weit erstarrt sein, daß eine wirklich rechtliche Organisation der Volksgemeinschaft vorliegt. Selbst aber wenn dies längst geschehen, wenn das innere Gefüge des Privat- und Staatsrechts fest gebildet ist, zeigt die Geschichte bei sonst hervorragenden Culturvölkern noch lange nur schwache Anfänge des Völkerrechts und solche beziehen sich weit mehr auf das Innehalten gewisser Formen, als auf die wesentlichen Voraussetzungen eines wirklich internationalen Rechts. Fehlen doch dieselben bei dem vorbildlichen Volke des Privatrechts fast ganz. Der Grund liegt darin, daß, je mehr der Staat seine Kraft fühlt, er desto weniger geneigt ist, seine Selbstsucht ändern gegenüber unter das Gesetz der allgemeinen Gerechtigkeit zu stellen.

Aber darum ist eine Ausbildung des Völkerrechts nach jenem letzten Ziele hin doch keine unpraktische Träumerei, wäre das thatächlich Bestehende der Maßstab des Möglichen, so gäbe es keinen Fortschritt. Auch im Staate hat es immer Zustände gegeben, die formell zu Recht bestanden und doch unstreitig höchst ungerecht waren. Was hätte die antike Welt, der die Sklaverei als etwas Selbstverständliches galt, zu dem Grundsatz unseres modernen Staatsrechts gesagt, daß alle Staatsangehörigen vor dem Gesetz gleich sind? Ebenso kannten Griechen und Römer kein Rechtsgebiet außerhalb des eigenen Staatswesens und doch steht heute die Gleichberechtigung aller unabhängigen Staaten als erster Grundsatz des Völkerrechts fest.

Allerdings kann im einzelnen Falle der Staat sich nicht nach idealen

Gefichtspunkten richten, für ihn, als rein irdische Gemeinschaft ist Selbsterhaltung und Selbstentwidelung das erste Gebot, er darf die Mittel, die er für seine eigenen Zwecke bedarf, nicht aus philantropischen Rücksichten für andere Staaten verwenden, denn diese Mittel sind ja nur ein Theil der Kräfte seiner eigenen Bürger, denen er für den Gebrauch verantwortlich ist. Der Staat ist ja eben nicht ein selbständig über seinen Bestandtheilen Schwebendes, er ist das organisirte Volk selbst und erst wenn er seine eigene Persönlichkeit zu voller Entfaltung bringt, kann er Andern wahrhaft nützen, grade wie auch der Einzelne erst dann dem Staate recht dienen wird, wenn er sich selbst zu einer tüchtigen Persönlichkeit heranbildet. Er wird daher den Zweck der Sicherung der eigenen Interessen in erster Linie verfolgen müssen, also bei der Handreichung für die Zwecke anderer Staaten die Bedingung machen müssen, daß diese das Gleiche ihm und seinen Bürgern gewähren, d. h. die Gegenseitigkeit. Aber jemehr mit dem Fortschritt der Gesittung das Bewußtsein der Solidarität der Interessen Platz greift, um so mehr werden sich die beiden Factoren des Völkerrechts, die Unverletzlichkeit der Selbständigkeit jedes Staates, der sich in den Schranken seiner Souveränität hält und andererseits die individuelle Unzulänglichkeit der Einzelstaaten zur rechtlichen Ordnung ihrer Gemeinschaft versöhnen, also zu gemeinsamen Normen für die Verhältnisse führen, welche ihren Beziehungen zu einander wesentlich sind.

III.

Eben hier nun setzen die Lügner des Völkerrechtes ein. Sie geben wohl zu, daß die Ausbildung solcher internationalen Beziehungen wünschenswerth und im eigenen Interesse der Staaten sei, aber sie bestreiten den rechtlich bindenden Charakter dieses gewohnheitsmäßigen Handelns und man kann über diese Einrede nicht leicht hinweggehen.

Das Eigenthümliche des Rechtes als der Grenze der individuellen Freiheit, sagten wir, ist, daß es alle unbedingt bindet; so wenig man sich in der Körperwelt über das Gesetz der Schwere hinwegsetzen kann, so wenig darf man es im Staate über die Achtung des Eigenthums, man darf es nicht, weil, wenn die Willkür der Einzelnen dasselbe verneinen könnte, der Bestand der Rechtsgemeinschaft selbst in Frage gestellt würde. Dieser schlechtthin bindende Charakter des Rechtes verkörpert sich in dem, was wir im weitesten Sinne Gesetz nennen. Das Gesetz auf dem Gebiet des Rechtes knüpft an eine rechtlich relevante Handlung oder einen rechtlich in Betracht kommenden Zustand als Ursache, eine Rechtsfolge als Wirkung, so daß Rechtsatz und Rechtsfolge erst zusammen das Gesetz bilden und zwar in der Weise, daß die Folge eintreten soll, wenn dem Gebot oder Verbot, das im Rechtsatz enthalten ist, nicht entsprochen wird, sei es nun, daß die Uebertretung rechtlich wirkungslos erklärt oder sie mit Strafe belegt wird, oder daß endlich beides geschieht. Es genügt also nicht, den Rechtsatz aufzustellen, wenn das Recht wirklich sein

soß, muß die Rechtsgewalt sofort gegen den, der es verlegt, durch ihre Organe reagiren, diese Reaction ist die Sanction des Rechts.

Allerdings ist das Recht nicht deshalb Recht, weil es erzwungen wird, im Gegentheil ist das Rechtsleben desto gesunder, je weniger Zwang zur Verwirklichung des Rechts angewendet zu werden braucht, sondern weil es Recht ist, muß es eventuell auch erzwungen werden können. Insofern sagt Thering treffend „das Recht ist kein logischer, sondern ein Kraftbegriff. Darum führt die Gerechtigkeit, die in der einen Hand die Waagschale hält, mit der sie das Recht abwägt, in der andern das Schwert, mit dem sie es behauptet. Das Schwert ohne die Wage ist die nackte Gewalt, die Wage ohne das Schwert die Ohnmacht des Rechts. Beide gehören zusammen“. (Der Kampf um's Recht S. 9). Aus diesem Grunde läßt man z. B. in England vielfach Strafgesetze bestehen, die gar nicht mehr zur Anwendung kommen. Seit Generationen hat keine Ministeranklage stattgefunden, aber die Waffe ruht nur, weil ihr Gebrauch unnötig geworden, weil ein Ministerium der Regel nach schon nach einer entscheidenden Niederlage zurücktritt, aber sie ist darum doch vorhanden und würde sich eventuell sehr fühlbar machen, wenn ein Minister gegen das Parlament regieren wollte, eben deshalb denkt niemand daran die strafrechtliche Verantwortlichkeit der Minister abzuschaffen.

Wo ist nun, fragen die Lügner des Völkerrechts, dessen Sanction? selbst zugegeben, daß gewisse internationale Rechtsätze allgemein anerkannt sind, oder daß wenigstens meist nach ihnen gehandelt wird, wo ist die Rechtsfolge bei ihrer Verletzung, wie das Gesetz sie für Privat-, Straf- und Staatsrecht ausspricht und der Richter sie vollzieht, indem er die allgemeine Vorschrift auf den einzelnen Fall anwendet. Wer handhabt zwischen unabhängigen Staaten die Wage, wer führt das Schwert über sie, das ihren rechtswidrigen Willen bricht?

Wenn ein Staat einem andern ein Unrecht zufügt und dieser sich dasselbe nicht gefallen lassen will, so bleibt, wenn seine, oder Anderer Vorstellungen oder Drohungen den Verlezer nicht aus Gerechtigkeitsgefühl oder Furcht bewegen, seinen rechtswidrigen Willen aufzugeben, dem Verletzten nur die Wahl zwischen ohnmächtigem Protest und Zufügung eines entsprechenden Schadens, eventuell derjenige Appell an die Gewalt, die wir Krieg nennen, in welchem das Recht des Stärkern — *qui armis plus posset* — entscheidet. Wir sehen fortwährend Beispiele solchen Unrechtes, des Mißbrauchs der Macht, des Bruchs feierlicher Verträge und nur zu oft scheint der Erfolg die Rechtsverletzung zu rechtfertigen, wie Napoleon I. sich frivol ausdrückt: *la providence est du côté des gros bataillons*. Nicht immer folgt die Strafe dem Frevel rasch wie im deutsch-französischen Kriege, während desselben sah die Welt einen Erfolg des unlängbarsten Unrechtes, indem Rußland sich von einer rückhaltlos übernommenen Verpflichtung des Pariser Friedens los sagte, ohne jeden andern Grund, als daß ihm die politische Lage erlaubte, dies zu thun. Die Lügner des Völkerrechts erklären solche Vorgänge als ganz naturgemäße,

weil es mit dem Begriff des Staats unvereinbar sei, ein über ihm stehendes, denselben bindendes Recht anzunehmen, selbst wo die Staaten in einem internationalen Rechtsatz übereinstimmen, sei dies doch nur die Summe der verschiedenen Einzelwillen, die sich folglich nach Umständen auch von dieser Uebereinstimmung loszagen könnten, nicht ein von ihnen unabhängiger, schlechthin für alle verbindlicher Gesamtwille, wie wir ihn im staatlichen Gesetze finden.

IV.

Wenn wir dem gegenüber dennoch behaupten, daß es ein die Staaten bindendes Recht gebe, so müssen wir zuerst die falschen Stützen beseitigen, durch die man dem Mangel einer positiven Sanction des Völkerrechts abzuhelfen glaubte.

Hierher gehört die Begründung desselben auf das sogenannte Naturrecht, nach dem Vorgange von Hugo Grotius. Das natürliche Recht ist nach ihm (*De jure belli et pacis*. Buch I Cap. I, X, 3. 10. 14) das Gebot der wahren Vernunft (*dictatum rectae rationis*¹⁾ welche anzeigt, daß einer Handlung, wegen ihrer Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit der vernünftigen und gesellschaftlichen Natur selbst, eine sittliche Verwerflichkeit oder Nothwendigkeit innewohne, weshalb sie von Gott, als dem Schöpfer der Natur entweder verboten oder geboten sei. Dieses natürliche Recht ist so unveränderlich, daß Gott selbst es nicht ändern kann, so wenig er zweimal zwei nicht vier sein lassen kann, denn trotz seiner Allmacht kann er nichts sich selbst Widersprechendes wollen. Dem gegenüber stellt er das gewillkürte Recht (*ius voluntarium*), das seinen Ursprung aus dem Willen nimmt und entweder ein menschliches oder ein göttliches ist. Von ersterem ist das Recht mit weiterer Geltung das Völkerrecht, „welches durch den Willen aller oder vieler Völker seine verbindliche Kraft erhalten hat. Ich habe gesagt vieler, weil außer dem Naturrecht kaum ein Recht zu finden ist, was Völkerrecht, d. h. allen Völkern gemeinsam, genannt werden könnte. Vielmehr ist oft in einem Theil der Erde etwas Völkerrecht, was es anderswo nicht ist“. Ganz dasselbe meint Grotius in seiner Einleitung, denn wenn er sagt (17), daß zwischen allen oder vielen Staaten durch Uebereinstimmung Rechte entstehen können und (26) von den ungeschriebenen Rechten spricht, welche die Uebereinstimmung der Völker auch für Feinde gelten läßt, so stellt er diesen die gegenüber, welche die Natur gebietet (*quae natura dicitur*).

¹⁾ So auch Cicero in dem Grotius unbekanntem *de republica*. „*Est quidem lex recta ratio, naturae congruens, diffusa in omnes, constans, sempiterna. Huic legi nec obrogari fas est, neque derogari ex hac aliquid licet. neque tota abrogari potest: nec vero aut per senatum aut per populum solvi hac lege possumus, neque est quaerendus explanator aut interpres eius alius: nec erit alia lex Romae, alia Athenis, alia nunc, alia posthac; sed et omnes gentes et omni tempore una lex et sempiterna et immutabilis continebit, unusque erit communis quasi magister et imperator omnium. deus; illo legis huius inventor, disceptator, lator*“. (XXII. 33.)

Diese ganze Theorie ist nun unhaltbar. Zunächst ist bei Grotius die Moral noch nicht klar vom Recht geschieden, er berührt den Unterschied wohl, führt ihn aber nicht begrifflich durch, wie denn auch seine Ausdrücke oft zweifelhaft sind. Ein natürliches Recht aber giebt es nicht, so wenig wie eine natürliche Religion oder Sprache, sondern nur eine natürliche Anlage dafür, die dann zu einer Verwirklichung führt, diese fällt aber sehr verschieden aus, weil es keine allgemeine Vernunft giebt, die allen dasselbe vorschriebe. Das Gebot der wahren Vernunft ist allemal nur das, was dem Einzelnen als solches erscheint. Die Unhaltbarkeit dieses Begriffs zeigt sich bei Grotius selbst, wenn er z. B. sagt (X. 4): „Der Wille des Menschen hat das Eigenthum, wie es jetzt besteht, eingeführt. Aber nachdem dies geschehen ist, sagt mir schon das Naturrecht, daß es Unrecht ist, etwas wider den Willen des Eigenthümers sich zuzueignen“. „Manche Bestimmungen des Naturrechts sind auch nicht unbedingt allgemein gültig, sondern durch besondere Zustände bedingt. So war der gemeinsame Gebrauch der Dinge natürlichen Rechtes, bevor das Eigenthum eingeführt war“. Es beginnt also gleichsam ein neues Naturrecht, wenn eine Institution, die an sich nicht zu demselben gehört, wie das Eigenthum, eingeführt ist und es ist dann auch naturrechtlich dieses Eigenthum zu achten. Der hier eingeführte Unterschied zwischen allgemeinem und bedingtem Naturrecht zerstört die ganze Grundlage, da für etwas, für welches Unveränderlichkeit in Anspruch genommen wird, örtliche und zeitliche Umstände nicht in Betracht kommen. Damit zerfließt thatsächlich der Begriff des Naturrechts, während für jene, angeblich erst aus dem Willen neuauftauchenden Institutionen, ebenso natürliche Grundlagen wie für das als ursprünglich angenommene Naturrecht bestehen.

Grotius mißverstehet nämlich auch die klassischen Juristen, auf die er sich häufig beruft. Gaius z. B. spricht gar nicht von einem allgemeinen Naturrecht, sondern er stellt dem nationalen Recht (*quod quisque populus sibi constituit*) dasjenige gegenüber, was aus den natürlichen Verhältnissen hervorgeht, die sich bei allen Völkern wiederfinden (*quod naturalis ratio inter omnes homines constituit*) wie die Verbindung von Mann und Frau, die Erzeugung und Erziehung der Kinder u. s. w., welche eine rechtliche Ordnung nothwendig machen, diese allgemeinen Rechtsnormen, den Theil des Privatrechts, den man bei allen Völkern fand, nennt er Völkerrecht (*quasi quo iure omnes gentes utuntur*), also in einem ganz andern Sinne, als in dem wir Völkerrecht gebrauchen. Denn Völker, Nationen (*gentes*) ist ein exclusiver Ausdruck, der den Gegensatz zu den Römern bezeichnet, wie bei den Juden die Heiden im Gegensatz zum auserwählten Volke stehen.

Wie wenig man sich auf ein sogenanntes Naturrecht stützen kann, erhellt schon daraus, daß Sätze, die, wenn es ein solches gäbe, als erste Grundlage desselben gelten müßten, erst sehr spät durchdrangen, während andere von viel geringerer Wichtigkeit von Anfang an beobachtet wurden. Ueberall, selbst bei uncivilisirten Völkern, finden wir, daß Gesandte als unverleßlich betrachtet

wurden, während die Sklaverei, welche das Grundrecht der Persönlichkeit verneint, in hochgebildeten Staaten als etwas Selbstverständliches behandelt wird.

Die Unterscheidung von natürlichem und positivem Völkerrecht, die selbst Mohl noch in seiner Encyclopädie der Staatswissenschaften beibehalten hat, ist deshalb nicht nur wertlos, sondern verwirrend. Treffend sagt in dieser Beziehung Vulmerincq: „So allgemein durch die Philosophie eingeführt, glaubte man dem Völkerrecht auch die allgemeinste Aufnahme zu sichern, übersah aber dabei, daß, je allgemeiner die Auffassung war, das Völkerrecht um so mehr von der ihm durch den besondern Zweck gebotenen Eigenthümlichkeit einbüßte, daß die Allgemeinheit kein in den Gegenstand tiefer eindringendes Verhältniß zur Wirkung hatte, sondern eine an der Oberfläche haftende Flachheit von Deductionen“. (Theorie, Praxis u. s. w. S. 174.) Nur wenn ein positives Völkerrecht zu erweisen ist, giebt es überhaupt eines.

Dieser Beweis ist ferner nicht in der Art möglich, wie dies Bergbohm ¹⁾ versucht, indem er behauptet, zur Natur des Rechts gehöre nicht mehr als der Rechtsatz, seine Realisirung sei nicht erforderlich, damit positives Recht bestehe. Allerdings muß man Rechtsatz und Folge unterscheiden, die römischen Juristen theilten die Gesetze ein in vollkommene und unvollkommene, (*perfectae et imperfectae*) weniger und mehr als vollkommene. Ein unvollkommenes Gesetz ist ein solches, das nur die Rechtsnorm ohne die Sanction erhält, auf dessen Uebertretung also weder Nichtigkeit noch Strafe folgt, ein vollkommenes ein solches, das die Sanction bloß der Nichtigkeit, ein weniger als vollkommenes das, welches die Sanction bloß der Strafe in sich trägt, ein mehr als vollkommenes dasjenige, das gegen die Uebertretung sowohl Nichtigkeit als Strafe verhängt. Ein unvollkommenes Gesetz wird nun zwar durch den Mangel einer Sanction nicht einfach nichtig, z. B. ist in der preussischen Verfassung gesagt Art. 61: die Minister können durch Beschluß einer Kammer wegen des Verbrechens der Verfassungsverletzung, der Bestechung und des Verrathes angeklagt werden. Die näheren Bestimmungen über die Fälle der Verantwortlichkeit, das Verfahren und über die Strafen werden einem besondern Gesetze vorbehalten. Dies Gesetz ist nun bis jetzt nicht erschienen. Die praktische Folge ist, daß keine Ministeranklage stattfinden kann, aber Niemand wird daraus den Schluß ziehen, daß die Minister nicht verantwortlich sind, denn die Verfassung verheißt ausdrücklich die Sanction und jedes unvollkommene Gesetz, wenn es einen wirklichen Rechtsatz ausdrückt, trägt den Trieb in sich, sich durch eine Sanction zu ergänzen, und so zu einem vollkommenen zu werden. Nur darf man nicht den Mangel der Sanction als etwas Unwesentliches bezeichnen und verkennen, daß ein Rechtsatz, der überhaupt keine Rechtsfolge seiner Verletzung zu erzeugen im Stande ist, ohnmächtig wird — Bergbohm behauptet ferner, da es keine Autorität über den Staaten gebe, so könne man auch nicht sagen, daß das Völkerrecht über denselben stehe, es

¹⁾ Staatsverträge und Gesetze als Quellen des Völkerrechts. Dorpat 1877.
Nord und Süd. XI, 22.

gelte zwischen ihnen. Damit ist, wie bereits Frider¹⁾ gezeigt hat, gar nichts gewonnen; entweder gelten die internationalen Normen nur durch die Anerkennung der Staaten, oder sie stehen mit objectiver Autorität über ihnen, obwohl sie selbst an der Herstellung der Normen mitarbeiten, wie im Staate die legislativen Factoren an einem Gesetze. Ist ein Recht über den Staaten unmöglich, dann ist auch das Bestreben, ein solches zwischen ihnen zu bilden, nur äußeres Recht der Einzelstaaten, welches sich auf ihren Verkehr untereinander bezieht, also kein Völkerrecht.

Endlich darf man, um jene Lücke der Sanction des Völkerrechts auszufüllen, nicht auf unhaltbare Projecte greifen, wie auf ein allgemeines Schiedsgericht oder gleichmäßig zu erfolgende Abrüstung, wie sie auf den sogenannten Friedenscongressen gefordert werden, aber nur auf Illusionen beruhen. ²⁾ Schiedsgerichte sind gewiß ein vortreffliches Mittel, Streitigkeiten zweier Staaten durch unparteiischen Spruch eines Dritten zu beseitigen, aber sie sind nur möglich, wenn die widerstreitenden Ansprüche juristisch formulirt werden können. Ein Schiedsgericht, das zwischen zwei unabhängigen Staaten entscheiden soll, muß stets durch einen Vertrag derselben eingesetzt werden, welcher die Competenz desselben und die zu entscheidenden Fragen feststellt; entstehen über diese Fragen Zweifel, so müssen sie durch die betreffenden Staaten beglichen werden, das Schiedsgericht kann nicht den Akt, welcher es selbst geschaffen hat, authentisch auslegen. Bei einer Ueberschreitung seiner Vollmacht kann jede Partei sich dem Spruch zu unterwerfen weigern und die Geschichte zeigt, daß dazu die Partei, gegen welche das Erkenntniß lautet, nur zu leicht geneigt ist. Das neueste Schiedsverfahren in größerem Styl bei der Alabamafrage beweist auch keineswegs, wie von den Friedensligas behauptet ist, daß dies Mittel geeignet sei, große internationale Streitfragen zu schlichten, der Spruch des Genfer Gerichts wurde nur möglich, weil England im Voraus entschlossen war, sich verurtheilen zu lassen und im Vertrage von Washington zugestanden hatte, daß ex post auf sein Verfahren Regeln angewandt werden sollten, welche seine Verurtheilung von vornherein nothwendig machten, es hätte zu gleichem, vielleicht besserem Ergebniß durch eine directe Verständigung mit den Vereinigten Staaten kommen können. Letztere aber haben den Spruch des Gerichtes nicht einmal correct ausgeführt, indem bis heute große Summen der Entschädigung noch nicht ausgezahlt sind, so daß entweder die letztere zu hoch bemessen war oder die Berechtigten nicht befriedigt sind. Immerhin war indeß der Streit, ob England durch gewisse Akte seine Neutralitätspflichten verletzt habe und welche Entschädigung dafür zu leisten sei, der Art, daß er eine juristische Entscheidung zuließ. Wer aber wird

¹⁾ Tüb. Zeitschr. f. Staatsw. Heft 2. Bd. 34.

²⁾ So z. B. E. Hanson, the prevention of war, a plan and a plea. London 1871. E. de Laveleye, des causes actuelles en Europe et de l'arbitrage. 1873. Beide wollen ein internationales Tribunal zur Entscheidung der Streitigkeiten.

glauben, daß, wenn große widerstreitende Interessen politischer Natur sich gegenüberstehen, die Staaten geneigt sein würden, sich einem Schiedsspruch zu unterwerfen? Man denke sich nur, daß man 1859 Oesterreich und Sardinien, 1861 die Vereinigten und die Conöderirten Staaten, 1866 Oesterreich und Preußen, 1870 Frankreich und Deutschland aufgefordert hätte, doch nicht zu den Waffen zu greifen, sondern einen unparteiischen Dritten entscheiden zu lassen! „Die Krisen in der Weltgeschichte“, sagt treffend Trendelenburg¹⁾, „entstehen durch so tiefliegende Conflictte, daß sie sich einem Schiedsspruch fremder Staaten kaum unterwerfen lassen, immer würden die Nationen meinen, daß Parteilichkeit und Eifersucht, Eigennuß und nicht Gerechtigkeit den Schiedsspruch eingegeben habe. Was über einen Conflict juristischer Natur hinausgeht, entzieht sich richterlicher Entscheidung. Wo das Rationale hineinspielt, ist alles so individuell, daß jede Nation der andern das Verständniß dafür abzusprechen geneigt ist“.

Im englischen Unterhaus ist es allerdings dem Friedensapostel Mr. Richard gelungen, in einem dünnbesetzten Hause mit 10 Stimmen Mehrheit (98 gegen 88) eine Adresse an die Königin durchzusetzen, worin dieselbe ersucht wird, ihren Staatssecretär für Auswärtige Angelegenheiten zu instruiren, künftige Streitigkeiten durch Schiedsgerichte entscheiden zu lassen, aber welcher Unbefangene kann glauben, daß sich das tausendjährige Reich allgemeiner Brüderlichkeit durch derartige Resolutionen einführen lasse? Wurde doch die richtige Antwort der Königin, sie werde nicht verfehlen nach diesem Rathe zu handeln, sobald sich passende Gelegenheit biete (d. h. der Beschluß sei zu den Akten zu legen), mit Gelächter aufgenommen. Sollte nun ein allgemeines Schiedsgericht eingesetzt werden, so würden zunächst seine Zusammensetzung, seine Competenz, die Frage, nach welchem Recht es entscheiden solle, die größten Schwierigkeiten bieten. Für das Verfahren hat das internationale Institut für Völkerrecht sich die Mühe gegeben, einen Entwurf auszuarbeiten zu lassen, der ja für Rechtslehrer und Politiker ein ähnliches Interesse haben mag, wie für Militärs der Plan eines Manövers. Indeß wird auch das beste Verfahren schwerlich das Schiedsgericht für Regierungen anziehend machen, so lange nicht die erwähnten viel schwierigeren Fragen gelöst sind. Wären sie es aber auch, so könnte von einem allgemeinen Schiedsgericht nur ein wirklicher Vortheil erwartet werden, wenn die Frage überhaupt beantwortet werden könnte, wie der Spruch gegen den Widerstrebenden vollstreckt werden soll? Daß dafür eine europäische Aukterklärung nichts helfe, die der Abbé St. Pierre²⁾ vorschlug, ergibt sich daraus, daß er selbst hinzusetzte, der Verlezer „solle mit allen Mitteln zum Gehorsam gezwungen werden“, Zwang aber gegen Staaten ist Krieg.

Nicht besser steht es mit den Abrüstungsprojecten der Friedensvereine, Sieht man auch ganz ab von radicalen Versammlungen, wie eine solche am

1) Lücken im Völkerrecht S. 20.

2) Mémoire pour rendre la paix perpétuelle en Europe. 1715.

26. Aug. v. J. in Paris abgehalten wurde, deren Mitglieder sich in Angriffen auf Fürsten, Aristokratismus, Merkantilismus und Parasitismus überboten, so kommen doch auch die wohlmeinenden Bestrebungen der Friedensfreunde nur auf Utopieen heraus, welche auf einer von der Wirklichkeit absehenden idealen Weltanschauung begründet sind, wie z. B. die Versammlung vom 26. Sept. in Paris beschloß, daß eine aus Vertretern aller Nationen bestehende Commission genaue Daten über alle Rüstungen aufnehmen und so die Abrüstung anbahnen solle. Die großen Heere der Neuzeit sind nicht aus Lust an Soldatenspielerei oder Willkür eines mächtigen Willens entstanden, sondern dadurch, daß mit dem Fortschreiten der Civilisation die zu schützenden Interessen in stetem Steigen begriffen sind; Kriege, zu denen die Kräfte erst nach und nach verwendet wurden, waren fast stets lang wie noch zu unserer Zeit der amerikanische Bürgerkrieg, während die Kriege, in denen sofort mächtige Heere einander gegenüberstanden, meist kurz waren. Schon die Vereinbarung über die Abrüstung wäre überaus schwierig, besonders wenn sie eine allgemeine sein sollte, die durch eine Conferenz festzustellen wäre. Aber nehme man an, man habe sich geeinigt und es komme dann zwischen zwei Staaten mit ihren entsprechend verkleinerten Armeen zum Kriege. „Ist es denkbar“, sagt Hauptmann von Reichenau mit Recht, ¹⁾ daß derjenige Staat, dessen Armee zuerst in Nachtheil geräth, diese niederwerfen läßt, ohne ihr diejenigen Hilfsmittel, welche er noch im eignen Lande besitzt, zuzuführen, so lange er nur irgend hoffen kann, hierdurch die Sachlage zu seinen Gunsten zu ändern? Hier hilft kein Verbot, keine Convention über eine gewisse, nicht zu überschreitende Heeresstärke, der Ertrinkende klammert sich eben ohne Wahl an alles, was ihm erreichbar ist, denn es kann ihm etwas Schlimmeres nicht zustoßen als sein Untergang“.

Selbst ein völkerrechtlicher Ausschuß, dessen gütliche Vermittelung die Staaten bei entstehenden Streitigkeiten nachzusuchen versprechen sollten, wie dies Trendelenburg vorschlägt, dürfte schwerlich von praktischem Nutzen sein.

Der Conflict der Staaten ist unvermeidlich, weil ihre Vielheit unaufhebbar ist und die verschiedenen Interessen derselben sich nicht immer friedlich ausgleichen lassen. Einen Weltstaat (*civitas gentium*) als Ziel der Entwicklung hinzustellen, ist nicht bloß, wie Bluntschli meint ²⁾ ein Ideal, hinter dem die Wirklichkeit nur zurückbleibe, sondern ein falsch gefaßtes Ziel. Die von ihm angeführte Analogie der christlichen Kirche beruht auf Verwechslung der eigenartigen Natur von Kirche und Staat; das Wesen der Kirche ist kosmopolitisch, ihre Bestimmung ist, die Menschheit in einer sittlich-religiösen Einheit zu umfassen, das Wesen des Staates ist national, er bedarf der Unterlage eines bestimmt abgegrenzten Gebietes, der Weltstaat hätte keine Grenzen. Zum Wesen des Staates gehört die Unabhängigkeit, diese setzt Andere vor-

¹⁾ Ewiger Frieden und Abrüstung. Berlin 1878.

²⁾ Allgem. Staatsrecht I. S. 63.

aus, von denen man nicht abhängt; deshalb ist nicht die Einheit, sondern eine gegliederte Gemeinschaft von Staaten, die ihre Beziehungen zu einander nach gewissen Normen regeln, das Ziel. Jeder Versuch eine sogenannte Universalmonarchie auch nur für ein beschränkteres Gebiet herzustellen, hat zu einer Tyrannei geführt, welche die Völker mit Aufgebot aller Kräfte abgeschüttelt haben. Die Besonderheit selbstständiger Staaten und ihr Aufeinanderwirken in einer rechtlichen Ordnung ist das Gesetz und die Bedingung ihrer Entwicklung, ein Weltstaat ist so unmöglich, wie eine Weltsprache. Si le genre humain, sagt Cauchy 1), tout entier pouvait constituer un seul Etat, si les mêmes lois pouvaient le régir, il n'y aurait pas de droit des gens“

V.

Wenn wir aber nicht falsche Stützen für den Beweis des Völkerrechts suchen dürfen, so müssen wir uns anderseits auf einen Standpunkt erheben, welcher nicht auf einer eng legislativen Auffassung des Rechts beharrt. Da tritt uns zunächst, was die Rechtsfolge betrifft, die Thatsache entgegen, daß es in früheren Zeiten mit der Sanction auch des Privat-, Straf- und öffentlichen Rechtes sehr mangelhaft bestellt war. Im Mittelalter war Selbsthilfe eine gewöhnliche Form der Rechtshilfe, man vertheidigte sein Hausrecht mit den Waffen, gegen den Mörder galt Blutrache, der Zweikampf war selbst gerichtliches Beweismittel. Scheiternde Schiffe waren mit Mannschaft und Gütern dem Strandrecht preisgegeben; der Rechtsstreit der Stände ward in öffentlicher Fehde ausgefochten. Nur allmählig trat hier die schirmende Hand des Staates an die Stelle der Selbsthilfe und Schutzlosigkeit. Wo aber die staatliche Rechtshilfe fehlt oder versagt, da besteht noch heute die Selbsthilfe zu Recht; in einem Lande, in welchem die Regierung nicht die Macht oder den Willen hat, den Bürger gegen Angriffe auf Person und Eigenthum zu schützen, nimmt dieser seine Vertheidigung selbst in die Hand; ich bin straflos, wenn ich den Mörder, der mich in einsamer Nacht, wo kein Schutz der Obrigkeit erreichbar ist, überfällt, erschlage, denn ich bin im Stande der Nothwehr, wenn keine andere Hilfe möglich ist.

Aber auch da, wo der Staat den Willen und die Macht hat das Recht wirksam zu schützen, sehen wir den Rechtsbruch oft straflos bleiben und das liegt in der Unvollkommenheit der menschlichen Verhältnisse überhaupt. Die besten Gesetze können niemals eine Herrschaft des Rechts aufrichten, die jedes Unrecht sicher ausschließt. Es wird immer Formen des mittelbaren Betrugs geben, die gesetzlich nicht zu fassen sind, Formen der Verleumdung, denen mit den Paragraphen des Strafgesetzbuches nicht beizukommen ist. Ferner irren sich die Richter in der Anwendung der Gesetze, aus der hohen Pflicht der Rechtsprechung könnten in der Praxis sehr tadelnswerthe und ungerechte Urtheile hervorgehen; Anwälte verfechten das Recht ihrer Clienten nicht

1) Le droit maritime international I p. 16.

immer wirksam, der Thatbestand einer widerrechtlichen Handlung kann nicht ausreichend klar festgestellt werden, um dieselbe mit ihren gesetzlichen Folgen zu treffen, ja selbst das constatirte Verbrechen wird nicht immer bestraft, oft bleibt der Urheber desselben unentdeckt oder entzieht sich der Gerechtigkeit durch die Flucht. Mit einem Wort, die Verwirklichung des Rechtes ist, wie Fhering treffend dargelegt hat, ein fortwährender Kampf um's Recht, grade wie ein solcher in vielen Theilen der Rechtsbildung geführt wird, nur durch fortgesetzte Arbeit der Staatsgewalt wie des Volkes kann sich die Herrschaft des Rechtes behaupten und vervollkommen, vollkommen wird sie nie werden.

Noch bedeutamer ist das Beispiel straflosen Unrechtes auf dem Gebiet, das sich am nächsten mit dem Völkerrecht berührt, dem Staatsrecht. Welch schwereres Verbrechen kann es geben, als den Hochverrath, der die Existenz des Staates selbst in Frage stellt und doch sehen wir oft genug, daß, während ein unglücklicher Versuch des Hochverraths hart gestraft wird, der erfolgreiche Hochverrath sich selbst auf den Thron setzt und Quelle neuer Gesetze wird. Das gilt für die Empörung der Massen, wie für die Palastrevolution und den Staatsstreich. Gewiß wirkt solcher strafloser Rechtsbruch auf öffentlichem Gebiet weit verhängnißvoller, als wenn derselbe vereinzelt im Privat- oder Strafrecht vorkommt, weil er alle Verhältnisse berührt und das Rechtsgefühl im Allgemeinen tief erschüttert, aber so wenig man aus solcher erfolgreichen Verletzung des Staatsrechtes folgern darf, daß dasselbe überhaupt vom Gutmüthen Derer abhinge, die sich möglicher Weise straflos darüber hinwegsetzen können, so wenig kann man das Völkerrecht deshalb läugnen, weil erfolgreiche Verletzungen desselben vorkommen, man vergißt dabei, daß die Beobachtung des internationalen Rechtes die Regel bildet, welche stark genug ist, den natürlichen nationalen Egoismus in Schranken zu halten, sei dies nun aus Achtung vor dem Rechte selbst, sei es aus Furcht vor den Folgen der Verletzung.

Wenn sodann angeführt wird, daß bei völkerrechtlichen Sätzen die im Voraus festgesetzte Rechtsfolge fehle, so ist dies einmal nicht allgemein richtig, es steht unzweifelhaft fest, daß jeder Staat Seeräuber als Feinde des öffentlichen Friedens ergreifen und richten darf, daß, wer Contrebande verschiffet, sich deren Wegnahme aussetzt, daß ein gefasster Spion, ein Offizier, der seine Parole gebrochen, mit dem Tode bestraft werden kann. Das Organ zur Verwirklichung des Rechtes, des Willens der Gesamtheit ist also da, es sind die Einzelstaaten, die im Dienst der Gesamtüberzeugung handeln, nicht etwa bloß in ihrem Privatinteresse. Muß anderseits zugegeben werden, daß für viele und gerade wichtige Normen des Völkerrechts die volle Sanction der *lex perfecta* fehlt, so lassen sie sich doch auf die Länge so wenig ungestraft verletzen, als das Recht innerhalb des Staates sich durch eine übermüthige Partei, Mißbrauch der Majoritäten, Revolution oder Staatsstreich dauernd vergewaltigen läßt. Man muß nur festhalten, daß das Recht zwar seinem Wejen nach als Schranke des Einzelwillens, nicht aber in jeder einzelnen

Form seiner Erscheinung ein Absolutes ist, sondern vielmehr ein Relatives, das sich mit seinen materiellen Voraussetzungen ändern muß. Ist das schon im Privatrecht der Fall, so daß z. B. der Eigenschaftsbegriff im römischen und deutschen Recht verschieden ist, daß dem Erbrecht eines Volkes das als unumstößlicher Satz gilt, was ein anderes ebenso entschieden verwirft, so ist dies noch mehr im öffentlichen Recht der Fall. Zu allen Zeiten haben Staaten unter Gesetzen geblüht, die wir heute als unerträglich betrachten würden, eine Staatsverfassung, die nicht mit den thatsächlich veränderten Verhältnissen des Volkes wächst, bricht bei einem Stoß zusammen, wie ein morscher Baum vor dem Sturm. So ging es mit der alten abgestorbenen deutschen Reichsverfassung, die, als sie verschwand, von niemand anders vermist wurde, als von dem alten Pütter, dem plötzlich der Gegenstand seiner Vorlesungen abhanden gekommen war; so war es auch 1866 mit der 1850 hergestellten Bundesverfassung.

In noch höherem Maße gilt dies für das Völkerrecht, nach seinen Normen werden, oft Verhältnisse auf lange hinaus geregelt, z. B. durch Staatsverträge, die nicht auf bestimmte Frist geschlossen sind; werden solche öfter gebrochen als privatrechtliche, so liegt das mit darin, daß letztere sich viel rascher abwickeln, in internationalen Verhältnissen aber Ereignisse oft derartige factische Veränderungen bewirken, daß der formell zu Recht bestehende Vertrag zu einer unerträglichen Fessel wird. Formell hatten Oesterreich und die italienischen Fürsten 1820 das Recht zu verabreden, daß die letzteren in ihren Staaten keine andere Verfassung einführen würden, als die, welche im lombardisch-venetianischen Königreich bestehe, aber diese Bestimmung unterband die ganze nationale Entwicklung Italiens und daher mußte die Abschüttelung des Hemmnisses früher oder später mit Nothwendigkeit eintreten. Man sollte sich deshalb gewiß bei internationalen Abmachungen ebenso hüten, von Ewigkeit zu sprechen, als es vermeiden, bei Regelung höchst irdischer Angelegenheiten den Namen der Dreieinigkeit oder Gottes des Allmächtigen anzurufen, ewig und unveränderlich ist nichts in dieser Welt und das „*au nom de la très sainte et indivisible Trinité,*“ was bis vor kurzem als Eingang wichtiger Verträge üblich war, hat nicht gehindert, daß die größten materiellen Ungerechtigkeiten durch dieselben gutgeheißen wurden.

Ebenso aber zeigt die Geschichte, daß eine beharrliche Verletzung dessen, was zu einer gegebenen Epoche wirklich internationales Rechtsbewußtsein war, nie auf die Dauer ungestraft geblieben ist. Das Wort Schillers „die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ ist zwar nur theilweise wahr, weil erfahrungsmäßig nicht jedes Unrecht im Völkerleben auf Erden seine Strafe findet. Aber gewiß vollzieht sie sich in bei weitem den meisten Fällen an Einzelnen wie an Staaten. Die Eroberer des Alterthums und der Neuzeit, welche mit dem Wohl der Völker spielten, um ihrem Ehrgeiz zu fröhnen, haben doch schließlich ihren Meister und ihre Strafe gefunden. Ludwig XIV., Napoleon I. haben das Völkerrecht ihrer Zeit mißachten können, aber haben traurig ge-

endet; führte Napoleon III. der Staatsstreich vom 2. December schließlich doch nach Sedan, so starb sein Oheim, dessen Ketten das ganze Festland getragen hatte, auf St. Helena. Nicht minder rächt sich das Unrecht der Nationen. Kann ihnen der Natur der Sache nach auch nicht im technischen Sinne wie dem Einzelnen eine Strafe zuerkannt werden, so ist doch die Folge, welche ihr Unrecht trifft, im Verlust von Land und Leuten, Zerstörung von Hilfsquellen, Zahlung von Contributionen, Minderung des Ansehens und der politischen Machtstellung, wahrlich nicht minder fühlbar, als für den Einzelnen die Freiheitsstrafe. Es gilt auch hier das Sprüchwort: „Gottes Mühlen mahlen langsam, aber trefflich klein“. Man muß nur im Völkerleben auf längere Perioden zurückblicken. Rante erwiderte im Herbst 1870 auf die Frage von Thiers: A qui donc faites-vous la guerre, puisque l'empire n'est plus? — A Louis quatorze.

Was sodann den Krieg betrifft, so ist zuzugeben, daß diese Art der internationalen Selbsthilfe eine sehr rohe ist, nicht weil sie Gewalt anwendet, denn diese findet auch im Staat gegen den Verbrecher statt, sondern weil die Zufügung des Uebels nicht von vornherein begrenzt ist wie die Strafe, weil dasselbe zunächst oft solche, die bei dem Unrecht oder Streit gar nicht betheiligt sind, weit mehr trifft, als die, welche den Krieg verursacht, weil auch der Theil, der den ungerechten Angriff zurückweist, leidet und endlich, weil selbst ein gerechter Krieg dem Gegner oft viel größern Schaden zufügt, als das begangene Unrecht rechtfertigt. Wenn nichts desto weniger derselbe unvermeidlich bleibt, so ist der Grund folgender. Das Privatrecht beginnt schon mit der Autorität des Familienhauptes, die ersten Anfänge des öffentlichen Rechtes sind da, wenn an die Spitze des Stammes ein Fürst tritt, der allein oder mit Zuziehung der Vornehmsten und Weisesten Befehle giebt, denen sich alle zu unterwerfen haben. Ein Theil des Rechtes im Staate entwickelt sich ruhig der Sprache gleich aus der Sitte und den Verhältnissen des Verkehrs; um andere Institutionen und grade um solche, welche große Interessen umfassen, wird ein lebhafter Kampf geführt, die Aufhebung der Sklaverei und Eigenhörigkeit, die Gleichberechtigung der Stände, die Freiheit des religiösen Bekenntnisses, die Beseitigung des Zinsverbotes, die Freizügigkeit u. s. w. sind im harten Kampfe durchgesetzt. „Nicht selten, sagt Thering (l. c. S. 15) bezeichnen Ströme von Blut, überall aber zertretene Rechte den Weg, den das Recht dabei zurückgelegt hat“. Wie viel schwerer muß sich zwischen unabhängigen Völkern ein Recht bilden; der äußere Wille, der es auferlegen könnte, fehlt, es kann nur aus einer langen Reihe von Begegnungen hervorgehen, die zuerst feindlich sein mußten, ehe man zu Vergleichen und Ausgleichen kommt, aus denen internationale Regeln hervorgehen können. Zwei wilde Stämme, die sich in der Wüste treffen, kennen gegeneinander nur das Recht des Stärksten, war dies in den Anfängen alles Völkerlebens so, so konnte man nur langsam dazu gelangen, die Rechte der Staaten im Frieden festzusetzen, noch später gelang es, gewisse

Grenzen abzustechen, die auch dem Kriegsrecht heilig sein sollen; weil die bedeutendsten Staaten des Alterthums als einigendes Princip eben nur ihre eigne Herrschaft über andre Völker kannten ¹⁾, hatten sie kein wahres Völkerrecht. Zeigt auch das Verfahren des römischen Collegiums der *Senatus* eine Instruction des internationalen Processes und damit das Bewußtsein, daß der Krieg erst eintreten solle, wenn die friedlichen Mittel erschöpft, so war dies doch nur eine Form, die nicht hinderte, daß der Krieg materiell höchst ungerecht sein konnte. Verträge mit andern Völkern als Gleichberechtigten finden wir nur, so lange Rom noch zu schwach ist, andern Völkern das Gesetz zu geben. Erst das Christenthum hebt principiell den Gegensatz der antiken Welt von herrschenden und dienenden Völkern auf und stellt das Bewußtsein der Einheit des Menschengeschlechtes her; und doch wie lange dauerte es, ehe sich selbst unter christlichen Staaten ein Rechtsbewußtsein über das, was in den Beziehungen zu einander erlaubt war, bildete: war doch z. B. dem ganzen Mittelalter der Begriff der Neutralität ebenso fremd wie dem Alterthum, man kannte nur Feinde und Freunde. Und kann dies Wunder nehmen, wenn man sieht, wie schwer es ward, der Selbsthilfe im Staate Schranken zu ziehen, wie selbst die Kirche sich begnügen mußte, den Anflug der Privatfehde nur zu mindern, indem sie dieselbe auf gewisse Tage beschränkte und gewisse Kategorien an Personen und Sachen als befriedete hinstellte. Man vergleiche mit jenem Zustande der permanenten innern und äußern Fehde unsere Zeit, wo doch die Staaten nur bei großen Fragen zu den Waffen greifen, um das durchzusetzen, was sie als ihr Recht behaupten. Daher bei jedem Ausbruch des Krieges die Bemühung jedes Theiles, die Welt zu überzeugen, daß er im Recht, der Gegner im Unrecht sei, daher das Streben des Siegers, seiner thatächlichen Ueberlegenheit auch die rechtliche Sanction durch Zustimmung des Besiegten und der übrigen Mächte zu schaffen. Auch der Stärkste, sagt Rousseau, fühlt sich nicht stark genug ohne das Recht. Allerdings dient die gewaltsame Form, in der die Staaten durch Krieg das verfolgen, was sie als ihr Recht behaupten, dem Recht wie dem Unrecht, je nachdem sie gebraucht wird. Der Erfolg entscheidet vorläufig, nicht endgiltig über die Berechtigung des Anspruchs, wie im Privatstreit der Zweikampf. Aber die Möglichkeit des ungerechten Krieges ist nicht auszuschließen, wenn die Möglichkeit des gerechten bleiben soll und diese ist, wie die Dinge einmal liegen, die letzte Instanz des Rechtsschutzes in internationalen Verhältnissen. Der Staat darf das Recht nicht zu Gunsten des Unrechtes preisgeben, ohne durch höhere Interessen oder Nothwendigkeit dazu gezwungen zu sein, das gilt für den Verlust einer Provinz wie für das gekränkte Recht

¹⁾ Man sehe z. B. Dig. 751 XLIX., 15. De capt. et postl. wo Proculus behauptet, ein Volk höre nicht auf frei zu sein, wenn vertragsmäßig festgestellt „ut is populus alterius populi maiestatem comiter conservaret“ „Rome n'était pas, à proprement parler, une monarchie ni une république, mais la tête du corps formé par tous les peuples du monde“. (Montesquieu *Grandeur et décadence des Romains*. ch. 6.)

des geringsten Bürgers. Er kann nicht die Moral üben, Verleidigungen zu vergeben wie der Einzelne, denn dieser hat, falls seine Verfühnlichkeit den Verlezer immer frecher macht, die Möglichkeit, jeden Augenblick bei dem Richter Schutz zu finden. Ein Staat hat solchen Anhalt nicht, er darf sich keiner Schwäche in der Wahrung seiner Rechte schuldig machen, in seinem Recht vertheidigt er das Recht. Ja, seine Vertheidigungspflicht beschränkt sich nicht auf sein Recht, er soll nicht dem Unrecht, das Andern angethan wird, ruhig zusehen, sondern demselben nach dem Maße seiner Kräfte entgegen-treten, denn der Erfolg des Unrechtes gefährdet das Recht überhaupt. Nichts ist deshalb oberflächlicher, als collective Garantien deshalb zu bekämpfen, weil sie die Garantien in Krieg verwickeln können, eben daß der Verlezer den Widerstand der Garantien fürchten muß, hindert die Verletzung, das hat sich an der Neutralität Belgiens und der Schweiz bewährt. Und wie oft hat eine Collectivintervention oder nur die Furcht davor Vergewaltigungen Schwacher verhindert. Ein egoistisches Sichzurückziehen großer Staaten von solchen Pflichten der internationalen Gemeinschaft würde die nothwendige Folge haben, die Kleinen der Willkür ihrer großen Nachbarn auszusetzen¹⁾. Wirksam aber wird der Schutz nur durch den Krieg als ultima ratio. Im gerechten Krieg finden wir wie in der unparteiischen Rechtsprechung die Wage und das Schwert vereint, im ungerechten fehlt die Wage so gut wie bei dem feilen und servilen Richter, die Fälschung des Rechts durch die Creaturen der Stuarts schlug dem Rechtsbewußtsein des englischen Volkes ebenso tiefe Wunden, wie im internationalen Leben ein verwerflicher Krieg es thut. Ist es auch unvermeidlich, daß selbst in dem gerechtesten, volksthümlichsten Kriege die Elemente roher Gewalt sich geltend machen und zwar um so mehr, je erbitterter und länger der Kampf ist, — richten daher die Uebertreibungen sich selbst, mit denen Hegel, Treitschke und Laffon den Krieg als solchen schlecht hin feiern²⁾ so sind die wohlthätigen Folgen eines gerechten

1) Laffon behauptet freilich, kleine Staaten sollten gar nicht vorhanden sein, denn sie seien eine Gefährdung des Friedens, der Zankapfel der Mächtigen, der natürliche Anlaß und Schauplatz der Kriege, durch ihre bloße Existenz gedrängt, mit rafflofen Intriguen die Großen, die ihnen schaden könnten, uneinig zu halten. (S. 109.) Eine ärgere Verfehrung des Sachverhalts kann es nicht geben, wann haben Belgien, Holland, die Schweiz die Uneinigkeit zwischen ihren Nachbarn geschürt? Diese kleinen Staaten haben vielmehr die Conflcte großer Staaten verhindert, würden sie von diesen ver-schlungen, so würden zwischen denselben die Reibungen häufiger werden und daraus neue Kriege entstehen.

2) Hegel feiert förmlich den Krieg als solchen, weil in demselben der Einzelne sich am vollständigsten dem Staate hingiebt. Treitschke sagt an ihn anknüpfend (Histor.-polit. Auff. III. S. 535): „Die Hoffnung den Krieg aus der Welt zu vertilgen, ist nicht nur sinnlos, sondern tief unsittlich“ und behauptet, nur zwei Staatsmänner hätten die höchste Staffel des Ruhms erstiegen, ohne selbst das Schwert zu führen, Cavour und Bismarck und auch sie seien geistige Führer siegreicher Heere, — als ob Chatham, Pitt, Stein und Pecl nicht gelebt.

Krieges doch nicht zu unterschätzen. Treffend sagt Trundeinburg¹⁾: „Wenn der Friede gewünscht ist, aber der Krieg unvermeidlich wird, so hat dieser eine sittliche Bedeutung ohne Gleichen. Man kann auf ihn die alten Worte des Livius anwenden: *iustum bellum quibus necessarium, et pia arma, quibus nulla nisi in armis relinquitur spes.* In gutem Gewissen unternommen, wird ein solcher Krieg, selbst bei ungewissem Ausgang, ein Erreger der nationalen Kraft, ein Pfleger der Vaterlandsliebe, ein Erneuerer des im Laufe der Zeit alt und morsch Gewordenen. Es gilt dem nothwendigen Uebel Gutes abzugewinnen und aus der Noth der Menschheit eine Tugend zu machen. Dies geschieht wirklich, wenn die Schule für den Krieg eine allgemeine Schule der Tapferkeit und des Gehorsams, der strengen und prompten Pflichterfüllung wird. Hätte der Völkerbund einen trägen Frieden zur Folge, in welchem die Manneskraft und der Mannesmutb des Staates für das Recht einzutreten, erlahmte, so wäre es besser, die Kriege, die den Mann stählen und erproben, ungeachtet ihrer Schrecken, gewähren zu lassen. So entsteht für die Staaten eine doppelte nur scheinbar entgegengesetzte Pflicht, auf der einen Seite, die, im Streit der Völker um das Recht alle solche Mittel bis zum letzten hin zu versuchen, welche dem Recht, dem graden Gegensatz der physischen Gewalt, zur Schlichtung oder Entscheidung gemäß sind, auf der andern die Pflicht, für die kriegsbereite Tapferkeit der Nation zu sorgen, ohne welche es keinen dauernden Frieden giebt“. Die Vorbereitung auf den Krieg, wie eventuell der Krieg selbst hindern das Verkommen in materiellen Interessen, die Verkücherung der Lebenskräfte eines Volkes, Staaten die nicht mehr wagen Krieg zu führen, wie Venedig und die Niederlande vor der Revolution, sind dem Untergang bereits verfallen. Der Krieg verbindet oft mehr als der Handel, die Waffenbrüderschaft von 1870/71 hat das deutsche Volk wirksam geeint. Selbst da, wo der Krieg zum Aeußersten führt, zur dauernden Vernichtung eines Staats (*debellatio*) fällt nur die unlebendfäbig gewordene Organisation des Volkes, es selbst bleibt als Theil des Staatswesens bestehen, in welches es aufgeht. Endlich aber tritt auch im Kriege selbst nicht Rechtlosigkeit ein, sondern das Kriegsrecht an die Stelle des Friedensrechtes. Es trifft allerdings die Sache nicht, wenn Bluntschli sagt: (Völkerrecht § 511): „In der Regel ist der Krieg ein Rechtsstreit zwischen Staaten als Kriegsparteien über öffentliches Recht“. Das einzige, was der Krieg mit einem Rechtsproceß gemein hat, ist, daß er zur Entscheidung eines Streites führen soll. Ein Rechtsstreit kann den Anlaß zum Krieg geben, der Krieg selbst ist immer physischer Kampf, zu welchem, wie v. Hartmann sagt, „Staaten oder Parteien im Staat übergehen, um gewaltsam einen Gegensatz zu beseitigen, in den entweder ihre realen Interessen, oder ihre idealen Ueberzeugungen und Ansprüche, oder endlich beide gleichzeitig mit einander gerathen waren, und für den sie auf dem

1) Lücken des Völkerrechts. S. 23.

Boden des Rechts und des Vertrags den Ausgleich nicht hatten finden können. Des Krieges eigenthümliche Gestaltung erwächst der Gegnerschaft zweier Kämpfenden, welche in continuirlicher Wechselwirkung auf einander Gewalt mit Gewalt zu begegnen bestrebt sind. Das Endziel des Krieges wird erreicht sein, wenn der Wille des Einen der beiden Gegner gebrochen ist, oder sich anderweitig zum Nachgeben bewogen findet“. (Militär. Nothwendigkeit und Humanität S. 20.) Aber dieser Kampf verläuft in gewissen Schranken und zwar sind diese nicht bloß, wie Hartmann meint, durch Brauch und Sitte gezogen, sondern durch das Recht. Man wird ihm freilich beistimmen, daß an die Barbareien der Kämpfe im Orient, Centralasien und Indien nicht derselbe Maßstab zu legen ist wie an die civilisirten Völker. Thiers sagte vom letzten russisch-türkischen Krieg voraus: „ce sera la guerre de deux barbares“ und doppelt schwer trifft die Verantwortlichkeit den, der solche Elemente entfesselt, drängen die Verhältnisse dazu, so stehen wir dem gegenüber, wie verderblichen Naturereignissen, Pest und Ueberschwemmung, gegen die man sich schützt, wie man kann. Auch bei gesitteteren Völkern zeigen sich oft grauenhafte Erscheinungen, wo die Erbitterung nach langer Unterdrückung sich Luft macht, wo scharfe Gegensätze in Nationalität und Religion einander gegenüberstehen, oder wo die Bestie im Menschen entfesselt ist, wie bei der Commune. Aber wie unter civilisirten Völkern, für den Kriegsfall selbst, stets die Rechtsfrage aufgeworfen wird, so hört für sie im Krieg nicht die Herrschaft des Rechtes einfach auf, um der regellosen Gewalt Platz zu machen. Eine Reihe von Verträgen sind ausdrücklich für den Kriegsfall geschlossen, sowohl collective wie die Pariser Declaration, die Genfer Convention u. s. w., als auch solche zwischen den Contrahenten und nummehrigen Kriegführenden, ausdrücklich wird in solchen erklärt, wenn unglücklicher Weise ein Krieg zwischen beiden ausbrechen sollte, so solle solgendes gelten &c. Aber auch hiervon abgesehen, werden durch den Krieg nur solche Verträge annullirt, die nothwendiger Weise den Friedenszustand zwischen den Contrahenten voraussetzen, wie Allianz- und Verkehrsverträge, andere, wie z. B. Grenzverträge sind nur suspendirt und treten, wenn der Friedensschluß sie nicht ausdrücklich ändert, ipso iure wieder in Kraft. Endlich aber giebt es auch für die Kriegsführung ein Kriegrecht. Woher sonst der gerechte Unwille, mit dem der Bruch der Parole, die Verrätherei, die Verletzung der Genfer und Petersburger Convention den übrigen Staaten denuncirt wird, während man die Tapferkeit des Widerstandes einer Besatzung durch ehrenvolle Capitulation anerkennt? Doch nicht, weil der Gegner einen bloßen Brauch verletzt hat, sondern weil die Rechtsüberzeugung der civilisirten Welt gekränkt ist. Und warum gilt nicht mehr das barbarische *courir sus aller* Unterthanen des einen gegen die des anderen, warum gesteht der Kriegsgegner wie der Neutrale nur Staaten oder doch staatllich organisirten Mächten die Rechte eines Kriegführenden zu? weil eben nur solche im Stande sind, sich für den Kampf Verbindlichkeiten, also Beschränkungen im Gebrauch der

Gewalt aufzuerlegen, sich dauernd oder für bestimmte Vorkommnisse an Bedingungen zu binden. Diese Beschränkungen mögen von der Doctrin zu weit getrieben sein, welche die Forderungen der militärischen Nothwendigkeit vom grünen Tisch aus nicht richtig beurtheilt hat, aber sie bestehen, sie haben rechtlichen Charakter und rächen sich empfindlich an dem Uebertreter.

VI.

Was den fernern Einwand gegen die positiv rechtliche Natur des Völkerrechts betrifft, daß es kein Gesetzbuch giebt, nach dessen Paragraphen die internationalen Beziehungen und Streitigkeiten zu beurtheilen seien, wie die der Privaten nach dem Code oder preussischen Landrecht, so muß man sich allerdings auch hier vor falschen Stützen hüten und nicht als allgemein giltige völkerrechtliche Normen Verträge und Gesetze einzelner Staaten anführen. Verträge schaffen kein allgemein geltendes internationales Recht, sondern nur Rechtsverhältnisse unter den Contrahenten, binden also nur diese, und Gesetze der Staaten gelten nur für die, die sie erlassen, selbst wenn sie in mehreren Staaten gleich lauten. Man muß vielmehr anerkennen, daß das Völkerrecht allein auf dem Rechtsgrund ruht, der vor allen geschriebenen Gesetzen bestand und aus dem diese sich stets wieder ergänzen müssen, dem Gewohnheitsrecht, dessen Macht die unmittelbare Befriedigung eines rechtlichen Bedürfnisses ist. Was im Verkehr der Einzelnen und der Gesamtheit aus verschiedenen Gründen geübt wird, ist der Stoff für das sich bildende Recht, welches zu der herkömmlichen, thatsächlichen Regel, der *inveterata consuetudo* die bindende Verpflichtung fügt. Weil das Volk sich bewußt wird, daß die Befolgung jener Regel nur Ausdruck des innern Wesens eines Lebensverhältnisses, also nothwendig ist, wird die Regel Rechtsüberzeugung der Gesamtheit, diese äußert sich in übereinstimmendem Handeln, schließt aber alles Zufällige aus, weil jeder Uebungsakt nur Geltendmachung der Ueberzeugung ist und deshalb auch den widerstrebenden Einzelwillen sich unterwirft, so daß die That sich nach der Ueberzeugung richten muß.

Ein solches gemeines Gewohnheitsrecht besteht für das Verhalten der civilisirten Staaten zu einander, es umfaßt diejenigen Normen, welche die Staaten für ihre Beziehungen, nicht etwa bloß als gegenseitige Zugeständnisse oder herkömmlichen Gebrauch, sondern als förmlich bindendes Recht anerkennen, auch ohne daß sie sich durch keinen besondern Akt dazu verpflichtet hätten. Eben deshalb ist es unrichtig, wenn Laffon die Regeln des Völkerrechts nur als Klugheitsregeln auffaßt. Zugegeben, daß dieselben in vielen Fällen nur deshalb beobachtet werden, weil der betreffende Staat ihre Beobachtung gegen sich selbst durch andre sichern will und weiß, daß ihre Verleugnung ihn von der Theilnahme am Staatenverkehr ausschließen würde, so ist damit so wenig gegen den rechtlichen Charakter jener Regeln etwas bewiesen, als es den des Strafrechts berührt, wenn jemand nur aus Furcht vor Gefängniß nicht stiehlt.

Denn jene Furcht vor dem Ausschluß aus der Gemeinschaft civilisirter Staaten beruht darauf, daß die Rechtsüberzeugung derselben gegen den Verlezer energisch genug reagiren werde, um jenen Ausschluß herbeizuführen. Der Unterschied vom Gewohnheitsrecht im Staate ist nur der, daß dort die Individuen, im Völkerrecht die Staaten selbst die rechtsbildenden Factoren sind, weil eben nur unabhängige Staaten im internationalen Leben als Rechtssubjecte erscheinen. Das Ergebniß dieser Rechtsbildung aber steht in beiden Fällen gleichmäßig über den Factoren, im Staate über den Individuen, im Völkerrecht über den Staaten¹⁾. Wenn Fricker dagegen einwendet: „Sofern nun aber über den Staaten eine Autorität irgend einer Art schlechterdings nicht construirt werden könnte, würde auch das Gewohnheitsrecht nicht zu wirklicher Realität gelangen; es würde prätdiren, Autorität über den Staat zu haben, ohne doch getragen zu sein von einer realen Autorität über den Staaten“ (Züb. Ztschr. Bd. 34. S. 391), so scheint er uns diesen Einwurf bereits selbst in seiner frühern Abhandlung über dasselbe Thema widerlegt zu haben, indem er sagt: „Wenn man das Recht aus der Autorität entspringen läßt, so stellt man die Autorität außerhalb des Rechts und entbehrt so das Recht jener tieferen Begründung, in welcher auch die Berechtigung der Autorität mit enthalten sein muß, dann ist es seinem Wesen nach nicht zu unterscheiden von der bloßen Thatsache, der Gewalt“ (Züb. Ztschr. Bd. 28 S. 92). Bestände ein solches gemeines Gewohnheitsrecht im internationalen Leben nicht, wie wäre es zu erklären, daß die Staaten sich fortwährend darauf berufen, sei es um Ansprüche, sei es um Beschwerden zu begründen? So erklärten am 15. Nov. 1818 in Aachen die Vertreter der fünf Großmächte deren unwandelbaren Entschluß: „de ne jamais s'écarter, ni entre eux ni dans leurs relations avec d'autres états de l'observation la plus stricte des principes du droit des gens, principes qui dans leur application peuvent seuls garantir efficacement l'indépendance de chaque gouvernement et la stabilité de l'association générale“. So heißt es im Art. 7 des Pariser Vertrags vom 30. März 1856, die Pforte sei zugelassen „à participer aux avantages du droit public et du concert européen“. Die Reform des Kriegsrechts vom 16. April wird vom Pariser Congresse damit begründet, daß, da es wünschenswerth sei, gewisse Streitfragen desselben zu beseitigen und eine „doctrine uniforme sur un point aussi important“ herbeizuführen, die Mächte beabsichtigten „à introduire dans les rapports internationaux des principes fixes à cet égard“ und die übrigen Staaten aufzufordern, dem beizutreten. Wie kann man etwas reformiren, was nicht besteht? Die Londoner Conferenz zur Regelung der Pontus-Frage beginnt damit, daß sämtliche Bevollmächtigte am 17. Januar 1871 ein Protokoll unterzeichnen, wo-

¹⁾ Auch Savigny anerkennt, daß unter verschiedenen Völkern eine ähnliche Gemeinschaft des Rechtsbewußtseins entstehen könne, wie sie in einem Volke das positive Recht erzeugt. (System I. S. 33.)

durch sie anerkennen „que c'est un principe essentiel du droit des gens, qu'aucune Puissance ne peut se délier des engagements d'un traité, ni en modifier les stipulations, qu'à la suite de l'assentiment des Parties Contractantes“. In dem Depeschenwechsel von Lord Derby und Fürst Gortschakoff über den Entwurf der Brüsseler Conferenz zur Feststellung des Kriegesrechts berufen sich beide auf die anerkannten Grundsätze des Völkerrechts in dieser Hinsicht, der Unterschied ist nur, daß Lord Derby behauptet, dieselben seien schon genügend formulirt, während der russische Kanzler der Ansicht ist, daß sie der nöthigen Präcision und Klarheit ermangeln und deshalb der Entwurf „*essaye de suppléer dans la mesure du possible, à ces incertitudes, à ces lacunes et à ces contradictions*“ (Dép. du 5 Févr. 1875). Was die Anschuldigungen über Verletzungen des Völkerrechts betrifft, so sind sie so zahlreich, daß man kaum Beispiele dafür anzuführen braucht, wir erinnern nur an die Circulare des Grafen Bismarck, welche den Bruch der Parole französischer Officiere, die Grausamkeiten der Turcos, das Feuern auf Parlamentäre u. s. w. hervorhoben.

Der negative aber ebenso wirksame Beweis dafür, daß ein Völkerrecht bestehe, liegt darin, daß kein Staat einen anerkannten Satz desselben durch seine Gesetzgebung aufheben kann. Nach Völkerrecht steht es jeder Regierung frei Gesandte anzunehmen oder zu verweigern, nimmt sie dieselben aber an, so muß sie auch ihre völkerrechtlichen Privilegien respectiren, einerlei ob diese in den nationalen Gesetzen ausdrücklich anerkannt sind oder nicht, sie kann also nicht etwa durch solche sich das Recht beilegen, eventuell auch Gesandte zu verhaften oder zu bestrafen. Es steht ferner fest, daß Staatsverträge nicht wie Privatverträge durch die Unterzeichnung der Mandatare perfect werden, sondern erst durch die Ratification der Staatsoberhäupter, kein Staat kann von dem andern verlangen, daß derselbe von diesem Erforderniß absehe. Das Völkerrecht ist von vornherein ein Theil des geltenden Rechtes jedes Staates, wie Sir W. Scott sagte: „the law of nations is part of the common law of England“, ja es steht über dem nationalen Recht, wenn dieses hinter den Verpflichtungen des Völkerrechtes zurückbleibt. Das hat sich in dem Streit Englands und der Vereinigten Staaten über die Ausrüstung südstaatlicher Kreuzer in den Häfen des ersteren gezeigt. Lord Russell erwiderte auf die Beschwerden des amerikanischen Gesandten, daß das englische Gesetz nicht ausreichend sei, jene Ausrüstung in allen Fällen zu hindern, obwohl er selbst den conföderirten Agenten gegenüber das Verfahren, auf britischem Gebiet Schiffe zum Kriege gegen einen mit England befreundeten Staat zu bauen, als „vollständig widerrechtlich und offenbar beleidigend für die britische Krone“ bezeichnete. Der amerikanische Gesandte erwiderte, die Unzulänglichkeit der englischen Gesetze sei keine Entschuldigung, da es völkerrechtlich feststehe, daß es mit der Neutralität unvereinbar sei, den Bau von Kriegsschiffen für einen der Kriegführenden zu dulden, daß er darin Recht hatte, zeigte der Bericht der englischen Commission über die Revision

der Neutralitätsgesetze, welche 1867 erklärte, daß erst die Annahme der vorgeschlagenen Verbesserungen das nationale Recht „in Einklang mit Gw. Majestät internationalen Verpflichtungen“ bringen würden. Obwohl also jener Einklang früher nicht bestand, bestand doch die Verpflichtung, und demgemäß mußte England für die Verletzung derselben Genugthuung geben. Umgekehrt kann, wenn die nationalen Gesetze über die völkerrechtlichen Verpflichtungen hinausgehen, kein auswärtiger Staat aus der Verletzung der ersteren ein Klagerrecht herleiten, so lange die letzteren erfüllt werden. So hatten z. B. 1854 die Regierungen des Zollvereins die Pferde- und Waffendurchfuhr verboten, die englische Regierung beschwerte sich darüber, daß dennoch belgische Waffentransporte durch Deutschland nach Rußland gingen, der Minister von Manteuffel lehnte es ab, auf diese Klage überhaupt einzugehen, da kein neutraler Staat völkerrechtlich verpflichtet sei, die Waffendurchfuhr zu verbieten, also auch wenn das nationale Gesetz wirklich verletzt wäre, der Kriegführende sich nicht beschweren könne. In beiden Fällen ist also anerkannt, daß die völkerrechtlichen Verpflichtungen unabhängig von den innern Gesetzen sind.

Wenn eine Befugniß, sich von diesen Verpflichtungen loszusagen, doch behauptet ist, so ist das mit einem Schein von Berechtigung nur möglich gewesen, indem man bestrittene Punkte gewählt hat, die eben deshalb noch nicht zum anerkannten Völkerrecht gehören. Ist es aber nicht gerade ein glänzender Beweis für die siegreiche Kraft der internationalen Rechtsbildung, daß trotz der so vielfach sich widersprechenden Interessen der Nationen, trotz verschiedener Religionen, Sitten und Regierungsformen, es möglich geworden, ein System des Völkerrechts zu geben, welches sich in dem Maße immer mehr vervollständigt und ausbildet, als die Streitfragen desselben beschränkt werden?

Was sodann die nationalen Gesetze und die Verträge der Staaten untereinander betrifft, so sind sie zwar, wie erwähnt, nicht unmittelbare Quellen des Völkerrechts, wohl aber bilden sie wichtige Beweise für die internationale Rechtsüberzeugung und Formen, in welchen derselben ein erhöhter Ausdruck gegeben wird. Was die Gesetze anlangt, die dem internationalen Gewohnheitsrecht für einzelne Staaten eine besondere Sanction verleihen, so ist es zwar unbestreitbar, daß auf dem Gebiet des Völkerrechtes nicht derselbe Gegensatz zwischen dem gewillkürten Recht (*iubeo*) und dem unbewußt sich bildenden Gewohnheitsrecht besteht, wie im Staate, daß die Gesetze, welche völkerrechtliche Fragen regeln, in dieser Form nur für die Unterthanen dieses Staates bindend sind, nur unter der Sanction seiner Gerichtshöfe stehen. Aber die Thatsache, daß ein großer Theil der völkerrechtlichen Normen auch ausdrücklich und gleichlautend in die Gesetze aller civilisirten Staaten aufgenommen ist, daß diese Normen daher von allen Gerichtshöfen anerkannt werden, giebt ihnen trotz ihrer formell nur particularrechtlichen Giltigkeit verstärkte Bedeutung. Auch setzen Institutionen wie die Prisenengerichtshöfe,

obwohl von dem betreffenden Staate allein errichtet, daß Völkerrecht stets voraus, weil der Gegenstand ihrer Thätigkeit internationaler Art ist und sie nach Völkerrecht erkennen.

Selbst da, wo keine förmlichen Gesetze vorliegen, sondern nur Erklärungen, Manifeste, Protocolle, Noten, parlamentarische Beschlüsse u. s. w., können solche Actenstücke, wenn die bedeutendsten Staaten in den darin ausgedrückten Ansichten übereinstimmen, als Ausdruck der allgemeinen Rechtsüberzeugung angesehen werden. Sie bilden ebenso wie richterliche Entscheidungen eine Schranke gegen den rücksichtslosen Egoismus, mit dem an sich jede Regierung geneigt ist, ihren Vortheil zu verfolgen, sie wird sich scheuen, mit dem, was ihre Organe selbst als Recht anerkannt haben, in offenen Widerspruch zu treten. Eine noch höhere Bedeutung in dieser Richtung haben Ausprüche gemischter Commissionen und Schiedsgerichte, durch welche internationale Streitigkeiten entschieden werden, weil ihre Zusammensetzung die nationale Beschränktheit bricht, vorausgesetzt freilich, daß wirkliche Entscheidungen völkerrechtlicher Art und nicht bloß politische Compromisse vorliegen.

Die internationalen Verträge beruhen auf demselben Grunde, wie das internationale Gewohnheitsrecht überhaupt, der Thatsache der Gemeinschaft und des Verkehrs der Völker einerseits, andererseits der Thatsache, daß der einzelne Staat solche Interessen, die über sein Herrschaftsgebiet hinaus und in das eines anderen Staates hineinreichen, nur mit Einverständnis desselben befriedigen kann.

Der größere Theil solcher Verträge bezieht sich auf bestimmte Rechtsgeschäfte unter den Staaten, sie begründen subjective Berechtigungen der Staaten, oder heben solche auf und sind nur mittelbar als Beweis des Völkerrechts anzusehen. Wenn ein Staat dem andern ein Gebiet abtritt oder eine Servitut bestellt, so ist daraus nur im Allgemeinen zu folgern, daß eine solche Erwerbung ohne Zustimmung des andern Contrahenten nicht möglich ist und aus der Vergleichung vieler gleichartiger Verträge lassen sich gewisse allgemeine Regeln ableiten, die bei solchen internationalen Rechtsgeschäften beobachtet werden. Sie kommen also nur insofern in Betracht, als sich aus dem betreffenden Vertrag mittelbar völkerrechtliche Sätze beweisen lassen.

Andere Verträge aber enthalten ausdrückliche internationale Regeln, Anerkennung von völkerrechtlichen Grundsätzen, welche die Staaten als Normen ihrer Handlungen für die Zukunft vereinbaren, z. B. Conventionen über Auslieferung von Verbrechern, Schutz des geistigen Eigenthums, Rechte der Consuln, Vereinbarungen auf Kriegsjall. Hier sind die Staaten nicht nur Rechtssubjecte, sondern auch rechtsbildende Factoren, können sie auf diese Weise auch nicht allgemeines Recht, sondern nur internationale Rechtsverhältnisse zwischen den Contrahenten schaffen, nach der Regel *contractus ius facit inter partes*, so sind diese Verträge doch als solche wichtig genug, denn in dem Maße als dieselben übereinstimmen, können sie als Ausdruck allgemeiner

Rechtsüberzeugung angesehen werden. Noch mehr ist dies der Fall bei Collectivverträgen, namentlich wenn solche fast alle civilisirten Staaten umfassen, wie z. B. die Vereinbarung des Wiener Congresses über den Rang diplomatischer Agenten, die Pariser Seerechtsdeclaration, die Genfer Convention, die Petersburger gegen den Gebrauch explosiver Kleingefchosse. Kann man auch die Beobachtung derselben durch Staaten, welche sie als Neuerung betrachteten und deshalb den Beitritt ablehnten, nicht verlangen, so hindert eine einzelne Ausnahme doch nicht, daß sie als der Consensus der civilisirten Staaten über den betreffenden Punkt anzusehen sind, die ad hoc eine Rechtsgemeinschaft bilden. Die Form kommt dabei wenig in Betracht, die Pariser Declaration von 1856 war nicht in den herkömmlichen Formen eines internationalen Vertrags vollzogen und es ist mehrfach im englischen Parlament behauptet, daß England deshalb nicht an sie gebunden sei. Wenn aber die Tories, welche sie so lebhaft bekämpften, an die Regierung kamen, so haben sie die Lossagung von den Grundsätzen jenes Actes stets abgelehnt, denn die Uebereinstimmung der contrahirenden Theile, auf die es allein ankommt, war unzweifelhaft festgestellt. War damals die Opposition der Ansicht, daß die englischen Bevollmächtigten durch ihre Zustimmung die Interessen Englands geschädigt oder ihre Vollmachten überschritten hätten, so hätte sie durchsetzen müssen, daß England sofort von der Declaration zurücktrat. Gerade die Haltung Englands zu dieser Frage ist der beste Beweis gegen Lassons Behauptung, daß jeder Staat von jedem Vertrag ohne weiteres zurücktreten könnte, sobald er es in seinem Interesse halte.

Und je mehr die internationalen Beziehungen sich ausbilden, desto mehr muß das Bedürfniß wachsen, den rechtlichen Normen möglichst präcisen Ausdruck zu geben, wie dies am besten in vertragsmäßiger Form geschieht. Bei den Fortschritten, die in dieser Beziehung in neuester Zeit gemacht sind, erscheint es keineswegs sanguinisch zu hoffen, daß allmählich durch Vertrag der Staaten die wichtigsten Grundsätze des Völkerrechts festgestellt werden, welche sich dazu eignen. Ein hoffnungsvoller Versuch in dieser Richtung wurde durch die Brüsseler Conferenz über die Rechte und Pflichten der kriegführenden Parteien gemacht und wenn er durch Englands Widerstand vorläufig gescheitert ist, so lag das daran, daß der Entwurf in manchen Punkten über das Ziel hinauschoß und nicht ausführbare Bestimmungen aufnahm, an welche England sich anklammerte, um seinen Widerstand zu rechtfertigen¹⁾, auch war die Sache nicht genügend vorbereitet. Man darf aber sicher annehmen, daß dieser Versuch mit besserem Erfolg wieder aufgenommen werden wird, daß andere Fortschritte, wie die Freiheit des Privateigenthums zur See durchgesetzt

1) Die englischen Vertreter in der Versammlung des völkerrechtlichen Instituts im Haag im Herbst 1875 Montague Bernard und Sir Travers Twiss haben deshalb auch nur Vorbehalte hinsichtlich der Fassung gewisser Artikel des Entwurfs gemacht, welche, wie der letztere anerkannte, leicht verbessert werden können und beide zögerten nicht den Entwurf als einen großen Fortschritt zu bezeichnen.

werden, daß der Gedanke des internationalen Privatrechts, welches Verhältnisse, für welche die Staatsgrenze etwas Zufälliges ist, gleichmäßig regeln will, sich mehr und mehr Bahn breche. Allerdings kann das nur durch Verträge über specielle Materien geschehen, nicht durch eine allgemeine Codification, die auf dem Gebiete des Völkerrechts schon deshalb unmöglich ist, weil manche Theile desselben, obwohl durchaus feststehend, so unlösbar mit dem Staatsrecht und der Politik verwachsen sind, daß allgemeine vertragsmäßige Vorschriften als ein Eingriff in die Selbständigkeit der Staaten angesehen werden würden, wie z. B. keine Regierung sich vorschreiben lassen wird, unter welchen Voraussetzungen sie einen neuen Staat oder eine neue Dynastie anerkennen darf. Ueber andre Fragen besteht noch so viel Streit, daß es vor der Hand aussichtslos wäre, sie durch Vertrag zu regeln, selbst wenn es durch die Gunst einer politischen Constellation gelänge, die widerstrebenden Staaten zu einer Anerkennung der Grundsätze zu nöthigen, welche die mächtigsten Staaten vertreten, so würde eine solche erzwungene Zustimmung nicht mehr Werth haben, als im Staate eine Verfassung, welche eine augenblicklich siegreiche Majorität der Minorität aufdrängte. Eben deshalb wird man auf die Privatbestrebungen für allgemeine internationale Codification, wie sie ein Verein von Friedensfreunden verfolgt, ebenso wenig Werth legen können, wie auf die Propaganda für allgemeine Schiedsgerichte. Der Gedanke, der diese Codificationsversuche beherrscht, ist nicht der, das bestehende Recht zu präcisiren, sondern dasselbe zu reformiren, das kann aber nicht von Einzelnen oder von Vereinen geschehen, indem sie ihre Wünsche in Artikel bringen, die Bedeutung solcher Versuche kann höchstens sein, für Verträge Winke zu geben. Dies geschieht aber weit wirksamer durch klare wissenschaftliche und praktische Ausführungen, als durch Beschlüsse von Versammlungen, und auf keinem Gebiete des Rechtes haben ausgezeichnete Schriftsteller und Richter mehr gethan das bestehende Recht darzulegen, begrifflich schärfer festzustellen, unhaltbare Präntensionen zu widerlegen, Lücken durch Anwendung allgemeiner Rechtsgrundsätze zu ergänzen, als auf dem des Völkerrechts; auf keinem wird die auctoritas prudentium mehr angerufen, weil eben die Männer der Wissenschaft der Regel nach über Rechtsfragen unparteiischer urtheilen und sie schärfer formuliren als die Politiker, welche bestimmte nationale Interessen vertreten und Diplomaten, welche an ihre Instruktionen gebunden sind. Wenn in solchen Fällen die bedeutendsten Autoritäten übereinstimmen, so wird die Präsumtion für die Richtigkeit ihrer Ansichten sehr stark sein, „da nicht leicht“, wie R. v. Mohl sagt, „in einem andern Gebiete des menschlichen Wissens und Handelns Lehre und äußere Thatfache sich gegenseitig so sehr durchdringen und geschichtlich bestimmen, wie eben im Völkerrechte“. (Gesch. und Literatur der Staatswissensch. I. S. 339).

Müssen wir also anerkennen, daß das Völkerrecht noch nicht in dem Grade ein positives Recht ist, wie das Privat- oder Staatsrecht des Einzelstaates, so dürfen wir auch betonen, daß seine Unvollkommenheiten und

Lücken in seiner Natur, seiner verhältnißmäßigen Jugend und seiner hohen Aufgabe liegen, und daß trotz dieser Mängel das Völkerrecht zwar noch ein in der Ausbildung begriffenes, aber doch ein wirkliches Recht ist. Wir werden den ewigen Frieden so wenig herbeiführen als wir den Sturm beschwören oder die Krankheit aufheben können und werden wohl thun, von allen Projecten der Friedenscongreffe möglichst wenig zu erwarten, nannte doch auch Kant selbst seinen Entwurf zum ewigen Frieden den Chiliasmus der Philosophie. Aber wie wir lernen, uns gegen die Unbilden der Elemente und gegen Krankheit immer besser zu schützen, so werden wir mit der steigenden Entwicklung der Beziehungen der civilisirten Staaten, den rechtlichen Charakter der internationalen Normen und die Wirksamkeit ihrer Sanction durch rasche und entschiedene Reaction gegen das Unrecht immer mehr ausbilden, die Zahl der Kriege mindern, die Uebel derselben mildern. Daß dies nur langsam und mit Kampf geschehen kann, ist gewiß, aber der Kampf um das internationale Recht ist zugleich die treibende Kraft zu seiner Ausbildung. Von diesem Standpunkte kann man auch keinen Widerspruch finden zwischen Völkerrecht und Politik, denn eine wahrhaft sittliche Politik kann nichts thun und billigen, was die gemeinsame Rechtsüberzeugung aller Staaten verwirft und das Völkerrecht seinerseits muß achten, was für den Bestand und das Gedeihen jedes Staates nothwendig ist.





Nur ein Schneider.

Bilder aus der deutschen Kleinstaaterci.

Von

Karl Braun-Wiesbaden.

— Berlin. —

IX. Die bergischen Zeiten.

Mitten in dies gemüthliche, vergnügte und selbstzufriedene Branische Stillleben hinein plakte eine schreckliche Bombe. Wir wurden, ohne daß man uns darum fragte, eines schönen Morgens Unterthanen Seiner neugebackenen königlichen Hoheit des Großherzogs Joachim von Berg, oder wenn man es kürzer ausdrücken will: Wir wurden Franzosen zweiter Klasse. Und das ging so zu:

Napoleon hatte sich durch die Verträge von 1805 und 1806 die Herzogthümer Cleve und Berg, welche zwischen verschiedenen deutschen Fürsten im Streit lagen, abtreten und dieselben durch einen Brigade-General, den Adjutanten Murats, occupiren lassen. Er hatte sich vorbehalten, über die beiden Herzogthümer zu Gunsten eines Fürsten seiner Wahl, — richtiger hätte er gesagt: seiner Mache — zu disponiren. Der ebenfalls von Napoleons Gnaden neugebackene „König“ Max Joseph von Bayern wies am 15. März 1806 seine bisherigen, natürlich „vielgeliebten“ Unterthanen an, den Befehlen Seiner Majestät des Kaisers Napoleon zu gehorchen und tröstete sie mit der Versicherung, daß er, Max Joseph, ihnen auch fernerhin „mit seiner ganzen königlichen Huld und Gnade in anderen Wegen jederzeit beigethan“ bleiben wolle. Was er sich unter diesen „anderen Wegen“ gedacht, hat er selbst nicht gesagt, auch ist es niemals irgendwie bemerkbar oder ruckbar geworden. Als man in dem preussischen Theil die Adler abnahm, entdeckte

man darunter die alten Farben des letzten Herzogs von Cleve und die Franzosen nahmen mit Genugthuung wahr, daß diese Farben „genau diejenigen des französischen Kaiserreichs waren“, nämlich blau-weiß-roth.

Unter demselben Datum, 15. März, schrieb Napoleon an Murat, den Gemann seiner Schwester Karoline:

„Sie werden sich in allen Ihren Acten Joachim, Prinz und Großadmiral von Frankreich, Herzog von Cleve und von Berg nennen und niemals wieder sich des Namens Murat bedienen“.

So wurde man damals seines Familien-Namens verlustig.

Das Wappen für den neuen deutschen Reichsfürsten, fügte Napoleon in einer Nachschrift bei, werde er von seinen Pariser Heraldikern noch machen lassen und ehestens nachschicken.

In dem Manifest vom 23. März 1806 hieß es, der Kaiser der Franzosen übertrage die ihm mit allen Gerechtigkeiten, Titeln und Prärogativen in ihrer vollen Souveränität abgetretenen beiden Länder „seinem vielgeliebten Schwager, dem Prinzen Joachim (der „Murat“ war also auf ewig verbannt!), damit er sie in der Eigenschaft eines Herzogs von Cleve und von Berg in ihrem ganzen Umfange mit voller Souveränität besitze und auf seine legitime Nachkommenschaft, nach der Ordnung der Primogenitur, vererbe, sei solche nicht vorhanden, so sollten die Herzogthümer auf die Nachkommen des Kaisers, in Ermangelung deren auf die seines Bruders Joseph und wenn es auch daran fehle, auf die seines Bruders Louis übergehen, aber nie mit der kaiserlichen Krone vereinigt werden. Die also „beglückten“ Unterthanen wurden dann noch sehr nachdrücklich ermahnt, sie sollten sich die ihnen durch alles das erwiesene kaiserliche Gnade nunmehr auch durch Treue und Gehorsam verdienen.

Murat war also deutscher Reichsfürst geworden und ließ sich in seiner Hauptstadt Düsseldorf huldigen. Sein erster Regierungsact war, daß er dem altersschwachen deutschen Reichstag den Gehorsam weigerte, unter Berufung darauf, daß ihm Napoleon die „volle Souveränität“ übertragen habe.

Seine königliche Hoheit Joachim I. war jedoch mit diesen zwei kleinen Brocken durchaus nicht zufrieden. Noch weniger war es seine Frau, die ebenso schöne, als tolle, ehrgeizige und leidenschaftliche Karoline Buonaparte. Sie soll voll Wuth geschrien haben: „Was soll uns dieser kleine deutsche Bettel? Ich fühle mich dadurch förmlich erniedrigt. Wir wollen mindestens König werden“.

Sie lief ihrem Schwager und noch mehr dessen Staatsmännern die Thür ein: „Wenigstens eine Million Unterthanen müssen wir haben!“ Talleyrand, um ihr gefällig zu sein, schnitt denn auch aus deutschen Landen ein solches „Königreich“ zu, das er Westphalen nannte, und Napoleon machte später auch wirklich ein solches, allein er gab es nicht dem Schwager Joachim, sondern dem Bruder Hieronymus. Dann jagte das Ehepaar Murat der spanischen Krone nach, um auch hier zu Gunsten des Bruders Louis

übergangen zu werden, auch das Königreich Portugal, wonach es strebte, entging ihm. Endlich erhielt es die Krone von Neapel. Um diese zu retten, verrieth Murat später Napoleon, allein er erntete nicht die Früchte seines Verrathes, sondern wurde bei einem abenteuerlichen Handstreich an der calabrischen Küste von den Bourbons gefangen und auf deren Befehl im Speisesaale des Schlosses Pizzo standrechtlich erschossen. Ich habe ihn öfters gesehen. Er war ein bildschöner Mann und pußte sich prachtvoll, halb wie ein General und halb wie ein Kunstreiter. Die Leute, die ihn kannten, versicherten, er sei sehr gutmüthig, und habe das ernstliche Bestreben, gut zu regieren. Freilich verstand er von den Regierungsgeschäften nicht das Geringste, auch war er nur selten im Lande, sondern auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen und auf der Jagd nach Königs-Kronen abwesend, auch hatte er im Grunde genommen nur wenig zu sagen; denn der allmächtige Kaiser pflegte über Murats Kopf hinweg Alles direct und persönlich zu ordnen.

Am 19. Juli 1806 wurde in Paris der Rheinbund aufgerichtet; die dazu vereinigten Länder, auch Cleve-Berg, wurden von dem „heiligen römischen Reiche deutscher Nation“ getrennt, welches Reich übrigens kurz darauf überhaupt ein unrühmliches Ende fand. Und nun wurde dem Schwager Murat und seiner nach möglichst viel Unterthanen lechzenden Gemahlin ein „Großherzogthum“ zurecht geschnitten, das sich von der Ems und der Ruhr den Rhein entlang bis zur Sieg und der Lahn erstreckte und auch die oranien-nassauischen Grafschaften Siegen, Dillenburg, Diez und Hadamar und alle dazwischen liegenden Landesherrschaften und Reichsritterschafts-Territorien umfaßte.

Der alte Fürst von Nassau-Siegen war der einzige, der vorübergehend einen Gedanken an Widerstand hegte, allein der General Deurnonville machte, wie mir ein Augenzeuge erzählte, kurzen Proceß mit ihm. Er legte ihm den Abtretungs- und den Tausch-Vertrag vor und sagte ihm ohne alle Umschweife:

— „Mein Prinz, Sie wissen, daß der Kaiser Ihr Fürstenthum Siegen nöthig hat —“

Der Prinz schüttelte sein ehrwürdiges Haupt zum Ausdruck einer höchst energischen Verneinung.

— „Nun, fuhr der General fort „vielleicht wissen Sie es auch nicht. Daran ist aber gar nichts gelegen. Ich bin dazu da und sage Ihnen, der Kaiser bedarf es. Ich sage Ihnen ferner: Der Kaiser bietet Ihnen zum Tausche ein anderes Fürstenthum an, einträglicher, mit mehr Geld und mit mehr Unterthanen, im Innern von Deutschland gelegen. Hier haben Sie den Tauschvertrag, — fix und fertig — bis auf's Unterschreiben. Sie sagen mir, daß Sie Ihre guten Gründe haben, dies Arrangement zurückzuweisen. Eh bien, mein Prinz, ich glaube Ihnen Alles, was Sie sagen, aber ich habe bessere Gründe. Ich sage Ihnen: Sacré nom de Dieu, Sie sind nicht der Stärkere! Nein?“

Und der unglückliche Reichsfürst unterzeichnete schweigend. Der Erbstatthalter lehnte mit Entrüstung den ihm angebotenen Eintritt in den Rheinbund ab. In Folge dessen wurde er seiner deutschen Besitzungen beraubt, zu welchen außer Pilsenburg noch Fulda und der Johannisberg gehörte. Den letzteren wollte sich der Herzog von Nassau höchst vetterchaftlich und freundschaftlich annectiren. Allein Napoleon jagte ihm dies berühmte Weingut wieder ab und schenkte es dem Marschall Kellermann. Später, 1813, wurde es auch diesem wieder abgejagt, und Kaiser Franz von Oesterreich that, als wenn es ihm gehörte, und schenkte es seinem Staatskanzler Metternich. So wechselten damals das Glück und die Güter.

Gleichzeitig mit dem Abschluß des Rheinbundes und der Aufrichtung des Großherzogthums Berg wurden denn auch das Reichs-Kreis-Contingent und die Reichs-Kreis-Rassa aufgelöst. Die letztere schloß ab mit einem Gutshaben des Rassenführers im Betrage von fünfundvierzig Gulden siebenundzwanzig Kreuzern. Das Reichs-Contingent aber bestand aus einem Unteroffizier, einem Gefreiten und acht „Gemeinen“; und es wird von ihnen in dem Protocolle versichert, daß dieselben „theils wegen Alterthums, theils wegen sonstiger Gebrechen nur noch sehr wenig Dienste zu leisten im Stande gewesen“.

Ein solcher Kriegsschatz und ein solches Heer reichten dann natürlich nicht aus, um sich den Befehlen Napoleons mit Erfolg widersetzen zu können. Von einer Volksabstimmung war gar keine Rede. Als Murat dem Kaiser schrieb, in einigen westphälischen Bezirken zeige sich die Bevölkerung schwierig, antwortete der Kaiser:

„Ich finde es lächerlich, daß Sie mir die Meinung der westphälischen Bevölkerung entgegenhalten! Was kommt auf die Meinung von solchen Bauern an in politischen Fragen?“

Und in dem Abkommen vom 21. Januar 1808, geschlossen in Paris zwischen Nonpère, dem Minister Napoleons, und dem deutschen Grafen Westerholt, dem Stallmeister Murats, durch welches Abkommen die Grenzen des Großherzogthums definitiv festgestellt wurden, heißt es: der Kaiser nehme diese Ergänzung und Abrundung des großherzoglichen Gebiets an, in erster Linie, um der Prinzessin Karoline einen angenehmen und vortheilhaften Dienst zu erweisen, und in zweiter „um damit die Verdienste des Großherzogs von Berg anzuerkennen“. Heute lachen wir über diese sonderbare Sorte von „gekrönter Demokratie“. Aber damals fand man das Alles recht lieb und gemüthlich, und namentlich unser eingeborener westphälischer Adel klatschte seinen Beifall. Er war sehr klerikal gesinnt und huldigte dem Grundsatz: „Lieber französisch, als preussisch!“

Murat erschien selten in seinem Lande, wie ich bereits sagte. Das einzige Band, welches ihn mit demselben verknüpfte, war die fette Civilliste, welche er stets mit Sorgfalt erhob, mochte er sich befinden, wo er auch wollte. Als ihm die Krone von Neapel und Sicilien zu Theil ward, womit

Frau Karoline das Ziel ihrer Wünsche erreichte, nämlich sechs Millionen Unterthanen, — gebirte er am 15. Juli 1808 mit Vergnügen sein Großherzogthum an den Kaiser zurück, ließ sich jedoch noch schnell die Civilliste bis zum 1. August pränumerando auszahlen. Auch erließ er daneben ein recht schöne Abschiedspröclamation an seine „ihm von der göttlichen Vorsehung anvertraut“ gewesenen Unterthanen, welche von Paris datirt ist, und schließt mit den beweglichen Worten:

„Ihr waret Unfre Kinder, und Unfre väterlichen Gefinnungen gegen Euch werden niemals erlöschén“.

Er mag sich dabei ungefähr ebensoviel gedacht haben, wie der König Max Joseph von Baiern, als er den nämlichen Unterthanen, welche so sehr durch Abwechslung ergötzt wurden, beim Abschiednehmen versicherte, er werde ihnen auch ferner mit seiner ganzen königlichen Huld und Gnade in anderen Wegen jeder Zeit beigethan bleiben.

Nun war wieder Napoleon eine Zeit lang selbst der Großherzog von Berg; am 3. März 1809 aber übertrug er diese Würde dem Prinzen Napoleon Ludwig, dem ältern Sohn seines vielgeliebten Bruders Louis („König von Holland“), jedoch mit dem Vorbehalt, daß er, Napoleon selbst, bis auf Weiteres die Regierung fortführe und das Land an ihn zurückfalle, wenn der Beliehene ohne successionsfähige Descendenz sterbe. Das Großherzogthum hatte damals 306 Quadratmeilen und ungefähr eine Million Einwohner. Alle diese Wechsel hatten keine andere Folgen, als daß immer wieder von Neuem politische Eide geschworen werden mußten. Zuletzt vereinfachte man sich aber die Sache. Im April 1809 ließ man nur eine Deputation von drei Mann nach Paris kommen, welche in den Tuilerien dem kleinen Großherzog huldigten. Das Kindlein konnte noch nicht gehen und wurde auf dem Schoße gehalten, während es angeblich damit beschäftigt war, die Eide entgegen zu nehmen. Ein Mitglied der Deputation, ein wißiger Kopf, pflegte den Hergang sehr nett zu erzählen und mit den Worten zu schließen:

„Kurz, wir kamen uns vor, wie die drei Könige aus dem Morgenlande, wie sie in Bethlehem ihre Huldigungen darbrachten. An Dachsen und Eseln fehlte es auch nicht“.

Bei diesen Worten dachte ich unwillkürlich an meinen Titel: „Der Anbinder“, — anfangs mit Schrecken, und dann mit der freudigen Genugthuung, daß hier kein Mensch Etwas davon wußte, und die Leute mich nicht „den Anbinder“ sondern den „Franzosen-Schmidt“ nannten. Denn es war zwischenzeitig ein Schmidt aus dem Schmidthen geworden. Wie das ging, muß ich Ihnen erzählen, nachdem ich Ihnen bisher die Entstehung des Großherzogthums Berg, welche ich Schritt vor Schritt mit erlebt und worüber Sie in den Büchern wenig oder gar nichts geschrieben finden, auseinandergelegt habe. Ich kann Ihnen jedes meiner Worte urkundlich belegen mit den Schriften und Druckfachen, die sich hier in dieser Mappe befinden.

Zu der Grafschaft Hochenburg war ich zuerst Gänse- und dann Ziegenhirte; in dem Fürstenthum Pilleburg Schneidergeselle; in dem Großherzogthum Berg war es mir vorbehalten, zum „Staatsmann“ zu avanciren. Und zwar ging das so zu:

Das Großherzogthum war in vier Departements, das der Ems, das der Ruhr, das der Sieg und das des Rheins, eingetheilt; Düsseldorf war die Residenz und die Hauptstadt, sowohl des Ganzen, als auch des Rheindepartements. Das sonst so bescheidene Pilleburg — bis dahin ein so entlegener Winkel der Erde, daß er nur alle vierzehn Tage einmal durch einen Postreiter mit der übrigen Welt in Verbindung trat, — wurde plötzlich die stolze Hauptstadt des großen Sieg-Departements, welches über zweihunderttausend Einwohner umfaßte und sich von dem Herzen Westphalens und von der Sieg bis an die Lahn in das Land der Franken und Chatten erstreckte. Während die übrigen Präfecturen mit Sprossen des eingeborenen Adels besetzt wurden, — denn die Herren von Pfeil, von Kylmann, von Fuchsfuß, die Grafen von Kesselrode, von Westerholt u. s. w. drängten sich mit unziemlichem Eifer in die fremdländischen Dienste — erhielten wir in Pilleburg einen Bürgerlichen, Namens Schmiß, zu unserem Präfecten. Er war der Beste von Allen. Das wahre Muster eines Beamten; stramm und selbstbewußt nach oben; gerecht, fest und freundlich nach unten; streng und unnachsichtig gegen sich und Andere im Dienste und liebenswürdig außerhalb desselben; im Dienste ein strenger Offizier, außer Dienst ein guter Kamerad; wachsam im Interesse des Landes von Morgens früh bis spät in die Nacht; unermülich und beinahe allgegenwärtig, wenn nicht mit seiner Person, dann doch mit seiner Controle; stets bereit, den Unterdrückten zu helfen und die bisher so übermüthigen privilegierten Kasten in ihre natürliche Schranken zurückzuweisen. Viele haßten und verabscheuten ihn, denn er war ihnen höchst unbequem für ihre bisherige süße Gewohnheit des Daseins und Faulenzens. Noch Mehrere liebten ihn, denn er hatte ihnen geholfen und gegen tief eingewurzelte, verrottete Mißbräuche Wandel geschaffen. Alle achteten ihn, denn er war, obgleich nur bürgerlich, ein wahrer Ritter ohne Furcht und ohne Tadel.

Oh, ich sage Ihnen, das war ein Unterschied gegen die alten oranischen Perrückenstücke, welche ihre Besoldungen und Emolumente, ihre Sporteln und ihre mehr oder weniger rechtmäßigen Nebeneinkünfte einstrichen, dafür wenig oder gar nichts arbeiteten, Gott einen guten Mann sein und den Prinzen-Erbstatthalter leben ließen, indem sie ihn von Zeit zu Zeit anbettelten für sich und ihre Sippschaft bis zum siebenten Gliede. Bei der Besitzergreifung waren alle diese seltsamen Großwürdenträger und sonstigen Beamten in ihren Ehren-Ämtern und ihrem Dienstehonorem bestätigt worden, und nur Wenige davon hatten, was ihnen freigestellt blieb, nach der alten oranischen Gesetzgebung, welche diesen zahllosen Heeren von Beamten und deren Angehörigen gegenüber eine wahrhaft unerhörte Freigebigkeit zeigte, ihren Abschied, mit

voller Pension genommen. Diejenigen nun, welche, wenngleich mit innerem Widerstreben, im Dienste geblieben waren, sollten plötzlich arbeiten, was sie an sich nicht gewohnt waren, sie sollten sich in neue Gesetze, in neue Einrichtungen und in eine neue Geschäftssprache einarbeiten, sie sollten rasch und präcis arbeiten, denn es handelte sich um eine außerordentlich schwierige Aufgabe. Ein Land von dreihundert Quadratmeilen, mit einer Million Einwohner, bis dahin zersplittert in eine Anzahl kleiner Gebiete und Gebietsbruchstücke, in welchen zum Theil ein wahrhaft unglaublicher Grad von Wirrwarr, Verrottung und Verkommenheit herrschte, sollte zu einem einheitlichen Ganzen zusammengefaßt, in politischer, wirthschaftlicher, bürgerlicher und socialer Beziehung organisirt, befreit und unificirt; es sollte eine Unmasse faulender Rieberschläge des sinkenden Mittelalters, eine Menge Schutt von halb und ganz verfallenden und zerfallenen Organisationen und Corporationen mit eisernem Wesen weggesetzt, und etwas Besseres und Dauerhafteres, den modernen Bedürfnissen Entsprechendes und Genügendes auf diesem frisch gesäuberten Bauplatz aufgeführt, — kurz, es sollte an die Stelle des Altfränkischen das Neufränkische gesetzt werden. Wahrlich, eine solche Aufgabe hätte man diesen alten Zöpfen und Perrücken-Stöcken gar nicht zumuthen sollen. Sie waren ihr nicht gewachsen. Das sahen sie denn auch ein. Sie nahmen noch nachträglich, Einer nach dem Andern, den Abschied, natürlich mit Pension. Keiner wurde an seinen Rechten verkürzt, alle dem Staat obliegende Verpflichtungen, mochte ihr Ursprung noch so komisch sein, wurden getreulich erfüllt. Nicht aber die persönlichen Verheißungen des Prinzen. Ebenso hörte von nun an der Goldregen der Gratificationen, Remunerationen, Gnadengelder, Leibrenten, Unterstützungen, Almosen und Trinkgelder, namentlich für solche Personen, welche niemals dem Staate einen Dienst geleistet hatten oder auch nur zu leisten gedachten, unter dem neuen Regiment auf. Darunter litten namentlich jene zahlreichen weiblichen Aspiranten, welche glaubten, es sei ihnen an der Wiege gesungen, für immer von der Gnade des Prinzen von Oranien und auf Kosten der Steuerzahler herrlich und in Freuden zu leben. Sie erfüllten das Städtchen mit ihrem Klage-, Wuth- und Rache-Geheul, — und mit ihren ewig wiederholten Prophezeihungen, wie es mit dem scheußlichen Regimente des Großherzogthums Berg bald ein schreckliches Ende nehmen, wie der Prinz von Oranien wiederkehren werde und mit ihm ein ganzer Himmel voll Trinkgelder und Gnaden. Das Schlimmste für diese Leute war, daß sie, nachdem sie ihren Abschied genommen, auf der Herrgotts-Welt nichts mehr zu thun hatten. Früher waren sie wenigstens auf die Bureaux gegangen und hatten dort, wenngleich ohne viel zu arbeiten, ihre Stunden abgesehen. Jetzt hockten sie den ganzen Tag zusammen, tranken ihr Bier, rauchten aus den irdenen holländischen Pfeifen und heckten allerlei Aufreizung und Schelmerei aus. Gefährlich war das Alles freilich nicht, aber es führte zu ewigen Reibereien und verhinderte mancherlei Gutes.

Das Merkwürdigste bei der ganzen Geschichte war Das, daß nicht ein

Einziger von unseren damaligen Politikern, auf der einen Seite sowohl als auf der andern, auch nur im Traum daran dachte, daß wir eigentlich Deutsche waren. Die Einen waren Holländer, die Andern Franzosen. Die Einen waren Oranisch und die Andern Bergisch. Einen Deutschen hätte man beim hellen lichten Tag mit der Laterne suchen können und doch nicht gefunden.

Wenn die Einen schrieten „Oranje boven!“ (Oranien hoch!) dann antworteten die Andern: *Vive l'empereur!* oder *Vive le Grand-Duc!* Die Oranier hatten nur holländische Lieder, wie den „*Wilhelmus van Nassawe*“ und jenes, auch heute noch in Holland so oft gesungene Nationallied: „*Wien Neerlandsch blood in de oders vloest*“, dessen erster Vers auf Deutsch heißt:

„Weß Andern Holland-Blut durchrinnt,
 Von fremdem Makel rein,
 Wer treu für Prinz und Land gesinnt,
 Stimmt' in dies Lied mit ein.
 Erheb', mit uns durch edlen Drang
 Und freien Sinn verwandt,
 Den gottgefälligen Festgesang:
 Für Prinz und Vaterland“.

Das Vaterland, von welchem man sang, war natürlich Holland, d. h. das Holland der alten Zeit, das Holland der Generalstaaten und des Erbstatthalters, nicht aber das Holland des Königs Louis Bonaparte.

Ein alter Oranier, mit dem ich bei einer Kindtaufe manches Glas leerte, machte mir in später nächtlicher Stunde folgende vertrauliche Mittheilung,

— „Sind Sie schon in Leiden gewesen?“ fragte er geheimnißvoll.

— „Nein, ich war überhaupt noch nicht in Holland, warum stellen Sie mir denn diese Frage?“

Er erbat sich zunächst das Versprechen der Discretion und theilte mir dann unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit:

— „Auf dem Rathhause in Leiden finden Sie eine große Anzahl spitzer Thürmchen und auf jeder Spitze einen Halbmond. Dies ist eine Erinnerung an das heldenmüthige Verhalten der Stadt in dem Unabhängigkeitskriege, wo sie sich die Parole gewählt hat: *Liever Turksch dan Paapsch*. Wir Billeburger werden es gerade so machen, und wie Gene sagten „*Lieber Türkisch als Papistisch*“, so werden wir sagen: „*Lieber Türkisch, als Französisch*“.

Dabei nickte er mir geheimnißvoll zu, verweigerte aber jede weitere Auskunft; und da Billeburg nachgehends nicht türkisch, sondern nassauisch geworden ist, und auch niemals Anstrengungen gemacht hat, türkisch zu werden, so weiß ich bis zur Stunde nicht, was er mit seinen Halbmonden wollte.

Wir unsererseits, wir Anhänger der neuen Ordnung der Dinge, wir sangen auch nicht deutsche, sondern französische Lieder. Im Anfang war die *Marseillaise* — welche aber von den guten Billeburgern beharrlich die

Mamselljase genannt ward — außerordentlich modisch. Sie wurde aber bald verboten und zwar auf Befehl des Kaisers, der die revolutionären Erinnerungen nicht liebte. Dann warfen wir uns auf das „Partant pour la Syrie“, das als ein gut kaiserlich Lied galt.

Auch unsere deutschen Dichter griffen kräftig in die Feier und verherrlichten jedes Ereigniß des kaiserlichen und des großherzoglichen Hauses. Hier haben Sie eine Probe davon. Er überreichte mir eine Urkunde, welche mit stumpfen Lettern auf einen mächtig großen Bogen aschfarbenen Pöschpapiers gedruckt war, — oben eine Kaiserkrone, unten eine Lyra und in der Mitte ein Gedicht.

Das Gedicht lautete also:

„Bei
der feierlichen Taufe
Sr. Majestät
des

Königs von Rom

am neunten Juni 1811.

Nach dem Französischen des Herrn Gentil in Paris;
Musik von Herrn Lachnit in Coblenz.

Ein glänzendes Gestirn strahlt über Dich hernieder,
Dein Lorbeer, hohes Rom! erblihet neu belaubt;
Preis' Dein Geschick, ergreif Dein altes Vorrecht wieder
Du, jetzt wie sonst der Städte Haupt.

Nicht Ruma, Romulus, nicht Deine Fürsten, Helden,
Gesetze hoher Kraft beglücken Dich nicht mehr;
Der große Nachlaß schwand, es stiegen neue Welten,
Und Rom verkauft bedeutungsleer.
Ein glänzendes Gestirn zc.

Mit Staunen nennen wir nach zwanzig hundert Jahren
Noch Deine Cäsar, noch Aurel, Titus, Trajan,
Sie gründeten Dein Reich und führten Deine Laren
Zur Weisheit, Kraft und Schönheit an.
Ein glänzendes Gestirn zc.

Der lichte Kranz, der einst Dein freies Haupt umstrahlte
Verblüht in jener Nacht, die Deine Weisen traf,
Dein Heldengeist erlosch, nur die Erinnerung malte
Der Vorzeit Bild in ihren Schlaf.
Ein glänzendes Gestirn zc.

Sieh, da erschien ein Held im Felde von Arcole,
Neu stieß der Tiberstrom und Deine Stunde schlug,
Als, großen Siegerlaufs, er hoch zum Capitele
Die kühnen Adler Frankreichs trug.
Ein glänzendes Gestirn zc.

Ein mächtiger Monarch, ihn preisen Jubellieder,
Den Herrlichen, der, Rom! Dir seinen Erstling weicht,
Ein Einziger erweckt die großen Ahnen wieder,
Bereint die Thaten ihrer Zeit.
Ein glänzendes Gestirn u.

So hat mit hoher Gunst die Vorsicht Dir zum Lohne
Ein neues Glück ersehnt, es tönt von Pol zu Pol:
Die Götter wählten selbst des größten Kaisers Sohne
Zum Wiegenthron das Capitol.
Ein glänzendes Gestirn u.“

Nachdem ich das Gedicht gelesen und die Verse ganz hübsch gefunden hatte, fuhr der Franzosen-Schmidt fort:

Nicht wahr, ganz niedlich! Unser jetziger Stadtpoet Hans bringt Dergleichen nicht fertig. Um aber gerecht zu sein, muß ich hinzufügen: die Dranier hatten auch ihren Dichter.

Auf Befehl des Präfecten Schmiß hatte die Stadt Willeburg Straßenbeleuchtung eingeführt. Dies war eine große Verbesserung. Denn früher war es bei uns grade so wie Hans Sachs den Zustand vor Erschaffung der Welt schildert, von welchem er singt:

„Es war damals so finster und schieß,
Daß eine Raß' wider die andre lief.“

In der engen, schlecht gepflasterten Straße, welche sich um den Berg schlang, worauf die Trümmer des Schlosses der Dranier trauerten, war man Nachts in Gefahr, entweder in einem der bodenlosen Löcher ein Bein zu brechen, oder sich an einen der herunterhängenden Fleischerhaken zu spießen. Am 9. Juni 1811 schwamm Abends Alles in rosigem Lichte. Die Straßenbeleuchtung wurde zu Ehren des Königs von Rom eröffnet. Das Gedicht, das ich Ihnen zu lesen gab, wurde an alle Straßen-Ecken angeklebt und die Leute lasen es bei den leuchtenden Strahlen der neuen Laternen. Aber was thaten die böshafte alten Dranier? Am andern Morgen war die Festcantate mit einem andern Zettel überklebt, worauf man Folgendes las:

„Sonst, da die Stadt im Wohlstand war,
Da war es finster ganz und gar!
Jetzt, wo die Stadt zu Grund gegangen,
Eilt man, Laternen aufzuhängen;
Damit der arme Bürgermann
Des Nachts zum Betteln sehen kann,
Indeß die schlechten Ohnehosen,
Die Jacobiner und Franzosen
Auf unsre Kosten Feste feiern
Und abgeschmackte Lieder feiern.“

Der Präfect Schmiß hatte einen guten und gesunden Magen. Auf seinem Petschaft standen die Worte: „Faites le droit, laissez parler“ (Thue, was Recht ist und laß sie nur schwätzen). Und so hielt er es auch in der Praxis. Er nahm nicht die geringste Notiz von den oranischen Bosheiten. Ich aber, ein junger Heißsporn, der unter den verrotteten Zuständen des

römischen Reichs und der Viel- und Kleinstaaterei gelitten, ich ließ mir's nicht nehmen, in das Billeburger Wochenblättchen einen Aufsatz einrücken zu lassen, worin ich die Billeburgisch-Oranischen Dunkelmänner verspottete. Als ihn der Präfect las, lächelte er und meinte: „Diese Schreibart glaub' ich zu kennen“.

Doch es ist nun Zeit, Ihnen zu erzählen, wie ich, der Schneider, an den „hochgebietenden, wohlledlen und vielgestrengen“ — das ist nicht etwa französischer, sondern holländischer Curialstyl — Präfecten kam. Ich fürchte, ich habe mich zu viel bei der hohen Politik und bei den niedrigen Gedichten aufgehalten.

X. Die Franzosen-Zeit.

Eines schönen Morgens, ich war gerade am Tage vorher als Lehrling frei- und losgesprochen worden und zum gerechten und vollkommenen Gesellen eines ehrjamen und achtbaren Schneidergewerbes avancirt — kam der Lector Barbicux in unsere Werkstätte und schrieb mir auf Französisch zu:

„Herunter von dem Schneidertisch! Fort mit Elle, mit Schere und Nadel! Deine Geschicke sollen sich endlich erfüllen!“

Ich wußte nicht, was er damit wollte und starrte ihn erstaunt an mit offenem Munde. Er hatte sich sehr zu seinen Gunsten verändert und verdiente nicht mehr „Professor Schmierig“ zu heißen. Ich hatte ihm einen neuen Anzug aus dem feinsten Tuche geschnitten. Dazu hatte er sich ein gesticktes Halstuch mit einem mächtigen Jabot gekauft. Seine nicht sehr starken und nicht ganz geraden Beine und die Hosen steckten in Halbschiefeln, welche oben eine hellgelbe Klappe hatten; und auf dem Kopfe trug er ein kleines Bonaparte-Hütchen mit drei Federn in jenen Farben, welche vermöge einer Fügung der Vorsehung nicht nur die der alten Herzoge von Berg, sondern auch die des französischen Kaiserreichs waren.

Es ging dem Lector Barbicux jetzt eben so gut, wie es ihm früher schlecht gegangen war in oranischen Zeiten. Jetzt wollte Allewelt französisch lernen; und er wußte diese vortreffliche Conjunctur der gesteigerten Nachfrage gründlich auszubenten, denn er hatte keine Concurrenten.

Nachdem er sich eine Zeit lang an meinem Erstaunen geweidet hatte, theilte er mir mit, der Präfect Schmiß habe ihn, Barbicux, auf der Präfectur anstellen wollen, er habe aber abgelehnt, er sei dazu zu alt, auch von Jugend auf nicht an die Stallfütterung einer Schreibstube gewöhnt, sondern an einen — — — wie heißt es doch?

Peripatetisch, sagte ich.

Zarowhl, — also an einen peripatetischen Lebenswandel, wie ihn die alten Philosophen in Athen geführt hätten, er habe also dem Präfecten eröffnet, daß ein Barbicux „niemals Fürstendiener sein“ könne, dagegen habe er mich empfohlen, er habe dem Präfecten gesagt, ich sei ein anstelliger und geweckter junger Mann, und viel zu gut für einen Billeburger Schneider,

— sein bester Schüler — im Französischen fattelstest, sowohl im Schriftlichen als im Mündlichen, — der Präfect habe befohlen, — er sei hier, um mich abzuholen und mich dann auf der Präfectur — „vorzureiten“. Ich erinnere mich noch dieses Ausdruckes, der mich frappirte.

Ich wußte, der alte Vector, der ein böses Maul, aber ein gutes Herz hatte, meinte es wohl mit mir, und ich war geneigt, seinen Rathschlägen zu folgen. Aber die Sache war mir doch zu neu und außergewöhnlich. Das Herz fiel mir in die Schuhe und ich erbat mir Bedenkzeit.

„Fünf Minuten!“ sagte Barbicux, „mehr nicht! Einen Präfecten läßt man nicht warten“.

Er stellte sich, die Uhr in der Hand, neben den Tisch, auf dem ich schneiderte. Ich ließ den Kopf in die Hände sinken und überlegte. Ich habe niemals in meinem Leben in dem kurzen Zeitraum von fünf Minuten so viel gedacht und empfunden.

Mein erster Gedanke war meine gute alte Mutter. Ich hatte ihr bisher nichts schicken können. Sie war gebrechlich geworden und konnte nicht mehr viel verdienen, sondern lebte kümmerlich von dem, was meine beiden Schwestern, die in vornehmen Häusern dienten, an ihrem Lohn und an ihren Trinkgeldern absparten und ihr schickten. Wie wäre das herrlich, wenn auch ich ihr Etwas zuwenden könnte! Mein zweiter Gedanke war Zinkgraf's Sottchen. So hieß damals meine jetzige Alte. Wir waren einander von Herzen gut, jedoch von einer Heirath zwischen der Tochter eines wohlhabenden Bäckers und einem armen Schneidergesellen konnte nie und nimmer die Rede sein. Aber ein Präfectur-Schreiber, — Sapristi, das war schon was anderes; und wer weiß, was noch danach kam. Plötzlich aber war's, als wenn mir Jemand in's Ohr schrie: „Du Verräther“. Denn die Dranier beehrten mit diesem Titel einen Jeden, der sich mit den Franzosen abgab. „Verräther!“ — das hatte doch einen unangenehmen Klang in meinen Ohren. Aber dann sagte ich mir: Franzosen hin, Franzosen her, — die Dranier sind ja doch Holländer, — und die Holländer sind auch keine Deutschen. Und dann: Haben sich denn nicht die deutschen Fürsten beeilt, Kronen und Länder von Napoleon zum Geschenk anzunehmen? Hat nicht der Prinz von Nassau-Weilburg von ihm sich zum „Herzog“ machen und sich einen Theil der Länder schenken lassen, welche der Kaiser dem Prinzen von Dranien, dem leiblichen Vetter des Herzogs von Nassau, abgenommen hatte. Und die vornehmsten reichsritterschaftlichen Geschlechter, die so stolz waren auf ihren uralten Stammbaum, die Reichsgrafen von Resselrode, die Grafen von Westerholt, die Barone von Rylmann, und wie sonst noch alle diese vornehmen und frommen Herrn sich nannten, — hatten sie sich nicht beeilt, in die Dienste des Fremdlinges zu treten, den sie noch vor Kurzem einen Revolutionär und Sansculotten, einen Atheisten und Jacobiner gescholten? Und hatten diese Herrn so triftige Gründe, wie ich, der Schneidergeselle? Hatten sie, gleich mir, schon Hunger gelitten? Hatten sie sich jemals schon

in dem Zustande befunden, wo die Beine den Dienst versagen, wo die Augen glühen und aus dem Kopfe heraus fahren wollen, wo man krampfhafte Schmerzen in dem leeren Magen empfindet, welcher vergeblich arbeitet, wie eine Mühle ohne Getreide, wenn es von dem Magen herauszieht nach dem Kopfe, daß es Einem wirbelig wird im Gehirn, weil es nicht mehr genügend mit Blut gespeist wird? Kannten sie diesen Zustand des unbarmherzigen Hungers? Oh, ich kannte ihn nur zu wohl aus eigener Erfahrung. Und — was schlimmer war — vielleicht empfand ihn gerade in diesem Augenblicke auch meine alte Mutter da droben auf dem Plateau des Westerwalbes, wo die eiskalten Winde durch das zerfallene Dach ihrer elenden Lehm- und Strohhütte bliesen. Und endlich auch noch Zintgraf's Sott!

— „Die fünf Minuten sind um!“ schrie in diesem Augenblicke mir der Doctor in die Ohren, indem er seine große Uhr wieder in die Tasche steckte.

„Gut“, antwortete ich, „gehen wir zum Präfecten!“

Und wir gingen. Der Präfect Schmitz hatte sich im Oranischen Prinzenhaus eingerichtet. Er gab seine Audienzen in dem nämlichen Sälehen, wo noch vor Kurzem der „Prinz van Dranje“ die „allerunterthänigsten Aufwartungen“ seiner „treuehorsaamt ersterbenden“ Beamten und Unterthanen entgegengenommen hatte. Der kleine Saal hatte sich jedoch wesentlich geändert. Die schweren Gobelins und Tapeten, die Bilder und Büsten und all der indische und japanesische Schnick-Schnack, der sonst in diesem Raum geherrscht, war verschwunden. Die Wände waren mit einem einfachen Stuckbewurf überzogen, der sich wie Marmor ausnahm, und die wenigen Möbel, die vorhanden waren, versuchten nach Kräften antike Formen nachzuahmen. Denn es war Mode, das französische Kaiserreich auf der einen Seite mit Karl dem Großen und auf der andern mit Cäsar und Augustus in eine Linie zu stellen, während die Republikaner sich auch schon antikisirt hatten, um der römischen Republik ihre Huldbigung zu erweisen. Im Uebrigen war an der einen Seite eine Büste des Kaisers und an der andern eine solche des Großherzogs Joachim. Die erstere war noch einmal so groß als die letztere.

Der Präfect Schmitz, ein Mann in mittleren Jahren, war sehr kurz angebunden. Statt mich zu fragen, ob ich bei ihm eintreten wolle, betrachtete er diese Frage als durch mein Erscheinen thatsächlich erledigt und ertheilte mir seine Befehle. Ich muß sagen, daß ich durch dieselben stark abgekühlt oder wie man heute sagt, „herunter gemuntert“ wurde. Denn die Stellung welche ich danach einzunehmen hatte, war keineswegs die eines „Staatsmannes“ sondern ein Mittel ding zwischen der eines Privatsecretairs und der eines Kammerdieners. Er sagte mir, seine französischen Beamten seien zu flatterhaft und daneben der localen Verhältnisse unkundig. Die Deutschen dagegen seien schwerfällig und verzopft und übervoll des Bewußtseins ihrer Wichtigkeit und ihrer Würde. Er, der Präfect, habe einen jungen Mann nöthig, der vor Allem zuverlässig und dann nicht „hoffärtig und bocksbeinig“ sei (diese

beiden Worte hasteten mir im Gedächtniß) und sich der Ausführung eines jeden Befehls unterziehe. „Selbst wenn es der Befehl wäre, mir die Stiefel zu wischen“, fügte er lachend hinzu. Als er aber bemerkte, wie ich stupte, bemerkte er mit großer Liebenswürdigkeit, es sei nicht so schlimm gemeint und werde wohl so weit nicht kommen.

Ich dachte, wer A gesagt hat, muß auch B sagen, versprach, mein Möglichstes zu thun, und bemerkte, er möge seine Ansprüche nicht zu hoch spannen, denn ich sei doch nur ein Schneidergeselle.

Er lächelte wieder und sagte, er habe die Vermuthung, daß für mancherlei Dinge ein kluger und dienstwilliger Schneider besser sei, als ein bornirter und widerborstiger fürstlich Dranischer Geheimrath und Obermandarine.

Darauf folgte ein kurzes Kopfnicken und die Audienz war beendet. Am andern Morgen erfolgte die Installation.

Ich habe Ihnen schon Einiges über den Präfecten Schmiß erzählt. Er war von einem reformatorischen Feuereifer befeelt und unermüdt thätig. Obgleich ein guter Deutscher, diente er seinem Großherzog Joachim und dem Kaiser der Franzosen mit rückhaltloser Hingebung. Heut zu Tag ist das vielleicht schwer zu begreifen, und doch war es außerordentlich einfach. Gegenüber der Verkommenheit und der Versumpfung, welche über Deutschland gekommen war und welche in dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts durch die Literatur und die öffentliche Meinung eine grelle Beleuchtung erhielt, hielten es viele aufstrebende Geister für ihre Pflicht, die politische Constellation, die nicht durch sie hervorgerufen war, sondern durch die Uneinigheit und Kopflosigkeit der Regierungen, dazu zu benutzen, um aufzuräumen mit all dem alten Plunder der Böpse, der Perrücken und der Pfaffen, um freie Bahn zu schaffen für eine Zukunft, welche, mochte sie auch beschaffen sein, wie sie wollte, doch auf keinen Fall wieder so elend, jämmerlich und schandbar sein konnte, wie die vergangenen Zeiten.

Herr Schmiß war in Köln geboren und hatte hier seine ersten entscheidenden Eindrücke empfangen, in dieser Stadt, welche, trotz ihrer günstigen Lage, unter dem Regimente frivoler Priester und der von ihnen fanatisirten Menge, so tief heruntergekommen war, und die Herr Schmiß, nachdem er später aus französischen Diensten in preußische Dienste gegangen war, bereuist berufen sein sollte, wieder zur Zeit ihres vormaligen Glanzes emporzuheben.

— „Kennen Sie Köln, Herr Gerichtsaccessist?“ fragte mich der Franzosen=Schmidt.

— „Ja“, sagte ich, „ich habe auf meiner Reise von Hamburg nach Wiesbaden einige Tage dort zugebracht, und die wachsende Größe und Blüthe der Stadt, den imposanten Dom, der unter Preußens Argide seiner Vollendung entgegengeht, den regen Verkehr auf den Land-, Wasser- und Schienenstraßen, den Aufschwung von Handel und Gewerbe aufrichtig bewundert. Ich glaubte mich zeitweise zurückversetzt in jene Zeit, da der Rhein die Hauptverkehrsstraße Europas und Köln ein mächtiges Glied der Hanse war“.

Nun ja, erwiderte Schmidt, so ist Köln heute. So ist es unter Preußen geworden. Ich aber sah es vor vierzig Jahren, wo es ein ganz anderes Bild bot. Es war damals französisch. Der Präfect hatte mich hingeschickt um dort für ihn ein Geschäft zu besorgen. Die Natur dieses Geschäftes, das sich nur in längeren Zwischenräumen abwickelte, brachte es mit sich, daß ich Zeit fand, mich gehörig umzusehen.

Der Anblick dieser jetzt in Wohlstand strahlenden Stadt, er war wahrhaft entsetzlich; und selbst der schlimmste Franzosenfresser konnte nicht behaupten, daß die Ursache dieser erschreckenden Verkommenheit in der Fremdherrschaft liege. Man glaubte den verpestenden Hauch der faulenden Niedereckschlüge, welche sich dort während der jüngsten Vergangenheit hier abgelagert hatten, gradezu riechen zu können; und wenn Einem bei dem Einbiegen um die nächste Straßenecke ein spanischer Lanzknecht seine Hellebarde in den Leib gebohrt oder ein schmutziger Priester die Zwangstaufe applicirt hätte, so würde man sich darüber nicht einmal sonderlich gewundert haben.

Sie sprechen von der Zeit, da der Rhein die Hauptverkehrsstraße von Europa war; ich sah Köln zum ersten Mal im kalten Schatten jener Zeit, wo der Rhein die „große Pfaffen-Gasse von Deutschland“ war. Köln war damals das Paradies der Priester und der Bettler und die Hölle der Menschen. Von 150,000 bis 200,000 Einwohnern, die es im Mittelalter hatte, war es unter dem Einfluß seiner „Dunkelmänner“ auf 40,000 heruntergekommen. Und diese heruntergekommene Stadt hatte damals noch 58 wohlbesetzte und reiche Klöster, nämlich siebenzehn Manns- und einundvierzig Frauen-Klöster. Vor der Franzosenzeit durfte kein Jude dort übernachten, und kein Protestant war vor Mißhandlungen sicher. In dieser „heiligen Stadt“, in welcher Berthold Schwarz das Pulver erfunden haben soll, sah man vor vierzig Jahren nur Beter und Bettler und daneben Priesterinnen der Venus Bulgivaga, welche sich dem Fremdling, den man immer für einen Franzosen nahm, durch halbwüchsige grüne Jungen anbieten ließen mit den Worten: „Jolies filles, trois francs!“ Die Bettler dagegen sprachen Deutsch und heischten Almosen. „Bei den neunhundert Köpfen der Ritter Sankt-Gereons!“ „Bei den Heilig-Drei-König“. „Bei den Gebeinen der heiligen Ursula und der eilftausend Jungfrauen!“ Während früher die Redensart sprichwörtlich war. „Reich, wie ein Kölner Tuchmacher“, waren unter den 40,000 Einwohnern jetzt zwölftausend officiell anerkannte Bettler von Beruf. Dagegen führte die Stadt den stolzen Namen „das deutsche Rom;“ und man behauptete, sie zähle so viele Kapellen und Kirchen, als das ganze Jahr Tage.

Der Anblick der weiland so stattlichen Stadt war einfach abschreckend. Alles war schwarz und schmutzig, und die zahlreichen Thürme ragten aus dem Ganzen hervor, wie die Borsten eines Schwinignels. Soweit war es mit diesem Köln gekommen, das Petrarca gepriesen hatte als „die Stätte des Geschmacks und des Luxus“, während ihm die Kölnischen Frauen

schier besser gefielen, als seine vielbesungene Laura. Die Stadtmauern, welche vormalig eine Bevölkerung von 150,000 bis 200,000 Seelen umfaßten, standen noch, aber ein Theil der Stadt innerhalb dieser Mauern war verschwunden. Wo ehemals Häuser gestanden hatten, dicht besetzt von einem wohlhabenden und lustigen Volke, da waren jetzt unbewohnte Steintrümmer, und dazwischen Kohl- und Weingärten, und hin und wieder eine elende Hütte aus Lehm und Stroh, wie man sie schlechter nicht hatte in meiner Heimath auf dem hohen Westerwalde. Dazwischen Holz- und Mistplätze, Pfügen und förmliche Wüsteneien, voll von Disteln und Nesseln. Man glaubte nicht, in der vormalig so glänzenden freien Reichsstadt zu sein, sondern in einem verfallenen Dorfe; und nur der freche und demoralisirte Pöbel mahnte daran, daß man sich doch in einem städtischen Weichbild befinde. Und wodurch war Köln so herunter gekommen? Hauptsächlich durch den Streit zwischen dem Regiment der Stadt und dem seiner Bischöfe, und dann später durch den Fanatismus seiner Bewohner. Wie Spanien seine Mauren und Frankreich seine Hugenotten, so verjagte auch Köln „zur größern Ehre Gottes“ seine thätigsten und besten Bewohner. Im Jahre 1425 verjagte es die Juden. Später die Angehörigen der Weberzunft, an zweitausend fleißige und geschickte Menschen, welche nach Aachen, Berviers u. s. w. auswanderten und diese Städte zur Blüthe brachten. Endlich verjagte man Anno 1618 die Protestanten, welche sich in Mülheim, Düsseldorf, Elberfeld, Crefeld und Solingen niederließen. Schon auf dem Hansa-Tage von 1553, auf welchem die meisten Städte für Religionsfreiheit stimmten, hatten die Kölner Delegirten erklärt:

— „Bei uns, in dem heiligen Köln, köpft oder erfäuft man die Ketzer; und da wir uns wohl dabei befinden, so wollen wir bei sothaner alter Gewohnheit verbleiben“. — Daß sich die „Ketzer“ nicht wohl dabei befanden, daß sie deshalb fortgingen, und daß ihre Auswanderung Massen-Armuth zur Folge haben mußte, daran schien der hohe Rath nicht zu denken.

Das waren die Kölner Traditionen aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Dieses Elend das er mit eigenen Augen gesehen, hatte unsern Präfecten Schmitz mit Abscheu erfüllt und in ihm die Entschliebung gereift, demselben um jeden Preis — und wäre es auch mit dem Beistande des Auslandes, ein Ende zu machen. Man wird dies um so begreiflicher finden, wenn man bedenkt, daß damals in Deutschland ein Nationalgefühl überhaupt noch gar nicht existirte, bei der Bevölkerung so wenig, wie bei den Regierungsgewalten. Wenn unsre „alten Dranier“ in Billeburg den Präfecten Schmitz einen Sanscülotten und Jacobiner nannten, so hatten sie insofern Recht, als er entschlossen war, den Mißbräuchen wovon sich jene gemästet, mit Feuer und Schwert zu Leibe zu gehen. Wenn sie ihn aber für einen Revolutionär und Anarchisten, für einen communistischen Wütherich ausgaben, so thaten sie dies wider besseres Wissen. Sie wußten es sehr wohl, daß es ihm vor Allem darum zu thun war, in dieses verrottete Chaos Ordnung zu bringen und den deutschen Bürgerstand von seinen bisherigen Drängern und Aus-

beutern zu befreien, und daß er, weit entfernt, eine zucht- und meisterlose Freiheit zu fördern, eigentlich ein Fanatiker der Ordnung war. In der That hat bei uns der Präjekt Schmitz während des Bestehens des Großherzogthums Berg im Kleinen ganz dasselbe gethan, was während derselben Zeit in Preußen die Staatsmänner Stein und Hardenberg im Großen ausführten. Es war das Werk der Emancipation der Bürger und der Bauern, das Werk der Aufrichtung der religiösen, wirthschaftlichen und bürgerlichen Freiheit. Schmitz that bei uns das Nämliche, was die Preussische Regierungs-Instruction vom 26. Dezember 1808 befahl, in welcher es wörtlich hieß, wie folgt:

„Es ist dem Staate und seinen einzelnen Gliedern immer am zuträglichsten, die Gewerbe jedesmal ihrem natürlichen Gange zu überlassen, das heißt: keine derselben vorzugsweise durch besondere Unterstützungen zu begünstigen und zu heben, aber auch keine in ihrem Entstehen, ihrem Vertriebe und Ausbreiten zu beschränken.

„Neben der Unbeschränktheit bei Erzeugung und Verfeinerung der Producte ist Leichtigkeit des Verkehrs und Freiheit des Handels, sowohl im Innern als mit dem Auslande, ein nothwendiges Erforderniß, wenn Industrie Gewerbsfleiß und Wohlstand gedeihen sollen, zugleich aber auch das natürlichste, wirksamste und bleibendste Mittel, sie zu befördern.

„Es werden sich alsdann Gewerbe von selbst erzeugen, die mit Vortheil betrieben werden können, und dieses sind wieder diejenigen, welche dem jedesmaligen Productionszustande des Landes und dem Culturzustande der Nation am angemessensten sind. Es ist unrichtig, wenn man glaubt, es sei dem Staate vortheilhaft, Sachen dann noch selbst oder im Inlande zu verfertigen, wenn man sie im Auslande wohlfeiler kaufen kann. Die Mehrkosten, welche die eigene Verfertigung verursacht, sind rein verloren und hätten, wären sie auf ein anderes Gewerbe angelegt, reichhaltigen Gewinn bringen können. Es ist eine schiefe Ansicht, man müsse in einem solchen Falle das Geld im Lande zu behalten suchen und lieber nicht kaufen. Hat der Staat Producte, die er ablassen kann, so kann er sich auch Gold und Silber kaufen und es münzen lassen. —

„Es ist nicht nothwendig, den Handel zu begünstigen, er muß nur nicht erschwert werden.

„Der Regierungen Augenmerk muß dahin gehen, die Gewerbe- und Handelsfreiheit soviel als möglich zu befördern und darauf Bedacht zu nehmen, daß die verschiedenen Beschränkungen, denen sie noch unterworfen ist, abgeschafft werden“.

Bei uns, im südwestlichen Deutschland, in dieser Brut- und Pflanzstätte der weltlichen und geistlichen Kleinstaaterie, wo ganz natürlicher Weise auch zuerst der große politische Generaltractat losbrach, und wo man daher, nach Allen, was vorausgegangen, in den Maßregeln der Rheinbundstaaten Ver-

besserungen erblickte, ohne Anstoß zu nehmen an der fremden Hand und an den despotischen Formen, vor welchen und unter welchen sie dargeboten wurden, wußte man nur zu wohl, daß man aus eigener Kraft nicht im Stande war, sich aus dem Elende zu retten, und man lachte über die Erzählung des Freiherrn von Münchhausen, welcher sich an seinem eigenen Zopfe aus dem Sumpfe gezogen zu haben behauptet. Der Doctor Barbieux pflegte spottend zu sagen: „Wenn's mit dem Zopfe allein schon gethan wär', dann brächten wir's auch hier zu Lande schon fertig; da es aber damit nicht genügt, so ist der deutsche Reichswirrwarr nicht zu schlichten ohne einigen französischen Beistand. Nulla salus sine Gallis!“

Wir mußten uns diese Spöttereien des „Professors Schmierig“ gefallen lassen. Unsere Zustände waren bis dahin zum Verzweifeln. Das ist nicht zu leugnen. Kaiser und Reich waren seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts zum Gegenstand des Gelächters geworden. Die Habsburger hatten, den Jesuiten zu Liebe, ihr eigenes Land und das deutsche Reich in Trümmer geschlagen. Es war kein Dynast so klein und erbärmlich, daß er nicht, dem Kurfürsten von Hannover nachahmend, in Verspottung der alten ehrwürdigen, aber wurmfstichigen Verfassung des heiligen römischen Reichs, sagte: „In meinem Territorium bin ich selber der Kaiser“. Ueberall setzte sich der Theil über das Ganze und weigerte sich, für das letztere auch nur das Geringste zu leisten. So brach die allgemeine Sündfluth herein über Alle.

Ich habe Ihnen schon mitgetheilt, was ich über den allmählichen Untergang Deutschlands, über das Verderbniß von Wirtschaft, Recht und Sitte aus dem Munde meines Großvaters erfahren. Ich kann alles Das aus eigener Wissenschaft nur bestätigen und ergänzen.

Zu derselben Zeit, wo Deutschland den Worten seiner größten Schriftsteller und Dichter lauschte, gerieth es politisch in eine Crisis, die mit gewöhnlichen Mitteln nicht zu lösen war. Die glorreichen Epochen Friedrichs des Großen und des Kaisers Joseph II., waren vorüber. Die Kleinstaaterie feierte ihre Triumphe. Jede Regierung glaubte nur dadurch gedeihen zu können, daß sie sich ihrer Pflichten gegen das Reich entschlag und ihren Nachbar-Regierungen möglichst viel Unbilden und Schabernack anthat. „Schlägst Du meinen Juden, so schlage ich Deinen Juden“, war nun die herrschende Maxime geworden. Und zwar wurde dieselbe nicht mehr auf die Juden beschränkt, nachdem sie einmal allgemein zur Herrschaft gelangt war. Einer machte gegen den Andern Zollschranken, Monopole und alle sonstigen Hemmungen, Hindernisse und Erschwerungen des Verkehrs. Und merkwürdiger Weise merkte Keiner von Allen, daß wir dabei immer ärmer und elender wurden, obgleich die Thatsache handgreiflich zu Tage lag.

Da fuhr nun Napoleon unerbittlich dazwischen. Er machte im Rheinbundsgebiet der Wirtschaft der Zöllner und Sünder ein Ende, indem er nicht duldete, daß dies Gebiet sich gegen Frankreich abschloß und eben so wenig, daß die einzelnen Rheinbunds-Staaten sich untereinander jernerhin mit

Zollplackereien hicanirten. Wenn dagegen rebellirt ward, so wußte er mit seinen Baun-Königen als Protector ein sehr deutliches Deutsch zu sprechen, und seinen Befehlen Respect zu verschaffen. Das wurde allgemein als eine sehr große Wohlthat empfunden; und die Leute am Rhein z. B. versicherten, die Weine hätten niemals schönere Preise gehabt, denn die Produzenten waren nicht mehr dazu verurtheilt, ihr Wachsthum selber zu trinken, sie hatten einen großen und zahlungsfähigen Markt für dasselbe gewonnen.

Freilich kam der hinkende Bote nach. Napoleon verfehlete sich nach und nach mit England so, daß er, weil er einsah, daß er demselben nicht anders beikommen konnte, beschloß, dieses Land mit seiner Industrie von dem europäischen Festland auszuschließen. Unser Präsekt Schmitz, der damals schon ein aufrichtiger Freihändler war, sagte mir eines Tages im tiefsten Vertrauen — ich habe es niemals weiter getragen, aber später, vierzig Jahre später, kann ich's ja zum Beweis, wie es damals schon Menschen gab, welche die Lage richtig erkannten, weiter erzählen, denn Napoleon ist todt und der Präsekt Schmitz auch — also der Präsekt Schmitz sagte mir:

— „Es ist unbegreiflich, wie ein solches politisches und militärisches Genie, wie es die Welt noch niemals gesehen, in bürgerlichen und wirthschaftlichen Dingen so grenzenlos dumm sein kann. Napoleon verfällt in die Fehler seiner geschworenen Feinde. Er will die Engländer vom Continent ausschließen und schließt uns von der See aus. In Folge dessen werden wir unsere Colonien verlieren. Er will die Engländer strafen und beraubt uns der englischen Stoffe und Waaren, die wir selbst nicht hervorbringen und nirgends woher besser und billiger beziehen können, als aus England. In Folge dessen erhebt er den Schmuggel zu einer Großmacht. Er will das Festland handelspolitisch commandiren, und um dies zu können, muß er zuvor dasselbe militärisch erobern; denn ohne Das findet er keinen Gehorsam. Aber ganz Europa zu erobern, das übersteigt unsere Kräfte und beschwört gegen uns eine Coalition herauf, der wir wahrscheinlich erliegen. Gott gebe, daß ich mich irre!“

XI. Der klügste Pilleburger.

„Es ist unbefschreiblich,“ fuhr der Franzosen-Schmidt fort, „was auf unserer Präsecur alles gearbeitet wurde. Das Unterste wurde zu Oberst gelehrt. Vieles wurde gründlich aufgeräumt und Vieles verbessert. Freilich läßt sich auch nicht leugnen, daß sich durch das Alles der verhängnißvolle Faden jenes Despotismus zog, welcher alle diese Länder, wie die Rheinbundsstaaten, Holland, Spanien, Italien u. s. w., auf das Rücksichtsloseste zum Vortheil des französischen Mutterlandes ausbeutete.“

Der Besitz der weltlichen und geistlichen „todten Hand“, unter der wir früher so unfähig gelitten, mußte aufhören. Die Domänen und die geistlichen Güter wurden verkauft und producirten in den Händen fleißiger bürgerlicher Eigenthümer das Vierfache, wie früher. Die Schlagbäume wurden

entfernt. Der Zehnte, der Zins, die Gülten und die übrigen Feudalabgaben wurden unentgeltlich aufgehoben und an ihre Stelle trat eine gerechte Grundsteuer. Alle Steuer-Zummutitäten und sonstigen Privilegien wurden beseitigt. Die Justiz wurde reformirt, das neue Verfahren war öffentlich und mündlich. Durch Verordnung vom 1. Januar 1810 wurde die Einführung des Code Napoléon verfügt. Der Einföhrungsstermin wurde jedoch öfters hinausgeschoben, und endlich trat die Katastrophe von 1812 dazwischen. Die Civilehe wurde sofort eingeföhrt. Die Leibeigenschaft, die Frohnden, das Lehnwesen wurden abgeschafft. Alles Das war im Münsterlande am schlimmsten gewesen. „Napoleon hat es auch diesem Lande verheißten“, lautete es in dem officiellen Bulletinstyl, „daß es nicht länger eine Wüste vorstellen, und daß seine Bauern nicht länger Sklaven bleiben sollen“. Von der Pflege der religiösen Toleranz habe ich schon erzählt. Die Confessionen wurden für gleichberechtigt erklärt. Die politischen, bürgerlichen und wirtschaftlichen Rechte wurden unabhängig gemacht von dem confessionellen Bekenntniß. Alle Klöster, desgleichen der Deutsche und der Maltheser-Orden, wurden aufgehoben. Dem Fürsten von Thurn und Taxis nahmen wir die Post ab, die er wie einen Kaperbrieff ausgebeutet hatte. Die neue französische Post war nach damaligen Begriffen gut eingerichtet. Sie diente jedoch leider auch als politische Spionir-Anstalt. Das Großherzogthum Berg wurde als vorgeschobener Posten benutzt, um die politischen Wetterzeichen auch in dem übrigen Deutschland und in Oesterreich zu sondiren. Man öffnete namentlich die Briefe der zahlreichen rheinisch-westfälischen Adligen, die sich in österreichischen Diensten befanden und erhielt dadurch 1809 zeitig Nachricht über das Vervorstehen des Krieges. Doch wozu das Alles erzählen?

Wir gingen der Katastrophe entgegen.

Und nun muß ich Ihnen die Geschichte vom „Kügsten Billeburger“ erzählen. Sie ist recht hübsch und ich erinnere mich ihrer noch so lebhaft, als wär' es gestern gewesen.

„Der König Jérôme von Westphalen, unser nächster rheinbündlerischer Nachbar, von dessen Hof wir Billeburger unsere neuesten Nachrichten bezogen, hatte 1812 auf Kosten seines von Natur armen und schon vorher durch den allmächtigen Protector schrecklich ausgebeuteten Landes ungeheuerere Anstrengungen gemacht für den Feldzug gegen Rußland. Zur Belohnung hatte er den Befehl über den rechten Flügel der großen Armee erhalten. Allen mitten während des Krieges — ich glaube, daß es schon Mitte August 1812 war — erschien er wieder in Cassel. Einige sagten, der Kaiser habe ihn abgesetzt; Andere, er sei ausgerissen, weil er damals schon Alles für verloren gehalten. Gleichwohl stellte er 1813 ein neues Contingent von mehr als 20,000 Mann auf die Beine, nachdem das frühere mit Mann und Maus in den russischen Schneewüsten zu Grunde gegangen. Er ließ seinen General Dohs bei Halberstadt Aufstellung nehmen, wo er von dem russischen Kosackenführer Tschernischew geschlagen und gefangen genommen wurde. Die Nachricht hiervon, obgleich

man sie zu unterdrücken versuchte, gelangte nach Cassel und sogar bis nach unserm Billeburg und nach Düsseldorf, der Hauptstadt des Großherzogthums Berg. Von da an wurden die Dinge sehr schwierig. Die Bevölkerung murrte, sie wollte unsern Regie-Tabak nicht mehr rauchen, und verbrannte sogar hin und wieder die Tabak-Magazine bei nächtlicher Weile. Die Leute begannen laut zu räsonniren, namentlich über die hohen Steuern und über die Conscriptio; der letzteren, welche die kaum den Schulbänken entrommene männliche Jugend wegraffte, als „Futter für Pulver“, vermochte sie sich nicht zu entziehen; dagegen blieb sie vielfach mit den Steuern im Rückstand, und die Execution half nichts; mochte die Noth nun wirklich so groß sein, oder mochten die Quisiers nicht mehr so scharf in's Geschirr gehen. Die Beamten aller Gattungen hatten nämlich keine ordentliche Schneid' mehr. Die kommenden Ereigniße warfen ihre Schatten voraus; ein Jeder dachte sich im Stillen: Wie „lang' wird das noch dauern? Wenn die Franzosen fortmüssen, was soll dann aus Dir werden? Was sollst Du Dich da noch vorher mißlieblich machen?“ Die alten Oranier hoben ihre Köpfe wieder um ein Bemerkliches höher; sie heßten namentlich die Leute auf, welche Söhne in der Armee hatten und nicht wußten, lebten dieselben noch oder waren sie schon todt; waren sie in Rußland der Kälte und den Kosacken oder in Spanien der Hitze und den Guerilleros erlegen. Es war eine schwüle und bange Zeit. Ich aber sagte mir: „Was kann das Alles helfen? Ich will fortfahren, meine Schuldigkeit zu thun und unsern braven Präfecten zu helfen“. Ich war erst kurz verheirathet mit meiner so lange vergeblich umworbenen Zinkgrafs Sott; allein obgleich meine brave Alte viel Angst ausstand und all' ihre Verwandten oranisch gefinnt waren und nicht verfehlten, sie in diesem Sinne zu bearbeiten, so hat sie doch nie versucht, mich meiner Pflicht abspenstig zu machen. Dagegen hatte ich, und mit mir der Lector Barbicuz, von den Leuten sehr viel zu leiden. Sie machten Spottgedichte auf uns und klebten sie uns Nachts an die Hausthür. In der Regel waren dieselben mehr grob als witzig. Eins davon weiß ich noch auswendig. Es fing an:

„Der Barbicuz, der Hungerleider,
Und Schmidt, der Westerwälder Schneider!“

Glücklicherweise wußten sie nicht, daß ich auf dem Westerwalde nicht einmal ein Schneider, sondern nur ein „Anbinder“ gewesen; und ich sagte mir zum Trost die Worte des Märchens auf:

„Wie froh bin ich, daß Niemand weiß,
Daß ich Kumpelstiltchen heiß!“

So war unter Aerger, Aengsten und Nöthen der September 1813 gekommen. Auf der Präfectur erhielten wir eine Hiobspost nach der andern. Am 23. August waren zwei Regimenter westphälischer Husaren, welche unter dem Oberbefehl des Marschalls Victor an der böhmischen Grenze standen, zu den Preußen übergegangen. Der Oberst des einen Regiments hieß Hammerstein. Der König „Morgens wieder luschtig!“ in Cassel hatte ganz

den Kopf verloren. Er befahl alle Menschen Namens Hammerstein zu verhaften. Auch unser Präfect erhielt eine solche Requisition. Allein er entsprach ihr nicht, sondern schrieb nach Cassel zurück, er habe in Willeburg nur einen Hammerstein, und der sei ein armer unschuldiger Schulmeister, und nicht ein Baron, wie Seiner Majestät Regiments-Commandeur gleichen Namens.

Die Allirten und die Russen kamen immer näher, namentlich waren es einzelne Schwärme Kosacken, welche sich schon weit nach dem Westen vorwagten.

Im Oktober erhielten wir die Nachricht, König Jérôme sei vor den Kosacken, welche unter Tschernischew vor Cassel angerückt waren, und begonnen hatten, die Stadt zu beschießen, davon gelaufen, nachdem abermals ein westphälisches Corps zum Feind übergelaufen.

Bisher hatten wir auf der Präfectur die Unglücksnachricht verheimlicht. Aber nun war es mit der Heimlichkeit zu Ende. Denn Jérôme hatte Cassel mit einem großen Gefolge von Günstlingen, Courtisanen und Hofgefinde verlassen. Das Gepäck, das er mit sich führte, füllte allein fünfzig Wagen. Die Hälfte davon hatten ihm die Kosacken abgejagt, die ihn verfolgten. Der flüchtige König hatte sich der Verpflegung halber in Marburg nur ein Paar Stunden aufgehalten; dann ging es sofort weiter über Gießen und Wehlar lahnabwärts, und über Montabaur dem Rhein zu; erst auf dem linken Ufer in Coblenz fühlte er sich sicher. Von Marburg, das nur einen kleinen Tagemarsch von Willeburg entfernt liegt, war die Nachricht von der Flucht Seiner Majestät hierher gelangt, und viele Franzosen und Franzosenfreunde schickten sich an, dem Beispiele des kaiserlichen Bruders zu folgen. Namentlich thaten es die Beamten, aber der Präfect entschied für das Bleiben, und er hatte Recht; die Kosacken, welche sich zu weit vorgewagt hatten, vermochten sich nicht zu behaupten, und König Hieronymus kehrte von Coblenz zurück und rückte am 16. Oktober in seiner Residenz Cassel wieder ein. Wir hörten sogar, es sei eine Menge Menschen dort standrechtlich erschossen worden, „weil sie den rechtmäßigen König an die Russen verrathen“. (Nachträglich erfuhren wir, es sei nur Einer gewesen).

Sie können sich denken, welche furchtbare Aufregung Chol und Contre-Chol in unserem kleinen Willeburg, wo die Gegensätze einander so schroff gegenüber standen, hervorrufen mußten. Hatten wir bei der Nachricht von der Flucht Jérôme's das Schlimmste befürchtet, so war nun, bei der Nachricht von seiner Rückkehr, die Reihe zu zittern an unseren Gegnern, welche ja nicht wußten und wissen konnten, daß Präfect Schmiß befohlen hatte, die Excesse, welche sie in ihrem oranischen Interims-Enthusiasmus begangen hatten, zu ignoriren.

Ich muß Ihnen gestehen, daß ich nicht ganz so großmüthig wie der Präfect war. Der „Professor Schmierig“, ich und einige Andere, welche es mit dem neuen Regiment hielten, waren während jener hangen Pause gehörig gepeinigt worden. Wir sannten auf Rache. Nein, nicht doch —

bloß auf einen kleinen Schabernack. Wir gewannen für unseren Plan den Bartscheerer Becher, welcher die alten Dranier barbierte. Eines schönen Tages mußte er jedem seiner Rasir-Kunden unter vier Augen und unter dem Siegel der Verschwiegenheit mittheilen, der Kaiser habe, enttäuscht über die Acte des Treubuchs und Verraths, zu welchem die Flucht des Königs Jérôme das Signal gegeben, befohlen, auch in Pilleburg ein abschreckendes Exempel zu statuiren und die Haupträdelsführer der oranischen Bewegung zu hängen; der Präfect wage nicht zu remonstriren, so sehr ihm der Befehl wider die Haare gehe; er werde aber die Zahl der zu Executirenden auf ein Minimum beschränken, er habe mit einem Seufzer gesagt: „Ich kann mir nicht helfen, wenigstens drei müssen morgen daran glauben, und zwar die drei Klügsten“.

Am andern Tage erlebten wir ein seltsames Schauspiel. Alle „Dranier“ waren verschwunden, als hätte sie die Erde verschlungen. Die Sache erregte ein ungeheueres Aufsehen, auch bei dem Präfecten. Derselbe verlangte auch von mir amtlichen Bericht; und so konnte ich denn nicht umhin, ihm unsere Culenspiegelfei zu gestehen, und wie in Folge davon ein jeglicher Dranier fortgelaufen sei, weil Jeder sich selbst für den Klügsten gehalten. Der Präfect machte ein sehr gestrenges Gesicht und ertheilte mir einen ernstern Verweis. „Die Zeiten“, sagte er, „sind nicht dazu angethan, um solche dumme Witze zu machen“. Allein ich hörte später von Andern, daß er recht herzlich über die Geschichte gelacht und gesagt hat: „Das Schneiderlein hat doch den Teufel im Leibe“. Nach acht Tagen kamen die Dranier wieder. Einer nach dem Andern, zum Vorschein. Leider ging es mit unsrer Herrlichkeit zu Ende, wie es der Präfect, aus Anlaß der Continentsperre, vorausgesagt hatte. Napoleon hatte durch seinen Größenwahn eine Coalition Aller gegen sich heraufbeschworen, die ihn erdrückte. Man versuchte alle denkbaren Mittel. Namentlich appellirte man auch an die Schutzzoll-Interessenten. Der jeder Zeit dienstwillige Maire von Düsseldorf, der damaligen Hauptstadt des Großherzogthums, verleitete durch schutzzöllnerische Vorspiegelungen den Gemeinderath zu folgendem Beschlusse:

„In Erwägung, daß unabhängig von der so ehrenvollen Aehnlichkeit der Verhältnisse, das Großherzogthum als ein Manufactur- und Handelsstaat ein ganz vorzügliches Interesse bei jenem großen Kampf hat, welcher nichts Geringeres bezweckt, als den nationalen Kunstfleiß der Völker zu schützen und den allgemeinen Welthandel der durch Rußlands Barbarei begünstigten Habsucht Englands zu entziehen, — dem erlauchten Beschützer des Rheinbundes in tiefster Ehrfurcht ein Opfer von 12 völlig ausgerüsteten Cavallerieyferden als Signal zur patriotischen Nachfolge für alle übrigen Städte „darzubringen“.

Gewiß lautet der Beschluß recht schön. Aber er fand bei „allen übrigen Städten“, an deren Adresse er gerichtet war, keine Nachahmung. Nicht einmal Düsseldorf selbst hat ihn vollzogen. Das falsche Pathos fand kein Echo mehr. Man war schon zu oft angelogen worden.

Auch unser Präfect, der sonst die Sicherheit, Ruhe und Gerechtigkeit selbst war, begann nun, die leidenschaftlichsten Proclamationen zu erlassen. Allein auch er machte damit keinen Eindruck. „Oho!“ sagten jene Klügsten von den klugen Draniern, „dem Mann muß es schlecht gehen, denn er hat jene Contenance verloren, welche bisher das Einzige war, wodurch er sich auszeichnete“.

Hier haben Sie eine dieser Proclamationen. Sie lautet:

„Eine Bande von Aufrührern, Räubern, Deserteurs und Refractairs, verleitet und gereizt durch bösegesinnte Menschen, hat es gewagt, im Sieg-Departement auf einen Augenblick die öffentliche Ruhe, Sicherheit und Ordnung zu stören, den Gesetzen Hohn zu sprechen, das öffentliche und Privat-Eigenthum anzutasten, die öffentlichen Beamten und andere gutgesinnte Einwohner und Unterthanen zu mißhandeln. Die Verföhler und Aufwiegler dieser Kotte veräumten inmittelst nicht, die Vorskpiegelungen hervorzusuchen, womit jenem Werk der Finsterniß Eingang und Anhang verschafft werden sollte; die Abgaben, so hieß es, seien zu schwer, der Handel sei gestört und in's Stocken gerathen, die Conscriptio sei drückend, die französischen Truppen weit entfernt, und von diesen bis zur Ankunft der Russen kein Widerstand zu erwarten“. Alle diese Gründe wurden dann für Täuschung erklärt, womit die „Anhänger Englands“ den „Auswurf des Volkes“ auf ihre Seite gebracht.

In einer andern Proclamation hieß es:

„Frankreichs und seines großen Kaisers Macht war nie größer als jetzt. Die Truppen des Großherzogthums Berg haben alle Gefahren und allen Ruhm der großen Armee getheilt und, gleich Cäsars Soldaten, konnten sie niemals besiegt, wohl aber mit ehrenvollen Wunden bedeckt werden. Nur eine übermenschliche Macht konnte bewirken, was die vereinten Kräfte einer halben Welt vergebens versucht hätten. Den erlittenen Verlust schnell zu ersetzen, ist der Völker fester und unerschütterlicher Wille, denn das Interesse der Menschheit gebietet, daß mit geflügelter Eile und verdoppelter Kraft der erlauchte Monarch auf den Grenzen des civilisirten Europens furchtbarer als jemals wieder erscheine. Die Sache, wofür der Kaiser kämpft, ist nicht allein die Sache Frankreichs; es ist die gemeinschaftliche Angelegenheit des söderirten Deutschlands, so wie aller Staaten in Europa; denn wer wollte die Folgen jenes monströsen Bündnisses berechnen, welches die russische Barbarei mit dem englischen Monopol ausfühnen, die habfüchtigen Speculationen Londoner Handelsleute durch Schwärme wilder Kosaken unterstützen möchte?“

Ach, was halfen alle diese schönen Worte? Das Verhängniß mußte sich erfüllen.

Der Erste, welcher austrat, war wieder der schnellfüßige Herr von der Napoleons-Höhe, welche man jetzt Wilhelms-Höhe nennt.

Diesmal floh er von diesem Tummelplatz jeglicher Niedertracht, ohne seine „vielgetreue Residenzstadt Cassel“ auch nur zu berühren, in einer Tour

bis nach Mülheim an der Ruhr, wo er zuerst wieder Halt machte, um die Welt mit Klagen und Verwünschungen gegen seinen großen Bruder zu erfüllen, dem er doch Alles verdankte. Ein Freund, der ihn dort gesehen hat, sprach nur in den verächtlichsten Ausdrücken von diesem Fastnachts-König. „Er“, sagte er, „mit sammt seinem von Gold strohenden Gardes du Corps, den Günstlingen in phantastischen Uniformen, den Courtisanen in schamlosen Toiletten und den frechen Kammerdienern, Lakaien und Zofen, welche in Ermangelung von Vorzimmern auf den Treppen umherlungerten, glichen einer Bande heruntergekommener Comödianten, welche irgendwo ausgerückt waren, weil sie die Zechen nicht bezahlen konnten“.

Der kaiserliche Commissarius für das Großherzogthum Berg, Herr Beugnot betrug sich würdevoller. Er blieb in Düsseldorf; und als dort der Graf Saint-Priest einrückte an der Spitze des russischen Armee-corps, welches bestimmt war, unser Großherzogthum zu besetzen, versäumte er nicht, demselben ein allen Anforderungen der Kochkunst und des guten Geschmacks entsprechendes Diner zu geben in seinem Palais, das er am andern Tag verließ, um sich in Paris dem Kaiser Napoleon vorzustellen und ihn zu bitten, ihm wieder seine alte Stelle im Staatsrath zu übertragen.

„Nein, nein, nein!“ schrie Napoleon wüthend, „ich werde Sie wieder dahin zurückschicken, woher Sie gekommen. Das hätten Sie sich doch selbst sagen können. Aber es scheint, das Düsseldorfer Wasser hat einen schädlichen Einfluß. Wenigstens weiß ich sonst keinen Grund, warum sowohl Sie als Murat dort so schrecklich dumm sind geworden!“ Ja freilich, Einer von uns ist dumm geworden, dachte Beugnot im Stillen.

Am 15. November 1813 war das ganze Großherzogthum in den Händen der Allirten. Die vormals preußischen Lande wurden Preußen wieder gegeben. Wir Pilsburger wurden wieder oranisch. Und der Keist kam mit dem Generalgouvernement des Niederrheins unter die provisorische Centralverwaltung der Allirten, an deren Spitze der Freiherr vom Stein stand und die vorzugsweise von dem vortrefflichen Justus Gruner geführt ward.

So gut ging es uns in Pilsburg nicht. Bei uns erschien der Freiherr von Gagern mit folgender Vollmacht:

„Von Gottes Gnaden Wir Wilhelm Friedrich, Prinz von Oranien, Fürst zu Nassau &c. urkunden und bekennen hiermit:

Nachdem es Uns durch den Beystand des Allmächtigen gelungen ist, von Unsern im Jahre 1806 Uns durch Gewalt entriffenen Landen wieder Besitz nehmen zu können; so beauftragen und ermächtigen Wir durch gegenwärtigen offenen Brief den Minister Freiherrn von Gagern, die Regierung Unserer Lande, in Unserm Namen und Kraft dieses Auftrags, unvorzüglich zu übernehmen, und sodann alle Maßregeln zu ergreifen und auszuführen, welche zur Vertheidigung Unserer Lande, zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit in denselben und zur kräftigen Mitwirkung bei der guten Sache nothwendig und erforderlich werden.

Wir ertheilen dem Minister Freiherrn von Gagern alle Vollmacht, deren er hierzu bedürfen könnte, und hegen zu demselben das Vertrauen, daß er bey dieser wichtigen Commission Unser und Unserer Lande wahres Interesse nach allen Kräften befördern werde.

Zur Beurkundung dieses Auftrags haben Wir gegenwärtige Vollmacht für denselben ausfertigen lassen, und unter Beydrückung Unseres Fürstlichen Siegels eigenhändig vollzogen.

So geschehen Berlin den 27. März 1813.

(L. S.)

Wilhelm F.“

Ich habe, als ich von Paris nach Deutschland wieder zurückkehrte — es geschah auf Wunsch meiner Alten, die eine unüberwindliche Sehnsucht nach ihrem Pilleburg hatte, — jetzt hat sie es wieder hier satt und möchte lieber wieder in Paris sein, — so sind ja die Weiber, sie wissen nicht, was sie wollen — damals habe ich mir vorgenommen, jedes Gefühl der Bitterkeit gegen meine deutsche Heimath, das mich bei verschiedenen Gelegenheiten ergriffen, mit Stumpf und Stiel auszurotten. Von dieser Generalammestie habe ich nur Einen ausgenommen, nämlich Hans Freiherrn von Gagern. Ich habe dieser Tage noch eine Zuschrift von ihm an die Nationalversammlung in Frankfurt gelesen. Er betitelt diese Petition, weiter ist es doch nichts, in seiner bombastischen Weise als „Allokution“ und gebärdet sich darin als der „Teutscheite der Teutschen“.

Nun, wir Pilleburger haben ihn Anno Dreizehn von einer andern Seite kennen gelernt. Wir erinnern uns noch sehr wohl, wie er sich im Frühjahr Dreizehn mit allerlei verschmückten teutonischen Redensarten bei dem großen Freiherrn von Stein anschmeicheln wollte, und wie ihm dieser von Breslau aus, wo Preußen die Waffen gegen Napoleon schmiedete, antwortete: „Für Ihre Talente hatte ich immer eine ausgezeichnete Hochachtung, aber Ihre politische Ansichten und Grundsätze schienen mir stets mit den meinigen in Widerspruch“. Stein hatte Recht. Gagern hat zu jener Zeit, als Stein die Franzosenherrschaft bekämpfte, als devotester Minister eines Rheinbundsfürsten vor Napoleon und seinen geringsten Creaturen gekrochen. Als es aber mit Napoleon bergab ging, da wollte der den großen Stein glauben machen, er sei stets sein Gefinnungsgenosse gewesen. Er war es auch da nicht. Er dachte nicht an Deutschland, sondern nur an die Sonderinteressen des Prinzen von Oranien, so daß ihm ein Freund Steins zurief: „Vergessen Sie doch über Ihrem Vatabisiren nicht das Germanisiren!“ Seine Söhne schickte er in Allerweltsdienste, so daß der Eine bei den Oesterreichern und der Andere bei den rheinbündlerischen Baiern in der Armee war und diese Brüder einander in Waffen gegenüber standen. Seinen talentvollsten Sohn Fritz schickte er gar nach Holland und nach Java. Es ist derselbe, der kürzlich bei dem Heckerputsch einen so traurigen Tod hat gefunden. Gagern pflegte sich zu berühmen, er habe dem Hause Nassau zu zwei Kronen verholfen, dem Fürsten von Nassau habe er eine Herzogs-Krone — wohl bemerkt

eine rheinbündlerische Krone von Napoleons und Talleyrands Gnaden! — auf das Haupt gesetzt, und dem Prinzen von Oranien die holländische Königskrone. Das mag wohl eine Uebertreibung aus Eitelkeit sein, aber gewiß ist, daß Gagern, als er 1813 nach Billeburg kam, an Alles eher dachte, als an Deutschland.

Er, vor Kurzem noch Franzosen-Freund, spielte bei uns den wüthenden Franzosenfresser und geberdete sich geradezu unsinnig. Er stürzte alle französischen Einrichtungen, welche zum Theil ganz gut waren, und welche die Preußen und andere deutsche Regierungen in ihren linksrheinischen Territorien bewahrt und gepflegt haben, mit blinder Wuth über den Haufen. Nur die französischen Grundsteuern behielt er. Dagegen stellte er alle jene zahl- und schrankenlosen Feudalabgaben, an deren Stelle die Grundsteuern getreten waren, kurzer Hand wieder her. Ja endlich ging er so weit, daß er in allen Ortschaften durch die Schelle bekannt machen ließ, von heute an seien alle französischen und bergischen Gesetze aufgehoben. Welche heillose Verwirrung daraus entstand, ist leicht zu begreifen. Es wußte Niemand mehr, woran er war; und schlechte Menschen benutzten den herrschenden Wirrwarr, um sich zu bereichern.

Gagern war beständig unterwegs. Er konnte Deutschland gar nicht klein und Holland gar nicht groß genug machen. Er rühmt sich, es gewesen zu sein, der Holland gerettet und vergrößert habe auf Kosten eines „deutsch-niederländischen Weltreichs“, welches angeblich in der Absicht einiger Mächte gelegen. Er wollte den Holländern Ostfriesland und den Rhein bis nach Köln hinauf geben. Unsere Hoffnung war damals, 1813, darauf gerichtet, preußisch zu werden, um wieder mit unseren alten Nachbarn in Siegen und Weplar in Vereinigung zu treten. Allein diese Hoffnung gewann nur vorübergehend einen Anschein von Verwirklichung. Durch den Vertrag vom 31. Mai 1815, abgeschlossen zwischen Preußen und dem Herzogthum Nassau, wurden wir zu dem letzteren geschlagen. Ich tröstete mich damit, daß ich wenigstens ein Deutscher geblieben und kein Holländer geworden. Ich dachte mir: „Gott verläßt einen braven Deutschen nicht!“

Aber es kam anders. Die alten Oranier traten uns, die wir dem neuen Regimente zugethan gewesen waren, förmlich mit Füßen. Sie nannten uns Jacobiner, Clubbisten, Sanscülotten, Bonapartisten u. s. w. Freilich, den vornehmen Herren gegenüber, welche auch in die neuen Dienste eingetreten waren und die ich Ihnen wiederholt namhaft gemacht habe, zogen sie andere Saiten auf; denn diese vornehmen Leute verstanden es vortrefflich, in jedem Wasser oben zu schwimmen, in dem französischen, wie in dem oranischen, in dem des Großherzogthums Berg, wie in dem des Herzogthums Nassau. Wir kleinen Leute aber, wir verstanden es nicht so gut, die Fackel zu wechseln. Wir kamen unter den Schlitten. Wir wurden brotlos auf das Pflaster geworfen. Mein Präfecturrath Dubois ging nach Paris, und mein Präfect Schmitz nach Berlin; er ist später preussischer Regierungspräsident in Köln geworden,

wo er dasselbe gesegnete Andenken hinterlassen hat, wie in unserm vormaligen Sieg-Departement. Er hatte mich eingeladen, mit ihm zu gehen, vorerst als Privatsecretär; allein mein liebes Sättchen vermochte sich nicht von seiner Vaterstadt zu trennen, wo doch keines Bleibens für uns mehr war. Wenn ich von Fortgehen sprach, dann schrie sie jammernnd: „Es giebt nur ein Willeburg!“ Ich schwieg und dachte im Herzen; Ja, ja, Gott sei Dank, daß es nur eins giebt; denn wenn überall Willeburg wäre, könnte ich mich nirgends ernähren. Alle Versuche, mir eine neue Existenz zu gründen, schlugen fehl, hauptsächlich durch die Bosheit der alten Dranier und durch die meiner verehrten Mitbürger, welche das Bedürfniß fühlten, ihre „gute Gesinnung“ dadurch zu documentiren, daß sie mich nach Kräften peinigten. Je leidenschaftlicher sie früher die Marschallaise gesungen hatten, desto lauter schrien sie nun ihr „Oranje boven“.

Nun kam auch noch das große Unglück der Hungerjahre Sechzehn und Siebzehn über uns. Alle die kleinen Länder in Deutschland, welche in ihrer großen Pracht und Herrlichkeit und in einer beinahe noch größeren Zahl 1815 wieder aufgerichtet worden waren, hatten nichts Eiligeres zu thun gehabt, als an allen ihren allgegenwärtigen Grenzen unübersteigbare Schlagbäume und Zölle einzuführen. Denn das war ja ein neues Zeichen ihrer Souveränität. Der Rheinbundsprotector hatte ihnen das früher ausdrücklich verboten. Jetzt freuten sie sich, daß sie diesen gestrengen Herrn und seine Verbote wieder los geworden waren. Sie verfielen mit Hochgenuß wieder in ihre alten Sünden und Laster. Dann aber hatte ihnen Napoleon eine bitterböse Erbschaft hinterlassen, nämlich die künstlich gepflegte Treibhauspflanze einer absolut lebensunfähigen Industrie. Er hatte die englischen Fabrikate und Waaren vom Continent ausgeschlossen und einheimische Capitalisten zur Errichtung von Fabriken, welche jene Producte ersetzen sollten, durch Guust, Gnade und Subventionen ermutigt. Jetzt hörte die Continentsperre auf und die englischen Waaren, welche, so lange künstlich oder gewaltfam zurückgehalten waren, begannen das ganze europäische Festland zu überfluthen. Dieser Sturmfluth vermochten unsere ärmlichen Fabriken nicht zu widerstehen. Sie waren nie lebensfähig gewesen und fielen sofort um, als man ihnen die künstlichen Stützen entzog, deren sie sich auf Kosten des Staates und der Consumenten erfreuten. Dazu kam dann die Wiederherstellung aller jener polizeilichen, zünftlerischen und sonstigen Erschwerungen und Beschränkungen des Erwerbs und der Arbeit. Die Folge war Elend und allgemeine Verarmung, so daß Viele, die den Zusammenhang der Dinge nicht begriffen, die Rückkehr Napoleons und der Kriegszeit wieder herbeisehnten. Und nun endlich die Mißärnten. Sie waren an sich schlimm, aber sie wurden durch die Unterbindung des Verkehrs unsäglich verschlimmert. An der östlichen Grenze Deutschlands kostete das Korn nicht die Hälfte, wie bei uns; aber Ueberfluß und Mangel vermochten sich noch nicht einmal im Innern Deutschlands auszugleichen. Der freie Verkehr der Rheinbundszeiten war dahin

und der Zollverein sollte erst zwanzig Jahre später entstehen. So saßen wir hinter unsern Schlagbäumen und hungerten. Ein Franzose machte damals die grausame Bemerkung: „Die Deutschen sitzen in kleinen Kästen mit eisernen Gittern, wie die Menagerie-Thiere; sie können nicht mit einander verkehren, sondern nur einander hören, wenn sie brüllen vor Hunger“. Unsere Regierungen, deren unsinnige Handelspolitik das Alles zum großen Theile verschuldet, ertheilten uns nun wohlgemeinte Rathschläge; wir sollten Baumrinde mahlen und das Brod mit den Kleien essen. Aber es waren Viele, die noch nicht einmal Kleien hatten. Ich konnte das Elend nicht mehr länger ertragen. Unsere Ersparnisse aus den Vergiften Zeiten waren größtentheils aufgezehrt. Glücklicherweise hatte meine Frau einen Rückhalt, an ihren braven Eltern. Da sie aber nicht mit wollte, ging ich allein nach Paris. Unser ehemaliger Präfecturrath Dubois, dem ich brieflich mein Leid geklagt, hatte mich dahin eingeladen und leistete mir bereitwillig Unterstützung. Aber es wollte nicht gehen. Da lernte ich dort einen deutschen Landsmann, Namens Cathrein, aus Raftätten im Nassauischen, kennen. Er war als Stellmachersgeselle dorthin gekommen und hat sich, namentlich während der Anwesenheit der hohen Alirten, zum modischen Wagenfabrikanten aufgeschwungen und war dabei ein schweereicher Mann geworden. Er ließ mir ein kleines Capital und rieth mir, wieder zur Nadel zu greifen, und das that ich. Ich ward Mode und mein Glück war gemacht. Vielleicht hätte ich besser gethan, dort zu bleiben, aber meine Frau bekam Heimweh, und auch ich dachte: Ich bin und bleibe ein ehrlicher Deutscher — und so sind wir wieder nach der Pille gekommen.

(Schluß folgt.)





Ueber philosophische Bildung.

Von

Friedrich Albert Lange.

III. Die Bildung durch Philosophie.

(Schluß.)



eben der kritischen Bildung durch metaphysische Studien ist aber auch die historische von ungemeiner Wichtigkeit. Ein Studium der aristotelischen Metaphysik namentlich, wenn es auch schlechtthin mit der Zerstörung aller aristotelischen Dogmen endigen sollte, ist schon wegen des unermesslichen Einflusses, den diese Weltanschauung Jahrtausende hindurch geübt hat, fast unerlässlich für Jeden, der den Entwicklungsgang des menschlichen Geistes im Ganzen oder auf einzelnen bestimmten Gebieten genauer verfolgen will. Man kann geradezu sagen, daß es kaum eine Wissenschaft giebt, welche mit ihren Wurzeln bis in das Alterthum oder auch nur bis in die ersten Anfänge der Neuzeit zurückreicht, die nicht irgendwo in ihren Grundbegriffen oder in ihrem Entwicklungsgange die Spuren der einst alles Denken beherrschenden Metaphysik an sich trüge. Ueberall, in der Ethik und Politik, wie in der Naturauffassung, stoßen wir selbst im täglichen Leben, bei Personen, die in ihrem Leben nicht an Philosophie gedacht und vielleicht nie von Aristoteles gehört haben, auf die Spuren zersplitterter, ungedeuteter, oft seltsam entstellter aber gleichwohl noch erkennbarer Begriffe der alten Metaphysik, die den Völkern des Abendlandes gewissermaßen in Fleisch und Blut übergegangen war.

Oder wie wollte man wohl den Geist unserer klassischen Literaturperiode völlig erfassen, ohne einige Kenntniß der Philosophie Spinozas, der auf Lessing, Herder, Jacobi und vor Allen auf Goethe den tiefgreifendsten Einfluß geübt hat. Auf Kant aber und seiner mächtigen Arbeit der Vernunftkritik, auf seinen Irrthümern wie auf seinen Errungenschaften, ruht ein so wesentlicher Theil des ganzen deutschen Geisteslebens vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, daß man kaum eine wahrhaft allgemeine und einiger-

maßen in die Tiefe gehende Bildung erlangen kann, ohne sich mit ihr vertraut zu machen.

Wenn es hier scheinen könnte, als falle der wesentliche Zweck des metaphysischen Studiums mit dem der Geschichte der Philosophie zusammen, so darf dabei doch der ungeheure Unterschied nicht übersehen werden, der zwischen jeder, auch der eingehendsten und besten Darstellung der Geschichte und dem Studium wirklicher Originale besteht. Ja, man kann geradezu behaupten, daß die Geschichte der Philosophie, von einer ganz vorläufigen Orientirung abgesehen, erst für Denjenigen Leben und Kraft gewinnt, der wenigstens auf einem Punkte unmittelbar in die Werkstätten des arbeitenden philosophischen Geistes hineingeblückt und sich mit der eigenen Denk- und Ausdrucksweise eines großen Denkers in allen Einzelheiten vertraut gemacht hat.

Beim Studium der großen Originale enthüllt sich dann aber auch die dritte Seite des Gewinns, welchen die Beschäftigung mit der Metaphysik noch heute geben kann. Neben der kritischen Läuterung der eigenen metaphysischen Vorurtheile, neben dem historischen Verständniß für Ideen, die der Menschheit bisweilen als Irrlichter, häufiger als ein Stab gedient haben, der später überflüssig wurde, finden wir in ihnen die wirksamste Anregung zum Selbstdenken. Der dogmatisirende Schüler, der sich selbst zum Sklaven eines fremden Systems gemacht hat, kann nur wieder knechtend und erdrückend auf die Geister einwirken; der große originale Denker befreit uns, weil wir seinem eigenen Befreiungskampfe zuschauen. Verstehen wir ihn aber als Kind seiner Zeit zu fassen, so werden wir bei aller Regsamkeit der Kritik auch seinen positiven Gedankenbildungen eine bessere Seite abzugewinnen suchen. Wir erheben uns, wie es auf dem Gebiete der Ideen unerläßlich ist, über den platten Gegensatz von richtig und unrichtig, und lernen eine gewisse Zweckmäßigkeit der Gedankenbildung auch da noch anerkennen, wo die absolute Begründung fehlt. Jetzt und so lernen wir nicht Philosophie, aber philosophiren.

Was das „Collegium logicum“ nach älterer Auffassung zur Bildung beitragen sollte, hat Goethe mit classischen Worten bezeichnet, denn wenn es auch der verneinende Geist, der Schalk ist, dem die fatal klingenden Verse in den Mund gelegt werden, so ist es doch im Grunde ernst gemeint mit der Erklärung:

„Da wird der Geist euch wohl dressirt,
In spanische Stiefeln eingeknürt,
Daß er bedächtiger so fortan
Hinschleiche die Gedankenbahn
Und nicht etwa die Kreuz und Quere
Irrlichtelire hin und her“.

Eine solche „Dressur des Geistes“, oder glimpflicher ausgedrückt, eine strenge Schulung, welche unnütze Seitensprünge verhindert und zu bedächtigem, regelrechtem Fortschritt nöthigt, ist dem jugendlichen Sinne, der das freie Spiel der Phantasie liebt, und sich oft zu kühnen Gedankenverbindungen

fortgerissen sieht, nicht angenehm und doch kann sie ihm nicht erspart werden; denn je länger, je mehr stellt es sich klar heraus, daß aller solide Fortschritt in den Wissenschaften vor allen Dingen der Anwendung einer strengen Entschiedenheit fordernden Methode verdankt wird.

Aber diese heilsame Dressur wird heutzutage nicht im Collegium logicum geboten, sondern die Specialwissenschaften haben im Wesentlichen die Aufgabe übernommen. Der Philologe lernt in seinem Seminar und bisweilen auf ziemlich unsanfte Weise, daß er keine Behauptung in die Luft bauen oder im Vertrauen auf sein Gedächtniß wagen soll, sondern, daß er Alles, was er sagt, muß beweisen können. Die Kenntniß und Kritik der Quellen, die Gewöhnung, jede Quelle richtig zu gebrauchen, die Beachtung aller in Frage kommenden Möglichkeiten, die Fertigkeit im Verzicht auf unhaltbare Lieblingsideen, die Vermeidung bloß geistreicher Einfälle, die Sorgfalt in der Sammlung der Thatfachen, die Vorsicht in der Ableitung des Resultates: Alles das lernt er nicht theoretisch, am wenigsten rein logisch, sondern er lernt es durch Beispiel und eigne Arbeit auf dem speciellen und speciellsten Felde seiner Wissenschaft.

Ähnlich in anderen Zweigen der Universitätsstudien. Die Seminare, die Uebungen, die Praktika bilden sich mehr und mehr aus und werden in Zweigen eingeführt, wo sie bisher vermißt wurden. Selbst für die Philosophie sind solche Uebungen unerläßlich geworden, wenigstens für alle Diejenigen, welche sich nicht nur um der allgemeinen Bildung willen ihr zuwenden, sondern ihr ein tieferes und dauerndes Interesse widmen wollen. Aber auch die Philosophen treiben in ihren „Uebungen“ nicht mehr, was ehemals im Collegium logicum getrieben wurde. Es würden auch nur sehr wenige Docenten der Philosophie heutzutage im Stande sein, mit so vollständiger Beherrschung der logischen Technik, wie sie ehemals nöthig war, einzugreifen, und jede Verletzung der Regeln, jedes unzumuthige Verfahren sofort mit dem entsprechenden Kunstausdruck zu bezeichnen. Unsere „philosophischen Uebungen“ machen sich meist zur Aufgabe, zur genauen und vollständigen Auffassung der Gedanken eines hervorragenden Philosophen und etwa noch zu einer gründlichen Kritik derselben anzuleiten, aber selbst bei dieser Kritik tritt das formale Interesse meist sehr in den Hintergrund neben der Frage nach der objectiven Begründung und dem inneren Zusammenhange der Gedanken. Selbst die „Disputationen“, welche man in Verfolgung einer alten Tradition noch hie und da für nöthig hält, sind heutzutage fast ganz zu einem Kampfe der Ansichten geworden, wie er auch im täglichen Leben jeden Augenblick sich entspinnen kann; höchstens daß es mit den Behauptungen noch nicht so ernst genommen, und etwa einmal eine Ansicht bloß „zur Uebung“ vertheidigt wird. Die beständigen Rücksichten auf die strengen Kampfregeln der Logik, welche dabei in der Blüthezeit der Disputationen gefordert wurden, wo jeder Schluß seinen bestimmten Modus haben, jeder Vorwurf eines Fehlschlusses sofort mit dem entsprechenden Kunstausdruck

begleitet werden mußte, sie sind fast spurlos verschwunden, und nur sehr selten würde einer der Theilnehmer überhaupt noch im Stande sein, sich in so strengen Formen zu bewegen. Deshalb entspricht aber auch das Disputatorium überhaupt nicht mehr dem Bildungsgange der Gegenwart. Wie die ganze aus der griechischen Philosophie in die Scholastik übergegangene Meinung aufgehört hat, als müsse aus einem solchen Kampfe der Ansichten die Wahrheit hervorgehen, wenn er nur möglichst gewandt und kunstfertig geführt werde, so ist auch dem Disputatorium in der Vorbildung für die selbständige Vertretung seiner Ueberzeugungen der Boden entzogen worden; aber selbst so weit es noch sein Dasein fristet, kann es kaum mehr im Sinne der früheren strengen Technik als eine Uebung im Gebrauch der logischen Formeln betrachtet werden.

Wo ist denn nun noch die Stätte geblieben, wo dem Anfänger der Geist in spanische Stiefeln eingeschnürt wird? Sie ist spurlos verschwunden und auch Goethe hat in seiner Jugend nur noch die letzten Reste dieses Treibens vorfinden können, das einst auf den Hochschulen eine so große Rolle spielte. Die Vorlesungen über Logik sind lange Zeit der Tummelplatz aller möglichen Experimente gewesen, aber keine Schule des Denkens für den Anfänger, es sei denn, daß ihm hier zuerst die anspruchsvolle Phraseologie eines neuen Systems entgegentrat. In dieser Beziehung könnte man allerdings der Hegel'schen Logik, deren Herrschaft nun freilich auch schon überstanden ist, alles das Böse nachsagen, was der Goethe'sche Mephisto vom Collegium logicum ausplaudert. Wenn auch die Hegel'sche Logik keine Denkgesetze entwickelt, sondern nur eine gewisse Manier, die Begriffe unter beständiger Verhöhnung der logischen Formen so zu drehen und zu wenden, und so unvermerkt etwas Anderes an die Stelle dessen, wovon die Rede war, zu schieben, so mußte doch diese Kunst von Jedem bis zu einem gewissen Grade erlernt werden, der dem Gedankengang des Philosophen folgen wollte. Und ihm zu folgen war ja in der Blüthezeit seiner Autorität das A und O aller Philosophie. Wie wenig die „dialektische Methode“ Hegels überhaupt beanspruchen kann, eine „Methode“ zu heißen, zeigt sich schon in der diametralen Verschiedenheit der Resultate, die in seiner Schule aus den gleichen Principien und nach der gleichen Methode entwickelt wurden. Ueberhaupt mag man der historischen Erscheinung Hegels so viel Respect entgegenbringen als irgend möglich, so läßt es sich doch nicht verschweigen, daß die „immanente Dialektik“ eine so vollständige Selbsttäuschung in sich schließt, wie das Tischrücken. Eine Veränderung, die man selbst und, streng genommen nicht einmal unbewußt, mit der Sache vornimmt, wird zu einer Selbstbewegung des Objectes gemacht. Daß Hegel es unternahm, in dieser Weise nicht nur seine Metaphysik als „Logik“ zu entwickeln, sondern sogar die Formen der formalen Logik (in der „subjectiven Logik“) mittelst „immanenter Dialektik“ aus einander hervorgehen zu lassen, hat gegenwärtig nur noch die historische Bedeutung, daß dadurch der alte Betrieb der Logik in Deutschland gründlich

unterbrochen wurde, und daß man sich daher genöthigt sah, auf diesem Gebiete — den veränderten Zeitverhältnissen Rechnung tragend — ganz wieder von vorn anzufangen.

Statt hier die einzelnen Versuche dieser Neubildung der Logik zu kritisiren, wollen wir vielmehr fragen: Wie muß die Logik in der Gegenwart beschaffen sein, um der philosophischen Bildung (als allgemeine Einleitung in das wissenschaftliche Denken) einen ähnlichen Dienst zu leisten, wie man ihn einst an der überlieferten Logik, den damaligen Zuständen der Wissenschaft entsprechend, besaß. Es wird sich zeigen, daß dieser Gesichtspunkt der Bildung durch Logik, obwohl scheinbar ein nebensächlicher, zugleich auch auf die fruchtbarste Methode wissenschaftlicher Behandlung der Logik hinlenkt.

Wenn die Philosophie im Allgemeinen bestimmt ist, die Einheit des wissenschaftlichen Geistes in aller Manigfaltigkeit der positiven Wissenschaft zu vertreten, so kann die Logik keine andere Aufgabe haben, als diese Einheit zunächst von der formalen Seite aufzufassen und darzustellen, d. h. als innere Einheit aller wissenschaftlichen Methode. Dabei darf aber von vornherein nicht mehr die Rede davon sein, daß diese Einheit der wissenschaftlichen Methode, wie zu den Zeiten Fichtes und Hegels, oder wie schon im Alterthume bei Aristoteles, von dem Philosophen erdacht und nachher den positiven Wissenschaften aufgenöthigt werde. Man gelangt auf diese Weise nur zu Irrthümern und Thorheiten, wie dies namentlich die Geschichte der Naturphilosophie in ihrem Streit mit den Naturwissenschaften in Deutschland aufs klarste gezeigt hat. Die Philosophen mochten noch so anspruchsvoll, von der Zeitströmung und öffentlichen Autorität unterstützt, in die Welt rufen, daß nur Dasjenige wahrhaft Wissenschaft sei, was nach ihrem Dreifakt von Theses, Antithesis und Synthesis entwickelt werde: der Name der Wissenschaft und der Wissenschaftlichkeit blieb der ernstlichen und gediegenen Forschung, die sich dem Object anbequemt, statt ihm die Gesetze vorschreiben zu wollen, und die Philosophie erlitt in diesem Conflict ihre schwerste, aber eine wohlverdiente Niederlage.

Vielmehr kann die Logik heutzutage nur die Methoden der positiven Wissenschaften, soweit sich diese bereits hinlänglich abgeklärt und durch den Erfolg bewährt haben, als ein Gegebenes auffassen, das zu begreifen, nicht aufzulösen und durch etwas Andres zu ersetzen ist. — In dieser Beziehung haben wir in Deutschland noch viel von den Engländern zu lernen, deren „inductive Logik“ sich eng an die in den Wissenschaften wirklich befolgten Methoden anschließt; aber es wird sich zeigen, daß wir gleichwohl noch eine tiefer gehende Aufgabe zu lösen haben.

Sehr richtig sagt Stuart Mill, daß die Logik der Wissenschaften zugleich auch die Logik der Geschäfte und des praktischen Lebens ist; aber diese Einheit alles logischen Denkens wird gleichwohl von ihm nur auf eine äußerliche, rein empirische Weise, und dabei noch sehr unvollständig nachgewiesen. Er

zeigt freilich, wie der Grundgedanke der inductiven Methode sich in mannigfachen Formen, den besondern Aufgaben jedes Falles entsprechend, darstellt, allein es ist bei Mill noch nicht zum Bewußtsein gekommen, daß es gerade die wesentliche Aufgabe des Logikers ist, diese innere Einheit bei wechselnder Form nachzuweisen, daß es sich in der That nicht darum handeln kann, den Naturforscher, den Statistiker u. s. w. über die von ihm zu befolgende Methode zu belehren (d. h. dem Anfänger in diesen Wissenschaften vorzutragen, was man dem Meister abgelauscht hat), sondern daß die ganze Aufgabe auch hier, mitten in den Anwendungen auf die positiven Forschungen, und darüber hinaus selbst in der Anwendung auf das Leben und die Geschäfte, eine wesentlich formale ist. (Mill daher auch theils viel zu weitläufig, theils eben doch sehr unvollständig in der Behandlung der Hauptgebiete.)

Erhebt man sich sonach zu dem Gedanken einer vergleichenden Methodologie der Wissenschaften, so wird der Hauptgegenstand, wie in der vergleichenden Anatomie oder der vergleichenden Sprachwissenschaft, nicht die übersichtliche Zusammenstellung von Thatsachen, sondern die vergleichende Synopsis selbst: der Nachweis der Einheit im Mannigfaltigen.

Es kann freilich bei einer gründlichen Behandlung dieser Aufgabe nicht ausbleiben, daß nicht auch der Jünger einer speciellen Wissenschaft, und bisweilen selbst der Meister, etwas lernt, das für ihn direct wieder in der Forschung verwendbar ist; aber dies ist nicht der nächste Zweck der vergleichenden Behandlung. Was der Einzelne aus dieser lernen soll, ist zunächst nicht, was er selbst täglich treibt, sondern was die Andern treiben, und wie sich dies zu seinem eignen Thun und wie er selbst sich zur Gesamtheit verhält.

Soll aber eine vergleichende Methodologie der Wissenschaften in diesem Sinne möglich sein, so muß auch der gemeinsame Stamm nachgewiesen werden, aus welchem alle jene Methoden hervorgehen. Dies sind aber die Regeln über die logische Behandlung von Gegenständen überhaupt und der Mechanismus der Induction: Damit aber kommen die uralten Regeln und Lehrsätze der formalen Logik wieder zur Geltung, denn in ihnen ist eine Summe höchst einfacher Beziehungen der Begriffe gegeben, über deren Wahrheit, wie über die Wahrheit der Sätze der Mathematik, Jedermann einverstanden sein muß. Die ungeheure Wichtigkeit dieses Umstandes wurde in neuerer Zeit nur zu sehr übersehen: Hegel, der es liebte, die Technik der Logik zu verhöhnern, und die neu-aristotelische Schule, welche den ersten Meister dieser Technik auf den Schild erhoben, stimmen darin überein, daß sie beiderseits den Werth der wenigen Goldkörner in der überlieferten Logik, die gerade in der gewöhnlichen Begriffstechnik zu suchen sind, nicht zu schätzen wissen, und zwar verblendet durch die anspruchsvolle Art, mit welcher sie in anderen Dingen, hier in der „dialektischen Methode“, dort in der „Apodeiktik“ einen unfehlbaren Weg nicht nur zur formalen, sondern selbst zur materiale Wahrheit zu haben glauben. Aber das einfache Kriterium der wirklichen

und unwandelbaren Zustimmung zu einem Lehrsatz muß diesen schließlich bei allen Besonnenen vor jedem andern Stoff auszeichnen. Damit ist auch der Streit über den Vorzug der formalen und der erkenntnistheoretischen Logik an der Wurzel abgeschnitten. Die letztere mag noch so viel Vorzüge, die erstere noch so viele Mängel haben: unser Vorrath an wahrhaft apodiktisch geltenden Sätzen ist so gering und der Werth derselben so groß, daß die Nothwendigkeit a priori feststeht, einmal das eigentlich Logische in der Logik, d. h. das absolut Zwingende, was bei jeder Behandlungsweise gleich bleibt, so rein als möglich herauszuheben; möge dann nun darin eine genügende Logik enthalten sein oder nicht.

Aber nach unsrer Auffassung soll auch eben mit jenen Elementen die Aufgabe der Logik nicht abgeschlossen, sondern nur begonnen sein. Das, was in jeder Behandlung der Logik gleich und unzerstörbar bestehen bleibt (sofern man es nicht einfach ausläßt), das muß auch der logische Stamm einer jeden Methode sein. Zu diesem tritt jedoch das inductive Princip hinzu, welches sich übrigens in seinen Wurzeln schon bis an die Elemente der formalen Logik verfolgen läßt. Die Theorie der Induction zeigt uns, wie aus dem genügend vorbereiteten Boden der neue Begriff, der das Wissen bereichernde Gedanke als eine Frucht der synthetischen Anlage unsres Geistes hervorspringt, und wie er zu prüfen und kritisch zu behandeln ist, bevor er als Wahrheit gelten kann. Der inductive Factor unsres Denkens ist der variable, der rein logische der constante. Es giebt daher, genau genommen, keine „inductive Logik“ neben der „deductiven“, wohl aber eine logische Theorie der Induction, welche uns zeigt, wie das inductive Princip mit den logischen Grundregeln zusammenwirkt, um in jeder Art der Forschung das Ziel erreichen zu lassen. In der einen Wissenschaft wird das Stadium der Vorbereitung, d. h. die bloße Sammlung der Thatfachen überwiegen, in der andern das eigentlich inductive Stadium der Entdeckung, der Aufstellung des neuen, die zerstreuten Erscheinungen sammelnden Begriffs, in wieder einer andern die kritische Erprobung des Gewonnenen und die Sichtung des Haltbaren und des Unhaltbaren. Wir werden die mannichfachen Combinationen dieser Elemente sehen, zu einem bald äußerst kunstvoll und verwickelt aufgebauten Beweisapparat, bald zu einem höchst einfachen, gleichsam direct zugreifenden Verfahren; aber in allen diesen Formen, von der scheinbar ganz mechanischen Methode des Statistikers bis zu der fast der Divination gleichenden Herstellung eines verdorbenen Textes durch den Philologen, von der Arbeit des Chemikers, der sich anscheinend ganz vom Stoff und von den Sinnen leiten läßt, bis zu einer psychologischen Analyse, bei welcher der Stoff fast zu schwinden scheint: überall wird der Logiker, welcher seine Wissenschaft handhabt, wie die Gegenwart es verlangt, das Spiel der gleichen Elemente, die Wirkung derselben unwandelbaren Factoren der menschlichen Erkenntniß nachweisen.

Eine solche Wissenschaft aber trägt das Kriterium im höchsten Grade an sich, welches Aristoteles der Philosophie als der Königin aller Wissen-

schaften zuschreibt: daß sie nämlich um ihrer selbst willen, nicht um eines Nutzens willen begehrt wird. Denn welcher Denkende würde nicht den höchsten Werth darauf legen, in diesen Zusammenhang der nach so verschiedenen Richtungen sich verzweigenden Geistesthätigkeit der Menschen einen Einblick zu gewinnen! Eine Logik, welche die Entdeckung der Wahrheit lehren will, kann unmöglich einen so hohen Bildungswerth beanspruchen, als eine solche, welche zeigt, wie die Wege zur Wahrheit, welche die Forscher wirklich wandeln, alle von einem Punkte ausgehen und wieder in einen Punkt zusammenlaufen. Gewiß ist es ein wahres Wort, daß der Fortschritt der Wissenschaften so wenig an die specielle Kenntniß der rein logischen Regeln gebunden ist, als das Gehen an die Kenntniß der Muskeln, mit denen wir es zu Stande bringen. Freilich je weiter wir uns vom Object entfernen — höchst ungleich der Meinung eines Plato und Aristoteles — desto mehr unterliegen wir auch dem logischen Irrthum, und der Streit mit logischen Waffen ist daher nie eifriger geführt worden, als auf dem Gebiete der unfruchtbarsten Abstraction. Im Verkehr mit dem Object aber, in der Behandlung historischer und naturwissenschaftlicher Thatsachen findet der ernste Sinn sich nicht nur empirisch zurecht, sondern er erhebt sich sogar zur Kunstlehre, zur bewußten Anwendung der für sein Fach und seinen Stoff geeigneten Methode, ohne daß er nöthig hätte, diese Methode aus den Principien abzuleiten. Wird ihm aber diese Ableitung in überzeugender Weise geboten, so hebt ihn dies gleichsam auf einen höheren und dem Centrum aller menschlichen Thätigkeit näheren Standpunkt. Von hier aus das eigne und fremde Thun zu überschauen, ist ein hoher Genuß, den kein wahrhaft Gebildeter verschmähen wird, wenn er sich ihm bietet.

Wie es aber das Kriterium aller acht philosophischen Erkenntnisse ist, daß sie zugleich ethisch erheben, so wird rein logische Erkenntniß dieser Art den Geist befreien von der engherzigen Ueberschätzung des eignen Fachs und der eignen Person. Mit Achtung vor fremder Arbeit und gehoben in der Idee einer Gesamtarbeit für den Endzweck aller menschlichen Cultur wird er gleichwohl mit doppelter Liebe zu seiner speciellen Thätigkeit zurückkehren, die ihm bedeutamer geworden ist als Spiegelbild der unendlich viel reicheren Thätigkeit des großen Gesamtlebens.

Wollen wir nun auch die übrigen Zweige der Philosophie in Beziehung auf ihren Werth für die allgemeine (philosophische) Bildung prüfen, so drängt sich uns die Frage auf nach einer Eintheilung der philosophischen Disciplinen. Jedes geschlossene System pflegt eine solche Eintheilung mit sich zu bringen, aber vom allgemeineren Standpunkte betrachtet, haben alle diese Eintheilungen ihre großen Uebelstände. In ihrem lebendigen Fortschritt hebt die Philosophie bald dieses, bald jenes Feld in den Vordergrund, und alsbald ändern sich damit auch die Verbindungen der Neben- und Ueberordnung. Die Psychologie z. B. erscheint uns in den älteren Systemen meist als ein Anhang zur Pbyssik (philosophische Naturlehre), während man sie in neuerer Zeit oft zur

eigentlichen philosophischen Fundamentalwissenschaft hat machen wollen, und in neuester Zeit scheint es bisweilen wieder, als sollte die ganze Wissenschaft von den Medicinern erobert werden. Aber selbst wenn sie eine wesentlich philosophische Disciplin bleibt, kann der Umfang von Vorstudien, welche sie in ihrem jetzigen Zustande erfordert, und die Ausdehnung ihres Gebietes leicht dazu führen, daß sie nach dem Princip fortschreitender Theilung der Arbeit zu einer selbständigen, ihren eigenen Mann fordernden Specialwissenschaft wird.

Die Naturphilosophie, die bei Aristoteles (als „*Physik*“) wie bei Schelling und Hegel einen Hauptstamm der ganzen Philosophie bildet, ist neuerdings so in Mißcredit gerathen, daß man sie fast vollständig hat fallen lassen. Was wir aber von naturphilosophischen Bestrebungen in der Gegenwart noch haben (Materialismus, Darwinismus), ist auf dem Boden der empirischen Naturwissenschaften, freilich unter dem Einflusse des philosophischen Einheitstriebes, erwachsen.

Die Aesthetik wird in Deutschland seit Baumgarten (1735) als eine besondere philosophische Disciplin behandelt, und seit man drei Seelenvermögen unterscheidet, ist sie neben der theoretischen Philosophie und der Ethik oft als ein (wenn auch minder entwickelter) Hauptstamm in der ganzen Eintheilung der Philosophie betrachtet worden. In anderen Systemen nimmt sie in der Eintheilung eine minder hervorragende Stellung ein, so z. B. bei Hegel, und doch ist gerade aus der Schule Hegels eine Behandlungsweise hervorgegangen, welche die leeren Begriffsformeln so vollständig mit dem Anschaulichen der Künste zu erfüllen und zu sättigen sucht, daß der Aesthetiker zugleich ein Kunsthistoriker und Theoretiker sein, d. h. aus diesem speciellen Zweige seinen Lebensberuf machen muß (Wischer). Da ist es denn nicht zu verwundern, wenn Andere, von der Philosophie ausgehend, durch ästhetische Studien hindurch lieber ganz zur Kunstgeschichte übergegangen sind. Daneben ist nun in neuester Zeit noch der Anfang einer inductiven Aesthetik zum Vorschein gekommen (Zeising, Fechner, Helmholtz), welche in unmittelbarem Zusammenhange steht mit der Psychologie (beziehungsweise Physiologie der Sinne), so daß wenigstens die allgemeinen Elemente der Aesthetik ganz wohl als specieller Zweig der Psychologie gefaßt werden können.

Aber auch die Ethik ist in neuerer Zeit mit der empirischen Forschung in die engste Verbindung gebracht worden, und hier ist in der That die Basis für eine inductive Behandlung durch das schnelle Wachsen der Moralstatistik eine sehr bedeutende geworden, während andererseits freilich die Frage nach der bloßen Möglichkeit einer inductiv begründeten Ethik hier schwieriger ist als bei der Aesthetik.

Auf dem Gebiete der Aesthetik kann man nicht nur nachweisen, wie sich der Mensch auf dem Gebiete des Schönen wirklich verhält, sondern auch was das Gefallende oder den Eindruck des Erhabenen Hervorbringende ist. Darüber bliebe noch die geschmacksrichtende Frage: Was soll gefallen? für die

aber schwerlich ein a priori giltiges Princip zu finden ist. — Die Moralstatistik aber lehrt uns zunächst nur: Wie handeln die Menschen wirklich? und zwar lehrt sie es vorwiegend gerade an den Abweichungen von dem, was als Norm gilt. Die Frage: Was gilt als gut? ist bei weitem nicht mit der gleichen Sicherheit zu beantworten, wie die Frage: Was gefällt? Die letztere kann, wie es scheint, wenigstens auf weiten Gebieten streng naturwissenschaftlich beantwortet werden, weil dem Geschmacksurtheil eine ausgeprägte Naturbestimmtheit zu Grunde liegt. Bei der Ethik müßte man auf die Moralstatistik im Grunde noch eine vergleichende Sittenlehre folgen lassen und dann käme erst noch die normative Hauptfrage: Was soll man als gut ansehen? welche hier keineswegs so leer ist, wie in der Aesthetik. Wenigstens hat sich die Philosophie zu allen Zeiten eine Hauptaufgabe daraus gemacht, ein Princip des sittlichen Handelns aufzustellen, welches von der Meinung unabhängige Geltung hat.

Aber gerade die bedeutendsten unter diesen Principien führen wieder zur Psychologie und zur Gesellschaftswissenschaft zurück; z. B. das aristotelische (Glückseligkeit; dadurch daß der Mensch das ihm zukommende Werk verrichtet), Kant („Maxime der allgemeinen Gesetzgebung“, die doch wohl das Uebel in der Gesellschaft zu einem Minimum machen muß), Hegel (Uebereinstimmung [„Einheit“] des Subjects mit der „sittlichen Substanz“. Was ist diese?).

Gerade die Gesellschaftswissenschaften (Volkswirthschaft, allgemeine Theorie der Politik u. s. w.) sind bisher in Deutschland der Philosophie fern geblieben, während man sich nicht scheute, z. B. in der Rechtsphilosophie („Naturrecht“) vom philosophischen Boden aus bis tief in die Specialitäten des concreten Rechts einzudringen. Anders in England, wo Volkswirthschaft und Philosophie sehr oft in einer Hand (Adam Smith, St. Mill).

So werden wir von allen Seiten auf das Studium des Menschen im Individuum und in der Gesellschaft, in seinem gegenwärtigen Zustande und in der Entwicklung („Geschichtsphilosophie“) hingewiesen, als auf ein unentbehrliches Substrat aller philosophischen Disciplinen, man möge die Philosophie übrigens eintheilen, wie man wolle. Daß z. B. auch die Pädagogik, so weit sie schon als Wissenschaft gelten kann, ganz auf diesem Boden ruht, versteht sich von selbst. — Aber selbst die Naturphilosophie, so weit sie nicht einfach wissenschaftliche Darstellung des Kosmos ist, muß auf dem Boden der Psychologie neugeboren werden, da diese uns gleichfalls den Spiegel kennen lehrt, in welchem das Weltbild erscheint.

Wir können also immerhin die Liebhaberei einer strengen Gliederung der philosophischen Disciplinen den Freunden des „geschlossenen Systems“ überlassen, ohne deshalb über ihren Zusammenhang im Dunkeln zu tappen. Wir wissen, daß ein und dieselbe Disciplin, wie z. B. Ethik oder Aesthetik, ihre Fäden nach verschiedenen Seiten erstreckt, die durch jede Schablone theilweise abgeschnitten werden. Wir wissen aber auch, daß die Wissenschaft vom Menschen und der menschlichen Gesellschaft der materielle Boden ist,

aus dem sie alle erwachsen, und daß selbst die Ideale, welche in den „normativen“ Disciplinen so mächtig eingreifen, in der pragmatischen Anthropologie in ihrem Entstehen nachzuweisen sind.

Was könnte nun aber wohl bildender und zugleich über das gewöhnliche Niveau „allgemeiner Bildung“ erhebender sein, als das Studium des Menschen und der menschlichen Gesellschaft? Nichts kann im Leben vorkommen, das nicht von hier aus Licht gewinnt. Das Unbedeutende wird bedeutend, wenn wir es als eine Function des Menschengeistes im Zusammenhang mit dem Größten und Bedeutendsten erblicken. Eine flüchtige Wahrnehmung, ein Lichtschimmer, ein verschwindender Schatten, erinnert uns an die Gesetze des Sehens und die Art, wie durch sie das ganze formenreiche und farbenvolle Bild des sichtbaren Universums zu Stande kommt. Eine Ideenassociation, deren Wirkung im spielenden Gespräch wir bemerken, eröffnet uns den Blick auf einen der mächtigsten Factoren in unserm Verkehr mit den Dingen und mit Anderen. Ein Vorfall des täglichen Lebens, ein sogenannter „Zufall“, erscheint uns im Lichte jener allgemeinen Gesetze, deren Wirkung auch im scheinbar Zufälligsten die Statistik nachgewiesen hat. Daß aber diese Kenntniß der Triebfedern des menschlichen Empfindens und Handelns auch Nutzen gewährt, daß sie uns befähigt, im öffentlichen Leben, in der Erziehung, im Berufsleben als Richter, Arzt, Seelsorger, zahlreiche Irrthümer und Fehler vermeiden und, frei vom Glauben an unmögliche Wirkungen, überall die sichersten Wege zum Ziele einzuschlagen — das wird in unseren Augen diesem Studium keinen Abbruch thun. Es mag sein, daß es nach Aristoteles ein Hauptruhm der Philosophie ist, daß sie zu keinem Nutzen dient, sondern um ihrer selbst willen gesucht werde, so werden wir doch gut thun, die Frucht nicht so künstlich von der Blüthe zu trennen, wie dies im Alterthum, unter dem Einflusse eines falschen Socialprincips (Begriff des „Freien“, im Gegensatz zum „Dienenden“) natürlich war.

Der echt philosophische Geist, der allenthalben auf die Principien geht und das Wissen an sich liebt, hätte im Grunde schon längst dazu führen müssen, das Studium des Menschen, seiner geistigen Anlagen und der Bedingungen, unter denen er sich entwickelt, in den Mittelpunkt aller höheren Studien zu stellen, wenn man nur eine Wissenschaft des Menschen gehabt hätte, die hinlänglich sicher wäre. Selbst die scheinbar nur auf das Außere führenden Wissenschaften der Anatomie und Physiologie und der allgemeinen Anthropologie sind in dieser Beziehung so wichtig, daß man es der wahrhaft wissenschaftlichen Psychologie noch als ein besonderes Verdienst anrechnen kann, daß sie auf diese, in der allgemeinen Vorbildung bis jetzt nur zu sehr vernachlässigten Zweige des Wissens hinführt und ihnen Vieles entnimmt.

„Es ist in der That ein sehr blindes und unseren aufgeklärten Zeiten sehr unanständiges Vorurtheil, daß wir die Geographie und die römische Geschichte eher lernen, als die Physiologie und Anatomie, ja die heidnische

Fabellehre eher als diese für Menschen beinahe so unentbehrliche Wissenschaft, daß sie nächst der Religion sollte gelehrt werden“ (Vichtenberg I, 177).

Es mag sein, daß der Bildungswert der Aesthetik und der Ethik vorzüglich darauf beruht, daß uns diese Wissenschaften in das Gebiet der Ideen führen. Aber auch die Ideen des Schönen und des Erhabenen, des Guten und der Gerechtigkeit wurzeln in der Menschennatur und verlieren nichts von der Unmittelbarkeit ihrer Wirkung auf das Gemüth, wenn wir uns dieses ihres Ursprungs bewußt sind. Auf der andern Seite wird die Gefahr, in der Welt des Idealen sich an Worte zu halten und hohle, unfruchtbare Empfindungen mit der praktischen Gewalt der echten Idee zu verwechseln, durch nichts so sicher vermieden, als durch die innige Verbindung des Idealen in diesen Wissenschaften mit dem reichen Stoff, welchen die empirische Lehre vom Schönen und welche die Social- und Moraltatistik zu bieten vermag. So stellt sich die Psychologie im weitesten Sinne des Wortes geradezu der Logik und der Metaphysik als dritte Einheitswissenschaft gegenüber.

Die Logik und Methodologie giebt uns die formale Einheit; die Psychologie in dem hier entwickelten Sinne das wichtigste materiale Einheitsband unter allen Wissenschaften und Künsten. Sie ist gleichsam eine Wissenschaft des gemeinsamen Bodens, aus welchem alle menschlichen Bestrebungen erwachsen, und insofern auch eine Wissenschaft von den Principien.

Die Metaphysik aber, die wir zu Anfang dieses Abschnittes kennen lernten als das ewig unerreichte Ideal einer Wissenschaft aller Wissenschaften, tritt jetzt, nachdem wir ein materiales Band aller philosophischen Disciplinen in der Wissenschaft vom Menschen gefunden haben, in eine neue Stellung zum Ganzen der philosophischen Disciplinen.

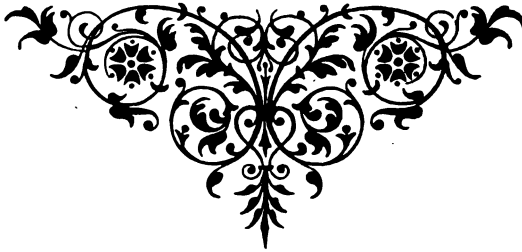
Wir haben in dem vorher Vorgetragenen den Bildungswert der Metaphysik im Hinblick auf die großen Originale erörtert; ohne uns die Frage vorzulegen, ob Metaphysik auch noch in Zukunft sein soll. Wir können diese Frage jetzt dahin beantworten, daß Metaphysik nicht in gleicher Weise, wie logische, wie psychologische Forschung von Jedem gefordert werden kann, der sich überhaupt mit Philosophie beschäftigt. Es gehört ein besonderer, und sagen wir es gleich heraus, ein dichterischer Beruf dazu, sie wirklich erspriesslich zu behandeln, und daneben wird noch die gründlichste Beherrschung des Materials der Wissenschaften, so weit es irgend in Betracht kommt, vorausgesetzt.

Eben deshalb aber kann es auch nicht zum Wege der philosophischen Bildung gehören, jederzeit die neueste Metaphysik irgend eines gepriesenen Propheten kennen zu lernen, und noch weniger, die neuesten Gestalten, welche irgend ein im Wesentlichen bloß reproducirender Professor dieser Wissenschaft zu geben für gut findet.

Aus dem gleichen Grunde kann es aber auch unmöglich der richtige Weg philosophischer Bildung sein, die sämmtlichen Specialdisciplinen nach der in Deutschland bisher beliebten Weise in einer Form zu genießen, in welcher

sie in der That nichts sind, als die in's Breite ausgespinnene Metaphysik. Es war ein verhängnißvoller Mißgriff, als man dazu überging, wegen der Einheit des Systems, wohl gar unter dem Anspruch, daß dies die einzige nicht nur philosophische, sondern selbst nur wissenschaftliche Behandlung sei, alle Disciplinen nach der in der Metaphysik üblichen Methode aus einem Princip zu construiren, das dann wieder bei jedem Philosophen ein anderes ist, statt im Vertrauen auf die objective aus der gleichen Menschennatur fließende Einheit sich das Princip von den Dingen geben zu lassen. Auf diesem Wege sind in der Naturphilosophie und in der Psychologie wahrhaft verbildende Zerrbilder entstanden, und wenn das Unheil in der Ethik und Aesthetik geringer ist, so rührt dies daher, daß man hier nur die idealen, normativen Gesetze aus dem Princip ableitete (dem sie sich weit leichter fügen, als äußere Thatfachen!), während man den Rahmen dieser Begriffstechnik mit dem objectiven Material erfüllte, welches man im Leben und in den positiven Wissenschaften vorfand.

(Ein Schlußaufsatz „Die Bildung zur Philosophie“ folgt.)





Woburn Abbey*).

Von

Ludwig Freiherrn von Ompteda.

— Wiesbaden. —

An der Eisenbahn, welche von Oxford über Bedford nach Cambridge führt, liegt die kleine Station Woburn in einem grünen wohlgepflegten Thale. Die Felder und Wiesen sind hier vielfach mit Hecken eingefast und mit Bäumen bepflanzt. Sie würden Gärten gleichen, wäre nicht so viel Bewegung in den Linien ihrer Grenzen, mögen diese nun aus Gebüsch oder kleinen Wasserläufen bestehen, soviel sanfte Bogenschwingung in den Fahrwegen und natürliche Unregelmäßigkeit in der Stellung der Bäume, daß die Monotonie unserer deutschen angebauten begrabigten und geregelten Flurbilder hier nirgends das Auge ermüdet. Die Vermeidung der graden Linien in der Anordnung der nahen landschaftlichen Gegenstände wie in den Fernsichten, die Schonung aller schönen alten Bäume, auch wo sie wirthschaftlich zum Schaden stehen, und die überwiegende Benutzung des Bodens als Grünland: alle diese Eigenthümlichkeiten bilden charakteristische Grundzüge in der ruhigen und heiteren, hochkultivirten und doch natürlichen englischen Landschaft. Die Fahrwege tragen nicht minder zu dem gartenhaften Eindrucke bei. Sie sind meistens vorzüglich angelegt und sorgsam unterhalten. Als Baumaterialien werden nur harter Kiez oder Schlagsteine benutzt. Der Weg ist nie breiter als erforderlich und kaum merklich gewölbt, so daß er fast eben erscheint. Sehr häufig giebt man der ganzen Fahrbahn eine leichte Abdachung, abwechselnd nach der einen oder anderen Seite. Statt der bei uns üblichen Einfassung durch Gräben läuft auf beiden Seiten ein Streifen, durchlässig mit Bruchsteinen und Steinschlag gefüllt. Außerdem wird das

*) Diese Schilderung von Woburn Abbey, dem Wohnsitz des Hauptes der Familie Russell, bildet einen weiteren Abschnitt aus den in früheren Bänden von „Nord und Süd“ veröffentlichten „Bilder aus englischen Landsitzen und Gärten“ desselben Verfassers.

Wasser durch schmale Rinnen abgeführt, welche sich im schiefen Winkel in das anliegende Grundstück verlieren.

Der kleine Ort Woburn wird das Auge jedes Reisenden durch seine Sauberkeit und Ordnung erfreuen. Zu beiden Seiten der Straße liegen zierliche Arbeiterhäuser und größere Cottages, alle nach denselben Rücksichten der Zweckmäßigkeit eingetheilt, aber fast alle verschieden in ihrer äußeren Erscheinung. Einige sind alt, wie das verwitterte von grauem Gipsbewurfe unterbrochene Eichenholz ihres Fachwerks zeigt, aber sie machen einen rüstigen wohlerhaltenen Eindruck. Die jüngeren sind aus rothen Backsteinen; die Inschriften über ihrer Thür welche das W unter der Herzogskrone umgeben, zeigen ein Alter von zwanzig bis dreißig Jahren. Diese neueren Gebäude liefern uns wahre Modelle einer englischen Cottage. Der architektonischen Schönheit und dem Stile ist durch gefällige Giebelböden geräumige Hausthüren gegitterte Kautenfenster entsprochen, sowie durch Büschel sechseckiger hoher Schornsteine welche die englischen Häuser ganz besonders zieren und ihnen gewissermaßen eine Krone aufsetzen. Aber neben dem Malerischen der Vorzeit hat man den modernen Anforderungen an Luft, Licht, Wärme und Trockenheit zu genügen verstanden. Jedes Häuschen steht in einem sauberen Gärtchen, in welchem jetzt, im Juni, gefüllte Levkojen Stiefmütterchen und Rosen blühen. Hinter oder neben dem Hause erstreckt sich ein kleiner, üppig wachsender und reinlich gehaltener Gemüsegarten.

Auf dem Markte des Städtchens prangt, frisch angestrichen, das Gasthaus mit dem Wappen der Russells, dem rothen steigenden Löwen und den drei Muscheln darüber. Umgeben ist es von bürgerlichen, sauber bemalten Fachwerkhäusern, dazwischen die Schule und etwas abseits, in würdiger Zurückgezogenheit, die stattliche Kirche, für deren Bau im vorigen Jahrhunderte der damalige große Grundherr, auf dessen Familiensitze wir uns befinden, der vierte Herzog von Bedford vierzigtausend Pfund Sterling ausgab.

Zenseit des Dertchens zieht sich der Weg die Höhe hinan, die das Thal in langem gleichmäßigen Zuge überragt. Bald tauchen wir in einen Hohlweg ein, der zu beiden Seiten mit Nadelholz und immergrünen Blattpflanzen eingefasst ist. Er führt auf die Hochebene und an das nächstliegende Thor des Parkes von Woburn Abbey, eines Parkes, dessen neun Fuß hohe Umfassungsmauer eine Länge von vier deutschen Meilen hat.

Nachdem wir das Thor durchschritten nimmt uns der „Evergreen Drive“ auf, ein Weg, der zwischen breiten Grasstreifen hinführt, deren jeder auf seiner anderen Seite durch Gebüsch abgeschlossen ist. Dieses besteht nur aus immergrünen Gewächsen. Den Hintergrund bilden hohe Nadelbäume, vor ihnen drängen sich grüne und scheckige Stechpalmen, kräftiger Laurustinus und hochgewachsener Evonymus mit dunklen Cypressen und helleren Lärchen untermischt. Des Weges größter Schmuck jedoch besteht in den herrlichen, hohen Cedern, die unter die schönsten in ganz England gezählt werden. Der vordere untere Rand des Busches ist sorgfältig mit wildem Rhododendron

ausgepflanzt, welches gerade jetzt die Pracht seiner lilafarbigen Blüten trägt. In sanft geschwungenen Wellenlinien, die und da durch kurze Lücken unterbrochen, begleitet dieses wunderbare Gebüsch unseren Weg eine lange Strecke bis derselbe in den offenen Park mündet. Man sieht auf Weideland und Bäume, einzeln und in Gruppen; den Hintergrund schließen überall dichtere oder doch perspectivisch so scheinende Bestände ab. Zu unseren beiden Seiten zeigen sich stattliche Cottages von hohen Eichen und Ulmen beschattet, mit blühenden Glycinien und dunklem Efeu bewachsen, von niedlichen Gärtchen eingefasst. Es sind die Wohnungen der herzoglichen Beamten. Dann tritt rechts der große Wirtschaftshof der „Home Farm“ hervor, links die Meierei die „Dairy“. Hinter diesen Gehöften biegt der Weg vor einer stattlichen von Geflügel belebten Wasserfläche nach rechts aus und vor uns sehen wir das Schloß.

Woburn Abbey ist um die Mitte des vorigen Jahrhunderts im italienischen Geschmacke einfach und edel aufgeführt. Das Ganze bildet ein regelmäßiges Viereck, das einen inneren Hof umgiebt. Das Schloß liegt nicht erhöht gegen die Umgebung, es erscheint durch die langen Linien seiner Seitenflügel auf den ersten Anblick etwas gedrückt. Die uns jetzt zugewendete hintere Front trägt in ihrer Mitte einen von vier ionischen Säulen gestützten mächtigen Giebel, das Erdgeschoß ist von unbehauenen Steinen. Der Park tritt auf dieser Seite unmittelbar an das Schloß heran ohne die Vermittlung gartenmäßig behandelter Zwischenstücke. So bewegen sich denn auch die verschiedenen Gruppen des Weideviehs und des Dammwildes in nächster Nähe der herrschaftlichen Wohnung. Diese unmittelbare Nachbarschaft giebt dem Bilde eine natürliche Einfachheit und vornehme ländliche Ruhe, die namentlich bei großen Herrensitzen eine bedeutende Wirkung erzielt. Wir wenden uns nur zögernd ab von diesem schönen Bilde des Genügens und treten durch die weite Glashür unmittelbar in die große Speisehalle, ein beinahe quadratischer, von Säulen getragener Raum, dessen Wände mit figurenreichen, wohlerhaltenen Gobelins mythologischen Gegenstandes geziert sind. Eine Treppe führt uns weiter in den ersten Stock. Von dieser aus läuft nach beiden Seiten ein breiter Korridor an der inneren Seite des Schlosses durch sämmtliche vier Flügel. Diese zweckmäßige Anlage dient, da überall Wasserheizung besteht, im Winter als Spaziergang und man verweilt um so lieber darin, als sie uns zugleich die Geschichte des Hauses Russell in einer Reihe von Portraits und Büsten der besten Meister vorführt. Holbein, Van Dyck, Sir Joshua Reynolds, Gainsborough, Sir Thomas Lawrence haben nacheinander dazu mitgewirkt, der Erinnerung an diese zum nicht geringen Theile bedeutenden Männer und Frauen auch eine hohe künstlerische Weihe zu verleihen.

Die Russells, bis dahin einfache Landbediente, treten zuerst im sechzehnten Jahrhunderte in die geschichtliche Deffentlichkeit. Mit diesem Zeitpunkte beginnt auch die Galerie der Portraits. Wir sehen hier, im schwarzen Anzuge des Staatsmanns, John Russell, den ersten Earl von Bedford, welcher

der Schlacht von Pavia beimohnte und einen der besten Berichte über dieselbe hinterließ. Er war Zeuge bei der Vermählung Heinrich VIII. mit Anna Boleyn und schrieb darüber: „sie ist die liebenswürdigste „gentile“ Dame, die ich kenne und ebensoviel Königin als irgend eine in der Christenheit“. Nachher war er, leider! auch einer ihrer Richter. Der Eindruck, den ihre Liebenswürdigkeit auf Russell gemacht hatte, wirkte dabei noch fort, denn die arme Königin, welche sich von ihren Richtern grausam behandelt fühlte, nahm davon Russell aus, der sich als echter Edelmann (a very gentleman) gezeigt habe. Er erwarb die ungeheuren Besitzungen, meistens eingezogenes geistliches Gut, welche — neben den Stadtvierteln in London, die in der Gegend von Coventgarden und Longacre über zweitausend Häuser einschließen — noch jetzt den Reichthum des Familienhauptes ausmachen, dessen jährliche Einnahme, nach allgemeiner Schätzung, sich zwischen drei bis vierhunderttausend Pfund (sechs bis acht Millionen Mark) bewegt.

Sein Sohn, der zweite Carl, zeichnete sich in der Schlacht von St. Quentin aus, wurde aber trotz dieser Verdienste als standhafter Protestant von der Königin Mary in's Gefängniß geworfen. Er war einer der vertrauten Rathgeber der Königin Elisabeth, welche ihn der, zu allen Zeiten seltenen und hochgeschätzten Ehre eines Besuches auf seiner Besitzung Chenies würdigte. Indessen scheint diese Gnadenbezeugung zu jener Zeit etwas kostspielig gewesen zu sein, denn als ihre Wiederholung in Woburn in Aussicht stand, bat Russell den Minister Cecil: „er möge doch dahin wirken, daß der Besuch möglichst kurz ausfalle“.

Wir gehen weiter zum Bilde des vierten Carl Francis, wohl einer der bedeutendsten Männer dieses Hauses. Er gab demselben zuerst die ausgesprochene politische Gesinnung und Richtung die es seitdem mit Auszeichnung und Ehre verfolgt hat. Nachdem er in Grays Inn die Rechte studirt, wurde er einer der besten Kenner des Verfassungsrechtes und der Praxis des Parlamentes, und einer der Vorkämpfer der Volkspartei gegen die beiden ersten Stuarts. Nachhaltiger aber noch hat er gewirkt als der Unternehmer einer, nicht nur für jene Zeit, großartigen landwirthschaftlichen Melioration. Eines seiner Güter, Thorney Abbey, lag in der Nachbarschaft eines ungeheuern Sumpfes welcher, etwa 600,000 Morgen groß, sich über verschiedene Grafschaften erstreckte. Das Land war ursprünglich trocken gewesen aber durch Nachlässigkeit und Ueberschwemmungen ein unnahbarer Morast geworden. Nach vielseitigen verunglückten Versuchen unternahm Bedford im Jahre 1631 mit einigen anderen größeren Grundbesitzern das Riesentwerk gegen die Zusicherung von etwa 140,000 Morgen aus dem zu gewinnenden Lande. Als die Arbeit nach fünf Jahren fertig war, suchte der König Carl I. durch einen Gewaltakt deren Früchte an sich zu reißen und Bedford verlor den Besitz. Im Jahre 1641 starb „der kluge (the wise) Carl“, wie ihn seine Zeitgenossen nannten, und erst im Jahre 1649, nach des Königs Tode, wurde des Unternehmers Sohn, der fünfte Carl, mit seinen Genossen

in alle Rechte seines Vaters an der „Bedford-Ebene“ wieder eingesetzt und gelangte in den eigenthümlichen Besitz von etwa 120,000 Morgen. Das Werk hatte den Unternehmern ungefähr 400,000 Pfund (8 Millionen Mark) gekostet und viele von ihnen waren durch den so lange vorenthaltenen Genuß der Entschädigung ruinirt. Aber der größte Lord hatte es ausgehalten und durchgeführt. Auch diese Neigung für landwirthschaftlichen Fortschritt ist in der Familie vererbt worden und wird uns heute wohl noch wieder begegnen.

Auf diesen glücklichen Landvermehrer folgt in der Galerie ein Paar, welchem in der Geschichte Englands wie in dessen Kunst und Literatur ein unsterblicher Name und ein Andenken bewundernden Mitleids bewahrt ist. Es sind des fünften Karls Sohn, Lord William Russell und seine Gemahlin, Lady Rachel Wriothesley. Sie war eine an Geist und Herz hervorragend begabte Frau, deren Einfluß aus dem jungen und, wie es scheint, geistig gerade nicht ausgezeichnet befähigten Lebemann Russell einen ersten politischen Charakter und frommen standhaften Christen entwickelte. Seine Stellung als einer der Führer der Volkspartei im Unterhause und seine festen Ansichten über die englische Verfassung und Staatskirche mißfielen dem Könige Karl II. im höchsten Grade. Als Russell im Jahre 1680 seine Entlassung als Mitglied des Geheimen Raths einreichte, wurde die Bewilligung in der „Gazette“ mit dem allerhöchsten, sonst durchaus nicht gebräuchlichen, besonderen Zusatze veröffentlicht: „With all my heart“, dessen seltene Aufrichtigkeit immerhin Anerkennung verdient! Zwei Jahre darauf wurde Lord William in die sogenannte Rye-House Verschwörung verwickelt und nach einem kurzen unregelmäßigen Verfahren des Hochverrathes und beabsichtigten Königsmordes schuldig erklärt. Ein neueres Bild von Hayter, in einem der großen Empfangszimmer zu Woburn Abbey, zeigt uns die Gerichtssitzung in der Old Bailey. Links die Richter, unter denen Lord Jeffreys blutigen Andenkens gebührend hervortritt. Rechts steht Russell zu ihnen sprechend. In der Mitte sitzt zu ihres Gatten Füßen Lady Rachel an einem Tische mit Papieren, den ausdrucksvollen Kopf halb zurück gegen den Angeklagten und uns zugewandt. Sie erscheint nicht allein als Sekretair, sondern auch als Beistand thätig. Nach dem Urtheile warf sie sich dem Könige zu Füßen und flehte seine Gnade an. Vergebens. Dann überwand sie jede berechtigte weibliche Schwäche und stärkte sich im Gefühle der Pflicht: durch ihr Beispiel des Unglücklichen Kraft zu unterstützen. Ihr Abschied von ihm ist, unter den großen Momenten der englischen Geschichte, im Westminster Palast durch ein ergreifendes Wandgemälde verewigt. Russell ging mit Fassung und, wie es scheint, mit einer gewissen Heiterkeit zum Blocke. Am Tage vor der Hinrichtung befahl ihm ein starkes Nasenbluten. Der Arzt wollte ihm dagegen zur Ader lassen. „Lassen wir es heute gut sein“, wehrte Russell ab „morgen bekomme ich ja einen ausreichenden Aderlaß“. Ehe die Sheriffs ihn auf das Blutgerüst geleiteten, versicherte er ihnen nochmals feierlich, daß er nie-

mals auf des Königs Tod gesonnen habe, daß er jedoch weitere Aufklärungen zu seiner Verteidigung nicht habe geben können, ohne Freunde bloßzustellen. Dann zog er seine Taschenuhr auf, mit den Worten: „Nun habe ich mit der Zeit abgeschlossen und darf nur noch an die Ewigkeit denken“. Mit fester Haltung legte er sein Haupt auf den Block und durch zwei Hiebe wurde es vom Körper getrennt.

Als wenige Jahre darauf Jakob II., dessen Einflüsse auf seinen Bruder, den König Karl II., die Zeitgenossen einen großen Theil des damals so reichlich vergossenen unschuldigen Blutes aufs Gewissen legten, selbst am Rande des Abgrundes stand und „zu spät“ auch den Earl von Bedford um Rath und Hilfe anging, soll der alte Mann dem Könige nur geantwortet haben: „Ich hatte einst einen Sohn, welcher Euer Majestät in Ihrer jetzigen Lage von großem Nutzen gewesen sein würde.“

Unzweifelhaft war es wesentlich dem Einflusse des großen Hauses Russell zu verdanken daß die Mehrheit der Engländer damals, wo man noch an die Götlichkeit des Erbrechts glaubte, sich dem jüngern protestantischen Zweige der Stuarts und Wilhelm III. zuwandte.

Im Jahre 1694 wurde dem Hause die Herzogskrone verliehen.

Die nun folgenden beiden Häupter der Familie aus dem vorigen Jahrhundert, die direkten Nachkommen der Lady Rachel, zogen das stille Leben großer Landebelleute zu Woburn Abbey den öffentlichen Geschäften vor. Jedoch vergaßen sie und der vierte Herzog, wieder ein Staatsmann, niemals ihren historischen Beruf als Kämpfer für politische Freiheit und religiöse Duldsamkeit. Eben dieser vierte Herzog erbaute Woburn Abbey in seiner jetzigen Gestalt und legte die schönen Pflanzungen in Garten und Park an. Er schuf den Evergreen Drive, durch den wir in den Park eintraten; jedoch hatte er sich in seinen Neuerungen nicht immer des Einverständnisses seines konservativen Obergärtners zu erfreuen. Eines Tages protestirte dieser gegen gewisse Räumungen und Lichtungen im Waldbestande, als dem Garten und dem Rufe des Gärtners schädlich. Der Herzog antwortete: „Thut Ihr, was ich wünsche, und ich will Euern Ruf vertreten“. Als Alles fertig war, setzte der Herzog an den immergrünen Weg folgende Inschrift: „Diese Pflanzung ist gelichtet von John Herzog von Bedford gegen den Rath und die Ansicht seines Gärtners“.

Sein Enkel und Nachfolger, der fünfte Herzog, im Costüm aus der Wende des vorigen Jahrhunderts und mit sehr energischem Ausdruck in den kräftigen Zügen, war einer der treuesten Anhänger von Charles Fox und der beständige Gegner des Ministeriums Pitt. Unablässig bekämpfte er dessen Kriegspolitik. Als aber 1796 Pitt eine vom Parlamente bewilligte Kriegsleihe von 18 Millionen Pfd. öffentlich auslegte, zeichnete der patriotische Bedford allein 100,000 Pfd.

Nach seinem frühen Tode folgte ihm sein Nachbar in der Galerie, sein Bruder. Er fügte den Schätzen Woburns die bedeutende Sammlung

italienischer Bildhauerwerke hinzu, baute die große Markthalle von Covent-garden in London, welche 800,000 Mark kostete, und die Kirche in Woburn, an welcher wir heute Morgen vorüberfahren. Außerdem begann er den Um- und Neubau der Cottages für die Arbeiter, deren Proben an unserem Wege standen. Ein großes Werk, „denn“ bemerkte der jetzige Herzog, als wir die Häuschen lobten, „eintausend Cottages haben wir jetzt freilich umgebaut, aber ebensoviel alte sind noch da“.

Am Schlusse der langen Reihe tritt uns nochmals einer der bedeutendsten Sprößlinge dieser begabten Familie entgegen, im Bilde als junger, in einer gelungenen Portraitbüste als älterer Mann. Carl Russell of Kingston-Russell, der Welt bekannter als Lord John Russell. Mit um so größerem Antheile betrachten wir diese letzten beiden Darstellungen als erst wenige Tage zuvor der dreiundachtzigjährige bedeutende Staatsmann, dessen die Königin Victoria in den eben erschienenen Aufzeichnungen aus dem Leben des Prinzen Albert oft in dankbarer Anerkennung gedenkt, lebensmüde seine lange Laufbahn vollendet hatte und in der Kirche zu Chenies neben seinem Sohne und Enkel beigesetzt war. Er wollte lieber hier in der Stille mit sechzig anderen Russells und ihren Frauen ruhen als in der geräuschvollen Westminster-Abtei. —

Wir haben jetzt in der Galerie das Schloß rings durchwandert, und stehen vor dem letzten Bilde, das uns an hervorragender Stelle in Hoheitsglanz und Jugend Schönheit entgegentritt. Es ist das Portrait der regierenden Königin, ein Geschenk zur Erinnerung an einen königlichen Besuch zu Woburn Abbey im Jahre 1841.

Nun betreten wir die Empfangsräume (state drawing rooms) eine Reihe großer stattlicher Säle und Zimmer. Decken und Thüren sind aus weißem Stuck mit Vergoldung oder aus seltenem geschnitzten Holzwerke. Ebenso sind die Wände in Stuck oder mit schweren Stofftapeten überzogen. Die Namine sind in vergoldetem Metall mit hohen kunstreich gearbeiteten Marmormänteln. Die Möbeln entsprechen dem Stile des Hauses, schwer und gediegen, mit reichen Stoffen. Majoliken, Porzellan, alte Bronzen und Emaillen fehlen nicht auf den Schränken, Tischen und an den Wänden. Ueberall herrscht Pracht und Reichthum aber auch überall reiner, guter Geschmack; nirgends stören die geleckten modernen Erzeugnisse des französischen Kunstgewerbes, der schwächliche sogenannte Stil Ludwig XVI. Den schönsten Schmuck jedoch aller dieser Gemächer bilden die werthvollen Gemälde. Wir nennen hier nur die Namen der besten Meister, die in unzweifelhaft echten Werken vertreten sind: Van Dyck, Velasquez, Rubens, Brouwer, Rembrandt, Wouvermans, Teniers, Cuypp, Poussin, Claude Lorrain, Philipp de Champagne, Salvator Rosa und eine Madonna mit dem Kinde von Murillo. Vor Allem fesselte unser Auge ein Portrait des schönen und unglücklichen Grafen Essex, des letzten Geliebten der alternden Elisabeth. Eine tadellos gewachsene sehr schlanke Gestalt, ein reiches sehr knapp anschließendes Wamms, das Gesicht unbedeutend, kleine Züge, wenig

Ausdruck, kleine Augen, dunkles Haar und rother Bart. Der schöne Coffer macht entschieden den Eindruck eines sehr eleganten und um seine äußere Erscheinung ängstlich besorgten jungen Herrn, eines Swell, wie jetzt die Engländer sagen würden.

Wir halten unsere Schritte im sogenannten kleinen Speisezimmer an und bewundern die schönen Van Dycks, vor Allem das lebensgroße Portrait von Francis Earl Russell, herrlich erhalten und sicher in seiner ganzen Ausdehnung vom Meister selbst gemalt. Im anstoßenden großen Drawing-room tritt ganz besonders hervor das schöne, auch durch den Stich bekannte Portrait der Lady Tavistock, Hofdame der Königin Caroline, von Sir Joshua Reynolds.

Den Schluß dieser glänzenden Zimmerreihe bildet die Bibliothek. Sie umfaßt zwei Räume deren zweiter, das Eckzimmer, vierundzwanzig Buden von Benedig enthält, von Canaletti für Bedford House in London gemalt. Aus der Bibliothek führen Glashüren in die Blumengärten. Man tritt zuerst unter die breite Arkade, welche hier ununterbrochen an der Gartenseite des Schlosses entlang läuft. Dieser Gang ist, in steter Abwechselung, mit Rosen und anderen Schlinggewächsen überzogen; von Zeit zu Zeit unterbricht eine Blumengruppe, ein Springbrunnen, ein Marmorwerk, oder eine der kolossalen Majolikavasen von Minton die Einförmigkeit des langen Weges. Ueber dem Gange befinden sich Wohnräume neben Gewächshäusern für einzelne Blumengattungen. Von dieser Arkade aus erstrecken sich die Blumengärten nach den verschiedensten Richtungen. Auch in ihnen wiegt der, von nur wenigen Hauptwegen durchschnitene, dichte, kurze, reine Rasen vor. Kleine Wasserflächen, besetzt mit Goldorffen und Goldschleien, beleben ihn und kleine verstreute Blumenbeete, einfach in Zeichnung und Auswahl der Pflanzen, wirken in bescheidener Unterordnung die bunten Farben in den grünen Teppich. Gruppen von Rhododendren und pontischen Azaleen treten etwas zurück und hinter diesen bilden immergrüne Strauchgewächse den Uebergang zu den größeren baumreichen Theilen des Gartens. An einer etwas erhöhten Stelle tritt uns ein lebensgroßes Standbild der jetzigen Herzogin entgegen aus vergoldetem Kupfer, vom Bildhauer Böhm. Auch durch die weiteren Gärten führen nur wenige sanft gewundene Wege. Wo eine Allee oder eine andere gradlinige Anlage der Vorzeit zu verwerthen war, hat man sie mit Rasen umgeben und dadurch die Steifheit des Kiesweges vermieden. Einen seltenen Anblick gewährt dem Festländer eine lange Allee großer, üppig wachsender Araukarien (*imbricata*), welche mit ihren dunklen Zweigen, langgestreckt auf dem Hellgrün des Rasens lagernd, einen ernsten Kontrast hervorrufen. Die Gärten zieren viele mehrhundertjährige Eichen von sehr starker und gesunder Entwicklung, zwischen ihnen auf Felsgruppen fröhlich gedeihende Alpenrosen, Edelweiß und verwandte Bergbewohner. Näher am Schlosse stehen einige junge Eichenbäume an gesicherter Stelle, die, einer schönen alten Sitte folgend, die Prinzess Royal von England

Deutschlands Kronprinzessin, zur dauernden Erinnerung an einen Besuch des Ortes im Jahre 1874 mit eigener Hand pflanzte. Ueberall bildet der immergrüne Busch den Abschluß.

Daß einem so großen Landsitze ein reichbesetzter Wintergarten nicht fehlt ist selbstverständlich. Hier wirkt er um so anziehender als er in unmittelbarer Verbindung mit der Statuengalerie steht, einer Sammlung werthvoller italienischer und anderer Arbeiten. An jedem Ende der Galerie befindet sich ein kleiner Tempel, links der Freiheit gewidmet, mit Büsten von Fox und Canning, rechts den Grazien geweiht, mit einer reizenden Gruppe der drei Charitinnen von Canova.

Die Wanderung durch Woburn Abbey und alle seine Herrlichkeiten hatte bereits einige Stunden in Anspruch genommen; Augen und Füße fühlten das Bedürfniß nach Ausruhen und so folgten wir willig unserem gastfreien Hausherrn zum Lunch in die uns schon bekannte große Speisehalle. Dort hatte sich inzwischen eine zahlreiche Gesellschaft von Herren zusammengefunden, meistens Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft. Jedoch auch diese nur als Nebenfiguren um eine interessante und gelehrte Mittelgruppe, deren Thätigkeit uns am Nachmittage belehren und erfreuen sollte.

Die Vereinigung zum Lunch ist eine der angenehmsten englischen Institutionen, da sie gesellige Zwanglosigkeit, frischen Appetit und gute Kost verbindet. Es waren zwei runde große Tische gedeckt, an deren einem man sich um den Hausherrn, am andern um dessen ältesten Sohn, den Marquis von Tavistock, nach Gefallen niederließ. In den großen und guten englischen Häusern ist — jedenfalls zum Heile der Fremden — die nationale englische Küche ein überwundener Standpunkt, und eine gebildetere Verbindung der französischen Kochkunst mit dem vortrefflichen englischen Rohmaterial entspricht unserm heutigen Geschmacke in wohlthuernder Weise.

Die nur in Wasser gekochten oder im eigenen Fette ohne ausreichende Würze gebratenen, für unsere Zunge einigermaßen unfertigen Speisen, sowie die oft etwas eigenthümlichen süßen Schüsseln Altenglands sind hier verschwunden. Auch wird weder des Hausherrn noch des Gastes Kunstfertigkeit und Arbeitskraft durch Vorschneiden und Vorlegen in Anspruch genommen. Ein Haushofmeister in schwarzen Kniehosen, unterstützt von gepuderten Bedienten in reicher Livree, nennt die verschiedenen auf Schenkentischen und Buffets aufgestellten Gerichte und bringt, was man gewählt hat.

Ein ebenso aufmerksamer Kellermeister schenkt dem Gaste Bordeaux, Portwein oder Sherry und bietet natürliches kohlensaures Wasser an, von welchem jetzt die Apollinarisquelle zu Remagen und das „Taunuswasser“, vermuthlich ein collectiver Handelsname, besonders geschätzt werden. Gegen das Ende des Mahles wechselt man wohl den Platz, um anziehenden Persönlichkeiten näher zu treten und so vergeht die Zeit in behaglicher Thätigkeit und Ruhe, bis die anfahrenden herzoglichen Wagen uns zu neuen Bildern entführen.

Wir halten zunächst bei der Home-Farm an, demjenigen Hofe, welchen der Gutsherr selbst zu bewirthschaften pflegt und der sich daher meistens durch einen gewissen Luxus in Gebäuden und Maschinen, in den Viehständen und in allerlei landwirthschaftlichen Versuchen auszuzeichnen pflegt. Hier finden wir fünfunddreißig schöne Alderneykühe aufgestellt, von der Insel Jersey stammend und wegen der Zierlichkeit und Regelmäßigkeit in Figur und Farbe, sowie wegen des reichen Fettgehaltes ihrer Milch jetzt als Park- und Luxusvieh am meisten geschätzt. Der Hof enthält geräumige Werkstätten für Schmied und Schreiner, welche, mit Unterstützung einer Locomobile, die Reparaturen für alle die großen und kleinen Gebäude des weiten Gut-complexes von Woburn herstellen. Wir besuchen von hier aus die an der andern Seite des großen Fahrweges belegene Dairy, den Milchstaller. Der innere Raum ist mit bunten Kacheln bekleidet, zwischen denen Frieße von Majolika umlaufen, welche Allegorien der Jahreszeiten und Bilder aus der milchwirthschaftlichen Thätigkeit darstellen. Ein Springbrunnen regelt den nöthigen Feuchtigkeitsgehalt und eine Wasserheizung die Temperatur der Luft. Die Milchgefäße sind hier aus Glas, anderswo auch aus Porzellan oder emailirtem Eisen, je nach dem wissenschaftlichen Standpunkte der herrschenden Meierin hinsichtlich ihrer vorzüglicheren Eigenschaften für das Ausrahmen der Milch. Schöne alte Chinesische und japanische Schüsseln sind an passenden Plätzen als homogene Verzierung des Ortes aufgestellt.

Nachdem wir dieses, Kühle und Sauberkeit athmende Heiligthum nur ungern verlassen, führt unser Weg uns durch ein nahe gelegenes Parkthor hinaus in das freie Feld, zugleich in das Feld für die Thätigkeit der gelehrten Herren, deren vorläufige Bekanntschaft wir beim Lunch gemacht haben.

Im Jahre 1875 beauftragte die Königliche Landwirthschafts-Gesellschaft von England ihre chemische Abtheilung: durch eine längere Reihe praktischer Versuche den verhältnißmäßigen Werth des Stalldüngers und verschiedener käuflicher künstlicher Düngerarten festzustellen.

Die Frage war praktisch geworden durch die neuere englische Gesetzgebung, die dem abziehenden Pächter eine Entschädigung zuspricht für die im Boden aufgesammelte, von ihm selbst nicht mehr ausgenutzte Dungkraft (Gail und Gaare) aus Stoffen, die der Pächter zum Vortheile der Wirthschaft aus seiner eigenen Tasche zugekauft hatte. Die Ziele dieser Versuche und die Wege dahin waren von den Gelehrten rasch gefunden, leider aber mußten sie den Acker für die Ausführung lange vergebens suchen. Da erklärte der Herzog von Bedford: er wünsche, daß diese Versuche auf seine Kosten gemacht würden. Er überwies dem chemischen Ausschusse eine Fläche von etwa 150 Morgen und einen seiner Pachthöfe mit dem nöthigen lebenden und todtten Inventare zur Wohnung für den örtlichen Leiter der Arbeiten und zur Aufstellung des beneidenswerthen Viehes, an welchem die Fütterungsversuche nach wissenschaftlichen Recepten gemacht werden sollten. Für dieses richtete der Herzog acht Boxes mit beweglichen Krippen ein, so, daß mit der erhöhten

Stellung des Thieres bei fortschreitender Ansammlung des Düngers unter ihm, im Verlaufe der Versuchsperiode auch die Strippe entsprechend erhöht wird.

Wir betreten jetzt die Versuchsfelder selbst, unter der Führung der Gelehrten, an deren Spitze der Professor der Chemie Dr. Böcker steht, ein Frankfurter von Geburt jedoch schon so lange Jahre in England ansässig, daß es ihm nicht mehr ganz geläufig war, seine wohlwollenden Gesinnungen für den Landsmann in der Muttersprache vollkommen rein auszudrücken.

Das Versuchsfeld vor uns sehen wir in regelmäßige Vierecke von etwa je einem Viertelmorgen eingetheilt, die von Wegen begrenzt sind. Die Versuche selbst laufen in verschiedenen Richtungen. Ihr Zweck ist, wie gesagt, den relativen Nutzwert von Stalldünger und künstlichem Dünger zu ermitteln. Zur Erbauung meiner landwirthschaftlichen Leser will ich mir einige möglichst kurze Andeutungen über die Ausführung dieser Versuche gestatten, da diese vielleicht interessante Vergleichungspunkte mit unseren gleichartigen Bestrebungen bieten möchten. Verschiedene Versuchssreihen waren gebildet, im Allgemeinen mit der Fruchtfolge: Weizen, Turnips, Gerste, Klee. Mit je einer dieser Früchte war eine zusammenliegende Reihe von Blöcken bestellt. Jeder einzelne Block hatte seine besondere Düngung, allen war animalischer Dünger gegeben, das Produkt der Verfütterung von Gewächsen (Wicken, Turnips, Klee), die im Vorjahre auf demselben Viertelmorgen geerntet waren. Diesem selbst gewonnenen Dünger waren nun die verschiedensten gekauften Zusätze beigelegt, dem einen Blocke Kapskuchen, dem zweiten Baunmwollkuchen, dem dritten Maischrot, welche Stoffe mit jenen Gewächsen gemischt verfüttert waren. Gegenüber diesen letzteren Zusätzen an Kraftfutter waren den anderen Blöcken chemisch gleichwerthige mineralische Düngersorten (Guano und Phosphate) eingestreut. Endlich hatte man auch berechnete Mischungen beider Gruppen nach den mannigfachsten verwickelten Recepten verwendet.

Eine andere Rotation war in der Weise behandelt, daß man denselben Blöcken Jahr auf Jahr dieselbe chemisch gleichwerthige Düngmenge zuführt, und zwar dem einen Theile von ihnen ausschließlich als Stalldung, dem anderen ausschließlich in der Gestalt verschiedener mineralischer Düngerarten. Endlich bestellt man eine Reihe von Viertelmorgen Jahr für Jahr mit Weizen, einen andern ebenso mit Gerste, beide theils ohne jeden Dünger, theils nach verschiedenen complicirten Recepten gebüngt.

Der Boden der Versuchsfelder besteht bis zu etwa 30 Ctm. Tiefe in einem schwach lehmigen Sande, unter diesem steht reiner Grünsand. Man kann sich also leicht vergegenwärtigen, in welchem bedauerlichen Zustande der Erschöpfung in verschiedenen Stadien diese natürlich armen, jetzt nachhaltig ohne alle oder doch ohne richtige Düngung und ohne Fruchtwechsel bestellten Felder dem landwirthschaftlichen Auge sich bloßstellten. Um so größer war selbstverständlich die Gemüthung der Gelehrten und ihr Eifer, auf diesem Wege fortzufahren. Es konnte nicht wohl zweifelhaft sein, daß am Schlusse

der, auf sechs bis sieben Jahre berechneten Versuchskreihen, das ganze Feld „in Grund und Boden“ ruiniert und auf lange Zeit für die wirthschaftliche Benutzung unbrauchbar sein wird. Der Herzog, welcher neben mir still den Erklärungen des Professors Völker gefolgt war, sah sich dieses Schachbrett von wenigen guten, meistens sogar höchst mangelhaften Beständen mit kopfschüttelndem Lächeln an. „Sehr interessant“; meinte er, „für mich ist die Frage nicht so praktisch, denn meine Pächter haben sämmtlich langjährige feste Kontrakte; ich bin indessen wirklich neugierig, was dabei herauskommen wird. Aber das sehen Sie, wenn wir so etwas hier machen, ein deutscher Professor muß stets dabei sein.“

Man wußte nicht genau, wie die letzten Worte gemeint waren. Daß der Herzog jedoch die „deutschen Possessoren“ hochstellt, dafür spricht wohl seine langjährige Erziehung in Deutschland, seine völlige Beherrschung unserer Sprache und kenntnißreiche Vorliebe für unsere Literatur. Diesen Bildungsgang theilte mit ihm sein jüngerer Bruder, Lord Odo Russell, welcher dadurch ohne Zweifel einen nicht geringen Theil der hervorragenden Eigenschaften entwickelt hat, die ihn dazu beriefen, England mit so hoher Auszeichnung schon seit einer Reihe von Jahren als Botschafter in Berlin zu vertreten. Noch deutlicher aber hat der Herzog seine Anerkennung der deutschen Wissenschaft eben dadurch bekundet, daß er dem „deutschen Professor“ auf eine Reihe von Jahren einen Pachthof mit 150 Morgen Land und die gesammten Geldmittel für eine kostspielige Versuchswirthschaft zur freien Verfügung stellte. —

Von dieser hochwissenschaftlichen Farm aus wandte sich unsere Fahrt nach dem Parke zurück, der jetzt nochmals in bedeutender Ausdehnung durchgemessen wurde. Sein Umfang von vier deutschen Meilen enthält selbstverständlich sehr verschieden behandelte Abtheilungen, nicht allein Weidgrund mit Bäumen, wir fahren auch durch weite, forstmäßig gepflegte Flächen. Ein besonders eingezäunter Bezirk the Thornercy (die Dörnercy) genannt, zeigt sich als ein wilder mit Dornen und Gestrüpp bewachsener Waldplatz. In seiner Mitte steht ein Häuschen von einem Blumengärtchen umgeben. Wir könnten unsere Prinzessin Dornröschen hier suchen, wenn nicht mehrere offene Wege ungehindert hinein und hindurch führten. In diesen entfernten dichten Waldbeständen des Parkes steht das Rothwild so zahlreich, daß jährlich vierzig Stück abgeschossen werden. Die dem Walddickicht sich anschließenden freien Flächen, Blößen mit einzelnen Baumriesen, darunter hohe Farren, bilden den Aufenthalt der Kaninchen und Fasanen — Keineses Jagdbezirk. Jetzt nahen die grünen Weidesflächen wieder heran, von den mächtig aufstrebenden und breitästigen Gestalten einzelnstehender Eichen, Ulmen, Buchen, Tannen unterbrochen. Diese Bäume, die niemals durch gedrängten Stand in die Höhe getrieben und in der Bewurzelung gehindert waren, breiten nun ihre untersten und mächtigsten Zweige auf dem grünen Grunde aus. Es sind Baumtypen von seltener Schönheit der natürlichen Entwicklung, unserem festländischen Auge ungewohnt. Zugleich

aber unterbrechen diese mächtigen Stämme die Fernsichten und umrahmen einzelne Ausschnitte des weiten Bildes. Man vermeidet hier die langen schmalen, ununterbrochenen Aussichten über ebenen Rasen, welche nur die Weite näher erscheinen lassen, immer schimmert die Entfernung, von Bäumen halbverdeckt, ungewiß durch. Es giebt nur wenige große Wege, man geht reitet und fährt auf dem Rasen. Belebte Wasserflächen sind durch Abdämmungen des abfallenden vertieften Grundes an seiner Thalseite geschaffen, dann wieder durch Ueberfälle verbunden. Die Ufer liegen offen in Rasen, nur mit vereinzelt Trauerweiden und anderen Freunden des feuchten Untergrundes besetzt. Eine sehr schöne Wirkung rufen einzelne sorgfältig zusammengestellte Gruppen von gleichartigen blühenden Bäumen, Roth- oder Weißdorn hervor, oder Gewächse helleren Grünes, die sich um eine riesige Blutbuche drängen. So ist man überall bemüht, durch Form und Farbe Bilder zu schaffen. Die leichten Drathgitter, welche diese Pflanzungen gegen das Weidewich und Dammwild schützen, stören das Auge nicht. Ebenso werden die geschlossenen Weiden der Pferde durch einen unsichtbaren Drathzaun umhegt. In unmittelbarer Nähe des Hauses erstreckt sich nun die Lawn, ein großer freier, ebener, besonders gepflegter Rasenplatz, auf welchem Foot Ball, Cricket, Croquet und das alte, jetzt wieder beliebte Lawn Tennis von Damen und Herren geübt werden.

Die große Kunst der Parkgärtnerei in England strebt also dahin, jede Erinnerung an künstliche Anlage zu verwischen und nur die veredelte natürliche Landschaft darzustellen, sehr verschieden von dem, was man auf dem Kontinente so vielfach unter „Park“ versteht und mißverstehet. Nur in der Nähe will man einen farbigen Blumengarten, von bunten Wegen durchzogen und mit zierenden Vasen geschmückt, einem Teppiche ähnlich, der sich um das Haus legt. Nirgendwo sieht man die Umfassungsmauer des Parkes, sie verbirgt sich hinter einer dichten hohen Wand von Tannen und Lärchen. Alle die kleinen Wohn- und Wirthschaftsgebäude der Thorwächter und Parkhüter stellen die veredelte Hütte, nicht aber die karrirte Miniatur eines gothischen Schlosses, oder eine ähnliche Geschmacksverirrung dar. Licht, Schatten und Luft sind in der Landschaft weise vertheilt. Einzelschönheiten und Massenwirkungen wechseln ab und überall waltet eine großartige, wohlthätige, frische, grüne Ruhe. Der englische Park ist die veredelte englische Landschaft und die englische Landschaft strebt, sich dem Parke nachzubilden. —

Unter solchen Betrachtungen waren wir wieder in den Evergreen Drive eingebogen und näherten uns dem Thore, das sich uns zuerst zu so großartiger Gastfreundschaft geöffnet hatte. Im Scheiden suchte ich nach den unverzeihlichen Lücken, die der eigenwillige Herzog John in den Bestand hatte hauen lassen, und nach der Ehrerettung seines Gärtners vor Mit- und Nachwelt. Beide waren verschwunden. Die alles versöhnende und ausgleichende Zeit hatte auch diese schmerzhaften Wunden längst geheilt.



Johann Joseph Ignaz von Doellinger.

Von

A. Friedrich.

— München. —

In den Zeiten, in welchen die Theologie als „Königin“ hoch über allen andern Wissenschaften thronte und sie die Philosophie, als die weltliche Wissenschaft, nur wie ihre „Magd“ betrachtete und behandelte, war es wohl leicht, daß ein Meister in der zumeist doch nur traditionellen Theologie berühmt oder gar als ein Weltwunder angestaunt wurde. Die Theologie hatte den ganzen Schatz der höheren Erkenntniß inne, wußte im voraus, was allein das Ergebniß des menschlichen Forschens und Erkennens sein könne und dürfe, und vor ihrem Ausspruche mußten sich alle beugen. Diese Zeiten sind aber längst vorüber. Wie sich die Staaten von der Bevormundung der römischen Kirche in ihren weltlichen Angelegenheiten emancipirten, so die weltliche Wissenschaft von der Theologie, deren Joch sie schon in jenen verwischenen Zeiten oft unwillig genug trug. Im Gegentheile ist die Theologie so sehr ihres früheren Nimbus entblößt, daß sie in unseren Tagen, wo nach dem Zeugnisse des Jesuiten Matignon sogar Katholiken eine wissenschaftliche Theologie für überflüssig erklären, nur mit Mühe ihre Stellung in dem Kreise der Wissenschaften behauptet. Wenn daher trotz dieser Wandlung der Zeiten ein Theologe wie Doellinger zu den größten Zierden der Wissenschaften zählt und die Bewunderung der Mitwelt erregt, so ist von vornherein einleuchtend, daß ganz andere Eigenschaften und Umstände hier maßgebend sein müssen, und dies um so mehr, als er auch nie mit dem äußeren Glanze einer eigentlich hohen kirchlichen Stellung umgeben war. Es ist lediglich ein ganz außergewöhnlicher Geist, verbunden mit einer riesigen Arbeitskraft, welche ihn auf diese geistige Höhe stellten. Grade darum wird es auch so außerordentlich schwer, das Bild eines solchen Mannes

zu entwerfen; denn wie nur der geistvolle Maler dem Portrait auch den Ausdruck des Geistes zu geben vermag, so ergeht es auch dem Biographen. Die äußeren Züge sind eben noch nicht der Mann selbst; sie müssen von dem Geiste, dessen Ausdruck sie sind, belebt sein, wenn der Mann wirklich, wie er ist, vor uns stehen soll. Und da auch der geistig noch so hochstehende Mann von seiner Zeit und Umgebung mannfach beeinflusst wird, wenn nicht gar abhängig ist, so erhöht sich damit nur die Schwierigkeit, dem Bilde eines solchen Mannes die richtige Beleuchtung zu geben. Das erreichen zu wollen, maße ich mir nun nicht an und ich muß deshalb die Rücksicht der Leser in vollem Maße in Anspruch nehmen, wenn ich gleichwohl den Versuch mache, Doellinger in einigen Zügen zu zeichnen.

Die Jugendzeit Doellingers (geb. 28. Febr. 1799) fiel in schlimme Jahre. Das französische Joch lastete schwer auf dem deutschen Vaterlande; das alte Kaiserreich brach zusammen, aber mit ihm zugleich die ganze alte Ordnung der Dinge. Die katholische Kirche, so eng mit der alten Reichsordnung verbunden, war vollständig aus den Fugen gegangen, des weltlichen Fürstenthums und Besitzthums entledigt, und kaum konnte die nothdürftigste kirchliche Ordnung aufrecht erhalten werden. Gerade in Würzburg, wohin Doellingers Vater inzwischen als Professor berufen worden, organisirte sich unter dem Drucke der in der That oft mehr als absonderlichen Maßregeln der neuen Regierung eine ultramontane Oppositionspartei, an deren Spitze der Weihbischof Zirkel stand, und noch lange dauerte die Erinnerung an die Mißgriffe der bairischen Regierung auf dem kirchlichen Gebiete; aber als auch unter dem steten Drängen der damals von Eichstätt aus gesammelten und geleiteten ultramontanen Partei die kirchlichen Verhältnisse wieder neu geordnet wurden, erhielt die Kirche den alten Glanz und Reichthum nicht mehr zurück. Ein neuer Streit zwischen Kirche und Staat entbrannte, als die Verfassung gegeben und auch vom Clerus der Eid auf dieselbe verlangt wurde. Eine fast allgemeine Eidweigerung durch den Clerus regte das Land mehrere Jahre auf und war der Ausdruck der Verfolgung der Kirche durch den Staat geworden.

So lagen die Dinge, als Doellinger Theologie studirte und zum Priester ordinirt wurde (1821). Ein Jüngling von besonderem Talent, zumal wenn er eine so unabhängige Stellung hat, daß er frei seinen Beruf wählen kann, tritt, das darf man wenigstens seit der Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse als Regel annehmen, nur dann in den geistlichen Stand, wenn er eine ganz ausgesprochene Neigung dazu hat. Doellinger lag es nahe, den Beruf eines Arztes oder Naturforschers zu wählen, da sein Großvater Leibarzt des berühmten Fürstbischofs Franz Ludwig von Erthal, und sein Vater der berühmte Anatom und Physiolog war; auch die Laufbahn eines Geschichtsforschers konnte sich ihm, der schon als Student in Würzburg in nähere Beziehung mit dem Verfasser der „Geschichte der Deutschen“ kam, als empfehlenswerth darstellen. Wenn er gleichwohl die Theologie erwählte, so konnte nur eine tiefe Nei-

gung zu ihr ihn geleitet haben. Eine solche Natur nimmt es aber ernst mit ihrem Berufe und stellt alle ihre Fähigkeiten und ihre ganze Energie in den Dienst desselben. Ohne anderes Interesse und aus freier Liebe dienend, ist sie vor Allem berufen, für die einmal Erlorene zu kämpfen und streiten: ihr Bild erscheint ihr als das schönste; ihre Schönheit zu feiern, jeden Angriff auf sie abzuwehren, wird ihr zur einzigen Aufgabe. Die veränderte äußere Lage der gerade damals im wahren Sinne streitenden Kirche konnte begreiflich nicht ohne Eindruck auf den jungen, für seinen Beruf begeisterten Priester bleiben; aber nicht nach dieser Seite richtete sich zunächst seine Thätigkeit. Da er schon nach einem kurzen praktischen Wirken als Caplan in Schönfeld (Mittelfranken) Professor der Theologie am Lyceum zu Aschaffenburg wurde (1823), so warf er sich sofort mit voller Kraft auf die Bebauung einer wissenschaftlichen Theologie. Das war aber zu jener Zeit nicht so leicht. Die Theologie, auch die katholische, am Ende des vorigen Jahrhunderts in den Banden des flachen Rationalismus, war in den Wirren der Kriegsjahre fast gänzlich verfallen; nur vereinzelt trat da und dort ein Mann hervor, welcher den Anlauf zu einer neuen Begründung der theologischen Wissenschaft nahm. Eine eigentliche wissenschaftliche Bildung war fast nirgends zu erlangen und eine wirklich so zu nennende katholische Kirchengeschichtsforschung hatte es überhaupt im katholischen Deutschland noch nicht gegeben. Doellinger, von Anfang mit der Professur der Kirchengeschichte betraut, trat darum nicht bloß auf jungfräuliches Gebiet, sondern war in der That, wie er sich einmal selbst mir bezeichnete, Autodidact. Daß es da an unsicherem Fühlen und Tasten, auch an manchem unwüthigen oder falschen Schritte nicht fehlen konnte, ist für jeden klar, der von wissenschaftlicher Schulung ein Verständniß hat. Später sagte Doellinger einmal: „Das Charisma der wissenschaftlichen Schärfe und Gründlichkeit, der rastlosen, in die Tiefe dringenden Forschung und der beharrlichen Geistesarbeit ist uns Deutschen einmal gegeben; mit diesem Pfunde nicht wuchern wollen, wäre sträfliche Verschwendung.“ Dieses Charisma wurde aber eben ihm in reichlichstem Maße zu theil und mit dessen Hilfe überwand er auch die Schwierigkeiten, welche aus dem Verhältnisse sich nothwendig ergeben mußten. Eine seltene Schärfe des Verstandes, ein Bewunderung erregendes immenses Gedächtniß und eine ausgebreitete Sprachenkenntniß kamen ihm gerade für seine wissenschaftliche Disciplin in vorzüglichem Maße zu Statten.

Als Doellinger sich auf dem theologischen Gebiete zu orientiren begann, traf sein Blick auf eine eigenthümliche Phase der Entwicklung der protestantischen Theologie, welche seine Aufmerksamkeit um so mehr fesselte, als jene ihre Spitze zugleich gegen die katholische Kirche kehrte. Er fixirte dies selbst so in seiner Erstlingsarbeit: „In neueren Zeiten scheint die ganze protestantische Theologie eine gründliche Umwälzung erlitten zu haben, und, soviel sich aus den Schriften der Theologen schließen läßt, ist dem positiven symbolischen Lehrbegriffe auch nicht ein Schatten von Autorität mehr geblieben. Es war

unvermeidlich, daß diese Umwälzung auch auf die Behandlung der Kirchenväter und auf die Methode, welche bisher bei Untersuchung ihres Lehrbegriffs war befolgt worden, bedeutenden Einfluß ausüben mußte; auch unterscheiden sich die neueren Werke über diesen Gegenstand ihrem Geiste und ihren Grundsätzen nach merklich von den älteren. Jetzt erst bildete sich eine neue theologische Wissenschaft, die sogenannte Dogmengeschichte, die es sich zur Aufgabe setzte, die angebliche Entstehung, Ausbildung, Veränderung, Verunstaltung der einzelnen Dogmen nachzuweisen, die Urheber dieser Veränderungen anzugeben, die Epoche zu fixiren, die mitwirkenden Umstände bemerklich zu machen . . . es war also natürlich, daß man es sich angelegen sein ließ, der Kirche ihre Hauptstütze, die ununterbrochene Tradition zu entziehen, und von dieser Seite traten die neuen Dogmenhistoriker treulich in die Fußtapfen ihrer Vorgänger, und bildeten eigentlich die Grundsätze Jener nur weiter aus, indem sie überall bei ihren Untersuchungen das Princip des beständigen Wechsels der Dogmen, der Veränderlichkeit und Wandelbarkeit des kirchlichen Lehrbegriffs zu Grunde legten“. Diesem Streben wollte nun Doellinger durch seine Schrift „Die Lehre von der Eucharistie in den drei ersten Jahrhunderten“ (1826) entgegenreten. Dieselbe verräth überall schon gereiften männlichen Ernst und ist frei von den gewöhnlichen Schwächen jugendlicher Autoren; sie ist auch jetzt noch in der katholischen Kirche hoch angesehen und selbst die protestantische Theologie beschäftigt sich noch immer mit der darin entwickelten Theorie vom Abendmahlsopfer und der *Disciplina arcani*.

Fast gleichzeitig (1825) war von dem gleich jugendlichen Möhler in Tübingen die Schrift „Die Einheit der Kirche oder das Princip des Katholicismus, dargestellt im Geiste der Kirchenväter der drei ersten Jahrhunderte“ erschienen und hatte der kirchenhistorischen Forschung einen mächtigen Impuls gegeben. Die Wärme und Innigkeit, welche aus ihr wehen, das geistvolle Bild von der Kirche, das Möhler aus dem Geiste der Kirchenväter heraus entwarf, bezauberte neben vielen anderen auch Doellinger. Man hielt in der That dafür, daß Möhler aus dem Schutte und den Ueberwucherungen späterer Zeiten, wie er sich selbst ausdrückte, „ein frisches lebendiges Christenthum“ entdeckt habe. Das Ideal der christlichen Kirche, um mich so auszudrücken, stand plötzlich vor den verwunderten Augen, und je mehr es in seinen einzelnen Zügen durchgearbeitet und in seiner vollen Schönheit hervortreten würde, desto größere Anziehungskraft, glaubte man, müßte es ausüben. Nicht also die spätere Kirche, oder gar wie sie in den zwanziger Jahren sich darstellte oder die gegenwärtige ultramontane Partei sie verunstaltete, wurde von Doellinger und den mit ihm von gleichem Streben beseelten Theologen als unübertrefflich in Allem betrachtet; denn wer einmal aus den Quellen des kirchlichen Alterthums geschöpft hat, der legt nothwendig an die spätere Kirche einen anderen Maßstab und kann die ultramontane Kirche unmöglich als das Ziel seiner Bestrebungen betrachten. Was Doellinger und den damaligen katholischen Theologen von Bedeutung vorschwebte, war eine von den Mängeln

und Mißbräuchen reformirte, dem Ideal der alten Kirche möglichst ähnliche Kirche. Der Aufschwung der theologischen Wissenschaft sollte nothwendig die Reform der Kirche nach sich ziehen, und es läßt sich nicht leugnen, ausgezeichnete Kräfte, wie nicht leicht wieder, wirkten unermülich und nicht ohne Erfolg zusammen. Ich brauche ja nur noch an die Staudemaier, Hirzcher, Drey und wie sie alle heißen, erinnern, welche auch der protestantischen Theologie Achtung abrangen. Keiner aber blieb dieser Anschauung treuer als Doellinger, und wie ein einsamer Zeuge aus jener Zeit des Strebens und Hoffens steht er, der einzige Uebriggebliebene aus dem Kreise jener Männer, noch heute fest und unerschütterlich da.

Man darf es wohl als eine besonders glückliche Fügung im Lebensgange Doellingers ansehen, daß er bei der Verlegung der Universität von Landshut nach München (1826) an diese berufen wurde. Die Gefahr der Vereinsamung mit ihren gewöhnlichen Folgen war beseitigt; mitten in den Kreis geistig hochbegabter Männer und in einen so umfangreichen Schatz wissenschaftlichen Materials, wie es München besitzt, versetzt, konnte doch erst jetzt das eigentliche Schaffen beginnen. Rasch folgten nun seine Werke aufeinander. Zuerst eine ihm vom Verfasser übertragene Fortsetzung der Hortig'schen Kirchengeschichte von der Reformation bis 1789, eine selbständige Arbeit, welche bereits bedeutend von der Hortig'schen Leistung absteht. Die Umarbeitung der Hortig'schen Geschichte in die „Geschichte der christlichen Kirche“ (1833—35) bis 680 reichend, war eine ganz neue Arbeit und als solche eine wissenschaftliche That, denn zum ersten Male hatte das katholische Deutschland eine auf selbständiger Forschung und wissenschaftlicher Methode ruhende, abgerundete Kirchengeschichte erhalten und es war nur zu bedauern, daß dieses Werk nicht so vollendet wurde, wie es im ursprünglichen Plane lag. Ganz das nämliche gilt von dem darauffolgenden „Lehrbuch der Kirchengeschichte“, welches bis zur Reformation reichte und ebenfalls in der letzten Periode insofern unvollständig ist, als es nur noch die äußere Geschichte gibt. Doch läßt sich an Doellinger ein wesentlicher Fortschritt, namentlich ein tieferes Eindringen in die Quellen nicht verkennen. Nimmehr entschloß sich Doellinger, seine Studien insbesondere der Reformation zuzuwenden. Im Jahre 1832 war Mühlers Symbolik zum ersten Male erschienen und hatte bis 1838 fünf Auflagen erlebt. Dieselbe machte gewaltiges Aufsehen und brachte eine außerordentliche Wirkung hervor. Wie weit Mühlers Buch, der inzwischen ebenfalls an die Universität München berufen war, auf Doellingers Entschluß einwirkte, weiß ich nicht; jedenfalls war dabei ein entscheidender Factor die Wahrnehmung, daß den meisten protestantischen Theologen die Kenntniß des wahren Begriffs der lutherischen Rechtfertigungslehre, der *justitia imputativa*, gänzlich abzugehen schien. Daran wollte Doellinger wieder erinnern, sowie die Wirkungen der Reformation auf Religiosität und Sitte, auf Unterricht und Bildung schildern. Es läßt sich nicht verkennen, mittelst eines erdrückend reichen Materials brachte er ein so ungeheuer düsteres Bild zu Stande, daß es nothwendig in

der protestantischen wie katholischen Welt die größte Sensation hervorrufen mußte. Noch jetzt kann man ihm protestantischerseits diese That nicht recht verzeihen, und wird sie ihm als ein Verbrechen angerechnet. Ich kann dieses absprechende Urtheil seitens der Protestanten wie das Jubeln der Katholiken über dieses Werk nicht theilen. Dem Protestantismus mag ja dieser Schnitt in sein Fleisch wehe, recht wehe gethan haben, allein er hatte auch seine guten Wirkungen, indem er zu einer maßvolleren und ruhigeren Beurtheilung veranlassen mußte, was wenigstens die Wissenschaft als ein Verdienst anerkennen sollte. Uebrigens wurde das Werk nicht vollendet und brachte so nur eine einseitige Wirkung hervor. In seiner Rede „Die Vergangenheit und Gegenwart der katholischen Theologie“ sagte Doellinger später, als er von der Kirchenspaltung in Deutschland sprach: „Sollte die deutsche Theologie nicht als der Speer des Telephus sich erweisen können, welcher die Wunde erst schlägt und dann heilt?“ Das war Doellingers Meinung schon, als er seine „Reformation“ schrieb, und deswegen sollte als Pendant noch eine Schilderung der Zustände in der katholischen Kirche mittelst eines gleich reichen Materials hinzukommen. Dadurch wäre sowohl eine versöhnende Wirkung auf die Protestanten hervorgebracht worden, als sie den Katholiken einen unmotivirten Jubel hätte verbieten und diese wie jene zu einer aufrichtigen Selbstprüfung auffordern müssen. Leider kam dieser andere Theil des Werkes nicht zu Stande.

Damit schließt Doellingers erste Periode der auch ihrem Charakter nach für sich abgeschlossenen schriftstellerischen wie Lehrthätigkeit. Beide hatten seinen Namen weit über Deutschlands Grenzen hinaus einerseits berühmt, andererseits, ich darf es wohl sagen, verhaßt gemacht; die Katholiken feierten ihn als einen ihrer berühmtesten Männer und tausende von Schülern hatten zu seinen Füßen voll Bewunderung seinen klaren und beredten Vorträgen gelauscht; die Protestanten aber und was sich damals liberal nannte, sahen in ihm einen ihrer schärfsten und gewandtesten Gegner, kurz den energischsten Vorkämpfer des Ultramontanismus. Diese Doellingersche Thätigkeit fiel ja in die Jahre, wo sich um Görres der Mittelpunkt des katholischen Lebens und Strebens in Deutschland gebildet hatte, Abel an der Spitze der bayrischen Regierung stand und gerade der Görres'schen Vereinigung seine Zuneigung schenkte, wo in Preußen der Kölner Kirchenstreit ausbrach und alle halbwegs eifrigen Katholiken sich auf Seite des Erzbischofs stellten, wo in Bayern die Kniebeugungsfrage heftigen Zank veranlaßte und wo endlich auf der Frankfurter Nationalversammlung ein katholischer Club hervortrat. In all' diese Entwicklungsphasen des kirchlichen wie politischen Lebens war Doellinger verwickelt und es ist begreiflich, daß, wie es einmal in Parteikämpfen geht, auch seine Beurtheilung je nach der Partei, von der sie ausging, anders lautete. Ich werde später hierauf zurückkommen und hoffe, vielleicht eine nüchternere Beurtheilung begründen zu können.

Die Verwicklungen des menschlichen Lebens sind oft recht eigenthümlich.

Eine spanische Tänzerin, die bekannte Lola Montez, mußte der Weg nach Bayern führen, um zum Anstoß einer durchgreifenden Wendung in allen Verhältnissen zu werden. Auch die Universität wurde bekanntlich in diese Episode hineingezogen; Studenten und Professoren nahmen Antheil, und da war es gerade die katholische Partei, welche vor Allem die königliche Ungnade fühlen mußte. Kaum hatte König Ludwig I. vernommen, daß dieselbe einen Schritt gegen die Tänzerin plane, fuhr er erzürnt dazwischen: eine ganze Anzahl von Professoren wurde in Ruhestand oder auf andere Posten versetzt und unter ersteren war auch Doellinger (1847), während er, sonderbar genug, zu gleicher Zeit zum insulirten Propst der Hofkirche von St. Cajetan und Director der Hofcapelle emporstieg. Die wirre Zeit des Jahres 1848 hielt ihn aber zum größten Theil von München fern: wir finden ihn zu Frankfurt beim Parlament, das er später schon in seiner Zusammensetzung als verfehlt und gern als Professoren- und Advocaten-Parlament bezeichnete, dann zu Mainz bei der Gründung des so wichtig gewordenen „katholischen Vereins Deutschlands“ mit seinen noch jetzt bestehenden General-Versammlungen und noch in demselben Jahre auf der bekannten Bischofs-Versammlung in Würzburg. Ueberall galt er als einer der hervorragendsten Kämpfer und sein Wort hatte gewissermaßen eine autoritative Bedeutung. Als er nach München zurückkam, hatte sich Vieles geändert. König Ludwig war vom Throne gestiegen und hatte seinem Sohne Maximilian II. Platz gemacht und mit ihm waren zugleich auch andere Tendenzen in die Regierung eingezogen. Als Freund und Gönner der Wissenschaften konnte er nicht widerstehen, als die theologische Facultät und Universität darum einkamen, daß der gelehrteste Theologe ihr zurückgegeben werde (1849). Mit der Theilnahme an der Generalversammlung des katholischen Vereins Deutschlands in Regensburg (1849) und der Versammlung der bayrischen Bischöfe zu Freising, deren Ergebnis die von Windischmann d. J. abgefaßte, sogenannte „Freisinger Denkschrift“ war (1850), und einer im gleichen Jahre erschienenen Skizze „Luther“ war diese Periode vollendet. Die alten Freunde und zugleich mit Doellinger die Träger der katholischen Bewegung, die Görres († 1848), Phillips, Moy, Höfler u. waren sämmtlich verschwunden und der Sitz der Bewegung nunmehr nach Mainz übertragen. Damit lösten sich aber mannichfache Bande, welche Doellinger vorher vielfach bestimmt hatten. Wir finden ihn nunmehr auch auf anderen Pfaden.

Von 1850 an, kann man sagen, lebt Doellinger nur der Wissenschaft und die Umstände fügten es, daß er, bis dahin insbesondere als scharfer und gewandter confessioneller Polemiker betrachtet, als Mann reiner Wissenschaft sich zeigen konnte. Im Jahre 1851 erschien das 1842 in Griechenland aufgefundenene Werk *Philosophoumena* zum ersten Male in Oxford. Es galt, den Verfasser zu eruiren, sowie die neuen Aufschlüsse, welche sich darin über die alte Kirche fanden, zu verwerthen. Mit deutscher Emsigkeit beschäftigte sich eine ganze Reihe von Gelehrten mit dem Buche. Endlich trat

auch Doellinger in diesen Kreis von Gelehrten ein und veröffentlichte seinen „Hippolytus und Kallistus oder die römische Kirche in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts“ (1853). Werner in seiner „Geschichte der katholischen Theologie“ sagt nicht zuviel, wenn er darüber schreibt: „Das Ergebniß dieser Untersuchungen ist wohl eine der glänzendsten Leistungen der neueren historisch-kritischen Forschungen, durch welche nicht bloß über die altchristliche Dogmengeschichte neue Aufschlüsse gebracht, sondern auch die heutige Kenntniß der altchristlichen Kirchendisziplin und der Rechts- und Sittenzustände der damaligen Kirche im Allgemeinen neues Licht hineingetragen wurde.“ Auch die protestantische Wissenschaft anerkannte und anerkennt noch heute die Bedeutung dieses Werkes, und wenn man auch von manchen Seiten wieder bezweifelt, daß Doellingers Beweis, die Philosophoumena müßten Hippolyt angehören, unumstößlich sei, widerlegt ist er bis jetzt nicht, und sollte es auch geschehen, ein Denkmal umfassendster Gelehrsamkeit und glänzenden Scharfjinnns bleibt das Buch doch.

Nun faßte Doellinger den Plan eines Riesenwerkes in seiner Anlage und Durchführung. Er wollte nämlich nicht bloß das Bild der christlichen Kirche, sondern der religiösen Geschichte der Menschheit, wie es auf Grund seiner fortgesetzten und unermüdlchen Forschungen vor seinem geistigen Auge stand, entwerfen. Schon 1858 setzte er nicht nur die theologische, sondern auch die gelehrte Welt überhaupt durch den ersten Band des Unternehmens in Erstaunen: „Heidenthum und Judenthum als Vorhalle des Christenthums“. Es „rollt“, sagt Werner, „ein großartiges, universalgeschichtliches Gemälde des religiös-geistigen Gesamtlebens der vorchristlichen Zeit und Welt auf“. Der großsinnige historische Verstand, in welchem dieses umfassende Werk gedacht ist, die einfach edle Architectonik seiner Anlage und Gliederung, die strenge Correctheit in der reichen und detaillirten Ausführung des Ganzen, die Tiefe und Fülle wissenschaftlicher Eruption, die aus jedem Blatte des Buches dem Leser entgegentritt, haben es sofort bei seinem Erscheinen zu einem Gegenstande gerechter Bewunderung weit über Deutschlands Grenzen hinaus gemacht. . . . Gleichsam als Rehrseite des in diesem Buche aufgerollten Gemäldes, welches die Entwicklung und den Ausgang einer alten Welt und Ordnung aufzeigt, führte ein nächstfolgendes Werk: „Christenthum und Kirche in der Zeit der Grundlegung“ (1860) die Anfänge der christlichen Kirche als Grund und Anfang einer neuen Ordnung vor, und legte zugleich den Grund zu einer den heutigen Bedürfnissen entsprechenden Bearbeitung der Geschichte des Urchristenthums. Leider wurde auch dieses Werk, das von Doellinger selbst als die zweite Abtheilung des ersten Bandes einer Kirchengeschichte bezeichnet wurde, sich durch einfache, klare und edle Sprache und Hinweglassung des gelehrten und kritischen Apparates hervorthat, sich übrigens zur Lecture auch für nicht gelehrte Kreise empfahl, nicht fortgesetzt. Doellingers Leben nahm ja schon wieder eine andere Wendung.

Richt, als ob Doellinger der ihm so zu sagen zur Leidenschaft gewor-

denen wissenschaftlichen Thätigkeit sich entzogen hätte, im Gegentheil konnte ihn auch von jetzt an keine noch so trübe Erfahrung und Enttäuschung in derselben mehr stören; aber in der katholischen Kirche war Vieles anders geworden. Der Mainzer Verein cultivirte Bestrebungen, welche ihm nicht zusagten; die Jesuiten, deren Wiederherstellung durch Pius VII. allerdings großes Aufsehen machte, man aber als harmlos zu betrachten pflegte, waren überall eingezogen und wirkten in dem alten Geiste ihrer Gesellschaft; noch schlimmer aber war der Umstand, daß ihre immer zahlreicher werdenden Zöglinge aus dem deutschen Colleg in Rom sich in alle Stellungen gedrängt hatten und nur in der jesuitischen Doctrin und dem schroffsten Ultramontanismus das ächte Christenthum erkannten. Sie bildeten bald eine neue theologische Schule, die man die neuscholastische nannte und deren Signatur eine unveröhnliche Feindschaft gegen die deutschen Theologen war. Keine theologische Facultät oder Anstalt, welche sie oder ihre Geistesverwandten nicht in Besitz hatten, galt mehr als katholisch. Dazu kam das Bestreben, die Studirenden der Theologie von den Universitäten immer mehr zurückzuziehen und an den Seminarien, Lyceen zu bilden, und schließlich die Absicht, eine katholische Universität zu gründen, da ja die Universitäten, wie die Jesuiten behaupteten, „nicht bloß todte, sondern stinkende Gebeine“ sind. Bei Pius IX. fanden diese Bestrebungen nicht nur einen Rückhalt, sie wurden von ihm, sogar in jeder Weise gefördert, und immer mehr wurde es klar, daß der reinste Ultramontanismus in der Kirche die Oberhand gewinnen sollte. Wie alle deutschen Theologen so litt auch Doellinger unter dieser Wendung der Dinge und ihrem Druck: ein solches Bild der Kirche hatte ihm ja nie vorgeschwebt; die reformirte Kirche, welche er einst als das Ziel der theologischen Bestrebungen in Deutschland erblickte, war die jetzt angestrebte nicht; seine fortgesetzten Forschungen, namentlich über das Papstthum, hatten ihm viele Ansprüche und Rechte der Päpste als unbegründet gezeigt. Er konnte und wollte also die ultramontane Kirche nicht anerkennen, und zwar um so weniger als bei einem Aufenthalt in Rom (1857) ihm die unerfreulichsten Zustände und überall nur Corruption sondergleichen entgegengetreten waren. Die mit dem Umschwunge der Dinge eingetretene Sucht nach den abgeschmacktesten religiösen Uebungen, nach Wundern u. s. w. konnte ihn ebenfalls nur anekeln. Der blinde Eifer für den Kirchenstaat seit 1859 und die unwürdige Art seiner Vertheidigung in Schrift und That aber mußte ihn, der die schönste und thatkräftigste Zeit der Kirche gerade dort in seinem Geiste sah, wo noch kein Kirchenstaat existirte, der die Entstehung des weltlichen Besitzthums der römischen Bischöfe und zugleich die Ungelegenheiten und Mißbräuche, welche aus demselben kamen, wie kein anderer kannte, in ernste Unruhe versetzen und zu der Frage drängen: was wird wohl aus der Kirche werden, wenn der Papst sein weltliches Besitzthum verliert, was schon damals nur als eine Frage von ganz kurzer Zeit erschien.

Doellinger glaubte, so viel an ihm lag, dieser neuen Entwicklung sich

entgegenstemmen zu sollen und gab zunächst dem Andringen von verschiedenen Seiten nach, seine Stimme zur Orientirung über die Frage des Kirchenstaates zu erheben. Es sind die so berühmt gewordenen Odeons-Vorträge von Ostern 1861 gemeint. Auch der Nuntius war dazu erschienen, entweder weil er meinte, Doellinger werde zu Gunsten des Kirchenstaates sprechen oder durch seine Gegenwart abgehalten werden, eine zu scharfe Kritik an demselben zu üben. Diese, obwohl ziemlich zaghaft und schüchtern, fiel aber so wenig nach dem Geschmacke des Nuntius aus, daß er noch während des Vortrages demonstrativ den Saal verließ. Das war das erste Signal, über Doellinger herzufallen, und ich erinnere mich noch lebhaft der Aufregung und Erbitterung, welche er mit diesen Vorträgen unter dem Clerus und katholischen Volke hervorgerufen hatte. Sie wurde aber um so größer, als man erfuhr, Kaiser Napoleon habe mit gespanntester Aufmerksamkeit die Vorträge verfolgt und sich sofort darüber telegraphisch berichten lassen. Die ganze ultramontane Welt setzte sich gegen Doellinger in Bewegung und eine Anzahl Gelehrter hielt es für angezeigt, in Adressen an den Papst sich von ihm loszusagen zu wollen, sowie auch wiederum Rom Aufforderungen ergehen ließ, Erklärungen gegen Doellinger zu erlassen. Von Ostern bis Herbst verfaßte er dazu zu seiner Rechtfertigung das umfangreiche Buch: „Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat“, ein zwar meisterhaft geschriebenes und mit einer ungewöhnlichen Fülle von Gelehrsamkeit ausgestattetes Werk, aber nur Wenigen zu Dank geschrieben: seine Schilderung des neueren Protestantismus verstimmte die Protestanten, wenn auch Viele derselben ihm dafür dankbar waren, die Ultramontanen vermochte er aber ebenfalls nicht wieder mit sich zu versöhnen. Eine ganze Schaar von Schriftstellern war thätig, gegen Doellinger die Entstehung und Berechtigung des Kirchenstaates, sowie seine Verwaltung, in stümperhaftester Weise zu verteidigen, und im Herbst schleppte man ihn überdies in die zu München tagende Generalversammlung der katholischen Vereine, um für seine Odeons-Vorträge Abbitte zu leisten.

Die Spannung zwischen den Neuscholastikern und deutschen Theologen, welche jene gern durch Doellinger compromittirt betrachteten, stieg immer höher und fast keiner von diesen war vor Denunciation mehr sicher, wie ich dies in meiner „Geschichte des vatikanischen Concils“ ausführlicher geschildert habe. Noch immer wollte aber Doellinger nicht an einen definitiven Bruch zwischen beiden Richtungen glauben, obwohl ihn die Neuscholastiker in ihren Organen längst als vollzogen angekündigt hatten. Mit einigen Freunden wollte er noch einen Schritt der Verständigung versuchen, und so kam es zu der zugleich von Haneberg und Alzog unterzeichneten Einladung zu der katholischen Gelehrten-Versammlung in München (1863). Außerlich schien sie mit größter Einmüthigkeit verlaufen und geendigt, sogar eine Formel über das damals stark ventilirte Verhältniß von Glauben zum Wissen oder von Autorität zur Wissenschaft schweißte man mühsam zusammen; aber im Innern hatte ein furchtbarer Sturm gewüthet. Zuerst wurde er erregt

durch Doellingers Eröffnungsrede: „Ueber Vergangenheit und Gegenwart der katholischen Theologie“, in welcher er der Wissenschaft zuviel zugescrieben, die Neuscholastiker zu unzart angetastet und die romanischen Länder in der theologischen Wissenschaft zu tief stehend geschildert haben sollte. Die sieben oder acht Germaniker und Phillips empörten sich darüber auf's Höchste und nahezu einen vollen Tag hatte sich Doellinger gegen ihren Ansturm zu vertheidigen. Es war ein außerordentlich merkwürdiger Anblick, Doellinger an dem Altartisch des Versammlungsraumes im Kloster St. Bonifaz lehnen zu sehen und ihn mit einer Ruhe und Ueberlegenheit des Geistes und des Wissens, sowie mit einer Gewandtheit und Sicherheit der Rede und Dialektik jeden Streich seiner Gegner pariren zu hören. Noch aber stand die Mehrzahl der deutschen Theologen und katholischen Gelehrten auf seiner Seite. Ein zweiter Sturm begann über die Frage des Verhältnisses von Glauben zum Wissen, und es ist mir noch heute räthselhaft, wie man, nachdem man die Vertreter beider Schulen gehört, noch glauben konnte, daß man die ungeheure Kluft zwischen ihnen schließlich überbrückt habe. Die offenbar unterlegenen Neuscholastiker suchten an Rom einen Rückhalt und dieses arbeitete von nun an mit wahren Hochdruck gegen die deutschen Theologen, indem es, wie man ihm beigebracht hatte, glaubte, es gelte, neben der römischen Autorität die Wissenschaft als eine ihr coordinirte, eigentlich übergeordnete Macht aufzurichten. Der Segen, welchen der Papst der Versammlung durch Vermittlung des Geheimkammerers Fürsten Hohenlohe gesandt hatte, wurde nachträglich von Pius IX. und Antonelli als nicht ertheilt abgeleugnet oder von Hohenlohe erschlichen dargestellt; ein Breve an den Erzbischof von München schrieb die Scholastik als nicht katholische Wissenschaft vor und Circularschreiben der Nuntien in München und Wien stellten für folgende Versammlungen solche Bedingungen auf, daß sie weder mehr ihren Zweck erreichen noch von den Gelehrten bei einiger Selbstachtung weiter besucht werden konnten. Gleichwohl erklärten die Scholastiker den Umstand, daß keine Versammlungen mehr einberufen wurde, für „geradezu trohigen Widerspruch gegen den heiligen Stuhl“. Doellingers Rede, welche, wie die Gelehrtenversammlung, eine literarische Fehde veranlaßte, wurde überdies durch die These 13 des Syllabus (1864) verdammt. Durch seine „Päpsteabeln des Mittelalters“ (1863), in welchen er gerade einzelne Päpste behandelte, deren wahre Geschichte mit dem ultramontanen Systeme nicht verträglich ist, hatte Doellinger die Verstimmung gegen sich gesteigert, obwohl er in dieser, nach jeder Beziehung meisterhaften kleinen Schrift nur ein Muster kirchenhistorischer Methode bieten wollte. Rom und den Ultramontanen erschien jetzt München als der Sitz einer historischen Schule, welche ihnen als der gefährlichste Feind und deshalb auf alle Weise zu bekämpfen galt, von der die Studirenden der Theologie zurückgezogen werden mußten. In einer theologischen Zeitschrift suchte Doellinger gegen die feindliche Strömung den letzten Halt zu gewinnen: sie sollte die katholischen Gelehrten zusammenschaaren und durch echt wissenschaftlichen Geist über den

ultramontanen triumphiren. Das Ergebniß längerer Berathungen war das Bonner „theologische Literaturblatt“, das sich unter Reusch' ausgezeichnete und rastloser Redaction zu einem der geachtetsten kritischen Organe erhob. Aber schon galt die Stimme der Theologen nichts mehr: das große Wort führten die Germaniker und ihr Anhang, die Pfarrer und Capläne auf den Generalversammlungen und die „gute“ Presse, vor der selbst die Bischöfe sich beugen mußten.

Doellinger, dem der Syllabus vollends die Augen öffnete, wurde seitdem als offener Feind der Kirche betrachtet und behandelt. Sogar daß er die Gunst des Königs Max II. besaß, war nur ein Beweis dafür. Dieser König galt den Ultramontanen für mehr protestantisch als katholisch gesinnt, wenn nicht gar als freigeistlich. Daß er die Forderungen der Freisinger Denkschrift nicht insgesammt gewährte, wurde ihm nie verziehen. Die Berufungen an die Universität München erregten ebenfalls die höchste Erbitterung. Daß nun Doellinger von einem solchen Fürsten mit Gunstbezeugungen ausgezeichnet wurde, indem er zuerst durch den Kronorden den persönlichen Adel, dann zur Herausgabe ungedruckter Quellen, sowie für wissenschaftliche Weiterbildung junger Theologen eine Unterstützung empfing und schließlich in die historische Commission und in das Maximilianskapitel für Kunst und Wissenschaft, dessen Statuten grundsätzlich Geistliche ausschließen sollen, aufgenommen wurde, — alles das waren in den Augen der Ultramontanen Belohnungen für seine kirchenfeindliche Gesinnung. Und ebenso beurtheilte man es, daß er die von auswärts berufenen Gelehrten nicht von vornherein verhorrescirte, sondern ihre wissenschaftliche Bedeutung anerkannte; daß er zum Secretär der historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften gewählt wurde u. s. w.

Umsonst mahnte damals Werner in seiner „Geschichte der Theologie“. (1866): „Nähezu seit einem Menschenalter gilt J. v. Doellinger für den gelehrtesten Theologen des katholischen Deutschlands, und gehört unbestritten unter die ersten geistigen Größen, welche die katholische Kirche in der Gegenwart aufzuweisen hat;“ ebenso umsonst schrieb aus Laienkreisen Segesser in Luzern in seinen „Studien und Glossen zur Tagesgeschichte“ (1869): „Wir können es nicht richtig finden, . . . wenn selbst der große Doellinger, der geistvollste Theologe des Jahrhunderts, unter dem Stillschweigen der obersten Häupter der Kirche die hämischen Anfeindungen einer Schule erdulden muß, aus deren Schablone sein gewaltiger Geist herausgetreten ist, um die kirchliche Wissenschaft auf die Höhe der geistigen Entwicklung der Zeit zu heben“. Sie sprachen zu tauben Ohren, denn der Haß macht blind, wie die Liebe.

Ich glaube jedoch nicht zu irren, wenn ich Doellinger nicht bloß für den größten katholischen Theologen Deutschlands in diesem Jahrhundert, sondern aller Jahrhunderte bezeichne; Spätere, hoffe ich, werden es mir bestätigen. Doellinger stellt hohe Forderungen an einen Theologen und er hat sie eben in einem Maße erfüllt, wie kein katholischer Deutscher vor und neben

ihm. Er schildert nur sich selbst, wenn er in seiner Rede über „Vergangenheit und Gegenwart der katholischen Theologie“ sagt: „Wie die Dinge stehen, muß die Theologie, schon um sich in dem Range einer Wissenschaft behaupten zu können, den anderen Disciplinen sich gleichstellen an Umfang der Forschung, an Methode und Kritik, sie kann nicht etwa mit einem geringeren Maße kritischer Akribie und gewissenhafter Untersuchung sich begnügen, sie darf auch keine Quelle der Erkenntniß, kein wissenschaftliches, von der Neuzeit dargebotenes Mittel vernachlässigen. Die Zeiten sind vorbei, in denen man sich für einen guten Dogmatiker halten durfte, ohne gründliche Kenntniß der Exegese, der Kirchengeschichte, der Patristik, der Geschichte der Philosophie zu besitzen. . . Ueberhaupt kann die Frage, ob Jemand den Namen eines Theologen verdiene oder nicht, eben nur beantwortet werden mit Rücksicht auf die Zeit, der er angehört, und auf die Forderungen, welche diese Zeit an den Mann der Wissenschaft im Allgemeinen und an den Theologen insbesondere stellt. Wie arg auch der Mißbrauch sein möge, der mit den schärfer geschliffenen Waffen und Werkzeugen einer vorgeschrittenen Wissensperiode getrieben wird, wie sehr auch diese Werkzeuge theilweise zu Zerstörungsmitteln verkehrt werden mögen, dennoch kann dem Theologen die Zuzumuthung nicht erlassen werden, sich in seinen Operationen dieser vervollkommenen Forschungsmittel zu bedienen. Leichter als früher ist die Theologie nicht geworden. Manche Dämme und Bollwerk, hinter denen eine ältere Generation sich sicher wähnte, hat die Zeit weggespült; es gilt, sie durch dauerhaftere zu ersetzen. Und zu welchem Umfange hat sich das Gebiet erweitert, das der Theologe beherrschen, dessen langgestreckte Grenze er bewachen soll. An ein Zurücksteuern des theologischen Stromes in ein älteres schon längst zu eng gewordenes und daher überfluthetes Strombett ist nicht mehr zu denken. Gerade dies, daß es die Theologie der katholischen Kirche ist, deren Pflege uns anvertraut worden, steigert, vertieft, erschwert unsere Aufgabe. . . Der katholische Theologe kann nicht anders, als den gesammten Verlauf der Kirche in dem Lichte eines großen Entwicklungsprocesses aufzufassen, eines steten Wachsthums von innen heraus, nicht wie der Wuchs eines Wandwurmes, sondern wie der eines Baumes ist, zu welchem das Senforn der apostolischen Zeit sich ausgestaltet hat. Er kann demnach hier nicht willkürlich ein Stück, einen Zeitabschnitt herausnehmen und sich mit dem Studium desselben begnügen, sondern er muß, wozu nicht weniger als ein Menschenleben erfordert wird, die Kirche in der Totalität ihrer Lebensäußerungen und in ihrer historischen Continuität vom Anbeginn bis zur Gegenwart erforschen, und sich und Andern zur möglichst adäquaten Anschauung bringen“.

Wie wenn diese Rede sein geistiges Testament für die um ihn versammelten Theologen und Gelehrten sein sollte, wollte er ihnen auch noch weitere Winke geben. Der tiefe Kenner des Protestantismus und scharfe Polemiker gegen denselben wollte diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne auch der confessionell getrennten Brüder zu gedenken. Es ist aber nicht

mehr der alte Herbe, sondern ein durch und durch ironischer Ton, welcher sich durch seine Worte hindurchzieht. „Uns allein, unter allen Völkern, sagte er, ist das Geschick widerfahren, daß das scharfe Eisen der Kirchentrennung mitten durch uns hindurchgegangen ist, und in zwei fast gleiche Hälften uns zerschnitten hat, die nun nicht von einander lassen, und doch auch nicht recht mit einander leben können. Zwei Hälften, sage ich, die sich in des Herzens Tiefe nach Wiedervereinigung sehnen, weil sie den Fluch dieser Spaltung bei jedem Schritt und Tritt, in jedem Pulsschlage des nationalen Lebens empfinden, die sich lieben und sich hassen, sich befehlen und sich die Bruderhand reichen. Es ist doch ein dunkler Schatten, der von dort an auf unsere Geschichte gefallen ist. Als Nation stehen wir wie der vom vergifteten Pfeile getroffene Philoktet an dieser fort und fort eiternden Wunde. Vielen scheint sie unheilbar, und Keiner weiß bis jetzt ein Heilmittel zu nennen. So lange diese Heilung nicht erfolgt, mühen wir vergeblich uns ab mit Versuchen einer besseren Gestaltung. Das wird nachgerade doch jedem Denkenden klar. Erst vor vier Tagen hat das gelesenste unserer Tagesblätter (Allg. Ztg., 24. Sept.) es ausgesprochen: „Die deutsche Einheit ist die Vereinigung der Confessionen in Deutschland“. Wir müßten uns selber aufgeben, müßten an unserer Zukunft verzweifeln, wenn wir von den Glauben lassen wollten, daß die religiöse Einigung möglich, ja daß sie gewiß sei — so gewiß, als die deutsche Nation kein untergehendes, sondern ein lebenskräftiges Volk ist, und als die Kirche die Verheißung hat, daß die Todesporten sie nicht überwältigen werden. . . . Deutsche Theologen sind es gewesen, welche die Spaltung begonnen, welche das Feuer der Zwietracht entzündet, und es seitdem, emsig Holz zutragend, genährt haben. Deutsche vor allem haben die Lehre, an der die Einheit der Geister sich verblutet hat, mit allen Mitteln des Geistes ausgebildet, mit wissenschaftlichen Bollwerken umgeben und befestigt. So hat denn auch die deutsche Theologie den Beruf, die getrennten Confessionen einmal wieder in höherer Einheit zu versöhnen. Sie wird dies nur unter drei Bedingungen vermögen. Die erste Bedingung ist die, daß unsere Wissenschaft das wahrhaft Trennende und Unkatholische, das heißt das dem Gesamtbewußtsein der Kirche aller Zeiten widersprechende und die Continuität der Ueberlieferung zerstörende in der Lehre der Gegenseite mit allen ihr, jetzt mehr als je, zu Gebote stehenden Mitteln überwinde, wofür noch sehr viel zu leisten übrig bleibt. — Die zweite Bedingung ist, daß sie die katholische Lehre in ihrer Totalität, ihrer Verbindung mit dem kirchlichen Leben, ihren organischen Zusammenhang und inneren Consequenz zur Darstellung bringe, daß sie aber dabei auch das Wesentliche, Bleibende scharf unterscheide von dem Zufälligen, dem Vorübergehenden und den der Idee fremdartigen Auswüchsen. Dies ist noch durchaus nicht geschehen, und die aufrichtige Beantwortung der Frage, warum es noch nicht geschehen sei, dürfte einen Beitrag zu der uns so nöthigen und heilsamen Selbsterkenntniß liefern. Endlich die dritte Bedingung wäre, daß die Theologie und durch sie die Kirche die Art

und Kraft jenes Magnetberges der Fabel annähme, der alles Eisen aus dem ihm nahe gekommenen Schiffe herauszog, daß es auseinanderfiel — ich meine, daß sie alles Wahre und Gute, daß die getrennten Genossenschaften in Lehre, Geschichte und Leben entdeckt oder erzeugt haben, sorgfältig von dem beigemischten Irrthume ausscheide und dann frei und offen acceptire, ja als das rechtmäßige Eigenthum der einen wahren Kirche, die dies Alles einmal, im Keime wenigstens und in der Anlage, besessen habe, in Anspruch nehme“. Die Vereinigung sei aber in der nächsten Zukunft nicht möglich, nicht etwa bloß deswegen, weil die Mehrzahl der Protestanten sie nicht wolle, sondern weil auch auf katholischer Seite sie nicht ernst gewollt und erstrebt werde. „Denn nur derjenige will wirklich einen Zweck, der auch die Mittel will, ohne deren Anwendung der Zweck nicht erreichbar ist, und dieses sein Wollen durch die That kund giebt. Die Mittel aber heißen hier: Demuth, Bruderliebe, Selbstverleugnung, aufrichtige Anerkennung des Wahren und Guten, wo es sich auch findet, gründliche Einsicht in die Gebrechen, Schäden und Aergernisse unserer eigenen Zustände und ernstlicher Wille, die Hand anzulegen zu ihrer Abstellung“.

Der greise Meister wollte aber seine Schüler, was die Meisten der Anwesenden waren, nicht entlassen, ohne ihren Blick auch noch nach einer andern Kirche, der orientalischen, welche ebenfalls grollend zur Seite steht, zu lenken und an die Schuld zu mahnen, welche auch das Abendland an ihr zu sühnen habe: „Die spätern Epigonen haben mitunter zu verbessern, und, wenn möglich, zu sühnen und gut zu machen, was ihre theologische Ahnen in allzu selbstvertrauender Kurzsichtigkeit verbrochen und geschädigt haben. So hat die abendländische Scholastik, in ihrem ungeschichtlichen Sinne und mit der ihr eigenen selbstgenügsamen Unkenntniß der ganzen anatolischen Tradition und Kirche, den verhängnißvollen Bruch mit dieser Kirche mächtig gefördert und die Heilung desselben erschwert. Einer der frommsten und gelehrtesten Männer, deren die römische Kirche sich rühmen kann, der Cardinal Bona trägt kein Bedenken, dieses scholastische, die Sacramentenlehre und die liturgische Doctrin verwirrende Säkungswesen zu den Satanskünsten zu rechnen, durch welche die morgenländische der Kirche des Occidents entfremdet, beide Hälften der Kirche von einander gerissen worden sind. Es war eine bittere Erfahrung, die hier gemacht worden ist, und sie enthält zugleich die ernste Mahnung, daß es wohlgethan sei, die Theologie Wissenschaft bleiben zu lassen, und ihren noch auf unsicherem Fundamente ruhenden Conclusionen nicht vorschnell Charakter und Bedeutung kirchlicher Säkungen zuzuerkennen“.

Aber doch immer noch lebte Doellinger damals in einer großen Täuschung, wenn er meinte: „Zu Deutschland haben wir künftighin das Heimathland der katholischen Theologie zu suchen, und den schönen Traum träumte: „Ist es doch mit der kirchlichen Wissenschaft, wie mit der Sonne: während diese eine Seite der Erde in Morgenroth taucht, ist es Abend auf der anderen, leuchtet sie hier in vollem Mittag, so sind die Antipoden in dunkle

Nacht gehüllt. Und, um in dem Wilde zu bleiben: nicht die Mittagshöhe einer vollständig ausgebildeten und gereiften Theologie nehme ich für Deutschland in Anspruch, sondern rückwärts in die Vergangenheit blickend, nur den lichten Abend, aber allerdings auch vorwärts in die Zukunft schauend, die vielverheißende Morgenröthe einer zu neuer, großartiger Entwicklung fortschreitenden Theologie“. Der Traum erfüllte sich nicht, oder wenigstens nicht so, wie er gemeint war. Es kam das vaticanische Concil mit seinen mehr oder weniger offenen Tendenzen, dem Ultramontanismus die Alleinherrschaft zu geben. Schon die Geheimnisthuerei, mit der man sich im Gegensatz zu allen früheren Concilien umgab, fiel allgemein auf, und die systematische Ausschließung der deutschen Theologen von den Vorarbeiten, indem man nur Neuscholastiker nach Rom berief, setzte auch manche deutsche und französische Bischöfe in Verwunderung. Der Cardinal Fürst Schwarzenberg wagte es, dieses Vorgehen in Rom zu rügen, und erwirkte so wenigstens die Einberufung einiger deutscher Theologen; Doellinger aber wurde mit der officiellen Lüge beseitigt, man wisse, daß er sich dahin geäußert habe, er würde einer Einladung nicht Folge geben. Die nun folgenden Vorgänge sind noch so neu und so bekannt, daß sie nur kurz noch berührt zu werden brauchen.

Beobachtend stand Doellinger zur Seite, bis die Jesuiten in ihrer *Civiltà cattolica* den Schleier von den römischen Plänen hoben und als Hauptzweck des Concils die Dogmatisirung der päpstlichen Infallibilität bezeichneten. Da raffte Doellinger seine ganze geistige Kraft zusammen. Es entstand eine Reihe von Artikeln in der Augsburger Allgemeinen Zeitung: „Das Concilium und die Civiltà“ vom 10—15. März 1869. Sie fuhren wie ein mächtiger Blitzstrahl nieder und zündeten allüberall. Unter seinem Leuchten konnte man plötzlich einen Blick in das Treiben thun, welches sich mit einem unheimlichen Dunkel umgeben hatte. Man erkannte, welche Pläne von der Partei in und außer Rom geschmiedet worden, und welches das wahre Ziel des bevorstehenden Concils sein sollte. Aller Augen wandten sich nunmehr nach Rom und alle Welt begann sich mit dem Concile zu beschäftigen. Nicht nur die Veränderung, welche dadurch die Kirche erfahren mußte, wurde aufgezeigt, sondern auch die Wirkungen, welcher dieses Vorgehen auf die ganze moderne Welt ausüben würde, wurden an der Hand der Geschichte und der Literatur zur Anschauung gebracht. Es mag damals kaum Einen deutschen Theologen gegeben haben, welcher nicht auf Seiten des Verfassers stand. Eine noch weit mächtigere Wirkung brachte aber das von Doellinger unter Zuziehung des jüngst verstorbenen J. Huber im Sommer 1869 verfaßte Buch: „Der Papst und das Concil von Janus“ hervor. Es ist zweifellos das furchtbarste Gericht über das Papstthum, wie es nur ein Doellinger halten konnte, und die immense Gelehrsamkeit mußte jedem halbwegs Verständigen sagen, daß unter dem „Janus“ nur er versteckt sein könne. Ich glaube kaum, daß je ein Buch eine überwältigendere Wirkung hervorbrachte, als dieses. Wie ohnmächtig sank die ultramontane Wissenschaft vor dieser Unmasse neuen und alten

Materials nieder. Zwar waren die ultramontanen Federn sofort an der Arbeit, die Wirkung des „Janus“ abzuschwächen, Hergenröther mußte einen „Anti-Janus“ dagegen zusammenstoppeln, aber Alles, was dagegen erschien, ist so ärmlich und kläglich ausgefallen, daß die Bedeutung des „Janus“ nur um so heller hervortrat und ein Bischof noch zu den Acten des Concils erklärte: vorerst müsse „Janus“ — obwohl er bereits auf dem „Index“ stand — widerlegt werden, ehe man zu einer Dogmatisirung der Unfehlbarkeit schreiten könne, dem man jedoch damit begegnete, daß man in den Acten sagte: es habe ja Hergenröther dagegen geschrieben und schon durch diese Thatsache sei die Beweiskraft des „Janus“ erschüttert. Hülskamp in seinem „Literarischen Handweiser“ hat damals mit der Aeußerung am richtigsten gesehen: das Buch ist „mit solcher Erudition gesättigt, daß eine Klarstellung resp. Widerlegung aller der vielen tausend „Thatsachen“ sobald nicht zu erwarten sein dürfte, wenn auch sehr viele derselben sich leicht widerlegen lassen (?) . . .; die Historiker des Papstthums werden es nach langen Jahren beistimmend oder abweisend zu nennen haben“. In der That ist das Buch heute noch nicht widerlegt, und ich glaube, daß echte Historiker auch nach langen Jahren es nur beistimmend nennen werden.

Niemand erschrak über den „Janus“ mehr als die deutschen Bischöfe, welche sich eben in Sulda versammelten und mit Gewißheit ein Schisma voraussehen wollten, wenn Rom hartnäckig auf seinem Vorhaben beharren sollte. In einem Hirtenbriefe, der zur Beruhigung des Volkes dienen sollte, konnten sie ihre Angst nicht verbergen und sie begleitete dieselbe auch nach Rom. Umsonst kam Cardinal Schwarzenberg über München, um Doellinger zu bewegen, unter irgend einer Form nach Rom zu kommen. Er drückte den Bischöfen noch seine „Erwägungen“ über, bezw. gegen die Infallibilität in die Hand und blieb zu Hause, war aber mittels der zahlreichen Berichte, welche ihm aus Rom zuzingen, gleichwohl dort überall gegenwärtig, in der Concilsaula nicht weniger, als in den Gemächern des Vaticans oder in den Privatversammlungen und Berathungen der Bischöfe. Mit einer geradezu wunderbaren Rüstigkeit redigirte der 71 jährige Mann aus diesem Materiale die berühmten „Briefe vom Concil“ in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“, welche vor aller Welt das Treiben in Rom bloßlegten. Die Aufregung, welche sie aber insbesondere in der heiligen Stadt hervorriefen, kann nur der ahnen, welcher sie selbst dort durchlebt hat, oder gar, wie ich in Verdacht stand, sie zu schreiben; versetzten sie doch endlich sogar in die blinde und ebendeshwegen lächerliche Wuth, daß man einem blinden Mann, dem bekannten Gelehrten Dr. Dressel, als den Verfasser (!), ein Ausweisungsdecret zustellte! Nachdem Doellinger offen mit seinem Namen gegen die zweite Geschäftsordnung des Concils (20. Februar 1870) und gegen die Vorlage über die Infallibilität in der Allgemeinen Zeitung Erklärungen veröffentlicht hatte, bereute man in Rom, daß man ihn nicht dorthin berufen: er würde, meinte man, ein ebenso tüchtiger Advocat des heiligen Stuhles gewesen sein. Die an obige Erklärungen sich knüpfende

Adressenbewegung preßte aber Pius IX. die Aeußerung aus: Ich weiß schon, daß ich in Deutschland nichts gelte, sondern Doellinger der Papst der Deutschen ist.

Das Concil hatte bei der Unfähigkeit der Minorität und dem Terrorismus des Papstes, der Majorität und der ultramontanen Partei den bekannten Verlauf. Nochmals suchte Doellinger mit einigen Freunden die Theologen und katholischen Gelehrten auf einer Versammlung in Nürnberg zu sammeln und zu einem Widerstande zu vermögen; es war nicht mehr möglich. Diese Zerspaltung gab den Gegnern neuen Muth und es kam, daß einer der schwächsten, geistig unbedeutendsten und unwissendsten Bischöfe, der Erzbischof Scherr, den gelehrtesten Theologen des katholischen Deutschlands im April 1871 excommunicirte, nachdem ihn dieser in seiner Erklärung vom 28. März noch die denkwürdigen Worte geschrieben hatte: „Als Christ, als Theologe, als Geschichtskundiger, als Bürger kann ich diese Lehre (der Infallibilität) nicht annehmen. Nicht als Christ: denn sie ist unverträglich mit dem Geiste des Evangeliums und mit den klaren Aussprüchen Christi und der Apostel; sie will gerade das Imperium dieser Welt aufrichten, welches Christus ablehnte, will die Herrschaft über die Gemeinden, welche Petrus allen und sich selbst verbot. Nicht als Theologe: denn die gesammte echte Tradition der Kirche steht ihr unversöhnlich entgegen. Nicht als Geschichtskenner kann ich sie annehmen, denn als solcher weiß ich, daß das beharrliche Streben, diese Theorie der Weltherrschaft zu verwirklichen, Europa Ströme von Blut gekostet, ganze Länder verwirrt und heruntergebracht, den schönen organischen Verfassungsbau der älteren Kirche zerrüttet und die ärgsten Mißbräuche in der Kirche erzeugt, genährt und festgehalten hat. Als Bürger endlich muß ich sie von mir weisen, weil sie mit ihren Ansprüchen auf Unterwerfung der Staaten und Monarchen und der ganzen politischen Ordnung unter die päpstliche Gewalt und durch die eximirte Stellung, welche sie für den Clerus forderte, den Grund legt zu endloser verderblicher Zwietracht zwischen Staat und Kirche, zwischen Geistlichen und Laien. Denn das kann ich mir nicht verbergen, daß diese Lehre, an deren Folgen das alte deutsche Reich zu Grunde gegangen ist, falls sie bei dem katholischen Theil der deutschen Nation herrschen würde, sofort auch den Keim eines unheilbaren Siechthums in das eben erbaute neue Reich verpflanzen würde.“

Theologisch betrachtet, ist Doellinger das Opfer der Consequenz oder des katholischen Grundsatzes, daß nur „dasjenige den Inhalt des katholischen Glaubens-Systems ausmache, was überall, von Allen und zu allen Zeiten geglaubt worden ist.“ Ihn stellte er an die Spitze seiner Erstlingschrift, prägte er der Gelehrtenversammlung ein und hielt er auch dem Concil wie dem Erzbischofe Scherr vor. Seine Hoffnung geht dahin, daß die katholische Christenheit noch zu der Erkenntniß gelangen, das Concil habe sich an diesem Fundamentalsatz versündigt. Das Concil selbst hält er für nicht ökumenisch, seine Excommunication für ungerrecht. Zwar fällt die

ultramontane Meute jeden Augenblick schmähend und verleumderisch über ihn her, Preßkapläne, welche nie mehr lernten, als was sie etwa auf den Schulbänken hörten, werfen sich zu seinen Lehrmeistern auf; aber sie fühlen doch schmerzlich, welch ein ungeheurer Verlust ihnen in Doellinger geworden und welch ein Gewinn sein Rücktritt wäre. Daher die persönlichen Bemühungen eines Bischofs Fessler, des ersten Concilssecretairs, und Anderer, ihn zur Unterwerfung zu bestimmen; daher auch die fast jedes halbes Jahr sich wiederholenden Gerüchte von seiner Rückkehr. Aber Alles umsonst, Alles eitel Gerede: so lange Doellinger seine geistige Kraft und sein klares Bewußtsein besitzt, wird er nie die Lüge als christliche Wahrheit anerkennen. — Den Ultrakatholiken, denen er das geistige Haupt war und noch ist, steht er stets rathend zur Seite, wenn er auch manche Schritte, welche im Laufe der Jahre geschahen, nicht billigte. In ihrem Kreise hielt er bekanntlich die Museums-Vorträge über Wiedervereinigung der christlichen Kirche, wodurch er auch viele Protestanten mit sich veröhnte; im Verein mit ihnen fanden auch die Unionconferenzen in Bonn statt.

Doellingers Bild wäre unvollendet, würde nicht auch seiner Stellung in der Wissenschaft überhaupt gedacht. Derselbe hat ja seinen Ruf nicht bloß als Theologe oder Kirchenhistoriker, sondern eben so sehr als Historiker überhaupt. Wie kaum einem anderen waren ihm die Verhältnisse günstig. Schon als Student in die Würzburger Universitäts-Bibliothek gezogen, lange Jahre Oberbibliothekar der Münchner Universität und zugleich in der Lage, sich der reichen Hofbibliothek in München zu bedienen, hat er, der fleißigste Benutzer dieser Bibliotheken, dem kaum eine literarische Novität entgeht, eine Bücherkenntniß wie Wenige. Auf seinen zahlreichen Reisen nach Italien, Frankreich und England fand er Gelegenheit, den Grundstock zu einer historischen Privatbibliothek zu sammeln, wie sie wohl größer und gewählter nicht leicht wieder existirt. Aber auch die handschriftlichen und archivalischen Schätze vernachlässigte er auf seinen Wanderungen und in München nicht: zahlreiche Sammlungen, namentlich über mittlere Papst- und Ketzergeschichte, die Jesuiten, das Concil von Trient wurden angelegt, wie dies seine „Beiträge zur kirchlichen, politischen und sozialen Geschichte des 16. Jahrhunderts“ und „Ungedruckten Berichte und Tagebücher zur Geschichte des Concil von Trient“ beweisen. So steht er auf der Höhe der historischen Wissenschaft und ist er in der Lage, überall mit Rath und That zur Hand zu sein und anregend zu wirken. Viele Schriften verdanken ihren Ursprung seiner Initiative, und gar manchem Autor ist er hilfreich beigestanden. Es kann somit kein Wunder nehmen, daß ihm nicht bloß die Männer der Wissenschaft mit Verehrung zugethan, sondern auch die höchsten wissenschaftlichen Auszeichnungen zu Theil geworden sind. Es war Zufall, daß der Turnus, den Rector zu stellen, im Universitätsjubiläumjahr (1872) gerade die theologische Facultät traf; aber kaum hätte ein Anderer besser und glänzender die Universität repräsentirt als Doellinger. Nach Liebig's Tod stellte der König Ludwig II.

ihn als Präsidenten an die Spitze der Akademie, und auch diese Ernennung fand allgemeine Billigung, denn Doellinger, auch in der schönen Literatur nicht nur Deutschlands, sondern auch Italiens (er ist ein ganz vorzüglicher Dante-Kenner), Frankreichs, Spaniens, Portugals und Englands bewandert, ist einer der geschmackvollsten akademischen Redner und seine Präsidentenreden sind wahre Meisterstücke der Darstellung. Es ist nur zu bedauern, daß eine so außergewöhnliche Gelehrsamkeit und ein so umfangreiches Material, wie sie Doellinger zur Verfügung stehen, nicht mehr an die Öffentlichkeit getreten sind. Bei der geistigen Reise des Mannes, müßten geradezu epochemachende Werke aus seiner Feder hervorgehen.

Einen Punkt habe ich schon berührt und ich weiß, daß er häufig betont wird, wenn von Doellinger die Rede ist. Er betrifft seine Stellung in der ersten Periode seines Lebens, oder, wie man zu sagen pflegt, seine ultramontane Zeit. Es kann mir nicht einfallen, etwas verheimlichen oder beschönigen zu wollen; aber ich möchte doch einige Gesichtspunkte angeben, die vielleicht eine billigere Beurtheilung zulassen. Den Maßstab, einen katholischen Theologen richtig zu messen und zu beurtheilen, hat eigentlich wieder nur ein Theologe, der einen gleichen oder ähnlichen Entwicklungsweg gegangen ist. Der katholische Geistliche kommt in einem gewissen Sinne theologisch fertig aus den Schulen und Clericalseminar, eingeschnürt in ein festes theologisches System, das, je geschickter es ihm vorgeführt wird, ihm wegen seiner strengen Folgerichtigkeit mächtig imponirt. Es ist aber von ihm nicht geistig frei errungen, sondern ihm anezogen. Es zum freien Besitz zu machen, dazu gelangen die Wenigsten, weil ihnen die geistige Kraft und Ausdauer fehlt. Aber wer auch diese hat, kann erst allmählich die Prämissen der Consequenzen untersuchen und sich überhaupt über die Solidität dessen orientiren, was ihm tradirt wurde, und noch schwieriger ist es, wenn ihm bei anhaltender Forschung das eine und andere unter der Hand zerbröckelt, das Solide vom Unsoliden zu trennen, und sich einen neuen Bau auf jenem zu construiren. Das ist auch die Entwicklung Doellingers: je umfassender seine Vertiefung in den Geist der Kirche ward, je genauer er die Geschichte des Papstthums durchschaute, und je mehr ihm die Entwicklung der Kirche in der Gegenwart die Tendenzen des Ultramontanismus verrieth, desto mehr überwand er auch jene erste Periode seiner Entwicklung. Es ist überhaupt verkehrt, von einem Anfänger sofort die Reife des greisen Mannes verlangen zu wollen. Als jugendlicher Gelehrter wurde er aber in den Kreis von Männern gestellt, welche man die Gyrres-Partei zu nennen gewohnt ist. Daß da der mit sich selbst noch nicht fertige Mann den Einflüssen der Umgebung nothwendig ausgesetzt sein mußte, ist klar. Dann darf man auch die Zeit selbst nicht übersehen, insbesondere das unheimliche, bureaukratische Wesen, und die mannigfachen Provocationen auch protestantischerseits nicht aus dem Auge verlieren. Keinem Vernünftigen wird es doch heute mehr einfallen, das Auftreten der Bureaucratie in dem Kölner Kirchenstreit zu billigen, und die Kniebeugungsfrage in Bayern wird,

historisch aufgefaßt, sich ebenfalls anders darstellen, als sie sich in den Tagen des Kampfes ausnahm. Vor Allem hatte sie ja keine confessionelle oder überhaupt religiöse Tendenz und ging die Anregung der betreffenden Verordnung weder vom Minister Abel noch von der katholischen Partei aus, sondern kam sie aus der eigensten Initiative des Königs Ludwig, der, auf einen Bericht über eine französische Parade, in der Kniebeugung ein schönes Paradedstück erblickte. Dagegen war es gerade Doellinger, welcher in seiner Schrift, in der er sich übrigens auch über „persönliche Verdächtigungen, Injurien und Insinuationen“ seitens seines Gegners Harleß beklagt, und vor dem Könige es mündlich aussprach, daß die Verordnung zu weichen habe, wenn die Protestanten in der Kniebeugung eine religiöse Ceremonie erblickten, so daß eigentlich er die Verordnung zum Falle brachte. Endlich muß man hinzunehmen, daß 1830 in Belgien die Freiheit der Kirche proclamirt war, welche das Ideal fast aller Katholiken wurde, und darum jede Beeinträchtigung ihrer Kirche sie nur um so erdrückender fühlen ließ. Und wie sehr Doellinger von der belgischen Freiheit durchdrungen war, zeigt der Umstand, daß er Namens der katholischen Fraction auf dem Frankfurter Parlament die Selbständigkeit der religiösen Gesellschaften vertrat und so formulirte, wie sie später wörtlich in die preussische Verfassung aufgenommen wurde. Daneben gehörte er in Frankfurt wie auf der Würzburger Bischofsversammlung zu den Gegnern der Wiedereinführung der Jesuiten, sprach er hier wie auf den Generalversammlungen zu Mainz und Regensburg von einer größeren nationalen Selbständigkeit der deutschen Kirche und auf letzterer sogar gegen den Ultramontanismus. Das wurde ihm auch nie wieder vergessen, und Erzbischof Reisch denuncirte ihn wegen seiner Würzburger Rede, obwohl oder vielleicht gerade, weil sie öfter von lautem Beifallklatschen der Bischöfe unterbrochen wurde, beim Papste.

Doellinger steht im 81. Jahre, was Niemand, der ihn, die große hagere Gestalt, sieht, glauben wird, so geistig und körperlich frisch ist er und so emsig obliegt er noch seinen Studien. Sein Geheimniß ist eine äußerst einfache und nüchterne Lebensweise, wie sie kaum der strengste Asket übertreffen kann. In ihm glüht nur Eine Leidenschaft — eine heiße Liebe zur Wissenschaft, und nur einer Schwelgerei ist er ergeben — der unersättlichen Beschäftigung mit seinen Büchern vom frühen Morgen bis in die späte Nacht.





Bibliographie.

John Milton, das verlorene Paradies. Aus dem Englischen übersetzt von A. Böttger. Illustriert von Gustav Doró. 1.—7. Lieferung. Kleinfolio-Format. Seite 1—216 mit Tafel 1 bis 35 der Holzschnitte. Leipzig, 1879, J. G. Bach's Verlag. Vollständig in 10 Lieferungen à M. 4. —

Miltons klassische Dichtung wird hier in vortrefflicher Uebersetzung und in glänzendem äußeren Gewande geboten. Die Doró'schen Silber spiegeln die ganze Eigenart ihres Urhebers wieder: bald genial, bald leichtfertig in der Zeichnung, hier ihren Gegenstand ganz und voll erfassend, dort ihn nur an der Oberfläche streifend, jezt ein feines Naturgefühl befundend, um es auf einem andern Bilde mit gewaltsamen, theatralischen Lichteffekten wieder zu verleugnen — aber in diesen Gegensätzen oft fortreichend und fast immer fesselnd. Von den Künstlern neuester Zeit, welche der „Illustration“ sich zugewandt haben, besizt Doró wohl die meiste Phantasie und damit wird er der anregendste unter ihnen. In seinen Zeichnungen zum „verlorenen Paradies“ erinnert Doró wieder an seine beste Zeit, in der er die Silber zu Dantes Hölle entwarf. Dies ist vielleicht die wirksamste Empfehlung, welche dem typographisch meisterlich hergestellten Prachtwerke mit auf den Weg gegeben werden kann.

Arthur René, Jahreszeitblumen. Min.-Ausg. 225 S. Breslau, 1879, S. Schottlaender. Eleg. geb. mit Goldschnitt. M. 4. —

s. Ein zartes, sinniges Buch, ganz geschaffen für den Büchertisch einer jungen Dame. — Die einzelnen Blumen, die für

Rord und Süd. XI, 32.

einen jeden Monat im Jahr besonders bezeichnend sind, werden in anmuthiger, poetischer und zugleich belehrender Weise geschildert als das, was sie von alten Zeiten her in Leben, Liebe und Sage dem Menschen geworden sind: ein Symbol seiner selbst.

Felig Liebrecht. Zur Volkskunde. Alte und neue Aufsätze. 8. XVI und 522 S. Heilbronn, 1879, Gebr. Henninger. M. 12. —

Der Verfasser, einer der bewährtesten Forscher auf dem Gebiete der Volkskunde, bietet hier eine Sammlung seiner in „Germania“ und anderen Fachblättern erschienenen Beiträge zur Geschichte der Sage, des Volksliedes, der Mythologie und Religionsgeschichte. Den Fachgenossen wird der Band gewiß eine erwünschte Gabe sein; aber auch der weitere Kreis der gebildeten Laien — und an diese richtet sich diese Anzeige — wird es dem Verfasser Dank wissen, daß er einzelne Aufsätze dieses Bandes von der Gefahr des Vergessenwerdens gerettet hat. Zu diesen Aufsätzen dürfte das Meiste gerechnet werden, was in dem Abschnitt „Mythologie, Religionsgeschichte, Aberglauben, Sitten und Gebräuche“ enthalten ist. Auch das Capitel „Sagentkunde“ bringt Manches, was den Laien interessirt. Der stattliche Band ist würdig ausgestattet.

Louis Schneider, Aus meinem Leben. 1. Bd. 8. 2 Bl. u. 407 S. Berlin 1879, E. S. Mittler & Sohn. M. 6. —

Louis Schneider, der ehemalige Schauspieler und spätere Vorleser König Friedrich Wilhelm IV. und Kaiser Wilhelms, der ihm ein besonderes Vertrauen entgegenbrachte, galt als einer der intimsten Kenner

preussischer Hofverhältnisse. Man durfte deshalb einigermaßen auf die von ihm hinterlassenen Memoiren gespannt sein, wenn auch Jeder, der Schneiders locale Bekanntschaft und milde Sinnesart kannte, überzeugt war, daß diese Denkwürdigkeiten mit den sensationellen, indiscreten und oft galligen Aufzeichnungen Barnhagens von Enses wenig gemein haben würden. Der vorliegende erste Band umfaßt die Jahre 1805 bis 1847 und beschäftigt sich mit der Jugendgeschichte Schneiders und seiner Bühnenthätigkeit. In diese letztere fällt auch die Entstehung der populären Zeitschrift „Soldatenfreund“, welche Schneider in nähere Beziehungen zu den höheren militärischen Kreisen brachte und sein eigenthümliches Verhältnis zum Hofe anbahnte. Aus den Kinderjahren Schneiders, der Zeit der schwersten Noth Deutschlands, erzählt das 1. Capitel seiner Aufzeichnungen manch' ergreifenden Zug. In den folgenden Capiteln über die Berliner Bühne, ihre Beziehungen zu dem harmlosen, bürgerlichen Leben des damaligen Berlin und zu dem Hofe, ist ein interessantes Stück Culturgeschichte in liebenswürdigster Form erzählt. Daneben fällt manch' charakteristisches Streiflicht auf viele Verhältnisse am Hofe des patriarchalischen Königs Friedrich Wilhelm III. Die Abschnitte „Kallisch“ (Schneider war mit einer Anzahl Berliner Hofschauspieler nach Kallisch „commandirt“ worden, wo in Abwesenheit des Kaisers Nicolais, Friedrich Wilhelm III. und vieler anderer fürstlicher Persönlichkeiten das „Lustlager“ vereinigter russischer und preussischer Truppen stattfand) — „im Palais König Friedrich Wilhelm III.“ — und „In Petersburg. 1847“ sind von lebhaftem Interesse. Der ganze Band liest sich wie ein unterhaltender Roman, der in jedem Capitel neue Momente der Spannung bietet. Die Ursprünglichkeit der Darstellung, vornehmlich ein Ergebnis des unmittelbaren Niederschreibens der erlebten Dinge, ist von freundlichster Wirkung, die selbst durch die oft gar zu energisch, etwa im Tone des seligen „Treuverbands“ auftretenden Aeußerungen der Loyalität nicht getrübt zu werden vermag. — Die beiden folgenden, in Kürze erscheinenden Bände, werden enthalten: Ein Revolutions-Repertoire. 1848. — Kaptenmusik. 1848. — Der letzte Abend auf der Bühne. 1848. — Der Feldzug in Schleswig. 1848. — Am Hoflager König Friedrich Wilhelm IV. in Potsdam. — Als Vorleser des Königs. 1849. — Wade-

moiselle Rachel. 1850. — Eine Courierreise nach Warschau. 1851. — Fauny Oldi. 1851—1855. — Le Moursius Prussien. (Reise zur Huldbigung nach Meurs.) 1852. — Eine Empfangsfeierlichkeits-Erinnerung. — Zwei Nächte. — Der Feldzug von 1866 und der von 1870/71, beide im Hauptquartier Sr. Majestät des Königs Wilhelm. Zu dem Maße, als diese Aufzeichnungen einer Zeit sich nähern, die in unser Aller Gedächtniß ist, dürfte das Interesse an den in ihnen enthaltenen Mittheilungen sich steigern. Das Ganze wird, als ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der geschilderten Zeit, von den späteren Geschichtsschreibern derselben, in erster Reihe von den Culturhistorikern, nicht übergangen werden dürfen.

Mag Kalbed, neue Beiträge zur Biographie des Dichters Johann Christian Günther, nebst einem Anhang, welcher die wichtigsten Anekdota der Breslauer Stadtbibliothek enthält. 8. X u. 90 S. Leipzig, 1879, Breitkopf u. Härtel.

M. 2. — Diese sorgfältigen Untersuchungen sind bestimmt, einer ausführlichen Arbeit über die Lebensschicksale und Dichtungen Johann Christian Günthers, des „unglücklichen Dichters“, wie er in den Literaturgeschichten genannt zu werden pflegt, als Vorläufer zu dienen. Der Verfasser stellt zuvörderst Geburts- und Todestag Günthers auf Grund unanfechtbaren urkundlichen Materials endgiltig fest; er ist nicht, wie Littmann in seiner Ausgabe der Dichtungen Günthers behauptet, am 8. April 1698, sondern 1695 geboren und am 15. März 1723 gestorben. An die Mittheilung der hierauf bezüglichen Documente schließen sich kritische Bemerkungen über die Chronologie der Gedichte, hauptsächlich gegen einige Annahmen Littmanns sich wendend, dem die auf der Breslauer Stadtbibliothek sich befindenden Originalmanuscripte Günthers seiner Zeit nicht zugänglich gewesen waren. In zwei weiteren Artikeln wird über das Verhältnis Günthers zu seiner Geliebten Leonore neues Licht verbreitet und schließlich werden in einem Anhang eine Anzahl deutscher und lateinischer Briefe Günthers, das Breslauer Taschenbuch 1718—20, das Landesbutter Taschenbuch 1722 u. Günthers Vertheidigungsbriefe gegen den Magister Fritsche zum ersten Mal mitgetheilt. — Eine umfassende Monographie über Günther, wird ungeachtet der Arbeiten Roquettes

und Littmanns, immer noch eine dankenswerthe Aufgabe bleiben, durch deren Lösung sich der Herausgeber dieser Prolegomena ein literarisches Verdienst erwürbe.

J. J. Krajzewski, Meister Twardowski (der polnische Faust). Volksfage. Nach dem Polnischen frei bearbeitet von Hans Max. 1. Band. 8. IV u. 224 S. Wien, 1879, R. von Waldheim.

Krajzewski feierte am 30. September sein fünfzigjähriges Schriftstellerjubiläum und wurde bei dieser Gelegenheit nicht nur als der bedeutendste Schriftsteller in polnischer Sprache, sondern gleichzeitig als eine Art Mittelpunkt der in den ehemals polnischen Ländern sich vollziehenden geistigen Bewegung gefeiert. Ungeachtet Krajzewski nicht weniger als 260 Werke in mehr als 470 Bänden veröffentlicht hat, von denen etliche in's Deutsche übersetzt wurden, ist er bei uns fast unbekannt geblieben. Die vorliegende gelungene Bearbeitung eines seiner Hauptwerke, das bei seinen Landsleuten in ganz besonders hohem Ansehen steht, darf daher als eine willkommene Gabe begrüßt werden. Sie ist vielleicht geeignet, dem reichbegabten slavischen Poeten, der durch jahrelangen Aufenthalt in Deutschland ein Bewunderer unserer Literatur geworden und aus ihr reiche Anregungen geschöpft hat, diejenige Aufmerksamkeit zuzuwenden, auf welche er schon vermöge seiner heimatlichen literarischen Stellung ein Anrecht hat.

Paul Lindau, Theater, 3 Bände. 2. Auflage 8. XXIV und 824 Seiten. Berlin, 1879, Freund und Jockel. à 4. 50

Inhalt: 1. Band (Heinrich Laube gewidmet): Marion — In diplomatischer Sendung — Maria und Magdalena. 2. Bd. Adolph Sonnenthal gewidmet): Diana — Ein Erfolg. 3. Band. (Adolph Wilbrandt gewidmet): Tante Therese — Pantapfel — Johannistrieb.

Hermann Voewenfeld, das Recht der Actiengesellschaften. Kritik und Reformvorschlüge. 8. XVI und 624 S. Berlin, 1879, F. Guttentag. M 10. —

„Nord und Süd“ wird in einem seiner nächsten Hefte und zwar aus der Feder einer der hervorragendsten Autoritäten auf dem Gebiete des Handelsrechts einen Essay veröffentlichen, der sich mit der Frage der Reform der Actiengesellschaften befaßt. Den äußeren Anhalt zu dieser Arbeit hat, neben

der Thatsache, daß die in ihr angeregten Fragen die maßgebenden gesetzgeberischen Kreise lebhaft beschäftigen, das oben genannte bedeutsame Werk geboten. Die darin niedergelegten Vorschläge und an der bestehenden Gesetzgebung geübte Kritik haben die Reformfrage in Fluß gebracht und eine lebhafte Discussion innerhalb der volkswirtschaftlichen, juristischen und auch Tagesblätter zur Folge gehabt. Die in Wien erscheinende „Advokaten-Zeitung“ spricht die Ueberzeugung aus, daß es für den Kritiker schwer sei, sich zu entscheiden, ob dem Verfasser mehr die auf dem Wege der praktischen Erfahrung gewonnenen Resultate, Vorschläge und Reformen oder die juridisch-dogmatischen Theile seines Werkes anzurechnen seien. Man erkenne in dem letzteren das vortreffliche Resultat, welches aus der Vereinigung des tüchtigen Juristen mit dem praktischen Geschäftsmanne erzielt werde (der Verfasser war durch viele Jahre Director einer der großen Berliner Bankinstitute). Die Darstellung ist eine formvollendete; der Gedanke wird klar zum Ausdruck gebracht, und da der Verfasser es verstanden hat, seine Deductionen mit interessanten historischen Rückblicken zu verbinden, so dürfte das Buch auch dem Nichtjuristen und unmittelbar Beteiligten Anregung und Interesse gewähren.

Rechtbüchlein für Frauen und Jungfrauen. Kl. 8^o. Prachtband in Goldschnitt. München. Gebr. Dpacher.

M 20. —

Ein Rechtbüchlein soll ich sein —

Für Frauen und Jungfrauenlein.

Ich gebe Euch Bilder und Sprüche, —

Für die Wirtschaft, für die Küche,

Wollt Ihr nun gute Sachen —

Billig und schmackhaft machen,

Dann studiret — und probiret!

Die Recepte notiret — auf meine leeren Blätter!

Das Buch ist äußerst gebiegen ausgestattet und enthält 24 in Attributen der Küche reich illustrierte, in Chromolithographie ausgeführte Initiale, sowie 96 Denksprüche für Küche, Keller und Hauswirtschaft. Einen höheren Zweck verfolgt das Buch nicht; es bildet jedoch durch seine wirklich seine Präsentation ein treffliches Damengeschenk und wird vielleicht manche junge Frau oder Braut veranlassen, die leeren Blätter mit Recepten auszufüllen.

Karl Hillebrand, Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipps bis zum Tode Napoleon III. 2. Theil:

Die Blüthezeit der parlamentarischen Monarchie (1837—1848). 8. XIV und 796 S. Gottha, 1879, Frdr. Andreas Berthes. M. 12. —

Karl Hillebrand, einer der ausgezeichnetsten Kenner aller französischen Verhältnisse, war vor den Meisten berufen, der Geschichtsschreiber des modernen Frankreichs zu werden. W. von Giesebrecht, der jetzige Herausgeber der von Heeren und Uldert begründeten „Geschichte der europäischen Staaten“ hätte also keine glücklichere Wahl treffen können, als indem er Hillebrand veranlaßte, Schmidt's Geschichte Frankreichs, welche in dem genannten großartig angelegten Sammelwerke (für dessen in so munificenter Weise beschlossene Fortführung der berühmten Verlags-handlung aufrichtiger Dank gebührt), erschienen war, bis auf die Gegenwart fortzuführen. Schon der erste Band des Hillebrandschen Werkes hat dies in unwiderleglicher Weise bethätigt. Seine eminente Gelehrsamkeit, die große Beherrschung des Materials, eine nicht geringe Kraft des schriftstellerischen Gestaltungsvermögens, haben in ihrer Vereinigung den ersten Band als den Anfang eines Geschichtswerkes gekennzeichnet, das einen Gewinn gleichmäßig für die streng historische Wissenschaft, wie für die Nationalliteratur bezeichnet. Der zweite Band, der dem ersten schnell gefolgt ist und von dem uns einige der bemerkenswerthesten Capitel schon vorher gelegentlich ihres Erscheinens in Zeitschriften bekannt geworden sind, erfüllt in reichem Maße die durch den ersten angelegten Erwartungen. In seinen ersten Capiteln bietet er die Resultate eingehendster Studien über die gesellschaftlichen Zustände, über das innere Leben der Nation unter Louis Philipp. „Die Gesellschaft“, „die literarische Bewegung“, „die religiöse Bewegung“, „der Socialismus und die Volkswirtschaftslehre“, „die wirtschaftliche Entwicklung und die Gesetzgebung“, lauten die bezeichnenden Ueberschriften der ersten fünf, für des Verfassers fast sprichwörtlich gewordene

Belesenheit zeugende Abschnitte. Die historische Erzählung selbst nimmt indeß auch zwei Drittel des neuen Bandes ein, der so recht eigentlich als die Geschichte des französischen Parlamentarismus in seiner Blüthezeit bezeichnet werden kann. Die parlamentarischen Kämpfe sind in der That der Hauptgegenstand dieses Buches; erst die Kämpfe zwischen Krone und Parlament; dann zwischen Nation und Parlament; Kämpfe, welche mit dem Umsturz des Thrones und des Parlamentes endigen. Diesem Ende des Justiznügthums, vom ersten fernem Herannahen des Gewitters im Sommer 1846 bis zum Einschlagen des Blizes am 24. Februar hat der Verfasser ein ausführliches, höchst dramatisch bewegtes Kapitel gewidmet, das ganz aus bisher unbekanntem Quellen geschöpft ist. Dasselbe kann von dem VII. und IX. Kapitel gesagt werden, welche die orientalische Krise von 1840 und die „Wechselfälle des herzlichen Einvernehmens“ zwischen den Westmächten von 1841—1847 zum Gegenstand haben. Nicht nur die geheimen Staatsarchive von Berlin, Turin, Florenz, Carlsruhe haben dem Verfasser zu Gebote gestanden, sondern auch viele Privatpapiere hervorragender Staatsmänner. Besonders interessant ist die Geschichte des Jahres 1847, wo nach dem Bruche mit England, in Folge der spanischen Heirathen, eine neue Gruppierung der Großstaaten sich zu vollziehen im Begriff war. Dabei fällt denn auch ein ganz neues Licht auf die preussische Politik jenes Jahres, ihre Velleitäten eines „herzlichen Einvernehmens“ mit England und ihr reuiges Einlenken in das östreichisch-französische Bündniß gegen die Demokraten in der Schweiz und Italien, — ein Bündniß, dessen Dasein bis jetzt nur vermuthet, nicht bewiesen worden war. — Dem Erscheinen der folgenden Bände, deren historischer Inhalt sich gewissermaßen unter den Augen des Verfassers, eines so scharfen Beobachters, vollzogen hat, darf man mit berechtigter Spannung entgegensehen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Apollinaris.

Natürlich Kohlensaures Mineral-Wasser
Apollinaris-Brunnen, Ahrthal, Rheinprovinz.

Gen.-Stabsarzt K. Ueb.-Prof. **Dr. von Kussmann**, Wiesbaden:

Ein für sehr viele Kranke passendes, ausserordentlich nahrhaftes und nützlich Getränk, weshalb ich es bestens empfehlen kann.

Geh. Med.-Rath Prof. **Dr. Virchow**, Berlin: Sehr angenehmes

Geschmack und sein reiner Gehalt an einem Kohlensäure-Wasser, welches von den andern ähnlichen zum Vergleich korrespondirenden Mineral-Wässern vorzuziehen ist. 24. Dezember 1878.

Kr. Oscar **Liebreich**, Prof. der Heilmittellehre u. d. d. Univ.

Berlin: Ich habe Gelegenheit gehabt, die Apollinaris-Quelle bei Tönnies-Heilgen vorläufiger Prüfung zu untersuchen und zu versichern, dass ich mich nicht scheue, die Meinung auszusprechen, dass das natürliche Apollinaris-Wasser, wie es dem Publikum geboten wird, ein ausgezeichnetes und sehr leicht und schmackbares Tafelwasser ist, dessen chemischer Gehalt, sowohl von hygienischer und ökonomischer Hinsicht ganz besonders empfehlend, als von guter Geschmack bei längerem Gebrauch, sich bewährt. 6. Januar 1879.

Gen. San.-Rath **Dr. G. Varrontrapp**, Frankfurt a. M. Ausser-

ordentliches Mitglied des Kais. deutschen Gesundheitsrathes: Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso sehr genussreiches und zugleich mit vortheilhaftem Getränke anzureichen oder auch mit Apollinaris, fruchtigen Weinen etc. In Krankheitszuständen, wo reichliche Flüssigkeit angezeigt wird, ist gerade das Apollinaris-Bräu zu empfehlen. 4. März 1879.

Gen.-Med.-Prof. **Hr. M. J. Certei**, München: Von Kräfte- und

Makrungs-Mitteln können die überzeugendsten Beweise für die Nützlichkeit dieses natürlichen Mineralwassers, in der Lungen- und in der Leber- und Nierenkrankheiten, nach Thomas, Bartheolin, etc., gegeben werden, und die verschiedensten Krankheiten, welche es heilt, anzuführen. In den Maren und die Reinigung einzuviel zu zeitigen, sollte sich durch Gebrauch gemacht. Es enthält keine Kohlensäure, sondern enthält Weinsäure, nimmt es unter den Mineralwässern den ersten Rang ein. 13. März 1879.

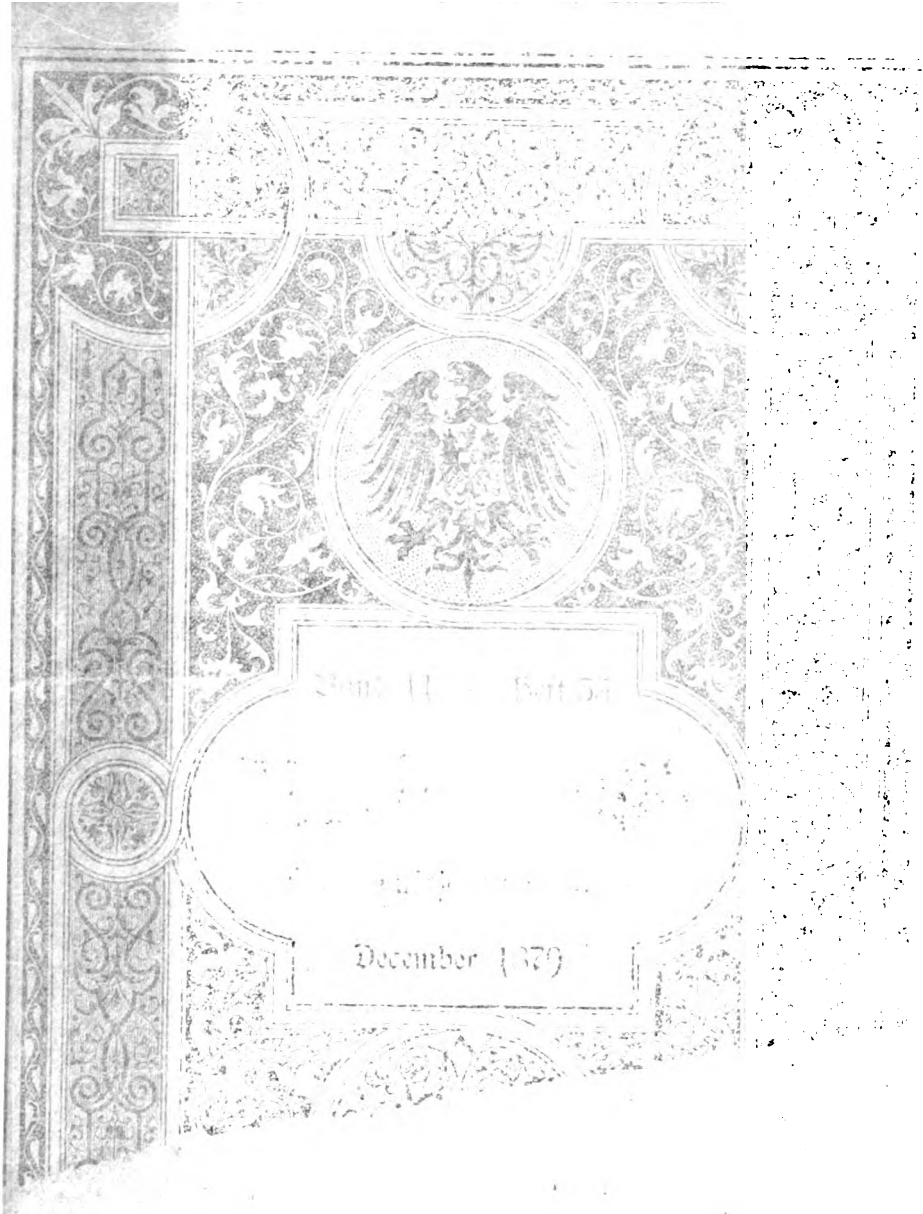
Gen. San.-Rath Prof. **Hr. F. W. Demmeke**, Marburg: Ein

ausserordentliches Getränk, und sein Gebrauch, in jeder Hinsicht empfehlend. Dr. M. J. Varrontrapp's Empfehlung. 21. März 1879.

Handelt bei allen Mineral-Wasser-Händlern, Apothekern etc.

Die Apollinaris-Company (Limited)

Zweig-Compagnie, Remagen a. Rhein.



Vol. 11. Part 54

THE
LONDON
LITERARY AND SCIENTIFIC
REVUE

December 1879

Dezember 1879.

Inhalt.

Wolf Willbraudt.

Tod und Erbst. Ein Epigramm.

H. Gaac.

Andrei Floren, der Curian. Aus dem Russen. In no. 1. Die
Männlichkeit und unter Mitwirkung des Verfassers überführt von
Mlle. Krennig-Bardleben

Jr. Wih. Theile in Weimar.

Das Mönchensgrabmal.

Karl Hoberstein in Dresden.

Fritz Schmidt von Finken und ihre Stellung zur Poesie
und Gedichte.

Karl Braun-Wiesbaden in Berlin.

Nur ein Lehrender. Versen aus der deutschen Literatur. 1879.

Ludwig Freiherr von Ompteda in Wiesbaden.

Die Tuberkulose in England.

Ludwig Pich in Berlin.

Die Tuberkulose in England.



An unsere Abonnenten!

Vielfach ausgesprochenen Wünschen zufolge, haben wir durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen elf Bände von

„Nord und Süd“

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet broschirt oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken,

im Stil des jetzigen Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XI (October bis December 1879), wie auch zu den früheren Bänden I—X stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. — Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau, im December 1879.

Die Verlagsbuchhandlung von
S. Schottlaender.

Bestellzettel umstehend!

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau
(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Exempl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII.,
VIII., IX., X., XI.

elegant broschirt zum Preise von M. 6.—
pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8.—
pro Band

do. Hest 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18,
19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33
zum Preise von M. 2.— pro Hest

Einbanddecke zu Band XI (October bis
December 1879)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI.,
VII., VIII., IX., X.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke

Wohnung:

Name:

Wichtigewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

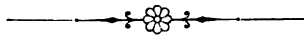
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XI. Band. — December 1879. — 33. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: A. Menzel.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Tod und Trost*).

Ein Cyclus
von
Adolf Müllbrandt.

I. Franz.

Da liegst du nun, gestaltenwechselnd Glück:
Auf schwarzen Brettchen, bleich und kalt und still,
Geschlossnen Auges und geschlossner Lippe.
Verwandelt hast du dein Gesicht! — Wir sahn
Dich heimlich quellen, wachsen, wunderfames,
Geheimnißvolles Glück; wir fühlten dich,
Unsichtbar regsam; dunkel, dumpf empfanden
Wir die Verheißung, ungewissen Herzens.
Und horch! Ein erster Schrei! Die Knospe sprang.
Dein Nam' war Hoffnung; Kind ward nun dein Name.
Mit offenen Augen trankest du das Licht;
Mit warmen Händchen tapptest du in's Leben,
Das rings in hoher Welle dich umfloß;
Mit rührend holden Gliedern, schöngebildet,
Ein Denkmal unsres Bundes, lagst du da,
Aus uns entsprossen, ach, und uns gegeben.
Da brachen Thränen ungekannten Glücks
Aus Mutteraugen, Vateraugen vor;
Und besser, edler schloß ich dich an's Herz.
Und besser, edler ward ich sel'ger Mann;
So Tag um Tag, mit reinster Liebe dich
Umschlingend, reinstes Glück! und sie mit dir,
Die wonnenvolle Mutter meiner Freuden.
Und lallen, greifen, lächeln lerntest du;
Die Kraft der Glieder regen, Licht und Form

*) Der Dichter schreibt an uns: „ heiliegende Gedichte habe ich dieser Tage als Cyclus zusammengestellt ein Hinderniß für die Aufnahme könnte sein, daß einige dieser Gedichte bereits in früheren Jahren veröffentlicht worden sind; doch da sie sich dabei gänzlich zerstreut hatten und da dieser Cyclus sie mit ebenso vielen anderen zu einem Ganzen verbindet, so war und bin ich des Glaubens, daß nichts daran liegt“. Wir sind derselben Meinung und hoffen, daß die Leser von „Nord und Süd“ dem Dichter mit uns für seine neue Gabe Dank wissen werden.

Die Redaction.

Und Farb' und Leben suchen, finden, fassen,
 Mit seliger Verheißung uns erfüllen.
 Dein Nam' war Hoffnung; Hoffnung blieb dein Name.
 Wie schienst du lieblich, aller Liebe werth,
 Ein göttlich schön Gebilde, werth vor Vielen,
 Die Welt zu meistern und die Welt zu lieben.
 Und — — dumpfe Töne. Leise stöhnend sagst du,
 Dein welches Haupt zur Seite, blickst mich noch
 Mit grausam stillen, starren Blicken an,
 Und in des Todes Wolke hüllen sich
 Die Sterne unserer Hoffnung, unserer Lust.
 O Kind! o Kind! — Wer ruft? Du hörst es nicht.
 O Glück! o Glück! — Wer ruft? Verwandelt liegst du;
 Dein Nam' war Hoffnung, Tod ist nun dein Name.

Sinnloser Tod! — Und noch, noch scheinst du Glück:
 Im tiefsten Schmerz welch wehevolle Lust,
 Dies Marmor-Denkmal unstres Kind's zu schauen.
 Du selbst dein Denkmal, holder, bleicher Sohn;
 Im Leben schön, und schöner nun im Tod.
 O wie zufrieden, selig liegst du da!
 Wie eins mit dir! als wähltest du dies Ende.
 Warst du nicht unser Säugling, holdes Kind?
 Hilflöse Zukunft? Anfang deiner selbst?
 Und liegst nun da, vollendet, Wundersamer,
 Wie eines Meisters makellos Gebild,
 So wohlbedacht, so herrlich reinste Form,
 Als gäb' es kein „Zu früh“ und kein „Zu spät“;
 Als müßten wir, die Unvollendeten,
 Voll Andacht dich Vollkommenen verehren.
 O Kind! So wärst du nicht mehr unser Kind?
 Und zwingst die Thräne mir in's Aug' zurück,
 Und zwingst mich, ach, von höchster Schönheit trunken,
 Daß ich dich „Engel“, „Kind des Himmels“ nenne?
 Nicht mein mehr? Zweimal nahm dich mir der Tod:
 Dein Leben erst, und nun um dich die Thränen?

O Kind! leb wohl! Leb wohl, o du mein Glück!
 Umgrünt von Myrten, du dem Tod Vermählter,
 Leb wohl! Die Stunde kommt, von dir zu scheiden.
 Sie rüsten dir dein letztes Ruhebett;
 Zur Erde sollst du, weißer Leib, zurück,
 Aus ihr entsprossen, ach, und ihr gegeben.
 Aus deinem Bann entlaß mich, schönes Bild!
 Hier diese Hand, sie trage dich zur Ruh,
 Hier diese Hand begrab' dich fest und still,
 Daß ich mein Kind dann wieder kann beweinen.

II. Die Todtenwacht.

Wir waren getraut noch nicht ein Jahr,
Wir saßen an einer Todtenbahrl

Ein Knäblein, ein schönes, geliebtes Kind,
Kalt lag es, stumm und taub und blind.

So früh gebrochen, du süße Frucht,
Wardst du gesegnet? oder verflucht?

Ward tausend Noth dir und Tod erspart? —
Er schwieg, er schwieg, und lag aufgebahrt.

Und stille saßen wir Hand in Hand,
Und blickten ihn an bis der Tag entschwand.

Es weinte mein Weib, ihre Thräne floß;
Ich schwieg, es wuchs mir das Herz zu groß.

Keine Thräne hinauf, keine Thräne herab;
O du Grab, eine Welt, o du Welt, ein Grab! —

Und leise, beim letzten Tageschein,
Auf ging die Thür, und es trat herein.

Es trat herein eine stille Gestalt,
Im hohlen Auge wie Blicks Gewalt.

Mit Lippen blaß, mit Wangen bleich,
Ein Mann, und doch meinem Kinde gleich.

Im Priestertalar, wie zu jener Stund',
Da wir geschlossen den ersten Bund.

Und es hob sich, da er nun vor uns stand,
Im schwarzen Aermel die weiße Hand.

Und segnet' uns Beide, und saßt' uns an,
Legt' Hand in Hand, wie bei Weib und Mann.

Und sprach, doch wie aus der Ferne weit:
Nun hab' ich den Bund auch geweiht und gefeit!

Und schweigend, mit unseres Knaben Blick,
Sah er uns an, und trat zurück.

Und schwand in den Schleier der sinkenden Nacht;
Wir saßen allein, bei der Todtenwacht.

Allein, wir Zwei, auf der Erde Kund!
Hand lag in Hand, und Mund an Mund.

Da stieg mir die Thräne, da stieß sie herab:
Leb wohl, mein theurer, mein goldener Knab'!

III. Zwischen Tag und Tag.

Wie strahltest du herrlich, du längster Tag;
Beklemmend sinkt nun die Nacht herein.
Was in des Herzens Winkel lag,
Wird wieder im ganzen Herzen sein.

Still liegt das Meer, wie ein Grab so still; —
Still liegt nun auch unser Kind im Grab,
Die Sonne, die es nicht mehr wecken will,
Groß ging sie und kalt in die Fluth hinab.

Von den Andern kamst du, graue Nacht,
Du stiehst, o Tag, den Andern zu!
Doch dort am Horizonte wacht
Dein letzter Schein, Verklärter du.

Ein rother Schein, ein blaßes Licht;
So winkst du über das bleiche Meer.
Und was auch die Nacht mir raunt und spricht,
Du flüsterst mir neue Hoffnung her.

„Das Licht, das Licht, das ewige ruft,
Es ruft das Leben, befruchtet die Zeit!
Und ging es so schnell von der Wiege zur Gruft,
Vom Grabe zur Wiege ist auch nicht weit“.

„Und hast du dein blutiges Opfer gebracht,
So grollt dir der Meid der Erhab'nen nicht mehr.
Und irrst du im Gram durch die schlaflose Nacht,
Es winkt dir das Leben; schau her, schau her!“ —

Vom Fenster irr' ich zum Fenster fort;
Ein Mann! und daß er weinen muß! —
Doch immer noch winkst du, du Spätlicht dort;
Nach Osten rückst du, als Frühlichts-Gruß.

Es schwindet das kalte, todtfarbene Grau,
 Die Wimpern trocknet ein Morgenwind.
 Dort liegt und schläft und träumt meine Frau; —
 O säh' sie im Traum doch ein anderes Kind . . .

Die Nacht ist hin! und neu entschwebt
 Das rosigte Licht dem Wellengefang.
 Und der Gram wird still, und die Hoffnung lebt:
 Denn die Nacht ist kurz, und der Tag ist lang!

IV. Was uns blieb.

Als — Sanct Johanni war's — des Priesters Hand
 Am Tag der Myrten, Liebste, uns verband:
 O Stern der Liebe, mir zu Häupten du —
 So dacht' ich — schließ' dein goldnes Aug' nicht zu,
 Wenn um uns her des Lebens Wolke steigt,
 Die Sorge raunt, das Lied der Jugend schweigt;
 Wenn Tag um Tag am grauen Faden spinnt,
 Im scharfen Licht des Morgens Traumi zerrinnt:
 O holdes Leben, bleib mir ein Gedicht!
 O Stern der Liebe, du verfin' uns nicht!

Nun, da des Todes eisige Priesterhand
 Uns am Altar der Schmerzen neu verband,
 Da Klagewind vom jungen Grabe weht,
 Ein Marmorstein ob unsern Freuden steht,
 Das Glück, das unser Doppelherz genoss,
 Im letzten Seufzer wie ein Traum zerfloß:
 Du starrst, du weinst! — Doch so vom Gram geschmückt
 Dich sehend, ach! ich fühl' mich noch beglückt.
 Dein Lächeln lieb' ich, lieb' nunmehr den Gram,
 Der mir will geben, was der Tod mir nahm.
 Dich giebt er ganz mir; giebt mich ganz dir hin;
 Soll ich's nicht sagen, daß ich glücklich bin?
 Im tiefsten Weh ertönt's mir wie Gedicht;
 Strahlt hoch herab der Stern der Liebe nicht?

V. Schwarze Christnacht.

Herz, was sollt' ich heut dir schenken?
 Jenen Tranß, der ruhig macht:
 Nicht zu weinen, nicht zu denken,
 Wer das Weinen dir gebracht.

Könnst' ich diesen Trank dir schenken,
 Könnst' ich auch aus jener Nacht
 Dir erwecken, was dein Denken,
 Was dein Auge weinen macht.

Nicht mit Lethe dich zu tränken,
 Nicht zu wecken hab' ich Macht;
 Nur mit dir mich zu versenken
 In der Mitterschmerzen Nacht.

Horch! Doch mächt'ge Glocken senken
 Ohr und Herz zur ew'gen Macht:
 Jener Mutter zu gedenken,
 Die gebar in dieser Nacht!

VI. Ihr Geburtstag.

O traurig holder Tag! Du steigst herauf,
 Du janusköpfiger, zwei Gesichter zeigend.
 Das eine kenn' ich wohl. Nach rückwärts starrt es.
 Starrt in's Vergang'ne, schließt das Aug', erblaßt . . .
 Ein Kindes-Antlitz! — Kindlich auch das andre,
 Mit strahlenden Augen vorwärts in den Tag,
 In Nebelhüllen des Zukünft'gen schauend.
 Bist du die Hoffnung nicht? Ich kenn' auch dich.
 Komm, blick hierher! Blick her auf die Geliebte,
 Der des Vergang'nen ewig gegenwärt'ge
 Betrübniß heut so bitterwehe thut.
 Blick her und lächle! Lächle ihr in's Herz,
 Liebliche Hoffnung; schweb' an's Bett herab,
 Laß sie dich still umfassen und umfangen!

VII. Die Vermählten.

(Als sie zum ersten Mal wieder in seinem Lustspiel „Die Vermählten“ auftrat.)

Wie schön war jener Tag! Sie klatschten den „Vermählten“;
 Ich fühlte, wie sich still dein Bild, mein Herz vermählten.

Wie stand der Scheitel dir, die Rolle dir so schön! — —
 Und wieder kam ein Tag: wir spielten die „Vermählten“.

Wir beide, du und ich. Kein Rollenwechsel mehr,
 Kein Alterniren mehr: auf immer die Vermählten.

Wie stand das weiße Kleid, die Myrte dir so schön!
Als Kunst und Leben sich in deiner Brust vermählten.

Nun trittst du wieder her; zu Hause schläft dein Kind,
Die Frucht, der Stern, das Glück der seligen Vermählten.

Nah tönt die Dichtung, nah sein fernes Fallen dir;
Wie wenn sich Traum und Traum zur Wirklichkeit vermählten.

Du sprichst das herbe Wort, es lacht das Herz in dir;
Die Mutter Gustel lacht in Bella, der Vermählten.

Wie steht der Doppelkranz der Lieb' und Kunst dir schön!
O sei an's Herz gedrückt vom Dichter, vom Vermählten!

VIII. Erster Blumengruß.

(Robert seiner Mutter, zum Geburtstag).

Dies Sträußchen hier,
Was will's, o Mutter? Mög's der Vater jagen,
Denn ach, ich schlaf' und dämm're noch in mir.

Goldlack, verblühend! —
Was einst dir so verblüht, der Vater weiß es;
Dein Auge weiß es, still von Thränen glühend.

O Maienglöckchen! —
Ein neuer Frühling läutet, Mutterherz,
Und blüht und wächst und lacht im Kinderröckchen.

Nachtblüh'nder Flieder.
Geschmückt mit Blumen sank dein Glück in's Grab;
Geschmückt mit Blumen kommt das Glück dir wieder.

Frühjunirosen.
Früh will ich lieben lernen, lehr' mich's nur;
Und doppelt zärtlich will ich dich umkosen!





Andrei florea, der Curcan*).

•Von

D. Gane.

Aus dem Rumänischen nach dem Manuscripte und unter Mitwirkung des Verfassers
übersetzt von

Mite Aremnik: Bardeleben.

I.



Ich bin Waslujaner, gebürtig aus dem Dorfe Floresti. Als ich kaum einundzwanzig Jahr alt war, kam an mich die Reihe zum Ausloosen. Ich entfinne mich, mit welcher Scheu ich die Hand in einen Haufen gevollter Zettelchen steckte und Nr. 13 herauszog. „Gut!“ riefen die Leute, die um mich herum standen, „Du bist ein Glückspilz!“ Darauf zog mich der Doctor bis auf die blanke Haut aus, untersuchte mich im Hals, an den Gelenken, hämmerte mir an der Brust und am Rücken herum, der Hauptmann maß mich sogar mit einem kleinen Riemen, um zu sehen, ob ich groß genug sei, fragte mich nach Vater, Mutter und Geschwistern, als wolle er meinen Stammbaum nachweisen, trug dann meinen Namen in ein Buch ein und sagte: „Mein Junge, wir können Dir nicht helfen, Du hast eine kleine Nummer gezogen, bist gesund und gut gebaut und hast kein Recht frei zu kommen, Du mußt dienen. Wir beim Militär können solche stramme Burschen, wie Du einer bist, grade gebrauchen“. Der Hauptmann hatte kaum ausgesprochen, als Einer mit dem bunten Rock, der neben mir saß, aus vollem Halse schrie: „Zum Scheeren!“ Gleich stießen mich die Dorobanzen in die Nebenstube und setzten mich auf einen Stuhl; die Scheeren

*) Curcan, wörtlich Truthahn, ist der Spitzname einer Truppengattung, den dieselbe nach der Truthahnfeder an ihrer Mütze bekommen hat.

begannen in meinen Haaren zu sausen, als schnitt eine Sense im Korn und im Handumdrehen stand ich plattköpfig wie eine Wassermelone da.

Mir war, so zu sagen, weder fröhlich noch traurig zu Muth, ich konnte mir eigentlich keine Rechenenschaft geben, was mit mir an dem Tage vorging. Nur als ich den Vater an den Thürpfosten gelehnt sah, betrübt, als wäre er allein in der Welt geblieben, da fühlte ich, daß es mir in's Herz schnitt. Ich habe mich aber zusammen genommen und die Thränen, die mir aus den Augen stürzen wollten, verschluckt, denn mir war bange, im Dorf ausgelacht zu werden. Ich hatte das Glück, daß der Vater ein behäbiger Mann war, mit Mais in den Scheunen und einigem Vieh um das Haus herum, so daß er mir aus eigenen Kosten die Uniform machen lassen konnte, um mich nicht von sich geben zu brauchen; und so blieb ich Soldat im 13ten Dorobanzen-Regiment.

Ohne mich zu rühmen, darf ich sagen, daß mir die Dorobanzen-Uniform nicht grade schlecht stand: die schön um den Fuß geschnürten Sandalen, der lange Mantel, der um die Taille durch einen Riemen zusammen gehalten wurde, und hauptsächlich die Mütze, die über dem Ohr zurückgebogen und mit der Truthahnfeder geschmückt war. Wenn ich so durch das Dorf einherstolzirte vor den Mädchen, die mir nicht allzusehr aus dem Wege gingen, wandelte es mich an, wie man zu sagen pflegt, mir die Federn aufzublasen wie ein Truthahn.

„Was Du doch zum Bangemachen ausiehst“, sagte Catrina, hinter mir her lichernd, „Du wirfst noch die Polenta entzwei schneiden!“

„S, sieh ihn doch, geht er nicht steifnackig wie ein Ziegenbock einher!“ sagte Mariora, mich am Rockärmel ziehend. Ich aber lief ihnen nach, zwickte sie und wenn mir Eine 'mal in die Hände fiel, schloß ich ihr den Mund mit einem Kuß.

Mein Dienst war nicht grade schwer, denn saß ich auch zehn Tage in der Kaserne, so war ich doch zwanzig zu Hause.

Was mir am meisten zu schaffen machte, war das Reglement, das ich auswendig lernen mußte wie das Vaterunser. Zum Glück kannte ich die Buchstaben so halbwege vom Kantor Kirial aus dem Dorf; aber die anderen Dienstpflichten: „Links, rechts, Gewehr auf Schulter, bei Fuß,“ das ging wie geschmiert, weil ich von Natur nicht grade linksich war und mein Arm mit dem Gewehr Bescheid wußte, von früher her, wo ich die Füchse und Rehe in den Wäldern von Rakowa jagte. Wenn ich mich in Reih' und Glied befand und mit regelmäßigem Schritt marschirte, eins, zwei, drei, oder wenn ich vor dem Commandanten, mit der Hand an der Cocarde rief: „Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ würde Jeder gesagt haben, daß ich wie geschaffen zum Soldaten sei. Nur um die Leute zur Feldarbeit zu treiben, war ich nicht brauchbar, denn ich hatte ein treuherziges Aussehen und die Leute waren nicht daran gewöhnt, sich vor mir zu fürchten. Sogar Catrina sagte mir, daß es mir gar nicht stünde, wenn ich ein Gesicht schnitte.

So trieb ich es an zwei Jahre und mehr; währenddem starb die Mutter, und der Vater wurde immer gebeugter. Eines Tages nahm er mich bei Seite und sagte mir: „Mein Junge, ich werde eher heute als morgen Deiner Mutter folgen und Du stehst noch immer nicht auf eigenen Füßen. Es würde uns nicht schaden, wenn wir in der Wirtschaft eine Hausfrau hätten, die sich Deiner Jugend und meines Alters annähme. Ich meine nun, daß Catrina, wenn sie auch nicht reich ist, doch verständig und tüchtig aussieht und daß sie auf die Ehre unseres Hauses halten würde — aber Du, was meinst Du?“

Diese Worte, aus dem Munde meines alten Vaters gingen mir in's Herz. Ich hatte noch nicht an Catrina gedacht und kann auch nicht sagen, daß sie mir lieber, als ein anderes Mädchen im Dorfe war, aber des Vaters Worte waren mir wie ein geheimer Befehl von Oben.

Also ging ich gleich zu Catrina und sagte ihr von meines Vaters Wunsch, der jetzt auch der meine sei; sie aber antwortete mir nichts, sondern wurde roth wie Feuer und schlug die Augen nieder. Ich hätte sie wohl küssen mögen, wie neulich, als ich bei der Dorfschaukel mit ihr scherzte, aber jetzt getraute ich es mich nicht; seitdem ich an's Freien dachte, ward ich verlegen, wie ein junges Mädchen und wollten mir die Worte nicht recht von der Zunge.

Von Catrina machte ich dann links um und ging stracks zum Hauptmann, um die Erlaubniß zu meiner Heirath von ihm einzuholen. Dieser aber antwortete mir: „Andrei, jetzt ist keine Zeit zum Freien, wir werden nächstens mit dem ganzen Waslujer Bataillon nach der Donau hinunter müssen; aber wenn der Herrgott will, daß wir gesund zurückkehren, dann will ich sogar Dein Trauzeuge sein; bis dahin mein Sohn, mußt Du Dich fein gedulden!“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann“, sagte ich, mich wie ein Kreisel auf den Hacken umdrehend, und ohne ein weiteres Wort ging ich nach Hause. Auf dem ganzen Weg konnte ich den Mund nicht aufthun, um den Vorübergehenden „Guten Tag“ zu wünschen. Ich war betrübt, wie nie zuvor, und wußte nicht warum; war doch der Vater nicht am Rand des Grabes und auch die Catrina sollte ja keinen Andern heirathen, und auch vor der Donau hatte ich keine besondere Furcht; war ich doch im Herbst sogar mit den Truppen dagewesen und Gott sei Dank wieder gesund nach Hause zurückgekehrt. Trotz alledem war mir das Herz nicht am Fleck.

Im Dorfe angelangt, hörte ich verschiedene Gerüchte, die die Gesichter verbüßerten, daß die Russen über den Bruth gingen, nein, daß die Türken in's Land einfielen, dann daß die Rumänen gegen die Türken in's Feld ziehen wollten, oder gegen die Russen, nichts war bestimmt, lauter Reden ohne Zusammenhang, aber etwas war los, in der Luft lag Gewitter.

Nach einigen Tagen rief mich ein Bote nach dem Rathhaus, wo alle jungen Männer, die bei meinem Bataillon standen, versammelt waren, der Hauptmann saß eben am Tisch, mit einem Papier in der Hand.

„Andrei Florea!“ rief er. „Hier!“ antwortete ich.

„Nicolai Druga!“ „Hier!“

„Petrea Doncila!“ „Hier!“

„Basilie Graunte!“ „Hier!“

Und so rief er uns Alle, nach der Liste, die er in der Hand hielt, auf.

„Jungens“, sagte er dann, „wir haben Befehl, in's Lager an der Donau abzumarschiren; pußt Eure Waffen ordentlich, nehmt Euch genug Wäsche mit und tretet in vier Tagen in Jassy an, von wo wir mit den dortigen Truppen aufbrechen werden. Seht aber zu, daß Keiner von Euch fehlt!“

„Zu Befehl!“ antworteten wir Alle, mit der Hand an der Cocarde.

Dann verließen wir das Rathhaus, um heimzukehren, jeder nach seinem Hause. Nicolai Druga kam auf mich zu und sagte: „Hast Du gehört, Andrei, es geht bunt her, die Sache wird krumm!“ „Krumm oder grade, es ist nichts daran zu ändern“, antwortete Basilie Graunte, „wenn's befohlen wird, muß es geschehen! Man müßte denn schon, wie man so sagt, seinen eigenen Vater verleugnen!“

„Und dann, wozu das Hin- und Herreden!“ fügte Petrea Doncila hinzu, „Denn, was Einem beschieden ist, entgeht man doch nicht. Wie Viele kehren doch gesund aus dem Kriege zurück, und wie Viele sterben wohl zu Hause hinter dem Herde. Da waltet nicht Menschenwille, sondern des Herrgotts!“

„Du sprichst vernünftig, Petre“, sagte Paraschivas alter Loader, ein Mann, der 30 Jahre lang Jäger in einem vornehmen Hause gewesen war. Wenn ich höre, daß es da unten Händel geben wird, ist mir, als schwellte mir der Kamm und als müßte ich auch mit. Schade, daß mir Füße und Hände nicht mehr mit dem Herzen Schritt halten, sonst wär's an der Zeit zu zeigen, daß mein liebes Schießgewehr, durch das ich mich dreißig Jahre ernährt habe, noch zu etwas gut sein kann. Geh, Jungens, dem Menschen ist es nicht nur beschieden sich in der Sonne auszustrecken, im Leben giebt es Wetter und Unwetter, und wenn wir die Brust nicht tapfer dem Unwetter darbieten, wäre es ja besser, wir ließen die alten Weiber das Haus vertheidigen und setzten uns an den Spinnrocken.

Die Augen des alten Loader leuchteten, als er so zu uns sprach und sein auf Krücken gestützter Körper richtete sich grad wie eine Kerze auf. Man hätte meinen können, er würde zum zweiten Mal wieder jung.

„Na, kommt mit mir, Kinder“, fügte er hinzu, „wir wollen ein Glas Wein darauf leeren. Da die Zeiten rauh werden, dürfen wir uns nicht trennen, ohne uns Glück zugetrunken zu haben.“

So gingen wir alle in die Dorfschenke und Jeder stieß mit ihm an; mir aber, um die Wahrheit zu sagen, glitt der Wein nicht durch die Kehle, denn mir war nur obenauf, wie beim Wein der Schaum, guten Muthes, im Herzen lag die Hefe der Sorge. Ich dachte an den Vater, an Catrina und unser Haus, an das Vieh, dann an die Türken und die Russen und

die Kanonenkugeln; vorwärts getrieben vom Wirbel meiner Gedanken, saß ich schweigend auf einer Bank, ohne zu bemerken, daß nur ich noch mit dem alten Toader, der mitleidig auf mich schaute, zurückgeblieben war.

„Mach' Dir das Herz nicht noch schwerer, mein Sohn“, sagte er, mir die Hand auf die Schulter legend. „Geh' nach Hause und mache Dich marschbereit, denn im Dienste sind die Stunden gezählt“.

Drei Tage darauf war ich militairisch eingekleidet und marschbereit. Meine Sandalen waren funkelnelneue, der Mantel so gepuht, daß die Knöpfe auf ihm wie Gold leuchteten, auf dem Rücken hatte ich den Tornister mit der Wäsche und auf der Schulter das Gewehr.

Als ich zum Vater ging, ihm Adieu sagen, wurden mir die Augen feucht; und er, als er mich auf die Stirn geküßt hatte, sagte mit bewegter Stimme: „Geh' mit Gott, Andrei! Der Herr behüte Dich in Gehorsam und führe Dich gesund zurück“.

Dann sagte ich den Nachbarn Adieu, Catrina aber fand ich nirgends. Um Mittag traf ich mit allen Leuten meines Bataillons am Dorfkreuz zusammen. Greise, Kinder, Frauen und Mädchen, Alle außer Catrina hatten sich um uns geschaart, um unseren Ausmarsch mit anzusehen. Wir, achtzehn an Zahl, waren zu zwei und zwei eingereiht, mit dem Corporal an der Spitze.

„Gewehr auf Schulter! Marsch!“

Dann mit dem linken Fuß voran, rückten wir aus. Hundert Mützen und Hüte und hundert Tücher wurden in der Luft geschwenkt, um uns „gut Glück“ zu wünschen. Das ganze Dorf begleitete uns bis an das Dorfthor hinaus; Paraschiva's Toader, der Alte, kam trotz seiner Krücken mit der Menge mit, den Mund voll Worte der Ermuthigung; Anton Aghiuza, ein buchtiger Zwerg, der Postenreißer des Dorfs, kletterte auf das Thor und rief uns mit lauter Stimme nach: „Glück auf den Weg, Kinder! Bringt mir Jeder von Euch eine Pistole mit, damit ich sehe, wie der Türke ausschaut; nach dem Sprüchwort, wie der Türke, so die Pistole“.

Das ganze Dorf brach in ein lautes Gelächter aus, wir aber grüßten militairisch mit der Hand an der Cocarde.

II.

Schwer ist es dem Menschen, bis er in's Ungemach kommt: ist er aber mal drin, na dann, wie das Sprüchwort sagt, setzt er sich den Kopf zwischen die Schultern und geht blind vorwärts. So geschah es auch mit mir. Als ich von Hause fortgezogen und nun ganz Soldat geworden, ließ ich auch die Sorgen hinter mir und kam allmählich wieder in mein gewohntes Wesen.

Nur Eines fiel mir noch schwer. Es that mir leid, daß ich Catrina nicht noch gesehen und ihr Lebewohl gesagt hatte, denn, wer weiß? möglich war's, daß ich sie nie wieder sah. Mit diesem Stachel im Herzen marschirte ich bis zum Abend. Wir waren im April, wenn die Lerche singen lernt und der Wald auszuf schlagen beginnt. Ein voller schöner Mond erhellte mir den

Weg, als ich plötzlich, einige Schritte vor mir, hinter einem Laubbaum versteckt eine Frau erblickte. Mit einem Sprunge war ich bei ihr und ergriff ihre Hand.

Es war Catrina, aber so bleich und mager, daß mir schien, als hätten sich ihre Augen im Kopf vergrößert.

„Schön, daß ich Dich noch sehe, Catrina, ehe ich in den Krieg ziehe.“ sagte ich, sie traurig anblickend. „Aber warum sind Deine Hände so kalt?“

„Mir ist bange, daß Du mich vergift“, antwortete sie, mit thränen-erstickter Stimme.

„Ich: Dich vergessen! Aber geh' ich dorthin denn etwa zum Tanz oder zu Spinnabenden? Bitte lieber den Herrgott, daß ich nicht todt geschossen werde, Catrina!“ Dann, mich ermannend, nahm ich sie in die Arme und küßte sie auf die Stirne, sie aber seufzte schwer und sagte:

„Andrei, schwöre mir, daß Du mir treu Dein Wort halten willst!“

„Ich schwöre!“

„Und wisse wohl, Andrei, daß ich in der Stunde, in der Du diesen Schwur brichst, sterben werde. So fühl' ich's, daß es mir beschieden ist.“

„Dann wirst Du lange leben, Catrina, es sei denn, daß eine Kugel mir die Tage verkürzt.“

„Du wirst nicht im Kriege sterben“, entgegnete sie mit einer Stimme, die mir prophetisch klang. Ich wollte sie noch einmal küssen, das letzte Mal, ehe ich von ihr schied, sie aber wand sich aus meinen Armen und verschwand im Schatten der Bäume. Aus der Ferne hörte ich nur noch eine Stimme, die mir stets im Herzen klingt: „Geh' mit Gott, Andrei, und vergiß mich nicht.“

Jetzt, das kann ich sagen, kam mir gleich mehr Lebensmuth. Ich weiß nicht, warum ich mich so sehr gestärkt fühlte, seitdem ich aus Catrinas Mund gehört hatte, daß ich nicht im Kriege sterben würde. Ich bildete mir ein, daß Frauen manchmal einen geheimnißvollen Blick in die Zukunft besäßen, ihre Sorge aber, daß ich sie vergessen könne, schien mir zu kindisch, als daß ich überhaupt noch dran dachte.

Mitternacht war vorbei, als wir im Wald von Rakowa anlangten. Jetzt hielten wir nicht mehr militärisch Schritt, sondern Jeder ging, wie er konnte, je nach seiner Müdigkeit und nach den Gedanken, die ihm im Sinn lagen. Der Mond fing an am Himmel hinabzusteigen und die Schatten fielen lang auf die Erde, wie Riesearme. Ich entsann mich, wie mir die Alten erzählt hatten, daß hier einstmal die Rumänen auf die Türken trafen und ihre Schaaren zerstreuten, und nun nach so bitter vielen Jahren war an uns die Reihe gekommen, uns wiederum mit ihnen zu messen. Sonderbare Fügung. Wahr ist's, was Jemand 'mal sagte: „Niemand weiß, was im Zeitenschoße verborgen ruht“. Und wie ich so in tiefen Gedanken über diese mit Menschenblut getränkte Stelle fortschritt, erhitzte sich mein Gehirn und schien es mir plötzlich, daß ich in den Strahlen des Mondes Todtenköpfe aus der Erde emporsteigen sah, die mich angringten.

Drei Wochen später durchstreiften wir das Land längs der Donau, an deren Ufer tausend und aber tausend Rumänen, an verschiedenen Plätzen angesammelt waren, nur des Befehls zum Uebergang harrend. Bis aber dieser Befehl kam, spielten wir unendlich oft mit den Türken Ball, Kanonenkugeln in ihre festen Plätze sendend und von ihnen welche zurückempfangend. Dann, im Mittsommer schlugen wir eine Brücke über die Donau, von deren einem Ende man das andere kaum sehen konnte. Eingereicht zu fünf und fünf begannen wir hinüber zu ziehen; unsere Reihen, die Reiter und das Fußvolk, deren Waffen in der Sonne glänzten, waren schön anzusehen, wie sie mit männlichem Schritt, beim Klange der Musik und mit wehenden Fahnen marschirten, von über hundert Kanonen gefolgt, unter deren Rädern der Boden zu ächzen schien.

„Jungens, ruft: „es lebe der Fürst!“ sagte der Kommandant, „denn seit vielen hundert Jahren flog der rumänische Adler nicht in heidnisches Land“.

„Hurrah, es lebe der Fürst!“ riefen tausende von Stimmen, die in den Donauthälern widerhallten. Das Herz schlug uns laut in der Brust und, entschlossen wie wir waren, auf Leben und Tod vorwärts zu gehen, fühlten wir zum ersten Male einen geheimen Stolz in uns. Jetzt endlich waren auch wir „Etwas“.

Nach sechs Tagen langten wir vor den Befestigungen von Plewna an, gegen welche die russischen Streitkräfte so oft vergeblich angeprallt. Hier begann für uns ein angestrengeres Leben, denn da wir dicht vor den Türken waren, mußten wir unaufhörlich Wache stehen und Schanzen graben, um nicht insgeheim überfallen zu werden. Immer in den Kleidern, mit der Waffe in der Hand, immer bereit, beim kleinsten Zeichen aufzuspringen, schlofen wir Nachts den Schlaf der Hasen und Tags behagte uns oft die Kost nicht, wenn sich die türkischen Kugeln mit unserem Vorsch¹⁾ vermischten. Der Mensch gewöhnt sich aber an's Schlechte, wie an's Gute. Jeder that den Dienst ohne Klage, nur als die bösen Regen, die uns bis auf die Knochen durchnäßten, immerfort fielen, und wir auf dem aufgeweichten Boden schlafen mußten, da dachten wir wohl unversehens an „zu Hause“ und unsere Gesichter wurden trüber. Aber wie man sagt, eine gute Stunde läßt ein böses Jahr vergessen; wenn sich durch den Wolkenriß ein Strahl warmer Sonne schlich, erwachte uns die Lebenslust gleich wieder und die Doina erklang aus den Schanzen um Plewna.

An einigen Stellen waren wir den Türken so nahe, daß wir miteinander reden konnten. Eines Tages rief mein Kamerad Wafile Graunte, der ein großer Spaßmacher war, ihnen zu: „Ihr Postangies und Ciorbagies²⁾, nicht wahr, die Mäuse ruhen Euch im Magen? Warum betet Ihr nicht besser?“

1) Eine saure Suppe.

2) Türkische Truppengattungen.

„Lauter Lüge, sieh, was wir essen!“ antwortete eine Stimme von drüben, und dabei flog ein Weißbrot in unsere Schanze.

„Das habt Ihr uns gestohlen, das schwöre ich auf den Fez des Muhamed!“

„Wer dies gesagt hat, zeige mal sein Gesicht, wenn er Mann's genug dazu ist!“

„Gleich“, antwortete Graunte, und, sich einen Fez auf den Kopf setzend kam er mit dem Oberkörper über die Schanzen hinaus. Da sauste ihm ein Hagel von Kugeln um die Ohren.

„Aber wer unter Euch ist muthig genug, seinen Schädel zu zeigen!“ rief er, sich hinter die Verschanzung zurückziehend.

„Ich“, antwortete ein Türke, der mit einer Curcan-Mütze auf dem Kopf vor uns auftauchte.

„Feuer auf ihn“, riefen die Unsrigen, nun ihrerseits eine Gewehrsalve auf ihn abgebend. Der Türke verschwand natürlich.

Diese kleinen Scherze hätten leicht schlecht enden können, denn mit dem Tode ist nicht spaßen; aber was sollten wir machen? Uns feiger als die Türken benehmen, das ging doch nicht. Es war sonderbar, wie ich, ein weicher Mensch meiner Art nach, ordentlich Lust bekam, nach Menschenfleisch zu zielen, ja daß ich es sogar jedesmal bedauerte, wenn mein Blei nicht traf. Ich war nicht mehr der gutmüthige Junge Andrei Florea aus Floresti, den die Mädchen beim Spiel ohne die geringste Furcht jagten; der Krieg machte mich blutigierig und veränderte meine Natur; wenn ich nur gekonnt hätte, hätte ich am liebsten alle Türken im Türkenland gemordet, damit die Sache mal aufhöre, und ich eher nach Hause zurückkehren könne. So aber gingen die Dinge langsamer, als wir wünschten, wenn auch jeder Tag seine neuen Erlebnisse und neue Arbeit brachte.

Als unsere Befestigungen beendet waren, hatten wir Säcke mit Sand zu füllen, Bündel aus dürrer Maisstroh zu machen und Körbe aus Reisig zu flechten, die die Rumänen, nach ihrer Gewohnheit, allen Dingen Spitznamen zu geben, Frosinen¹⁾ (anstatt Faszinen) nannten. Diese waren Alle zur Vertheidigung unserer Schanzen bestimmt, oder sollten in die Schanzen der Türken geworfen werden, wenn wir sie überfallen würden. Und die Späße begleiteten unaufhörlich unsere Arbeit.

„Du Deine Frosine ist etwas aufgebläht, ich fürchte, Du wirst sie den Türken nicht als Ehrengabe bringen können!“

„Sie ist nun grade gut um in die Arme geschlossen zu werden“, entgegnete der Andere, „mit ihr gehe ich bis in die Puppen“.

So scherzten unsere Jungen nach der alten Gewohnheit aus ihrer Kinderzeit bei der Arbeit, denn wenn die Tage auch noch so sauer und mit Gefahr verflochten sind, lassen sie sich doch immer noch versüßen, faßt man sie mit Lust und gutem Willen an.

1) Abkürzung von Euphrosine.

Rord und Süd. XI, 33.

III.

Am 30. August herrschte große Bewegung in unserem Lager. Der Himmel war bewölkt und ein feiner Regen fiel wie gesiebt. Sobald der Morgen graute, eilten Generäle, Obersten und Majore nach allen Richtungen, um verschiedene Befehle zu ertheilen, unsere Truppen rückten in die Schlachtordnung ein und andere bildeten Flügelkolonnen; als aber die Sonne sich lanzenhoch über dem Horizont erhoben hatte, begann ein fürchtbares Kanonenfeuer, das unaufhörlich anhielt, wie Trommelwirbel. Es waren unsere Kanonen, hundert gezogene Stahlmünder, die auf die Befestigungen von Gribiza Feuer spieen, um dem Kaiser Alexander zu seinem Namenstag zu salutiren. Jeder Schuß zertrümmerte, fürchte und schlug ein an den Erdwänden des Feindes. Drei Stunden lang hielt dies fürchtbare Feuer an, dann brach es ab. Die Sonne stand jetzt hoch; ein kleiner Feldgottesdienst fand statt, dann ein Mahl zu Ehren des Kaisers, bei dem unser Fürst das erste Glas auf ihn leerte. Man erzählte sich noch, der Fürst habe sein Glas nicht ausgetrunken, sondern traurig zu seinem General, der neben ihm saß, gesagt: „Viele meiner Leute werden den Untergang der Sonne nicht mehr sehen!“ Dann vertheilte man etwas mehr Rationen als gewöhnlich unter die Soldaten. Wir waren alle schweigsam und gedankenvoll, wie vor einer Entscheidungskunde: Jeden überkam die Sehnsucht nach irgend etwas Lieben zu Hause; den Einen nach Vater und Mutter, den Anderen nach Frau und Kind, und Jeder sagte sich, im Herzen seine Hoffnung nach oben richtend: „wie Gott will!“ Ich aber gedachte der Worte Catrinas, daß ich nicht im Kriege bleiben würde, und fühlte solche Zuversicht in der Seele, daß ich ohne jede Sorge allen Kugeln des Feindes entgegenging. Was konnte sie eigentlich davon wissen, sie, ein armes Bauernmädchen? Ich aber glaubte ihr und der Glaube rettet den Menschen. Vielleicht war es nur eine Hoffnung, ein Wort zu guter Stunde gesagt, das aber genügt, um Trost in die Seele eines Menschen zu gießen, des Leben an einem Faden hängt.

Basile Graunte aber, der Späsmacher, den ich nie unlustig gesehen hatte, sagte mir in's Ohr: „Du, Andrei, ich fühle, daß ich sterben werde!“ Ich wollte ihm antworten, er schnitt mir aber die Rede ab.

„Hör', Andrei, wenn ich sterbe, sag's der Mutter nicht so plötzlich, schon' sie, die Arme, denn sie ist alt und gib ihr das Bißchen Geld, das ich hier im Tornister vom Sold gespart habe“. „So sei doch still“, sagte ich, „Niemand weiß das Ende seiner Tage“.

„Laß nur gut sein, Andrei, ich mache mir ja das Herz um solch' einer Kleinigkeit willen nicht schwer. Ich werde auch versuchen, meine Haut so theuer wie möglich zu verkaufen, damit es mir in der anderen Welt nicht noch leid zu thun braucht, daß ich mich habe beschwindeln lassen“.

Nachdem Basile sich dadurch das Herz erleichtert hatte, daß er mir sein

Geheimniß anvertraut, wurde er wieder wie sonst; mit Fröhlichkeit im Gesicht und Scherz auf den Lippen.

Dann, nachdem die Sonne im Mittag gestanden, trat der Hauptmann vor uns und sagte folgende Worte, die sich in mein Gedächtniß gruben:

„Kinder! Seht Ihr die Grivişa-Redoute vor uns? Die müssen wir aus den Händen des Feindes reißen. Ich werde Euch vorangehen, Ihr aber müßt mir muthig folgen, denn die Ehre und die Zukunft unseres Landes liegen heute in Euren Händen. Fürchtet Euch nicht vor dem Feind, sorgt nur dafür, daß er nicht über Euch spotte. Diejenigen, die auf dem Schlachtfelde fallen, werden die Erwählten Gottes sein, denn ihre Namen werden in die Reihen der Helden unseres Landes geschrieben werden und das ganze Land und die Nachkommen unserer Kinder noch werden sie segnen. Also mir nach, meine Kinder, mit dem Rufe: „es lebe Rumänien!“

„Hurrah!“ riefen wir Alle wie aus einer Kehle. Die Trompeter bliesen zum Angriff. Der Hauptmann zog seinen Säbel aus der Scheide und ging vorauf und unsere Reihen, wie Meereswellen, bewegten sich auf Grivişa zu Rechts von mir war Basile Graunte, links Petrea Doncila. Mir war wohl zwischen ihnen, denn was nun auch geschah, ich war mit Freunden aus meinem Dorf und jede Trübsal, die von Freunden getheilt wird, ist gemildert. „Daß wir uns nur brav halten!“ sagten wir unter einander, „dann komme, was Gott will!“

Wir rückten vor und unsere Köpfe erhitzten sich, die Türken aber, die in ihren Befestigungen ruhten, über denen wir nur ihre Feze erblickten, empfingen uns mit einem Hagel von Kugeln, sobald wir in den Bereich ihrer Gewehre kamen. Viele der Unseren fielen bei der ersten Salve des Feindes, aber Keiner ging zurück. Je näher wir kamen, je heftiger wurde das Feuer. Die Kugeln sausten uns um die Ohren, durchlöcherten die Mützen, durchlöcherten die Mäntel, fielen dichter als der Regen von oben, daß man hätte meinen können, die Hölle habe sich vor uns aufgethan. Es war nicht 'mal möglich aufzuathmen, die Rumänen fielen wie die Garben und Alle, bis auf den Letzten wären wir da gefallen, hätte nicht unser Hauptmann, mit gezücktem Säbel und der Fahne in der Hand, vorwärts zu stürmen begonnen, uns den Weg zum Feinde zu kürzen.

„Mir nach, Kinder, hier hilft kein Zögern“, rief er aus voller Kraft.

Da begannen unsere langen Reihen mit Heldenschritt vorwärts zu stürmen und in einigen Minuten standen wir vor der Schanze, die längs der Wälle von Grivişa lag.

Zu einem Augenblick war die Schanze mit unseren Maisstrohbündeln und Korbgeflechten gefüllt, noch mehr aber mit Menschenleichen; dann wurden Hunderte von Leitern, die wir auf dem Rücken mitgebracht, an den Wall gelegt und unsere Curcanmüßler, die von Kindheit an gewohnt waren, über Zäune und Hecken zu springen, kletterten wie die Katzen hinauf. Hier war der Anblick furchtbar, der Kampf war näher, Mann gegen Mann, das gefiel

uns aber mehr, denn bisher hatten wir nur auf Erdwälle gezielt, während die Türken in unser lebendes Fleisch schossen. Heiliger Gott! Viele unserer Leitern brachen entzwei, viele Dorobanzen fielen in die Schanzen, mit ihren Körpern Brücke bildend, und das alles ausgewählte Truppen, Hochländer, die abgemessen mit dem Wort, aber ausdauernd bei der That; doch fielen diesmal auch viele Türken, durch unsere Kugeln getroffen, wie Eistern von den Höhen von Griviza hinab.

Der Hauptmann war immer voran, wo die Gefahr am größten war. Er schwang sich jetzt auf die Leiter mitten in einem Schwarm von Kugeln. Eben wollte er seinen Fuß auf Feindes Boden setzen und die Fahne aufpflanzen, als ein Blei ihn in die Brust traf. „Vorwärts, Kinder!“ rief er zum letzten Mal, dann fiel er von der Leiter, mitten unter uns.

Mir kamen die Thränen in die Augen, als ich ihn seine Seele aufgeben sah, denn er war ein guter Mann gewesen, unser Hauptmann, milde und für uns stetsorgetragend, für sich selber aber sorglos. Ich erinnerte mich an sein Versprechen, daß er mein Trauzeuge sein wollte, wenn wir wieder nach Hause kämen, und wie ich ihn so noch warm im Arm hielt, überkam mich ein so heftiger Drang nach Rache, daß ich wie benutzlos die Fahne aus seiner Hand nahm und auf die Leiter stürzte, mich auf Gott verlassend.

Vasile Graunte und Petrea Doncila kamen mit nach. Zum Unglück reichte die Leiter aber nicht bis oben auf die Mauer und ich mußte mich mit den Händen anklammern, um mich herauf zu schwingen. Dabei fühlte ich mich an der linken Hand durch einen Säbelhieb verwundet; in der Hitze des Gefechts gab ich aber nicht darauf Acht, sondern sprang mit einem Ansaß hinauf. Der Türke, der mich verwundet hatte, stand bereit, mich weiter anzugreifen, aber, wie man so sagt, ich schnitt ihm das Wasser von der Mühle ab, indem ich ihm mit dem Gewehrlauf einen Schlag auf den Schädel versetzte, daß er wie eine Wassermelone herunterkollerte. Dann pflanzte ich die Fahne auf in Griviza!

Die Unsrigen stürmten jetzt wie die Ameisen von allen Seiten heran, und mit den Türken in's Handgemenge kommend, kämpften sie Mann gegen Mann. Wenn es sich um den Zweikampf handelt und um den Kolben, dann soll man nur unsere Zungen lassen, denen sind die Hände nicht abgestorben.

Es war eine wahre Freude, wie die Gewehrläufe zwei oder drei Köpfe mit einmal trafen und die Feje mit dem Gehirn zugleich wegflogen, wie die Bajonette bis zur Wurzel in Türkenfleisch drangen, so daß die Feinde erstickt, zermalmt durch unsere überlegene Kraft, bis auf den letzten Mann fielen. Aber wahr bleibt's, sie haben sich wie die Bulldoggen gewehrt.

„So versteh' ich's noch,“ sagte Vasile Graunte, der mit Doncila und mir die Fahne aus Leibeskräften vertheidigte und alle Angriffe mit Zinsen zurückzahlte. Doncila erhielt eine Wunde am Fuß, ich eine zweite an der Seite, aber ich hielt mich gut. Vasile Graunte aber war heil wie ein Ei, nur die Mütze und der Mantel waren ihm durchlöchert.

„Du mein Herrgott, war das 'ne Hochzeit und kein Spaß!“ fügte er scherzend hinzu. „Schade, daß wir keine Fiedler hatten!“

Raum hatte er ausgesprochen, als ein todtverwundeter Türke, der zu seinen Füßen ausgestreckt lag, laut und schwer stöhnte. Barmherzig wie er war, näherte Graunte sich ihm und fragte, was er wolle? Als Antwort zog der Türke, der noch einen Rest Leben in sich hatte, eine Pistole aus dem Gurt und entlud sie in Grauntes Brust.

Dieser heftete seine Augen noch mit einem Ausdruck, den ich nie vergessen werde, auf mein Gesicht und fiel dann leblos neben dem Türken hin. Mein armer Graunte! Man sieht, er hatte zu böser Stunde gesprochen, als er mir vorhin gesagt hatte, er trüge das Todeszeichen!

Aber auch in mir zerriß etwas, als Graunte fiel, denn mich verließen plötzlich die Kräfte und ich brach ohnmächtig zusammen.

IV.

Ich war nun im Hospital. Lange Zeit quälten mich die Fieber so schrecklich, daß ich nicht wußte, in welcher Welt ich eigentlich war. Eines Nachts aber schlief ich ruhiger und am folgenden Tage hatten meine Schmerzen nachgelassen und war mir der Kopf klarer. Der arme Doncila, der mit mir in einem Zimmer lag, litt graufig, doch ging es auch mit ihm jetzt zur Besserung.

Plötzlich bemerkte ich eine ungewohnte Bewegung im Hospital.

„Was ist denn los?“ fragte ich.

„Ihre Hoheit die Fürstin kommt;“ antwortete man mir.

„Na höre, Doncila, nimm Dich zusammen und sag' keine Dummheiten, wie bei uns daheim in der Spinnstube!“

„Hab' keine Angst, ich hab' mich wahrlich jetzt an fürstliche Gesichter gewöhnt, wie der Zigeuner an die Feuerfunken. Weißt Du nicht mehr, daß der Fürst dort auf der Grivişa-Schanze, als ich sie von den Türken gereinigt hatte, zu mir kam, mich mit der Hand auf die Schulter klopfte und mir sagte: „Du hast Dich brav geschlagen, ich danke Dir. Aus dem Truthahn ist ein Adler geworden!“ Ich aber schrie, dicht vor ihm stehend, mit der Hand an der Cocarde, daß es ihm durch beide Ohren gellen mußte: „es lebe Deine Hoheit!“ Aber was red' ich, Du kannst Dich ja nicht darauf besinnen, Du lagst ohnmächtig neben Basile, der auch schlief, der Arme, aber den ewigen Schlaf!“

„Sprich mir nicht mehr von ihm, Petre, dann brechen meine Wunden wieder auf. Laß uns lieber von Denen sprechen, die uns zu Hause erwarten, um uns das Herz zu versüßen.“

„Ei ja, wenn uns der Herrgott wieder zu unserem Herd kommen läßt, dann wollen wir drei große Kreuze schlagen und die Thürschwelle küssen, denn wahrlich unser Lebensfaden war lang gesponnen und wir haben Tage wie Untraut“.

Plötzlich hörten wir ein Geräusch draußen, die Thüren wurden weit aufgemacht und die Fürstin des Landes, von vieler Welt begleitet, trat in's Zimmer.

„Wer ist Andrei Florea?“ fragte die Fürstin, uns Alle anschauend.

„Ich bin's, Hoheit“, antwortete ich ihr.

Da näherte sich die Fürstin meinem Kopfende, und sah mich mit milden Augen an.

„Du hast die Fahne auf Grivişa aufgepflanzt?“

„Ich, Hoheit!“

„Da Du Dich gut gehalten vor dem Feinde und die Ehre Deiner Fahne vertheidigt hast, bin ich gekommen, um Deine Tapferkeit zu vergelten. Hier ist das Georgskreuz, das Dir der Kaiser der Russen verliehen, hier ist der rumänische Stern, von Sr. Hoheit Deinem Fürsten. Wenn Du heimkehrst, sollst Du Deinen Eltern und Verwandten sagen, daß Du diese Ehrenzeichen mit Deinem Blut erworben, und Du mußt sie Dir aufheben wie heilige Dinge“.

„Zu Befehl, Hoheit!“

Darauf hing die Fürstin mir eigenhändig die Kreuze an die Brust; ich aber konnte mich kaum beherrschen, so laut schlug mein Herz und ich hatte wirklich noch gar nicht gewußt, daß ich solch eine Heldenthats vollbracht hatte.

Als die Fürstin sich dann umwandte, um mit den Andern zu reden, näherte sich mir ein Fräulein, die mit ihr gekommen war, die Jüngste von Allen, mit so schwarzen Augen und so langen Wimpern, wie ich noch nie gesehen und sagte:

„Andrei, erkennst Du mich wirklich nicht?“

„Nein, wirklich, ich erinnere mich nicht, Sie gesehen zu haben“.

„Ich habe Dich gepflegt, als Du in den schweren Fiebern lagst, morgen komme ich wieder“.

„Geb' Ihnen der Herr Gesundheit“, antwortete ich, in die Augen mit den langen Wimpern dankbar blickend.

Die Fürstin, nachdem sie Jedem ein freundlich Wort gesagt, verließ das Zimmer wieder mit den Herrschaften, die sie begleiteten.

Auch Petre Doncila bekam den rumänischen Stern und sah ihn mit freudestrahlenden Augen an; Jeder hatte Etwas bekommen, entweder einen Orden oder ein anderes Geschenk, je nach seiner Tapferkeit, nur ein Einziger saß in einer Ecke und weinte.

„Weine doch nicht so viel, was in aller Welt liegt denn an so einem Kreuzchen“, sagte ihm Doncila, dessen Augen sich aber von dem seinen nicht losreißen konnten.

„Für Dich ist das leicht zu sagen, wenn Du nach Hause kommst, werden die Leute schon glauben, daß Du im Kriege warst, mich aber werden sie anlachen!“

„Du hast ja aber eine Wunde!“

„Sie werden sagen, daß ich sie bekommen habe, als ich mit dem Leiterwagen umstürzte“.

„Du hast Recht“, sagte ich ihm, „Du hast Dich aufgeführt, wie alle Anderen. Laß nur gut sein, wenn die Fürstin 'mal wieder zu uns kommt, werde ich ein Wort für Dich einlegen“.

Ich fühlte mich berechtigt, ihm meine Vermittlung bei der Fürstin zu versprechen, denn mit mir hatte sie am Meisten gesprochen, und mir allein unter Allen, hatte sie zwei Kreuze gegeben. Und darauf, bis in's tiefste Herz zufrieden, deckte ich mich mit der Decke zu, schloß die Augen und dachte an das schöne Fräulein. Welch Unterschied zwischen Catrina und ihr! Catrina hatte blaue Augen, gelbe Haare, sonnenverbrannte Haut, kurzum sie war wie alle Mädchen im Dorf, nicht anders, aber sie! . . . Welch' schwarze glänzende Augen! . . . Welch' lange Wimpern, die jede Thräne zurückgehalten hätten, welch' Mund, nur zum Lächeln geschnitten. Vor vielem Denken an sie schlief ich ein, aber von dem vielem Denken folgte sie mir auch in den Traum.

Am nächsten Tage, als ich aufwachte, empfand ich eine große Freude, als ich sie am Kopfende meines Bettes sitzen sah. Jetzt trug sie aber nicht die schönen Kleider, sondern hatte ein weißes Tuch um den Kopf, unter dem ihre schwarzen Augen mit den langen Wimpern nur noch glänzender schienen; auf der Brust hatte sie einen weißen Laß, mit dem weißen Kreuz darauf; ein kurzer Rock ließ so kleine Füßchen sehen, die gerade gut die Fläche meiner Hand bedeckt hätten, und dieser Anzug stand ihr noch viel besser, als die schönen Kleider. Mir war es, als sollte ich die Augen nicht mehr von ihr heben.

„Wie geht es Dir heute, Andrei?“ fragte sie mich mit weicher, durchdringender Stimme.

„Besser, Fräulein, viel besser“.

„So erzähle mir doch mal, Andrei, wie war es Dir eigentlich in der Schlacht, hast Du Angst gehabt?“

„Na, wie soll ich's sagen; so grade wohligh war mir nicht zu Muth. Da habe ich aber mein Kreuz gemacht, wie die Anderen, und bin vorwärts gegangen und da mir's beschieden war zu leben, bin ich durchgekommen“.

„Und ist es Dir nie in den Sinn gekommen, zurück zu gehen?“

„Aber wie wäre so etwas möglich, Fräuleinchen. Sie wissen wohl nicht, was in unserem Reglement geschrieben steht, nämlich, daß wir nur zurückgehen dürfen, wenn zum Rückzug geblasen wird. Lebendig oder todt, vorwärts müssen wir gehen, so will es unser Gesetz“.

Ich sah, daß meine Worte ihr Freude machten, denn ihre Augen wurden noch glänzender.

Zur Essenszeit kühlte sie mir meine Mahlzeit und setzte sie mir vor. Einmal berührte sie meinen Arm, um mir den Puls zu fühlen, ein anderes

Mal legte sie mir die Hand auf die Stirn, um zu sehen, ob mein Kopf auch nicht glühe, und wer, o Himmel, hätte beschreiben können, was ich empfand, als ich ihre wie Watte so weiche Hand auf meiner Stirn fühlte. Mit ihr vergingen die Stunden schnell, denn sie war lustig und hurtig bei der Arbeit, immer bereit, uns zu geben, was wir brauchten und so klug, daß sie unsere Wünsche immer schon vorher erriet. Gegen Abend näherte sie sich mir und sagte:

„Drei, such' gut zu schlafen, damit ich Dich wohlaufrichtig finde, wenn ich wiederkomme.“

„Wann kommen Sie denn wieder?“

„In acht Tagen“, antwortete sie und ging dann lächelnd aus dem Zimmer. Ich hätte ihr sagen mögen, daß es gar lange bis dahin sei, aber ich wagte es nicht. So blieb ich und verschluckte im Herzen mein Bedauern, von ihr verlassen worden zu sein.

Die folgenden Tage kamen viele andere Damen und Fräulein, um uns zu pflegen, ich mochte sie aber gar nicht ansehen, so traurig war mir zu Muth; die Worte kamen mir nur, wie mit Zangen gezogen, aus dem Munde und die Wunden fingen wieder an mich zu schmerzen. Catrina ging mir dabei ganz aus dem Sinn, daß ich sogar vergaß, wie sie aussah, ich sah immer nur das Bild des schönen Fräuleins vor mir. Auch das Fieber stellte sich wieder ein, mein Bewußtsein fing an, sich zu verdunkeln und Nachts that ich kein Auge zu.

Am siebenten Tage in der Früh öffnete sich die Thür und das schöne Fräulein trat mit ihrem gewohnten Lächeln in's Zimmer. Mir war, als ginge eine neue Sonne auf. Gleich ließen meine Schmerzen nach, das Fieber hörte auf und eine kindliche Freude überkam mich. Ich sprach, ich scherzte unaufhörlich, um sie lachen zu hören, und wenn sie dann lachte und man die weißen Zähne sah, war mir, als vergrößere sich meine Seele vor Glück. Als der Arzt kam, nahm sie selbst mir die Binde von der verwundeten Hand, der Doctor aber runzelte die Stirn und sagte mir: „Wißt Du auch tapfer still halten, wenn ich Dir das wilde Fleisch jetzt herausschneide?“

„O gewiß!“ antwortete sie an meiner Statt. Als ich sie das sagen hörte, hätte ich mir auch das Herz aus der Brust schneiden lassen. Dann schloß ich die Augen und streckte den Arm aus. Der Doctor reinigte mir die Wunde, ohne, daß ein einziger Seufzer meiner Brust entquoll, denn die Freude, sie neben mir zu fühlen, überwand sogar den heftigen Schmerz.

Gegen Abend dann, zur gewohnten Stunde, ging sie und ließ mich wiederum allein, nur mit der Hoffnung, sie in acht Tagen wiederzusehen.

So verging ein Tag wie der andere, voll Weh oder Freude und meine Wunden heilten jetzt, meinem Herzen zum Trost, zusehend; ich aber erschrak, wenn ich daran dachte, daß die Zeit kommen würde, wo ich das Hospital verlassen müsse und das schöne Fräulein mit den langen Wimpern dann nie wieder sehen würde. Warum läßt mich der Herrgott nicht lieber hier sterben! fragte ich mich oft.

Ich starb aber nicht, sondern wurde als geheilt entlassen. Die Fürstin schickte mir noch eine Börse mit Geld, für die Reisekosten bis nach Hause, und traurig, trauriger als an dem Tage, wo ich aus meinem Dorfe ausmarschirt, verließ ich den Ort, an dem ich so glücklich gewesen.

Zwanzig lange, müde Tage ging ich bis Floresti, gequält von der Sehnsucht nach vorwärts und der Sehnsucht zurück. Als ich aber an das Thor des Dorfsgeheges kam und von Fern den Rauch aus dem Schornstein unseres Hauses sah, als ich an den alten Vater, der in seinen Krücken hing, dachte, an die Felder und das Vieh, das auf seinen Herrn wartete, da wurden meine Schritte soviel größer, daß ich beinahe lief. Wer mir nur auf der Dorfstraße entgegenkam, schloß sich mir an, und bis ich an unsere Hausthür kam, war das ganze Dorf davor versammelt. Die Freude meines Vaters, als er mich sah und in die Arme schloß, kann ich gar nicht beschreiben. Die Thränen rannen wie Bäche in den Furchen seines Gesichts und je mehr er mich ansah, je mehr weinte und seufzte er, als könne er seinen Augen nicht trauen.

Dann fing Jeder an, die Wunden an mir zu untersuchen, auch meine Kreuze, dann die von Kugeln durchlöchernte Uniform und fragten mich dabei nach den Erlebnissen des Krieges. Einige, mit der Hand am Mund, wunderten sich, Andere lachten und scherzten und sagten: „Untraut vergeht nicht!“ Agghiuză durchsuchte immerzu, ob ich ihm keine Pistole mitgebracht, damit er wisse, wie ein Türke ausführe. Paraschivas Loader, der Alte, sah mich mit gierigen Augen an, als wäre ihm Leid, daß er nicht an meiner Stelle gewesen, — als ich plötzlich die Dorfglocken läuten hörte!

Ohne zu wissen warum, fühlte ich mir das Herz in der Brust erstarren. „Was bedeutet das?“ fragte ich.

„Nichts“, antwortete Agghiuză, „es ist die arme Catrina, die zu Grabe getragen wird. Eine böse Krankheit hat sie ins Herz getroffen; es sind jetzt 20 Tage her, und hat ihr Sprache und Gesicht geraubt, und gerade heute hat sie der Herr erlöst. Sie hat lange mit dem Tode gerungen, die arme Catrina, da sie wußte, daß Du kommen würdest; aber es stand nicht geschrieben, daß sie Dich noch sehen sollte. Das ganze Dorf betrauert sie, denn sie war ein braves Mädchen, die Arme!“

„Ja, ein braves Mädchen!“ wiederholte der Vater, mit dem Kopse nickend.

Ich aber fühlte, wie eine Wolke mir vor die Seele zog und vor die Augen, und der Klang der Glocken hat mich so durchdrungen, daß mir ist, als höre ich sie heute noch.



Das Menschengeschlecht.

Von

Fr. Willh. Cheile.

— Weimar. —



Mehr denn ein Jahrhundert ist verflossen, seitdem Johann Friedrich Blumenbach in seiner Inauguraldissertation (*De generis humani varietate nativa*. Götting. 1775), die in den Jahren 1781 und 1795 in zweiter und dritter veränderter Auflage erschien, die Grundlagen zu einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Anthropologie aufzustellen versuchte. In größerer Ausführlichkeit wurden Blumenbachs Ansichten in den *Lectures on Physiology, Zoology, and the natural History of Mankind*, by W. Lawrence. Lond. 1819 zur Darstellung gebracht. Im Bestande der gegenwärtigen Menschheit hatte man fünf Varietäten oder Typen zu unterscheiden: Kaukasier, Mongolen, Neger oder Aethiopier, Amerikaner, Malaien. Weiterhin war man dann emsig bemüht, die verschiedenen ethnologischen Gruppen auf dem Erdenrunde nach ihrer Organisation und nach ihren socialen Zuständen genau zu skizziren, auch, soweit thunlich, den angenommenen fünf Haupttypen einzureihen, wie es zumal in den größeren Sammelwerken von James Cowles Prichard (*Naturgeschichte des Menschengeschlechts*, überf. von H. Wagner und von Friedr. Will. 4 Bände. 1840—1848), desgleichen von Theodor Waitz und in den letzten Bänden von Georg Gerland (*Anthropologie der Naturvölker*. 6 Bände. 1859—1872) ausgeführt worden ist. Ein sehr entschieden in den Vordergrund tretender Gesichtspunkt bei den anthropologischen Untersuchungen wurde dann vor 40 Jahren dadurch eröffnet, daß A. Rezius das Verhältniß der Länge und Breite der menschlichen Schädel, die Dolichocephalie und Brachycephalie, zur ethnologischen Charakteristik vorzugsweise zu benutzen versuchte. Ferner ist seit 30 Jahren der anthropologischen Forschung ein bis dahin ganz verschlossenes Gebiet eröffnet worden, die Geschichte des vorhistorischen Menschen. Wir wissen jetzt durch unverwerfliche archäo-

logische Zeugnisse, der Mensch bewohnte bereits die Erde in einer unbestimmbar weit zurückliegenden Zeit, gleichzeitig mit besonderen Säugethierformen, die längst ausgestorben sind und ihr früheres Dasein nur durch wohlerhaltene Skelettreste offenbaren. Und diese retrospective anthropologische Forschung wurde noch entschiedener dadurch angeregt, weil die bekannten, nach Charles Darwin benannten Anschauungen über Entstehung und Umwandlung der Organismen schließlich auch auf den höchsten irdischen Organismus, auf den Menschen, ihr Schlaglicht werfen mußten.

Eine kürzlich erschienene Schrift: Das Menschengeschlecht, von A. de Quatrefages, Professor der Anthropologie am Musée d'histoire naturelle zu Paris. Zwei Theile. Leipzig, F. W. Brockhaus. 1878, welche den XXX. u. XXXI. Band der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek“ bildet, behandelt alle der neueren Zeit angehörigen Erweiterungen des anthropologischen Gebiets; dabei erfreut sie sich des Vorzuges einer ganz einfach natürlichen und überall klaren Darstellung. Deshalb versuche ich gern, durch die nachfolgende Analyse der Schrift die Ansichten ihres Verfassers einem größeren Leserkreise vorzuführen.

Quatrefages ist kein principieller Gegner Darwins, dessen Lehren vom Kampfe um's Dasein und von der Zuchtwahl erachtet er als vollkommen berechtigte, einer Lösung fundamentaler anthropologischer Fragen nach Darwin'scher Auffassung sieht er sich jedoch genöthigt mit Entschiedenheit entgegenzutreten. Die von den Koryphäen der Naturforschung geübte Methode will er auch bei den anthropologischen Untersuchungen eingehalten wissen. Zunächst und vor Allem ist der Mensch ein organisirtes und lebendes Geschöpf, die den Thieren und den Pflanzen gemeinschaftlich zukommenden Kräfte wirken in gleicher Gesetzmäßigkeit auch im Menschen. Seiner physischen Organisation nach ist der Mensch ein Thier; er erhebt sich in einzelnen Stücken noch über die am höchsten stehenden Thiere, und er steht auch in anderen Punkten unter diesen, die organischen und physiologischen Vorgänge verlaufen bei ihm nicht anders, als bei den Thieren überhaupt, bei den Säugethieren im Besonderen, und die nämlichen Gesetze machen sich, hier wie dort, bei diesen Vorgängen geltend. Sind wir über das Wesen, über die Bedeutung einer Erscheinung beim Menschen im Ungewissen, dann schreiten wir zur vergleichenden Untersuchung dieser Erscheinung bei den Thieren, und unter Umständen auch bei den Pflanzen; was bei allen übrigen organischen Wesen gefunden wird, das muß auch beim Menschen angenommen werden. Die bei allen übrigen organisirten und lebenden Wesen geltenden Gesetze muß die Anthropologie auch für den Menschen gelten lassen, es sei denn, daß die exclusiv menschliche Seite in Frage steht; jede Auffassung, die den Menschen zu einem Ausnahmefalle macht oder machen würde, indem sie ihn den Gesetzen der übrigen organischen Welt entrückt, kennzeichnet sich dadurch als eine unrichtige. Also charakterisirt Quatrefages seinen wissenschaftlichen Standpunkt gegenüber den mancherlei Fragen, welche dem Anthropologen entgegen treten.

Der erste Theil des Buches von Quatrefages trägt den Specialtitel: Der Mensch als Glied des organischen Reichs. Derselbe beginnt mit der systematischen Aufstellung der Naturreiche. Da sich Quatrefages nicht auf den Bereich der irdischen Körper beschränkt, sondern auch jene dem Weltensysteme angehörigen Körper als Einheiten in den Kreis der Betrachtung zieht, so begreift sein Schema fünf Naturreiche, in denen eben so viele von einander verschiedene Momente oder Kräfte wirksam sind.

Zunächst lassen sich die Himmelskörper, Sonnen wie Planeten, Kometen wie Satelliten, als Moleküle des Weltalls betrachten, welche die schrankenlose Unendlichkeit erfüllen; alle ohne Ausnahme bewegen sich in gleichartigen Curven, im Einklange mit den durch Kepler begründeten Gesetzen, einer unbekanntem Macht gehorchend, die von der Astronomie als besondere Kraft aufgefaßt und Gravitation benannt worden ist. Im Anschluß an Decandolle nimmt Quatrefages ein Sideralreich an, in welchem die Gravitation das herrschende Princip ist.

Im zweiten Naturreiche, im Mineralreiche, kommen die physikalisch-chemischen Vorgänge zur Geltung, die nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft auf ein einziges, in ihnen allen wirkendes Agens sich zurückführen lassen. Dieses Agens darf man sich mit gleichem Rechte, wie die Gravitation als eine besondere Kraft denken, die den Namen Aetherkraft (Aethero-dynamie) erhalten kann. Die Aetherkraft ist das Herrschende im Mineralreiche.

In dem nächstfolgenden Naturreiche, dem Pflanzenreiche, ist ein neues Agens wirksam, das wir mit gleichem Rechte als eine besondere Kraft uns vorstellen und auch benennen mögen, wie die Aetherkraft und die Gravitation in den vorhergehenden Reichen. Das Leben oder die Lebenskraft begründet die für das Pflanzenreich charakteristischen vitalen Vorgänge.

Die dem Thierreiche angehörigen Individuen erheben sich dadurch über die Pflanzen, daß sie Bewegungen ausführen, durch welche eine Stellveränderung einzelner Theile oder auch die Locomotion des ganzen Thieres zu Stande kommt. Ein an Sensibilität oder an Bewußtsein geknüpfter Wille, ein verständiges Denken ist dabei thätig. Die Thiere führen außerdem auch instinctive Handlungen aus, wodurch bestimmten enger begrenzten Zielen Genüge geschieht, und eben so sind auch Gefühle und Triebe und was man als Charakter bezeichnet, bestimmte Momente im Leben der Thiere. Alle diese den Thieren eigenthümlichen Erscheinungen sind wir genöthigt, auf eine besondere Ursache zurückzuführen, die man schon längst als Thierseele bezeichnet hat. Das Thierreich steht unter der Herrschaft der Thierseele.

Mit jenen für die einzelnen Naturreiche charakteristischen Kräften sind aber auch die in den vorhergehenden Reichen wirkenden Kräfte zugleich thätig. Im Mineralreiche gewahren wir auch die Gravitation als sogenannte Schwerkraft. Im Pflanzenreiche kommen Erscheinungen der Gravitation und

der Aetherkraft neben den Wirkungen der Lebenskraft vor, und beim Thiere bethätigen sich Gravitation, Aetherkraft und Leben neben der Thierseele. Das Pflanzenreich und Thierreich zusammen bezeichnet man auch als das Reich des Organischen, denn Pflanzen und Thiere sind unter dem Einflusse des Lebens mit Organen ausgestattet, die von den charakteristischen Formationen des Mineralreichs, den Crystallen, ganz und gar verschieden sind.

Welche Stellung nimmt nun der Mensch ein? In der stofflichen Anordnung des Körpers, in den Aeußerungen seines leiblichen Organismus steht der Mensch ganz und gar als Thier da, — Affecte, Triebe, Gefühle, Instincte, Charakter kommen beim Menschen in gleicher Weise wie beim Thiere zur Erscheinung, — die menschliche Intelligenz, mag sie auch jene der Thiere noch so sehr überragen, ist doch wesentlich gleichartig mit der letzteren, — selbst die Darlegung von Gefühlen und Empfindungen durch die Sprache darf nicht als alleiniges Attribut des Menschen angesehen werden. Dagegen zeigen sich beim Menschen drei wesentliche oder Grundäußerungen, an die sich noch eine Anzahl secundärer Aeußerungen anreicht, und die bei den übrigen belebten Wesen nicht einmal spurweise angetroffen werden: er hat die Vorstellung von Gut und von Böse, die ganz unabhängig vom physischen Wohlergehen und von physischen Leiden durchdringt; er hat den Glauben an höhere Mächte, die auf sein Geschick bestimmend einzuwirken vermögen; er hat den Glauben an die Fortdauer nach dem Tode. Moralität und Religiosität, die man unter der Bezeichnung der Menschenseele zusammenfassen kann, wirken also beim Menschen, und dadurch erhebt sich das Menschengeschlecht zu einem vom Thierreiche ganz abzutrennenden fünften Naturreiche, zum Menschenreiche. Die in den vorhergehenden Naturreichen herrschenden Kräfte (Gravitation, Aetherkraft, Lebenskraft, Thierseele) sind im Menschenreiche mit der Menschenseele combinirt, und mit Recht ist deshalb der Mensch wol als Mikrokosmos bezeichnet worden.

Der Annahme eines besonderen Menschenreichs begegnen wir übrigens schon bei früheren Naturforschern. In Linnés Systema naturae ist der „Homo sapiens“ nach seinen physischen Charakteren allerdings unter den Säugethieren in der Abtheilung der Primaten untergebracht, dagegen stellt Linné im Imperium naturae den Menschen allen Geschöpfen, im Besonderen den Thieren gegenüber, und seine ganze Darstellung führt auf überzeugende Weise zur Annahme eines Menschenreichs.

Zunächst tritt dem Anthropologen die Frage entgegen, ob alle das Menschenreich zusammensetzenden Individuen einander ganz gleich sind und somit nur eine Art Mensch angenommen werden darf, oder ob unter den Menschenindividuen Verschiedenheiten nachweisbar sind, die dazu nöthigen, mehrere Menschenarten oder Menschenspecies anzunehmen. Den Monogenismus oder die Einartigkeit des Menschengeschlechts haben die größten Naturforscher, die den Erscheinungen des Lebens nachgespürt haben, vertheidigt. Buffon wie Linné, Cuvier wie Lamarck, Blainville, beide Geoffroy, J. Müller,

Humboldt sind über diesen Punkt gleicher Ansicht; auch Quatrefages bekennt sich unumwunden als Monogenist. Für den Naturforscher kann jene Frage nur den Sinn haben, ob die mehr oder weniger charakteristischen Verschiedenheiten, die uns bei verschiedenen Menschengruppen entgegentreten, die Bedeutung von Artcharakteren haben, oder nur den Werth untergeordneter Rassencharaktere besitzen. Freilich haben sich die Naturforscher noch nicht über eine scharfe Definition von Art und von Rasse einigen können. Der Unterschied beider läßt sich aber süglich in folgender Weise begründen. Unter den, einer bestimmten Art des Pflanzenreichs oder des Thierreichs zugehörigen Individuen, die successiv in die Erscheinung getreten sind oder momentan die Art repräsentiren, können bei Einzelnen oder auch bei einer Mehrzahl Abweichungen in der Organisation oder bestimmte Charaktere auftreten, durch die sie sich von den übrigen Individuen dieser Art unterscheiden. Diese abweichenden Charaktere sowol, wie die Gesamtheit der damit ausgestatteten Individuen pfllegt man als Varietät zu bezeichnen. Gestalten sich die eine Varietät konstituierenden eigenthümlichen Charaktere zu vererbenden, pflanzen sie sich durch Zeugung auf die Nachkommen von Geschlecht zu Geschlecht fort, so bilden die also gearteten Individuen eine Abart oder eine Rasse.

Die abgegrenzten Arten der organischen Reiche können mehrfache Rassen aufweisen, wenn innerhalb ihres Individuenbestandes Varietäten auftreten, die auf die Nachkommen durch Vererbung übergehen. Eine nicht minder große Vermehrung der Rassen einer bestimmten Art ist außerdem dadurch ermöglicht, weil eine primäre Rasse nochmals Veränderungen erleiden kann, die bald nur einen individuellen Bestand haben, bald aber auch auf die Zeugungsproducte übertragen werden. Es können demnach secundäre, tertiäre Varietäten und Rassen auftreten u. s. w. Die Art bildet eine Einheit, die Rassen sind Theilstücke dieser Einheit.

Im Thier- und Pflanzenreiche kommen bei einzelnen Arten Varietäts- und Rassenabänderungen in einer Intensität vor, die bei den verschiedenen durch besondere Charaktere ausgezeichneten Menschengruppen niemals auftritt. Es braucht nur auf die zahlreichen und verschiedenartigen Varietäten bei Gemüßearten, Blumenforten, Fruchtbäumen, Zierpflanzen, mit Einschluß der Früh- und Spätforten, hingewiesen zu werden, auf die durch Samen gezogenen Abarten oder Rassen des Kohls (*Brassica oleracea*), nämlich 47 Hauptabarten, deren jede wieder secundäre, tertiäre oder selbst noch weiter gehende Abarten zählt. Ganz verschiedenartig gestaltet sich auch manchmal der Lebenscyclus bei einer und der nämlichen Art: die zweizeilige Gerste bedarf in unserm gemäßigten Klima vom Keimen bis zur Reife fünf volle Monate, wogegen sie in Finnland und Lappland die gesammte Entwicklung binnen zwei Monaten durchmacht. Darwin zählt nicht weniger als 150 besondere Taubenrassen auf, die sich unter Hauptgruppen vertheilen, und bei der Pariser Hundeausstellung im Jahre 1862, wo nur ganz reine Typen zur Ausstellung

gelangten, kamen 77 verschiedene aus Frankreich und England eingefandte Rassen vor. Die zumeist hervortretenden Charaktere einzelner Menschengruppen, die differente Hautfärbung der Weißen, Gelben und Schwarzen, die abweichende Behaarung bei verschiedenen Menschengruppen, das variirende Maß der Mittelgröße verschiedener Volksstämme, das sog. Gesäßpöfster (*Steatopygia*) bei den Weibern der Buschmänner u. s. w. sind Verhältnisse, die in gleicher Ausbildung auch bei Thierarten angetroffen werden und deshalb nicht als Artcharaktere aufgefaßt werden dürfen.

Der praktischen Lösung der Frage: was ist Art? was ist Rasse? vermögen wir durch die Beobachtung eines wesentlichen Vorganges im Thier- und Pflanzenleben näher zu treten. Die geschlechtliche Vereinigung oder die Copulation erfolgt zwar regelmäßig zwischen Individuen, die der nämlichen Art oder doch der nämlichen Rasse angehören, ausnahmsweise aber auch zwischen Individuen, die zwar der nämlichen Art, jedoch verschiedenen Rassen angehören, ja selbst zwischen Individuen verschiedener Arten. In beiden letztgenannten Fällen bezeichnet man den Vorgang als Kreuzung. Die aus der Kreuzung verschiedener Rassen (*Métissage*) hervorgehenden Organismen heißen Rassenbastarde (*Métis*), die der Kreuzung verschiedener Arten (*Hybridation*) entstammenden Organismen heißen Artenbastarde (*Hybrides*).

Die Rassenkreuzung kommt bei Pflanzen und bei Thieren als ein natürlicher Vorgang vor, sie wird aber auch von Gärtnern und von Thierzüchtern absichtlich und künstlich veranlaßt. Befruchtung und Fortpflanzung begleiten mit ziemlicher Sicherheit die Rassenkreuzung. Bei der Artenkreuzung dagegen, zumal im Thierreiche, kommt es nur ausnahmsweise zur Befruchtung. Die Kreuzung zwischen Hase und Kaninchen ist auf den verschiedensten Punkten der Erde tausendfach in's Werk gesetzt worden und höchstens in vier oder fünf Fällen scheint Befruchtung eingetreten zu sein. Nur Pferd und Esel stehen unter den Säugethieren als zwei Arten da, die sich fast überall und zu jeder Zeit fruchtbar begatten können.

Die Thatsache steht nun fest, daß Rassenbastarde durch auf einander folgende Generationen erhalten bleiben, mag ihre geschlechtliche Vereinigung mit Individuen der nämlichen Bastardrasse oder mit Individuen der Urart stattfinden. Sind mehrere der nämlichen Art entstammende Rassen in ungehinderter Berührung mit einander, dann erfolgen die Vereinigungen nach allen Richtungen und dadurch entstehen Bastardstämme, deren Individuen durch keine besonderen charakteristischen Eigenthümlichkeiten auszeichnet sind. Der Mensch vermag es aber bei den Hausthieren wenigstens durchzuführen, daß die Vereinigung immer nur zwischen Individuen der nämlichen Rasse erfolgt und dadurch werden reine Bastardrassen erzielt, die in den aufeinanderfolgenden Generationen den nämlichen feststehenden Typus aufweisen. Gleichwohl treten auch unter solchen Rassen, die im Ganzen einen veränderlichen Typus angenommen haben, hin und wieder Individuen auf, an denen irgend eine Eigenthümlichkeit der reinen Art, aus welcher die Rasse hervor-

gegangen ist, auf einmal wiederum zum Vorschein kommt. Dieses Hervortreten von Eigenthümlichkeiten, die an mehr oder weniger weit zurückliegende Generationen erinnern, hat man als *Atavismus* bezeichnet.

Ganz anders, als die Rassenbastarde, verhalten sich die Artenbastarde oder Hybriden. Dieselben ermangeln im Pflanzenreiche, zumal aber im Thierreiche, meistens gänzlich der Fruchtbarkeit, oder sie besitzen nur eine beschränkte, in den successiven Generationen alsbald erlöschende Fruchtbarkeit. Die Naturkräfte für sich allein sind nicht im Stande, andauernde Reihen von Geschöpfen hervorzubringen, die ein Mittelglied zwischen zwei specifischen Typen darstellen. Wenn es ausnahmsweise der nachhelfenden Menschenhand bei ein paar Hybriden gelang, eine Reihenfolge von Generationen zu erzielen, so traten besondere Eigenthümlichkeiten des Hybriden mehr und mehr zurück und der Typus einer der beiden primär betheiligten Arten trat successiv immer entschiedener hervor, es erfolgte gleichsam eine Tilgung des Blutes der andern primär betheiligten Art.

Wie verhält sich nun der Mensch in diesen Beziehungen? Der weiße Mann, der an dem einen Ende des Menschenreichs steht, ist seit den großen durch Columbus eingeleiteten geographischen Entdeckungen fast zu allen Punkten unseres Erdenrunds vorgedrungen. Ueberall stieß er auf Menschengruppen, die sich durch charakteristische Eigenthümlichkeiten wesentlich von ihm unterscheiden, überall mischte sich das Blut des weißen Mannes mit dem Blute dieser andersartigen Gruppen, und überall hat er Bastardrassen in's Leben gerufen. Ja noch mehr! Der weiße Mann unterjochte den Neger, brachte ihn als Sklaven fast überall mit dahin, wohin er selbst kam, und wo die einheimischen Rassen die Vereinigung mit der niedriger stehenden Sklaventrasse zugelassen haben, da sind ebenfalls Bastardrassen entstanden. In Amerika kommt neben dem Mulatten der *Zambo* vor.

Alle über die Kreuzungen im Pflanzen- und Thierreiche gesammelten Thatfachen weisen mit Bestimmtheit darauf hin, daß bei den unter den extremsten Menschengruppen stattfindenden continuirlich fruchtbaren Vereinigungen an keine Artenkreuzungen gedacht werden darf, sondern nur an Rassenkreuzungen. Mit Linné, Buffon, Lamarck, Cuvier, Geoffroy, Humboldt, J. Müller müssen wir annehmen: Alle Menschen gehören zu der nämlichen Art und es gibt nur eine einzige Menschenart.

Wie ist diese Eine Menschenart entstanden? Wenn die der Beobachtung und Erfahrung gesteckten Grenzen nicht überschritten werden sollen, dann muß diese Frage, die in untrennbarer Weise auch dem Ursprunge der Pflanzen- und Thierarten gilt, bis jetzt als eine unlösliche angesehen werden. Der Darwinismus läßt die auf den höchsten Stufen stehenden Arten der organischen Reiche aus Umwandlungen niedriger stehender Arten hervorgehen. Manche Anhänger dieser Lehre lassen diese Umwandlungen ganz plötzlich eintreten, die meisten jedoch kennen nur eine langsam eintretende, in den auf einander folgenden Generationen sich vollziehende Umwandlung. Den

Ausführungen Darwins über den Kampf um's Dasein und über die sogenannte Zuchtwahl schließt sich Quatrefages willig an, er kann jedoch nicht zustimmen, wenn Darwin durch diese Momente eine schrankenlose Veränderlichkeit der Organismen zu Stande kommen läßt, dergestalt, daß die directen Nachkommen einer Art schließlich eine von jener bestimmt zu unterscheidende neue Art bilden sollen. Die Umwandlungstheorie involvirt nämlich mit Nothwendigkeit die Annahme, es müsse einmal der Zeitpunkt eingetreten sein, wo eine zur Bildung einer neuen Art hinführende Rasse der Fähigkeit, sich fruchtbar zu kreuzen, verlustig geht. Wodurch soll denn aber das physiologische Band zerrissen werden, welches eine Stammart mit der, wenn auch noch so sehr veränderten, Nachkommenschaft verknüpfte? wodurch soll jene zwei ganz getrennte Arten auseinander haltende Unfruchtbarkeit zum Durchbruche kommen? Der altbewährten Methode, sagt Quatrefages, welche nur das durch Erfahrung und Beobachtung Nachgewiesene als wahr anerkennen will, bin ich, trotz aller von der neuen Richtung ausgegangenen Spötereien, treu geblieben. Auf Fragen, welche diese Methode der Lösung bisher nicht zuzuführen vermochte und vielleicht immer ungelöst lassen wird, und dahin gehört auch die Frage nach der Erschaffung des Menschen, habe ich nur die Antwort: das weiß ich nicht.

Eine fernere Frage betrifft das zeitliche Auftreten oder das Alter des Menschengeschlechts. Aegypten, wahrscheinlich das älteste Culturland unseres Erdballs, hatte nach historischen Daten, deren Zuverlässigkeit jedoch nicht zweifellos dasteht, bereits vor etwa 7000 Jahren eine staatliche Einrichtung. Rechnen wir das mittlere Menschenalter zu 25 Jahren, dann würden etwa 280 Generationen Aegyptens Schicksale durchlebt haben. Wir wissen aber jetzt durch unverwerfliche Zeugnisse, daß der Mensch noch über unsere historische Zeit hinaufreicht. Zur Annahme des vorhistorischen Menschen führten zunächst gründliche Untersuchungen der sogenannten Rjökkenmoddingen (Küchenabfälle), welche die dänischen Gelehrten Forchhammer, Steenstrup und Borfaae unternommen hatten und im Jahre 1847 bekannt machten. An den dänischen Küsten nämlich findet man vielfach Anhäufungen von Muschelschalen, darunter auch Reste von Fischen, sowie Vögel- und Säugthierknochen, die nur durch die Hand des Menschen zu Stande gekommen sein können. In der That kommen auch zu Instrumenten bearbeitete Steine, die nur als Menschenwerk gelten können, unter diesen oftmals mächtigen Aufstümpfungen von Muschelschalen vor. Zu noch weiter führenden Schlüssen führte dann die Untersuchung der Torfmoore, namentlich der dänischen Skovmose, d. h. Moore, in denen Wälder versenkt sind. Die vergleichende Untersuchung der über einander liegenden Schichten dieser Moore bestimmte die skandinavischen Gelehrten, eine Stein-Bronze-Eisenzeit anzunehmen, mit welcher Unterscheidung die vorhistorische Archäologie jetzt allgemein einverstanden ist.

Bereits im Jahre 1847 berichtete dann Boucher de Perthes über gewisse Funde in Abbeville. Auf besondere philosophische Anschauungen sich

stützend, gelangte derselbe zu der Behauptung, dem gegenwärtig lebenden Menschen müßten menschliche Wesen vorausgegangen sein, die jedoch von diesem selbst verschieden waren. Reste dieser Menschen oder doch Zeugen ihres Schaffens hoffte er in den oberen Schichten des Alluviums auffinden zu können. Zu diesem Zwecke überwachte er die Ausbeutung der bei Abbeville gelegenen Kiesgruben, oder er beauftragte auch Andere mit solcher Ueberwachung, und in der That konnten zahlreiche Kiesel gesammelt werden, die mehr oder weniger grob behauen waren und unverkennbar die Spuren einer Bearbeitung durch Menschenhand an sich trugen. Weiterhin wurden auch aus den Steinbrüchen von Saint-Acheul Steinbeile gesammelt, die jenen zu Abbeville gefundenen ganz ähnlich waren.

Sodann erschien im Jahre 1861 die epochemachende Schrift von Dartet über die Grotte von Aurignac, die in eine kleine Gebirgserhebung auf dem Plateau von Lamézan eingesenkt ist und bis zu welcher ein mit organischen Residuen erfülltes Pyrenäendiluvium niemals emporgestiegen sein kann. Im Innern und am Eingange dieser Grotte, die man füglich als einen Zufluchtsort bezeichnen darf, fand Dartet Knochen von 9 Thierarten, von denen 8 für die quaternäre Zeit ganz charakteristisch sind. Einige Thiere mußten unzweifelhaft in der Höhle selbst verzehrt worden sein; ihre zum Theil verkohlten Knochen wiesen auf die durch Menschenhand unterhaltene Feuerwirkung hin, die durch vorgefundene Kohlen- und Aschenreste nur bestätigt wurde. Ja, an den Knochen eines jungen Rhinoceros tichorhinus erkannte man Einkerbungen, die durch Steingeräthe entstanden waren, und die spongiosen Knochenenden waren durch einen Carnivoren benagt.

In rascher Folge sind dann zahlreiche ähnliche Höhlen oder Grotten aufgedeckt worden, in denen Knochen verschiedener Thierarten, Aschenreste, Kohlen, bearbeitete Kiesel und andere auf einen vorhistorischen Menschen hinweisende Gegenstände gefunden wurden, zumeist in Frankreich und Belgien aber auch in anderen europäischen Ländern und selbst außerhalb Europas. Durch alle diese Untersuchungen ist aber mit Sicherheit festgestellt, der Mensch war Zeitgenosse von Säugethierarten, denen es nicht vergönnt war, in die gegenwärtige geologische Epoche einzutreten, ja die Möglichkeit scheint nicht ausgeschlossen, daß der Mensch noch andere Säugethierarten überlebte, also auch andere geologische Umwälzungen überdauerte, daß er mit einem Worte gleichzeitig mit den ersten Repräsentanten des ihm verwandten Säugethiertypus auf der Erde erschienen ist.

Wo war der ursprüngliche Wohnsitz des Menschen? Ist er gegenwärtig über alle Länder des Erdbodens verbreitet, so lehrt die Paläontologie, daß er auch bereits in der vorhistorischen Zeit an den entferntesten Gestaden beider Continente lebte. Entstammen nun etwa die verschiedenen Völkerschaften dem Boden, den sie bewohnen oder bewohnten? Ist der Mensch dort entstanden, wo er geschichtlich auftritt? erschien der Mensch zuerst an einer gewissen Anzahl von Punkten, oder hat er eine einzige Geburtsstätte, von der aus er sich allmählich über den Erdfreis ausbreitete?

Die Antworten auf diese Fragen schöpft Quatrefages wesentlich aus der geographischen Vertheilung der Pflanzen und Thiere, deren Gesetzmäßigkeit der Mensch ebenfalls unterworfen sein wird. Die zusammengehörigen Gruppen jener beiden Reiche sehen wir einen immer enger umschlossenen Wohnsitz einnehmen, je höher organisirt sie sind. Das fortschreitende Kleinerwerden des Wohnsitzes bei den höheren Thieren widerspricht durchaus einem initialen Kosmopolitismus des Menschen, es drängt vielmehr zu der Annahme, daß der Mensch ursprünglich ein ziemlich eng begrenztes Schöpfungscentrum gehabt habe. Die jetzige Verbreitung über den ganzen Erdball, die bei keiner Thierart und bei keiner Pflanzenart in gleicher Weise vorkommt, erklärt sich daraus, weil der Mensch mit hoher Intelligenz ausgestattet ist und von dieser Intelligenz richtigen Gebrauch zu machen wußte.

Ueber die geographische Lage jenes Ursprungscentrums oder Schöpfungscentrums des Menschen stehen uns natürlich nur Vermuthungen zu Gebote. Quatrefages ist zu folgender Ansicht gekommen. Asien besitzt eine weitausgedehnte Ebene, die südlich und südwestlich vom Himalaja begrenzt wird, westlich vom Bolortag, nordwestlich vom Altai, nördlich vom Altai und dessen Ausläufern, östlich vom Ringthan, östlich und südöstlich vom Tselina und vom Kienlin. Berücksichtigen wir die gegenwärtigen klimatischen und socialen Verhältnisse unserer Erde, so könnte wol in dieser ausgedehnten Ebene die Wiege des Menschengeschlechts gestanden haben. Die drei Grundtypen der verschiedenen Menschenrassen (Schwarze, Gelbe, Weiße) sind unter den Völkerschaften um jenen Gebirgsgürtel herum vertreten. Die schwarzen Rassen haben sich am weitesten entfernt; doch kommen auch reine Neger oder Bastardnegers an marinen Punkten vor, von den Riuzju-Inseln bis zu den Andamanen. Die gelbe Rasse, rein für sich oder stellenweise auch mit weißem Blute gemischt, scheint jene ausgedehnte Ebene ganz zu erfüllen, sie reicht aber auch darüber hinaus nach Norden, nach Osten, nach Südosten und nach Westen. Die weiße Rasse mit ihren allophilen Repräsentanten scheint das centrale Gebiet der gelben Rasse selbst streitig gemacht zu haben und sie ist noch gegenwärtig um jene Ebene herum vielfach vertreten. Die linguistischen Verhältnisse sind jener Vermuthung gleichfalls günstig. Im Centrum und südöstlich finden wir monosyllabische Sprachen; zu den agglutinirenden Sprachen gehört im Nordosten bis nach Nordwesten hin die Gruppe der uralischen-japanischen Sprachen, im Süden die Gruppe der dravidischen und malaiischen Sprachen, im Westen das türkische Sprachgebiet; das Sanskrit und dessen Ableitungen nebst den iranischen Sprachen im Süden und Südwesten gehören zu den flektirenden Sprachen. Zudem stammen auch unsere seit den ältesten Zeiten cultivirten Hausthiere aus Asien.

Indessen sind neuere paläontologische Forschungen auch noch einer anderen Auffassung günstig. In der tertiären Epoche, belehren uns Heer und de Saporta, war Sibirien und Spitzbergen mit Pflanzen bedeckt, deren Bestehen ein gemäßigtes Klima voraussetzt, und das könnte zu der Annahme führen, das

Erscheinungscentrum des Menschen sei von der asiatischen Ebene weg nach Norden hin, wenigstens bis nach Sibirien zu verlegen.

Wie der Mensch von seinem asiatischen Erscheinungscentrum aus sich über alle Länder der Erde verbreitet hat, darüber fehlt uns jeder Nachweis für die Urzeit. Statt sich darüber in Vermuthungen zu ergehen, sucht Quatrefages durch Vorführung von drei der historischen Zeit angehörigen Vorkommnissen wenigstens soviel nachzuweisen, daß Auswanderungen zu Lande auch unter den allerschwierigsten äußeren Verhältnissen durchführbar sind, und daß unerachtet des Abgangs jener Hilfsmittel, über welche die Seefahrer jetzt verfügen, Auswanderungen und Ansiedelungen zur See auch in früherer Zeit zu Stande kommen konnten.

Die Möglichkeit einer allen Gefahren Trotz bietenden Auswanderung zu Lande wird durch ein der neueren Zeit angehöriges Ereigniß bestätigt. Etwa um's Jahr 1616 war eine Kalmückenhorde aus nicht näher bekannten Gründen von den Grenzen Chinas aufgebrochen und durch Asien gezogen, um sich im Khanate Kasan an beiden Ufern der Wolga unter russischer Vormächtigkeith niederzulassen. Rußland gewährte der Horde die Beibehaltung ihrer patriarchalischen Einrichtungen. Aberthalb Jahrhunderte später, unter der Kaiserin Catharina, wurde das gute Einvernehmen mit der russischen Regierung gestört und es reifte der Plan, wiederum nach China zurückzukehren. Am 5. Januar 1771 begannen die Kalmücken am linken Ufer der Wolga zusammenzutreten. In Zwischenräumen von je einer halben Stunde bestiegen 15= bis 20,000 Weiber, Kinder und Alte Wagen oder Kamele, und jeden solchen Trupp begleiteten 10,000 Reiter. Eine zahlreiche Nachhut deckte die Auswandernden, die natürlich nur in kurzen Tagemärschen vorrücken konnten, dabei fortwährend durch russische Heerschaaren beunruhigt wurden und mit Krankheit und Noth aller Art zu kämpfen hatten. Nichtsdestoweniger erreichte die Horde nach unsäglichen Verlusten im September das ersehnte Ziel, die schützende chinesische Grenze.

Ein recht belehrendes Beispiel von Ansiedelung zur See ist dann das historisch nachweisbare Bevölkertwerden Polynesiens und Neuseelands durch Einwanderer, die wahrscheinlich von der Insel Buru oder Buro aus fuhren, einer auf allen Karten zwischen Celebes und Ceram eingetragenen Insel. Einen ferneren instructiven Beleg für die Möglichkeit maritimer Einwanderung, selbst in sehr früher Zeit, liefern außerdem die geschichtlich feststehenden Niederlassungen der Scandinavier an der Ostseite Nordamerikas, die im 10. und 11. Jahrhundert unserer Zeitrechnung erfolgten.

Wenn die ersten Menschen ihr Entstehungscentrum oder ihren ursprünglichen Verbreitungsbezirk verließen, so waren sie dem Einflusse andersartiger äußerer Bedingungen ausgesetzt; sie mußten sich diesen andersartigen Verhältnissen anpassen oder sich acclimatificiren. Die Acclimatificirung vollzieht sich oftmals schwierig genug und kommt wol erst durch mehrere aufeinander folgende Generationen zu Stande, bei Pflanzen sowol wie bei Thieren.

Die als *Chrysanthemum* (*Pyrethrum sinense*) bekannte Zierpflanze unserer Gärten stammt aus China und kam im Jahre 1790 nach Frankreich. Die Pflanzen blühten hier und setzten auch Früchte an, die jedoch nicht zur Reife gelangten. Mehr denn 60 Jahre hindurch konnten die Beete nur mittels des durch den Handel bezogenen Samens gefüllt werden. Da kamen im Jahre 1852 ein Paar Stöcke den anderen voraus in Blüthe, setzten Früchte an, die zur Reife gelangten, und die Benutzung dieser reifen Früchte hatte zur Folge, daß Frankreich den nöthigen *Chrysanthemum*samen selbst producirt und nicht mehr im Handel zu beziehen braucht.

Als man anfing, unser Getreide zu Sierra Leona in Oberguinea anzubauen, schossen fast alle Pflanzen im ersten Jahre in's Kraut; nur selten zeigte sich eine Aehre, und die einzelnen Aehren führten nur wenige Körner. Die Körner dieser Ernte wurden zu neuer Ausfaat benutzt. Viele davon gingen in der Erde zu Grunde, ohne zu keimen; die zur Entwicklung gelangenden Pflanzen trugen aber bereits häufiger fruchtbringende Aehren, als die Pflanzen der ersten Ausfaat. Die weiteren Ausfaaten wurden fortschreitend ähren- und fruchtreicher, und so konnten nach einer Reihe von Generationen normale Ernten erzielt werden.

Eine bemerkenswerthe Erfahrung über thierische Acclimatirung ist an der ägyptischen Gans (*Anser aegyptiacus*) gesammelt worden. Geoffroy Saint-Hilaire brachte sie 1801 nach Frankreich; schon im December fing sie an Eier zu legen und alsbald zu brüten, wie in ihrem Vaterlande. Nur mit großer Mühe gelang es im Jardin des plantes zu Paris, die im Winter ausgebrüteten Thiere zu erhalten. Da begannen die Gänse endlich 1844 erst im Februar Eier zu legen, 1845 erst im März, 1846 erst im April Eier zu legen und zu brüten. Nicht weniger als 4 Decennien bedurfte somit die ägyptische Gans, um sich den in unserem Klima obwaltenden Verhältnissen anzubequemen.

Ueber die Acclimatirung der gewöhnlichen Gans in Bogota in Columbia berichtet Roulin Folgendes. Die erste Einführung auf der Hochebene von Bogota hatte 20 Jahre früher stattgefunden, ehe Roulin dahin kam. Die Vorkommnisse bei der Züchtung der ersten Ankömmlinge ließen kaum erwarten, daß die Acclimatirung gelingen werde. Die Weibchen erwiesen sich unfruchtbar, indem sie nur wenige Eier legten, die männlichen Thiere erwiesen sich ebenfalls unfruchtbar, da viele der gelegten Eier taub waren; es bestand also eine tiefe physiologische Störung im Bereiche jener Organe, auf deren Wirksamkeit die Erhaltung der Art beruht, und dazu kam noch eine sehr große Sterblichkeit der jungen Gänschen, was auf große Schwäche in den Organen des individuellen Lebens hinweist. Dennoch war zur Zeit, als Roulin Bogota besuchte, die Acclimatirung der Gans beinahe vollständig erreicht; aber nicht weniger als 20 Generationen waren dazu erforderlich gewesen.

Ähnliches erfahren wir auch über die nach Amerika importirten Hühner. In Cuzco in Peru gedeihen die Hühner jetzt gleich gut, wie in Europa,

durch Garcilasso de la Vega wissen wir aber, daß zu seiner Zeit die Hühner weniger legten und die Küchlein sich schwierig aufziehen ließen.

Derartige Erfahrungen gestatteten Quatrefages eine praktische Verwerthung bei Gelegenheit der französischen Colonisirung Algeriens. Als bald nach der Eroberung dieses Landes durch französische Waffen beschäftigt man sich im Auslande so gut wie in Frankreich vielfach mit der Frage, ob die französische Colonisirung gelingen werde. Knox bestritt mit aller Entschiedenheit die Möglichkeit der Colonisirung, die Franzosen sollten sich in Afrika nicht vermehren, ja, sie sollten nicht einmal dort leben können. Die Generale und die Aerzte theilten in den ersten Jahren diese Ansicht vollständig; doch Quatrefages trat diesen entmuthigenden Anschauungen alsbald unbedenklich entgegen. Noch im Jahre 1845 war die Sterblichkeit beim Militär sowol, wie beim Civil in Afrika entschieden größer als in Frankreich, und die Zahl der Todesfälle übertraf bei weitem jene der Geburten. Dagegen hat der Censur von 1870 in Algerien eine Zunahme von 25,000 Seelen für die europäische Bevölkerung ergeben; dabei waren erheblich mehr Geburten als Todesfälle. Dies günstige Ergebnis kommt unverkennbar auf Rechnung der ersten in Algerien selbst geborenen Generation. Es wird sicherlich nur noch einiger Generationen bedürfen, und die Creolen-Franzosen in Algerien werden ebenso gedeihen, wie ihre Ahnen im alten Frankreich.

In recht auffallender Weise ist die physiologische Unbequemung an die neuen Umgebungen beim Acclimatiren unserer Hausthiere in Amerika zu Tage getreten. Dort, wo die äußeren Verhältnisse jenen des Heimatlandes ziemlich ähnlich sind, haben sich keine besonderen Umänderungen an den Thieren gezeigt; wo dagegen die äußeren Verhältnisse von den früheren heimatischen ganz abweichend sind, da haben sich manchmal locale Rassen gebildet. Ohne das geringste Zuthun des Menschen sind auf den kalten Hochebenen der Cordilleren wollhaarige Schweine entstanden, in den heißen Thälern des Departements Magdalena in Columbia dagegen haartragende Schafe, und in den durchglühten Ebenen der Provinz Marquita in Columbia kommen nackte Rinder vor.

Wir fragen ferner, wie die Rassen entstanden sind, die als Theilstücke der Einen Menschenart dastehen? Den Urmenschen kennen wir nicht und, wenn er uns entgegenträte, wir vermöchten ihn doch nicht als solchen zu erkennen. Gewisse atavistische Erscheinungen bei verschiedenen Menschenrassen scheinen jedoch zu folgenden Muthmaßungen über die äußere Erscheinung des Urmenschen zu berechtigen: er war durch einen gewissen Prognathismus ausgezeichnet, besaß keine schwarze Haut und kein wolliges Haar; in der Hautfarbe näherte er sich wahrscheinlich unseren gelben Rassen und die Farbe des Haares spielte in's Röthliche; auch hatte er wol eine monosyllabische Sprache.

Der Urtypus des Menschen, welcher Art er auch gewesen sein mag, mußte schon in Folge der bloßen Auswanderung aus dem unsprünglichen

Erscheinungscentrum Abänderungen erfahren. Wenn auch die ersten Menschen und die nächsten Generationen jene gleichartige Beschaffenheit besaßen, die uns bei jeder, einen beschränkten Wohnsitz einnehmenden Pflanz- oder Thierart entgegentritt, bei den Auswandernden mußte sich die Organisation dem Einflusse der veränderten Lebensbedingungen anbequemen. Einen recht auffallenden Beleg dafür liefert die englische Bevölkerung der Vereinigten Staaten. Die stärkere englische Einwanderung begann doch erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts und es liegen noch nicht einmal 12 Generationen zwischen diesen ersten Einwanderungen und den jetzigen Yankeeß. Der Anglo-Amerikaner gleicht aber seinem englischen Ahnen nicht mehr. Reisende, Naturforscher, Aerzte haben uns mit den eintretenden Abänderungen bekannt gemacht. Bereits in der zweiten Generation zeigt sich bei dem amerikanischen Creolen des Nordens eine etwas veränderte Gesichtsbildung, die sich jener der dortigen localen Rassen etwas annähert. Weiterhin wird die Haut trockener, ihr Roth verliert sich und ihr Drüsenapparat tritt mehr zurück; das Haar wird dunkler und glatt, der Kopf kleiner; im Gesichte treten die Schläfengruben mehr hervor, die Backenknochen werden stärker vorspringend, die Augen tieferliegend und der Unterkiefer erscheint plumper; ferner werden die Knochen der Gliedmaßen länger, zugleich aber auch dünner, so daß man in Frankreich und in England sich veranlaßt fand, für die Vereinigten Staaten besondere Handschuhe mit längeren Fingern nähen zu lassen; das Becken der Weiber endlich nähert sich stärker dem männlichen Typus.

Auch der in die Vereinigten Staaten versetzte Neger hat erhebliche Umänderungen erfahren: seine schwarze Hautfärbung ist mehr abgeblaßt und seine Physiognomie ist eine andere. Nach Elisée Reclus sind die Neger im äußeren Aussehen innerhalb anderthalbhundert Jahren den Weißen wenigstens um ein Viertel näher gerückt. Die widerliche Hautausdünstung der Neger scheint nach Lyells Zeugniß eine entschiedene Abnahme erfahren zu haben. Neben den physischen Umänderungen zeigt sich aber auch nach gewissen Zeugnissen eine Zunahme der Intelligenz bei den nordamerikanischen Negern.

Gleicher Weise mußten bei den Urmenschen, die aus dem ursprünglichen Entstehungscentrum auszogen und der Einwirkung veränderter äußerer Verhältnisse unterlagen, Organisationsabänderungen eintreten, die sich durch Vererbung fixirten, wenn die Ausgezogenen in den nämlichen äußeren Verhältnissen verharren; es entstanden so Urrassen oder reine Rassen. Wenn die einer Urrasse Angehörigen auch wieder auszogen und in neue äußere Verhältnisse versetzt wurden, so konnten secundäre, tertiäre Rassen entstehen. Es kamen aber auch die verschiedenen Urrassen mit einander in Berührung, und zeugten Rassenbastarde, die ihre Eigenthümlichkeiten ebenfalls vererbten; so mußten Bastardrassen entstehen. Die neuere Zeit hat unanfechtbare Beweise für das Auftreten von Bastardrassen geliefert. Seit der Entdeckung Amerikas haben sich Weiße, Neger und Indianer wechselseitig durchkreuzt, ohne daß die Fruchtbarkeit in erkennbarer Weise beeinträchtigt

worden wäre. Daraus sind aber verschiedenartige secundäre, tertiäre, quaternäre Bastardrassen hervorgegangen. Wie in Amerika, so haben sich auch in anderen Erdtheilen und in allen Ländern in der historischen Zeit die Durchkreuzungen der mit einander in Berührung stehenden Rassen vollzogen, und mit vollem Rechte fragt Quatrefages, ob Europa eine Bevölkerung aufweisen kann, die sich rühmen darf, reinen Blutes zu sein? Selbst unter den Basten, deren Wohnsitze und politische Einrichtungen, deren Sprache Schutzwehren gegen das Eindringen fremden Blutes bilden sollten, kommen inmitten ihrer Berge einzelne Punkte vor, wo deutlich verschiedene Rassen neben einander wohnen und zum Theil verschmolzen worden sind.

Bei allen übrigen Völkern, die von Lappland bis zum Mittelländischen Meere hin sich ausbreiten, erbringt uns die Geschichte, auch wo sie nicht in sehr entfernte Zeiten zurückreicht, hinreichende Beweise dafür, wie durch Einfälle, durch Kriege, durch politische und sociale Umwälzungen Bastardbevölkerungen geschaffen werden mußten. Das nämliche Schauspiel tritt uns in Asien entgegen. Im Herzen von Afrika endlich haben die Sagas die nämliche Rolle gespielt, wie Dschingiskhan's Horden, indem sie die afrikanischen Stämme von einem Ocean zum andern durcheinander rührten.

Der zweite Theil des Quatrefages'schen Werkes trägt den Specialtitel: Die dem Menschen zukommenden Charaktere. Darin werden die fossilen Menschenrassen, die physischen Charaktere der gegenwärtigen Menschenrassen, sowie die psychologischen Charaktere der Species Mensch in drei besonderen Abschnitten besprochen.

Mit welcher geologischen Epoche das erste Erscheinen des Menschen auf der Erde zusammenfällt, das ist noch immer eine offene Frage. Einige Gegenstände, die anscheinend der Bearbeitung durch die menschliche Hand unterlegen gewesen waren, hat man schon in Schichten gefunden, deren Auftreten der tertiären Epoche zugezählt zu werden pflegt, Reste menschlicher Körper jedoch sind in derartigen Schichten noch nicht mit Sicherheit nachgewiesen. Dagegen kennen wir jetzt zahlreiche Reste des der quaternären geologischen Epoche angehörigen Menschen. In den Höhlen, die der damalige Mensch bewohnte und in denen er seine Todten unterbrachte, in den Aufschwemmungen durch Flüsse, wodurch die Leichname fortgeführt wurden, sind zahlreiche Knochen aufgefunden worden. Aus etwa 40 verschiedenen Orten, die über ganz Europa zerstreut liegen, zum größern Theil jedoch der westlichen Hälfte angehören, sind verschiedenen Sammlungen nahezu 40 mehr oder weniger gut erhaltene Schädel zugeführt worden nebst zahlreichen Schädel- und Gesichtsknochen, die einer wissenschaftlichen Verwerthung fähig waren, außerdem auch zahlreiche Rumpf- und Extremitätenknochen, ja selbst ganze Skelette. Ganz zuverlässig kennt man übrigens bis jetzt solche Skeletreste nur aus Europa. Hin und wieder fanden sich solche Skeletreste mit Knochen von Thieren untermengt, die gleichzeitig mit dem Menschen lebten. Ihre genaue Vergleichung läßt

erkennen, daß bereits damals einzelne Individuen durch besondere Charaktere ausgezeichnet waren; das würde aber wol nicht vorkommen, wäre der Mensch damals eben erst erschaffen worden. Ferner lehrt die Vergleichung des in den verschiedenen Sammlungen niedergelegten Materials, daß der afrikanische oder melanesische Typus darin nicht vertreten ist, damals also keine echten Neger in Europa wohnten. Damit erscheint die Annahme jener, welche die Negerrasse zuerst auf der Erde auftreten lassen, in hohem Grade zweifelhaft. Auch ist an keinem einzigen der bisher aufgefundenen fossilen Schädel der Gesichtstheil so vorspringend oder prognathisch, wie bei einzelnen Individuen der niedrigen australischen Typen oder der Kafferrassen.

Alle diese Skelettheile, die kleinsten wie die größten, verrathen in der Form und in den Verhältnissen ganz entschieden die Abstammung vom Menschen, sie bestätigen somit den von Huxley ausgesprochenen Satz, daß in der quaternären Epoche so wenig wie in der Gegenwart bis jetzt ein Geschöpf aufgefunden wurde, das die Lücke zwischen Mensch und Gorilla ausfüllt. Die Vertheidiger des Affenmenschen finden kein Prototyp unter den fossilen Menschenrassen.

Hamy, der mit Quatrefages zusammen die „Crania ethnica“ herausgegeben hat, benutzte die Maße der Oberschenkelknochen und der Oberarmknochen, um darnach die Körpergröße der fossilen Menschen zu bestimmen; er erhielt als Maximum 1,85 Meter, als Minimum 1,50 Meter, also gleiche Werthe, wie bei den gegenwärtigen Menschen. Das Gleiche gilt von der Capacität des Schädels, dem Maßstabe der Gehirnentwicklung. Am sogenannten fossilen Neandertalschädel, der einen thierischen Typus haben soll, erreicht diese Capacität mit 1220 Kubikcentimeter jene des Malaienschädels; bei einem Cro-Magnonschädel erreicht sie jedoch 1590 Kubikcentimeter und übertrifft die mittlere Capacität der Pariser des 19. Jahrhunderts um 119 Kubikcentimeter.

Nach der Form des Schädels haben Hamy und Quatrefages die fossilen Menschenrassen unterschieden und nach ihren Fundörtern benannt.

1) Canstatt-Rasse. Bereits im Jahre 1700 wurde zu Canstatt in Württemberg bei Nachgrabungen in einer römischen Niederlassung unter zahlreichen Thierknochen auch das Schädeldach eines Menschen aufgefunden, das jedoch zunächst unbeachtet blieb, bis endlich Dr. Jäger im Jahre 1835 darauf verfiel, in dem erwähnten Vorkommen einen Beweis dafür zu finden, daß der Mensch Zeitgenosse der ausgestorbenen großen Thierarten gewesen sein müsse. Sodann wurde im Jahre 1857 in einer kleinen Höhle bei Düsseldorf der weiterhin als Neandertalschädel bezeichnete Schädel gefunden und auch das ganze dazu gehörige Skelet wurde aufgedeckt. Auch noch in andern Localitäten wurden weiterhin gleichartig geformte fossile Menschenschädel aufgefunden. Diese älteste europäische Menschenrasse scheint hauptsächlich an den Ufern des Rheins und der Seine gewohnt zu haben, doch fand sie sich auch in Centralitalien, in Böhmen, in Frankreich bis zu den Pyrenäen hin, und vielleicht kommt sie selbst in Schweden vor.

Die Canstatt-Rasse gehört zu den Dolichocephalen; am Neanderthalschädel verhält sich die Länge des Schädels zu dessen Breite = 100 : 72. Die Schädel charakterisiren sich durch ungemein starkes Vorspringen der Augenbrauenbogen und eine stark zurückweichende Stirn, so daß das Schädeldach niedergedrückt erscheint. Rechnen wir hierzu einen stärkeren Grad von Prognathismus, das heißt ein ziemlich starkes Vorspringen des Gesichtskelets, so wird man wol zugestehen müssen, daß im Canstattmenschen eine gewisse Wildheit ausgeprägt war.

Zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten, auch noch gegenwärtig, begegnet man übrigens gelegentlich dem der Canstatt-Rasse zukommenden Schädeltypus. Man wird dies als Atavismus deuten dürfen. Doch theilt Quatrefages mit Hamy auch die Ansicht, daß in Australien, und zwar bei Stämmen in Port Western, vielleicht noch unmittelbare Nachkommen der Ur rasse angetroffen werden.

2) Cro-Magnon-Rasse. Im Vézèrthale im Périgord kommen in einer Strecke von 12 bis 14 Kilometer nicht weniger als 8 Wohnplätze dieser Rasse vor, darunter Cro-Magnon; auch sind noch an mehreren anderen Punkten Frankreichs und Belgiens, in Deutschland am Taunus dieser Rasse angehörige Schädel gefunden worden. Die Cro-Magnons gehörten zu den Dolichocephalen, der Längsdurchmesser ihres Schädels verhält sich zum Querdurchmesser = 100 : 73.7 — 70.5. Die Schädel haben eine breite hohe Stirn ohne kammartig hervortretende Augenbrauenbogen, und das Schädeldach erscheint nicht eingedrückt, sondern regelmäßig geformt; dazu kommt eine große Verbreiterung des Gesichtstheils. Die Cro-Magnons wohnten in Höhlen, in denen, im Vézèrthale wenigstens, auch Kohlen- und Aschenreste in beträchtlicher Menge aufgefunden wurden. Sie begruben ihre Todten an geschützten Orten. In den Höhlen wurden in mancherlei Abstufungen zu Geräthschaften und zu Waffen bearbeitete Kiesel gefunden. In einer späteren Periode jedoch sind die Waffen aus Rennthiergeweihen hergestellt und Feuersteine nur noch zur Herstellung von Geräthschaften verwendet. Das Auffinden gereihter durchbohrter Muscheln läßt die Deutung zu, daß damit die frühzeitig schon auftauchende Puffsucht befriedigt wurde. Es wurden ferner auch Nachbildungen von Thieren gefunden, die auf Knochen, auf Rennthiergeweihe, auf Mammuthzähne, aber auch auf Schiefer eingekritzelt sind, desgleichen auch Nachformungen von Gegenständen.

Hamy hat den Cro-Magnontypus in der Sammlung basischer Schädel zu Zarauz entdeckt und er hat ihn nach Afrika hinüber verfolgt, wo er in den megalithischen durch General Faidherbe untersuchten Gräbern gefunden wurde, desgleichen bei den Babylonstämmen von Beni-Masser und zu Djurjura. Ebenso finden sich in einer Schädelammlung in Teneriffa Exemplare, deren ethnologische Verwandtschaft mit den Cro-Magnons keinem Zweifel unterliegen kann. Hamy sucht sogar nachzuweisen, daß die Delesclartier in Schweden, die durch hohen Wuchs, schwarzes Haar und braune Haut sich hervorthun, zur Cro-Magnonrasse gehören.

3) Furfooz-Rassen. In Belgien hat Dupont, dem jedoch Schmerling bereits vorausgegangen war, im Verlaufe von 7 Jahren, von 1864 bis 1871, in mehr denn 60 Höhlen oder durch Felsen überdeckten Zufluchtsstätten im Lessethale, darunter auch bei Furfooz, Nachgrabungen veranstaltet und außer zahlreichen fossilen Menschenresten etwa 40,000 Gebeine von Thieren und 80,000 durch Menschenhand bearbeitete Steine gesammelt. Die hier gefundenen Schädel lassen sich in zwei besonderen eigentlichen Furfooz-Rassen unterbringen. Zu diesen gehört aber auch drittens die Grenelle-Rasse, deren Schädel in den Kiesgruben von Paris aufgefunden wurden, sowie viertens die Truchère-Rasse, deren Schädel in Burgund am steilen Ufer der Seille vorkommen. Bei diesen beiden letztgenannten Rassen verhalten sich Schädellänge und Schädelbreite = 100 : 83, sie zählen zu den Kurzköpfigen oder Brachycephalen; die beiden eigentlichen Furfooz-Rassen, wo die genannten Schädeldurchmesser sich = 100 : 81,3 und = 100 : 79,3 verhalten, gehören wenigstens nicht zu den Dolichocephalen, sondern eher zu den Brachycephalen.

Oberhalb der kleinen, aber doch ziemlich scharf hervortretenden Augenbrauenbogen erscheint die Stirn bei den eigentlichen Furfooz-Rassen im Ganzen zurückweichend, bei der Grenelle-Rasse dagegen regelmäßig gebogen; der Gesichtstheil der Furfooz-Rassen ist entschieden breit. Im Ganzen scheinen diese Rassen nur eine geringere Körpergröße besessen zu haben.

Die Menschen des Lessethals waren Troglobyten, gleich jenen des Bézèrèthals. Zu einer vollständigen Wohnstätte scheint aber eine Höhle für die Lebenden und eine Begräbnißstätte gehört zu haben; beide liegen in Furfooz gleich neben einander. Zur Herstellung der nöthigen Geräthschaften benutzten die Troglobyten des Lessethals Feuersteine und Reuithiergeweihe. Ihre Geräthschaften stehen aber im Ganzen jenen im Bézèrèthale aufgefundenen nach, und Zeichnungen und Nachbildungen kennt man bei ihnen noch nicht. Neu jedoch ist das Vorkommen von Töpferwaaren in den Lessethalhöhlen. Uebrigens benutzten auch diese Troglobyten bereits fossile Muscheln zum Fuß, und einzelne Befunde in ihren Höhlen hat man sogar auf einen darin vorkommenden Fettschdient beziehen zu können geglaubt.

Noch gegenwärtig begegnet man im Lessethale und bei der ländlichen Bevölkerung, die auf die Märkte in Antwerpen kommt, Köpfen und Gestalten, die an den alten Furfooztypus erinnern, und in der Schädelammlung des Pariser Museums sieht man häufig genug Exemplare mit dem Grenelletypus.

Von den fossilen Menschenrassen wendet sich Quatrefages zu den gegenwärtig auf der Erde vorkommenden Menschenrassen. Er liefert jedoch keine detaillirte Beschreibung der bis jetzt in der Anthropologie aufgezählten Rassen oder Stämme, ja nicht einmal der Familien, in welche die näher verwandten Rassen zusammengruppirt werden können; nur die verschiedenen Rassencharaktere oder ethnologischen Charaktere und deren ungleiche Bedeutung für die Rassen-aufstellung werden der gründlichsten Besprechung unterzogen.

Zunächst verbreitet er sich über die physischen Charaktere, welche vorzugsweise zur Aufstellung von Rassen benutzt zu werden pflegen. Zu den äußerlich wahrnehmbaren Charakteren hat man die Körpergröße, die Proportionen des Körpers, die Hautfarbe, die Haut und deren Drüsen, die Behaarung, die Verhältnisse des Schädels und Gesichts, des Rumpfes und der Gliedmaßen zu zählen. Nur einzelne Punkte aus der belehrenden Besprechung dieser Verhältnisse gestatte ich mir hervorzuheben.

Nach den bisher bei den verschiedensten Völkerschaften ausgeführten Körpermessungen berechnet sich die mittlere Körpergröße des Menschengeschlechts auf 1,63 Meter; das ist jene den Rumänen und Magyaren zukommende Mittelgröße. Die mittlere Körpergröße der Patagonier beträgt 0,115 Meter mehr, jene der Buschmänner steht um 0,265 Meter nach; die größten und kleinsten Gruppen des Menschengeschlechts differiren somit um 0,380 Meter. — Die Hautfärbung ist zu einer genügenden Classificirung der Menschenrassen nicht geeignet, läßt sich aber doch als ein secundärer Charakter benutzen. Die Völkerschaften mit schwarzer Haut bilden keine so gleichartige Vereinigung wie die Weißen, und schwarze Menschen brauchen noch nicht zu den Negern zu gehören. Es gibt schwarze Stämme, die nach den übrigen bedeutsameren Charakteren den Weißen gezählt werden müssen, z. B. die Bichari und andere negerähnliche Stämme an den Küsten des Rothhen Meeres, die eine schwärzere Haut haben als viele Neger, im Haar und in der Gesichtsbildung aber den semitischen Typus unverkennbar zur Schau tragen. Ein sehr unzuverlässiger Charakter ist auch die Hautfärbung der sogenannten rothen Menschenrassen, und es war ein Irrthum, wenn man die Amerikaner vormals schlechthin als Rothhäute bezeichnete. Einerseits haben die Indianer in Peru, in Araucanien eine mehr oder weniger tiefbraune Haut, und die Guaranen in Brasilien eine gelbe Haut, höchstens mit einem Anfluge von Roth; anderseits wurde in Formosa eine Bevölkerung gefunden, die gleich roth aussah, wie die Algonquin, und mehr oder weniger kupferfarbige Menschen kommen auch unter Koreanern und Afrikanern vor. Zudem kann auch eine rothe Haut schon bei Kreuzungen von Rassen, die nicht zu den rothhäutigen gehören, zum Vorschein kommen. So beobachtet man nach Fitz-Roy in Neuseeland nicht selten eine rothe Haut bei den Bastarden von Engländern und Maori.

Die Haut selbst tritt uns bei verschiedenen Menschengruppen in zwei extremen Zuständen entgegen: sie fühlt sich trocken und rauh an, was im Allgemeinen bei den in nördlichen Ländern wohnenden Rassen beobachtet wird; oder sie ist weich und sammetartig bei manchen Rassen in den heißen Ländern, namentlich bei den Negern und Polynesiern. Die stärkere Entwicklung der Talgdrüsen der Haut bedingt den starken widerlichen Geruch, den die Negerrasse verbreitet, so daß ein Neger Schiff schon durch diesen Geruch sich verrathen konnte. Doch ist diese starkriechende Ausdünstung kein bei Negern ausschließlich auftretendes Vorkommniß. Nach Humboldt vermögen

die Peruaner den Eingeborenen, den Weißen und den Neger schon am Geruche der Ausdünstung zu unterscheiden, wenigstens bezeichnen sie diese drei verschiedenen Ausdünstungen mit besonderen Namen als Poso, als Pajuna, als Grajo.

Die Kopfs Haare sind nicht nur durch verschiedene Färbung, sondern auch dadurch ausgezeichnet, daß der Querschnitt der Haare bei mikroskopischer Vergrößerung eine deutlich erkennbare verschiedene Gestaltung wahrnehmen läßt. Eine verlängerte Ellipse bildet dieser Querschnitt am Haare der Negerrassen und der Hottentotten-Buschmannrasse, ovalär ist der Querschnitt am Haare der arischen Rassen, mehr oder weniger kreisförmig ist er am Haare der gelben und der amerikanischen Rassen.

Unter den anatomischen Charakteren nimmt das Verhalten des knöchernen Kopfs eine hervorragende Stelle ein. Dolichocephalie und Brachycephalie, bestimmt, durch das Verhältniß der größten Schädellänge zur größten Schädelbreite, zeigen sich, wie erwähnt, bereits bei den fossilen Menschenrassen. Unter den jetzigen ethnologischen Gruppen zeigt sich die stärkste Dolichocephalie, nämlich 100 : 71, selbst 100 : 69 bei Negern, Hottentotten, Eskimos, die stärkste Brachycephalie dagegen, nämlich 100 : 87 kommt bei Deutschen, Lappen, Finnen zc. vor. Aus diesen Anführungen ist wol ohne Mühe zu entnehmen, daß die zuerst durch Mehnis in Vorschlag gebrachte Eintheilung der Menschenrassen nach dem sogenannten Schädelindex unzulässig ist; nur zur Charakterisirung secundärer Gruppen ist dieser Schädelindex verwendbar.

Zu Betreff der Schädelcapacität, die gewissermassen als Aequivalent des Gehirnvolumens gelten darf, hat Broca für extreme Menschenrassen Folgendes ermittelt. Wird die Schädelcapacität des Australiers = 100 gesetzt, so erreicht dieselbe beim afrikanischen Neger 111,6 und bei den blonden europäischen Rassen 124,8. Gleichwol wäre es ein großer Irrthum, wollte man in der Schädelcapacität das Maas des intellectuellen Fortschritts oder der erstiegenen socialen Entwicklungsstufe einer Rasse finden. In einer von Broca zusammengestellten Tabelle über die Schädelcapacitäten verschiedener Volksstämme stehen die Cro-Magnons, die in der Homme-mort-Höhle lebten, mit der größten Schädelcapacität oben an, und die Chinesen kommen erst nach den Eskimos.

Am Gesichtsskelete gestaltet sich der sogenannte Gesichtsinde, das Verhältniß der Gesichtsbreite (zwischen beiden Fochbeinen) zur Gesichtslänge (von der Nasenwurzel bis zum Zahnhöhlenrande des Oberkiefers) zu einem recht brauchbaren Rassencharakter. Beachtenswerthe Charaktere im Gesichtsskelete bietet außerdem der Orthognathismus und Prognathismus, womit man das geringe und das starke Vorragen des Gesichtes über den Schädel bezeichnet, sowie der Camper'sche Gesichtswinkel. Auch die Breite und Schmalheit der Nasenöffnung (platyrhine und leptorrhine Rassen), ebenso die Breite und die Verschmälerung der Augenhöhlenöffnung (megaseme und mikroseme Rassen) sind als osteologische Charaktere benutzbar.

In der größeren Länge der oberen Gliedmaßen bei Negern hat man eine Affenähnlichkeit finden wollen. Diese vermehrte Länge wird dadurch hervorgebracht, daß der Vorderarm oder der dem Daumen entsprechende Radius relativ länger ist. Durch Hamys Messungen ist nun festgestellt worden, daß beim Embryo von $2\frac{1}{2}$ Monaten der Oberarm zum Vorderarm sich verhält = $100 : 88,8$ und von da an der Vorderarm ganz allmählich an Länge verliert, bis bei Kindern von 5—13 Jahren sich das Verhältniß = $100 : 72,3$ herausstellt. So wird denn das bei Negern vorkommende Verhalten der oberen Gliedmaßen einfach als Entwicklungsstadium gedeutet werden dürfen.

Das Gehirngewicht hat Sanford Hunt in Amerika bei Weißen und Negern vergleichend untersucht. Als mittleren Werth erhielt er für 24 weiße amerikanische Soldaten 1424 Gramm, für 141 Neger 1331 Gramm. Ferner hat Hunt bei 240 Bastarden von Weißen und Negern Gehirnwägungen ausgeführt, wobei er als Mittelwerthe 1390 — 1334 — 1319 — 1308 — 1280 Gramm erhielt, je nachdem die Bastarde $\frac{3}{4}$ — $\frac{1}{2}$ — $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{8}$ — $\frac{1}{16}$ weißes Blut hatten.

Unter den physiologischen Vorgängen unterzieht Quatrefages die an das Gehirn gebundene Intelligenz, die Schwangerschaftsdauer, den Eintritt der Pubertät, die Lebensdauer bei verschiedenen Völkern der Besprechung. Die genannten Verhältnisse weisen überall darauf hin, daß das Menschengeschlecht nur aus Rassen und Unterrassen, nicht aus verschiedenen Arten zusammengesetzt ist.

Dagegen treten uns in pathologischer Beziehung, im Verhalten gegen einzelne Krankheitsformen, bei verschiedenen Menschenrassen erhebliche Differenzen entgegen. Als z. B. 1865 und 1866 die Cholera in Guadeloupe wüthete, starben von der dortigen chinesischen Bevölkerung nur 2,7 Procent, von den Hindu 3,86 Procent, von den Weißen 4,31 Procent, von den Mulatten 6,32 Procent, von den Negern endlich 9,44 Procent. Ferner ist es längst bekannt, daß an dem nämlichen Orte die weiße Rasse dem verderblichen Einflusse der Sumpfmiasmen reichen Tribut zollt, während die schwarze Rasse den Angriffen dieses Feindes weit weniger unterliegt. Sodann ist es eine offenkundige Thatsache, daß die weiße Rasse einen höchst nachtheiligen Einfluß auf die niedrigeren Rassen ausübt, sobald sie in deren Wohnsitze vordringt. Dieser verhängnißvolle Einfluß hat sich wol nirgends gleich stark kundgegeben, wie in Polynesien. Bereits vor 20 Jahren betrug die Zahl der Eingeborenen auf den Sandwichinseln und auf Neuseeland nur noch den fünften Theil jener Menge, die zu Cooks Zeiten daselbst lebten. Tahiti hatte nach den Schätzungen von Cook und Forster wenigstens 240,000 Einwohner, und eine Volkszählung im Jahre 1857 ergab hier nur noch 7212 Köpfe. Einzelne statistische Erhebungen haben überdies das bedauerliche Ergebnis geliefert, daß sich mit der hoch gesteigerten Mortalität zugleich auch eine entschiedene Abnahme der Geburtszälle vergesellschaftet. Tuberculose und Phtisis scheinen

daß exorbitante Hinsterben der Eingebornen zu bedingen, und es kann möglicher Weise dahin kommen, daß nach 50 oder doch nach 100 Jahren die polynesische Rasse gar nicht mehr existirt, wenigstens nicht die reine. Vielleicht wird sie weiterhin durch Bastarde vertreten, die auf den Marquesasinseln bereits einen erheblichen Theil der Bevölkerung bilden.

Der letzte Abschnitt handelt über die psychologischen Charaktere der Species Mensch, durch die der Mensch sich vom Thiere unterscheidet, und die zur Annahme eines fünften, das Menschengeschlecht allein umfassenden Naturreiches führen. Die Intelligenz besitzt das Thier allerdings ebenso gut wie der Mensch. Gleichwol entwickeln sich die intellectuellen Vorgänge beim Menschen in einer Weise, daß sie wie ein Attribut des Menschen erscheinen, und deshalb verdienen sie neben die rein menschlichen Thätigkeitsäußerungen gestellt zu werden.

Als bedeutsamste Aeußerung der Intelligenz haben wir neben der Schrift und den socialen Verhältnissen die Sprache des Menschen anzuerkennen. Die Thiere haben eine Stimme und nur der Mensch hat eine Sprache, schrieb bereits Aristoteles und allgemein wird jetzt die Sprache als eine dem Menschen eigenthümliche Fähigkeit anerkannt. Die Thierstimme ist eine mit dem ganzen Wesen des betreffenden Geschöpfes verbundene Eigenschaft, die zwar Abänderungen erfährt, aber nicht vergehen, oder vollständig abgeändert werden kann; sie ist ein Artcharakter. Die menschliche Sprache dagegen ist der Umwandlung fähig und verändert sich von einer Generation zur andern; sie nimmt neue Elemente auf und verliert andere, ja, sie kann vollständig durch eine andere Sprache ersetzt werden: die menschliche Sprache hat nur die Bedeutung eines Rassencharakters. — Die monosyllabischen Sprachen sind auf Asien beschränkt; die flectirenden Sprachen, jetzt überallhin verbreitet, kamen lange Zeit nur auf dem alten Continente vor; die zwischen beiden stehenden agglutinirenden Sprachen waren schon vordem und sind noch jetzt über den größten Theil der Erde verbreitet. Wahrscheinlich waren die agglutinirenden Sprachen über ganz Europa verbreitet, bevor die arische Verdrängung oder Vermischung eintrat. Vielleicht redete der quaternäre Mensch eine agglutinirende Sprache. Nach den statistischen und linguistischen Zusammenstellungen von Dmalius und von Mauvy reden aber gegenwärtig 537 Millionen Erdbewohner flectirende Sprachen, 449 Millionen monosyllabische und nur 217 Millionen agglutinirende.

Was die moralischen Charaktere betrifft, so darf es als ausgemachte Thatsache bezeichnet werden, daß die Vorstellung von Gut und Schlecht in allen Verbindungen oder Vereinigungen von Menschen Eingang gefunden hat, insofern gewisse Handlungen des Einzelnen den Mitgliedern dieser Vereine als gute oder als verwerfliche gelten. Freilich hängt es von mancherlei Umständen ab, wie verschiedene Menschengruppen irgend eine besondere Handlung zu beurtheilen sich veranlaßt finden: die socialen Einrichtungen, die Religion, das Herkommen können die nämliche Handlung zu einer guten oder verwerf-

lichen, oder auch zu einer ganz bedeutungslosen stempeln. Fremde Völkerschaften, seien sie civilisirt, seien sie barbarisch und wild, dürfen deshalb nicht einfach nach Maßgabe unserer eigenen, durch das Sittengesetz bestimmten Vorstellungen beurtheilt werden.

Der Vorstellung des berechtigten Eigenthums, der Achtung des Menschenlebens, ebenso der Achtung der eigenen Persönlichkeit, die sich als Schamhaftigkeit und als Ehrgefühl kund gibt, begegnen wir nach den Berichten der Reisenden selbst bei den auf niedrigster Stufe stehenden Menschenrassen.

Zimmerhin ist das moralische Gefühl nicht gleichmäßig bei allen Menschenrassen entwickelt, und dieser moralischen Ungleichheit nachzuforschen, muß für den Anthropologen wissenschaftliches und praktisches Interesse haben. Die verschiedenartige Entwicklung der moralischen Eigenschaften und deren Äußerungen, die auf Moralprincipien beruhenden Einrichtungen lassen sich als Rassencharaktere verwerthen.

Neben der Moralität treten uns ferner religiöse Vorstellungen bei allen Völkern der Gegenwart und der Vergangenheit entgegen, namentlich sind allmählich auch die Australier, die Melonesier, die Buschmänner, die Hottentotten, die Kaffern, die Bechuana dem Makel des Atheismus entriickt worden. Und wenn Robertson angab, in Amerika habe man mehrere Stämme kennen gelernt, die nichts von einem höchsten Wesen wußten und auch keinerlei religiöse Ceremonien hatten, so erklärt dagegen d'Orbigny, er sei der festen Ueberzeugung, alle Indianerstämme, auch die wildesten, hätten irgend eine Religion. Uebrigens verschmähen es manche Forscher, bei derartigen Untersuchungen einen unbefangenen Standpunkt einzunehmen. So erblickt der Orientalist Burnouf im Buddhismus nichts als Atheismus, und auch Barthélemy Saint-Hilaire ist dieser Ansicht zugethan, einfach aus dem Grunde, weil die buddhistische Ansicht von der Gottheit nicht mit jener übereinstimmt, bis zu der wir uns erhoben haben. Wäre der Buddhismus nichts als Atheismus, dann müßten freilich auch die alten Religionsysteme in Japan, in China, in der Mongolei dem Atheismus zugehört werden.

Die auf alle Völker der Erde ausgedehnten Forschungen führen zu der Ueberzeugung, daß der Atheismus nur erratic auftritt. Ueberall haben sich die Volksmassen vom Atheismus frei gehalten, keine von den großen Menschenrassen, ja nicht einmal ein erheblich großer Bruchtheil einer dieser Rassen ist dem Atheismus verfallen.

Die Religiosität hält aber bei den verschiedenen Völkerschaften nicht gleichen Schritt mit der Intelligenz und der Civilisation. Die Religionsysteme der Australier, der Polynesier, zumal der Tahitier, der Rothhäute, der Neger bestätigen dies auf unzweideutige Weise.

Religion und Aberglaube sind bei manchen Rassen iinig mit einander verschmolzen, so daß Priester und Zauberer in einer Person zusammenfallen können. Die Ausrottung des Aberglaubens ist aber ausnehmend schwierig, wie zur Genüge daraus entnommen werden kann, daß unerachtet der bei

uns so weit vorgeschrittenen Bildung die abseits wohnenden Landleute vielfach immer noch ebenso an Hexen glauben, wie man im Mittelalter allgemein daran glaubte.

Die sogenannten großen Religionen der civilisirten Nationen (Christenthum, Judenthum, Mohamedanismus, Brahmanismus, Buddhismus) und die nur in beschränkten Gebieten bestehenden sogenannten kleinen Religionen stimmen nach Quatrefages in den erhabensten Vorstellungen wie in den niedrigsten Ansichten mit einander überein, und nur in den Formen und in Betreff der zwischenliegenden Vorstellungen unterscheiden sie sich von einander. Jedenfalls erscheint die Religionswissenschaft als eine Hilfswissenschaft der Anthropologie; gleich der Linguistik vermag sie über die Abstammung mancher Rassen Aufschlüsse zu geben, sowie auch über frühere Verbindungen zwischen Völkern, die sonst als ganz von einander verschieden dastehen.

Einen Punkt darf ich schließlich nicht unerwähnt lassen. Zu jenen dem Menschenreiche zukommenden Attributen zählt Quatrefages auch den Glauben an die Fortdauer nach dem Tode, nichtsdestoweniger aber wird diesem Glauben in der Darstellung der religiösen Charaktere keine gesonderte Besprechung zu Theil.

Die Herausgeber der deutschen Reihe der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek“ urtheilen in einem kurzen Vorworte folgendermaßen über das Werk von Quatrefages: Auch diejenigen Leser, welche mit uns über Leben, Thierseele, Menschenseele, Art, Stellung des Menschen zum Thiere und Anderes entgegengesetzter Ansicht sind als de Quatrefages, werden aus seinem Buche viele Belehrung schöpfen. Vielleicht gestaltet sich die vorstehende Analyse zu einer Bestätigung dieses Urtheils.





Prinz Heinrich von Preußen und seine Stellung zur Tradition und Geschichte.

Don
Itarl Koberstein.

— Dresden. —



heodor Fontane sagt in seinen trefflichen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“:

„Historische Gestalten theilen ganz das Schicksal von Statuen. Die scheinbar begünstigteren stehen durch Jahrtausende hin, immer leuchtend, immer bewundert, auf dem Postamente des Ruhmes; andere werden verschüttet oder in den Fluß geworfen. Aber es kommt der Moment der Wiedererstehung, und nun erst, neben den glücklicheren neu aufgerichtet, erwächst der Nachwelt die Möglichkeit des Vergleichs“.

Zu den verschütteten, fast verloren gegangenen Statuen gehört auch der Feldherr, mit dem wir es hier zu thun haben. Prinz Heinrich von Preußen, der Erlesensten einer unter den Paladinen Friedrichs des Großen, hat das unverdiente Schicksal erfahren, daß sein Name nur noch dunkel fortlebt im Bewußtsein des Volkes, daß sein Bild die Menge kalt und befremdend anmuthet, während andere Helden der drei schlesischen Kriege noch heute gemeinverständliche, jedem märkischen Bauerjungen geläufige Erscheinungen sind, als wären sie noch vor Kurzem leibhaftig unter uns gewandelt. Und was die Tradition an dem Andenken des Prinzen verabsäumt, die Geschichtsschreibung hat es nicht gut gemacht. Wohl wird seiner hin und wieder rühmende Erwähnung gethan — ist doch die Rolle, die ihm während des siebenjährigen Krieges anvertraut war, zu gewichtig, für den Gang der Ereignisse von zu einschneidender Bedeutung, als daß man den Träger derselben mit vollständigem Stillschweigen übergehen könnte — aber die liebevoll sich vertiefende Art der historischen Behandlung, wie sie einem Schwerin und Winterfeld, einem Ziethen und Seydlitz zu Theil geworden, blieb Heinrich hartnäckig versagt, ja, es hat sich bis zur Stunde noch kein eigentlicher Biograph für den Sieger von Freiberg

gefunden. „Man hat sich, wie ein geistvoller Militairschriftsteller unserer Tage klagt, daran gewöhnt, in der preußischen Heldengalerie eine Hauptfigur und in unserm vaterländischen Geschichtsbuche ein wichtiges Capitel fehlen zu sehen“.

Und doch, auch dem Prinzen Heinrich kann sein gutes Recht auf die Länge nicht vorenthalten werden, seine gegründeten Ansprüche auf eine erschöpfende Würdigung dürfen nicht für immer ungehört verhallen; auch diesem Feldherrn, dem Preußens Geschick eine der schwerwiegendsten Aufgaben übertrug, die je die Schultern eines Hohenzollern belasteten, dessen mühseligem Arbeiten und Ringen die Laune des Zufalls jedoch den bestechenden Reiz versagte, welcher die Phantasie der Mitlebenden gefangen nimmt, um im Gedächtniß der Nachwelt zauberkräftig weiterzuwirken — auch diesem Feldherrn wird und muß, wenn auch nicht sein Dichter, doch der bisher vermißte Geschichtsschreiber erstehen. Es kommt eine Zeit, daran ist nicht zu zweifeln, welcher der Mangel an Ehrfurcht und verständnißvoller Liebe für solch erleuchtetes Heldenleben kaum begreiflich scheinen wird.

Friedrich Heinrich Ludwig, der zweitjüngste Bruder Friedrichs des Großen, war noch ein Kind, als die erschütternde Katastrophe zwischen dem König und dem Kronprinzen zum Ausbruch kam. Ohne ihn persönlich zu berühren, zogen die schweren häuslichen Stürme über seinem kleinen Haupte dahin, früh aber wurde er durch die Verschiedenartigkeit in den Naturen seiner nächsten Angehörigen, die wieder und immer wieder in offene Feindseligkeiten auszuarten drohte, zum Nachdenken und stillen Beobachten erzogen. Unter dem Druck des wohlmeinenden, aber gewaltsamen Vaters, in der schwülen Atmosphäre des preußischen Königsschlosses erwarb er sich schon als Knabe jene Eigenschaften, welche ihn ganz wesentlich von Friedrich unterscheiden: er lernte die eingeborene Launenhaftigkeit zu zügeln, der nervösen Reizbarkeit seines Gemüthes Gewalt anzuthun. Er lernte da zu schweigen, wo der geniale Bruder seinen Unwillen, Schmerz und Alles, was ihm die Seele bewegte, in leidenschaftlichen Worten ausströmen ließ; er lernte vor allen Dingen zu warten, dann aber zur rechten Zeit den günstigen Augenblick energisch zu erfassen und mit der ganzen Fähigkeit des Geistes und Herzens auszubeuten.

Sein künstlerisch angelegtes Naturell dagegen fand während Friedrich Wilhelms Lebzeiten nur geringe, vielleicht gar keine Nahrung. Es waltete ein ernster, arbeitsamer, aber schwungloser Geist in dem mit höchster Sparsamkeit eingerichteten Vaterhause. Künste und Wissenschaften wurden als verweichlichender Tand verächtlich bei Seite geschoben, nur das durchaus Nützliche und dem Tagesbedürfniß Entsprechende durfte auf Gnade hoffen vor dem Richterstuhl des brandenburgischen Hofurths. Den urgefunden Kern, die staatenbildende Größe des Königs und Kriegsherrn zu ermeßen, war der jugendlichen Seele selbstverständlich noch nicht gegeben; so weit das Auge des regsamen Knaben streifte, nichts bot sich seinen suchenden Blicken, als puritanische Strenge, die Herrschaft des Corporalstockes, der Kulus des Popfes. Was

also mußte es ihm bedeuten, wie mußte sein ganzes inneres Leben während aufschäumen, als endlich der wetterfeste Vater, dieser „rocher de bronze“, der Natur den schuldigen Tribut entrichtete, und der Gewaltigste seines Jahrhunderts, strahlend in männlicher Schöne und leuchtend von Geist, den preußischen Thron bestieg! Mit kühner Hand, doch mit frommer Schonung des Rechts und Bewährten, rührte Friedrich an das bisher Giltige, für unantastbar Gehaltene. Die morschen Ueberbleibsel eines absterbenden Geschlechtes verschwinden, und weit werden die Thore aufgethan für Jugend, Schönheit, Talent und Alles, was das Leben verklärt und schmückt. Frankreichs bestrickende Geistesbildung zieht triumphirend in die Marken ein, die noch vor Kurzem ausgewiesene Philosophie entfaltet ihr gegenreiches Wirken, und Jeder kann nach seiner Façon selig werden. Auch im deutschen Gemüthe fängt es an, sich verheißungsvoll zu regen, ein Augusteisches Zeitalter scheint heraufzuziehen und den Künsten des Friedens die duftigsten Kränze zu bieten — da plötzlich zuckt aus unbewölkten Höhen ein greller Blitz. Mitten in das Gelächter, in die fröhlichen Weisen einer heitern, nur sich und dem ungetrübten Genuße lebenden Welt hinein ertönt der scharfe Klang der Trommel, und die preußischen Colonnen wälzen sich gegen die schlesische Grenze. Eine überraschende Kunde drängt die andere, tritt in athemloser Hast der vorangehenden gleichsam auf die Ferse, das Unglaubliche scheint wahr zu werden, das Unerhörte ist nicht länger mehr zu bezweifeln: der kleine Marquis von Brandenburg hat es gewagt, der schönen Königin von Ungarn, Oesterreichs mächtiger Beherrscherin, den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Heinrich hatte damals kaum das vierzehnte Jahr zurückgelegt, aber voll glühenden Eifers begleitete er die Armee, um an der Seite des königlichen Bruders die Lehr- und Wanderjahre zu beginnen. Bei seiner Jugend konnte ihm sogleich kein Commando anvertraut werden, wie er denn überhaupt auf eine selbständige Thätigkeit während der beiden ersten schlesischen Kriege verzichten mußte; die reichste Gelegenheit jedoch ward ihm geboten, mit eigenen Augen zu schauen und die Güte dessen zu prüfen, was er sich daheim auf dem Wege der Arbeit und strengen, geistigen Zucht bisher zu eigen gemacht hatte. Sein Urtheil wurde durch praktische Erfahrungen frühzeitig geschärft, und unbefangen mußte er bald die schweren Mängel auf feindlicher, die reichlichen Irrthümer auf vaterländischer Seite abzuwägen. Welch hohen Gewinn Heinrich in seiner geräuschlosen Weise aus diesen ersten Kriegseindrücken gezogen, das hat die Folgezeit schlagend erwiesen, denn durch sie ward der Grund zu jenem Wissen gelegt, das später der rücksichtslosen Energie Friedrichs so glücklich ergänzend zur Seite stand, das den Prinzen selbst zu einem der eigenartigsten Feldherren macht, welche die Geschichte kennt.

Diesen Gewinn auszubenten und wuchern zu lassen, benutzte er die Windstille, die den verheerenden Stürmen des siebenjährigen Krieges vorausging. In dem freundlichen Rheinsberg am Grumnitzsee, das er vom König zum Geschenk erhalten, vertiefte er sich in wissenschaftliche Studien. Mit eifriger

Sorgfalt, mit der ihm eigenthümlichen Zähigkeit strebte er, die Lücken seiner militärischen Kenntnisse zu ergänzen und durch stets erneute Versuche auf den Exercir- und Manöverplätzen eine Sicherheit zu erlangen, die seine langgehegten Wünsche erfüllen, ihn dereinst zur Führung eines größeren Truppen-corps berechtigen möchte. In ununterbrochenem Verkehr und geistigem Austausch mit dem großen Bruder, künstlerisch angeregt von den blendenden Erscheinungen der französischen Literatur, reiste er allmählich zu dem Manne der besonnenen Ueberlegenheit heran, den wir im Verlaufe des siebenjährigen Krieges schätzen, zuletzt bewundern lernen; denn hier erst war ihm vergönnt, all' den Reichthum zu verwerthen, der in seinem Innern aufgespeichert lag, hier erst konnte er beweisen, daß er unter seinen hochbegabten Brüdern der Nächste war, der sich einem Friedrich wahlverwandt an die Seite stellen durfte.

„Ein höchst erfinderischer, geschickter, kleiner Mann in Kriegsangelegenheiten — so schildert Carlyle den nunmehr zum Generallieutenant beförderten Prinzen — scharf wie Nadeln, heftig aber vorsichtig, obshon von schwer verständlichem Temperament, dünnhäutig, launenhaft und seinem Bruder oft sehr unbequem durch seine Eifersüchteleien und zänkischen Grillen“; trotzdem ein ganzer Held, der seine große Aufgabe in keiner, auch der hoffnungslosesten Lage aus den Augen verliert und jeder Gefahr gewachsen ist. Friedrich hat die kleinen Schwächen des Bruders oft bitter empfunden, sie häufig genug mit herben Worten gerügt, niemals aber ist er an Heinrichs Werth und Bedeutung irre geworden. Schrieb doch der Schweregeprüfte am 17. September 1757 aus Thüringen an seine Schwester Wilhelmine: „Ich bin so von Schmerz überhäuft, daß ich meine Trauer lieber für mich behalten und mein Unglück nicht zur Schau tragen will. Ich habe Ursache, mir zu meinem Bruder Heinrich Glück zu wünschen; er hat sich als Soldat wie ein Engel und als Bruder sehr gut gegen mich benommen. Ich kann unglücklicherweise nicht dasselbe von dem älteren sagen. Er schmollt mit mir und hat sich nach Torgau zurückgezogen, von wo er, wie man mir schreibt, nach Wittenberg abgegangen ist. Ich werde ihn seinen Launen und seinem schlechten Betragen überlassen, und weissage nichts Gutes für die Zukunft, es wäre denn, daß der jüngere (Heinrich) ihn leite“. Und wenige Tage später, als der Tod der Mutter und der unerseßliche Verlust Winterfelds seine Seele bedrückten, als er auch den letzten Hoffnungsschimmer erloschen glaubte, begrüßte er in einer Ode den Prinzen mit folgender Strophe:

O du, auf den mit Lust hinblicket unsre Jugend,
 Für künft'ge Thaten du, in deiner holden Jugend,
 Ihr Vorbild, Schmucl und Schild:
 Erhalte diesen Staat, deß Ruhm so hell gefunkelt,
 Mein Bruder, und der jetzt, von Wolken rings umbunkelt,
 Sich schon in Nacht verhüllt! —

Aus dem Unglücksjahre 1759, als Heinrich Sachsen standhaft behauptet und den dreifach stärkern Daum im Schach gehalten hatte, also mitten aus

den Ereignissen heraus, sind uns ferner die berühmten Worte erhalten: „Prinz Heinrich ist der einzige General, der in diesem Feldzuge keinen Fehler gemacht hat“, und in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges, in welcher die Erregungen des Kampfes längst einer leidenschaftslosen Betrachtung des Geschehenen gewichen sind, sagt der unbestochene Richter der eigenen Vorzüge und Schwächen: „Das schönste Lob, das man dem Prinzen Heinrich spenden kann, ist, seine Thaten zu erzählen. Kenner werden darin leicht jene glückliche Mischung von Klugheit und Kühnheit finden, die so selten und doch so wünschenswerth ist, und die die wichtigsten Eigenschaften, welche die Natur verleihen kann, um einen großen Kriegsmann zu bilden, vereinigt und verbindet“.

Und wahrlich, wenn Einer diese Anerkennung aus maßgebendem Munde verdiente, so war es Prinz Heinrich. Denn Friedrich, nach dem Mißerfolge von Kollin aus Böhmen zurückgeworfen und von allen Seiten umstellt wie ein geheitztes Wild, bedurfte eines festen Haltes in diesem unheilvollen Kriege, an welchen er sich anlehnen konnte, um, in steter Fühlung mit demselben, wie von einem unverrückbaren Angelpunkte aus, seine zersplittert auftretenden Gegner einzeln anzufallen und womöglich zu vernichten. Diesen Halt fand er in Sachsen, und bei seiner Behauptung entwickelte Heinrich eine Ausdauer, eine Fülle der Erfindungsgabe in Wahl von gesicherten Stellungen, täuschenden Märschen und verblüffenden Demonstrationen, daß kein Geringerer als Napoleon diesen Vertheidigungskrieg mit seinen gelegentlichen Ausfällen nach Böhmen und Franken hinein für ein Meisterstück ersten Ranges erklärte. Während Friedrich, gleich einem gereizten Stier, nach allen Gegenden der Windrose vordrang, hier in Niederschlesien den Kaiserlichen die Stirn zu bieten, dort in der Mark mit den russischen Heerhaufen zu ringen, zu Zeiten auch den Franzosen und Reichsvölkern an der Saale eine erfolgreiche Lection zu ertheilen, stand Heinrich, scharf ausspähend wie ein Falke und kampfbereit, auf seinem Posten, einen Hafen für das Königsschiff bereit haltend, wenn es leer und zerseht, dem ungleichen Kampfe auf hohem Meere zu erliegen drohte.

Dieses Muster der Um- und Vorsicht konnte trotzdem, wenn es der Augenblick einmal erheischte, so glühend und unwiderstehlich aus dem Bereich der behutsamsten Vertheidigung in den des energischen Angriffs überspringen, wie es Friedrich kaum besser verstanden hätte; nur daß ihm die Gabe verließen war, gleich darauf, noch starrend vom Staub und Qualm der Schlacht, in die alten Gleise zurückzukehren, als ob selbst der Sieg keine berauschende Macht über die kühlbedächtige Seele besäße.

Friedrich würde schwerlich die Folgen des Ueberfalls von Hochkirch so schnell und glücklich überwunden haben, wäre der unermüdete Heinrich zur rechten Zeit nicht zur Hand gewesen, das Aeußerste abzuwenden und dem bedrängten König Geschütz und Mannschaft zuzuführen, ihm seine Verwundeten und Kranken abzunehmen. Friedrich und Preußen wären nach den furchtbaren

Niederlagen von Rai und Kunersdorf ohne alle Frage rettungslos verloren gewesen, hätte nicht der Prinz durch verwirrende Bewegungen die über ihre Siege selbst betroffenen Feinde so lange in Unthätigkeit erhalten, bis der König an der Spitze eines schnell zusammen gerafften Heeres auf's Neue die Offensiv'e ergreifen konnte.

Heinrich hat in diesen schmerzreichen Jahren Thaten vollbracht die durch ihren Glanz nicht blenden oder gar überwältigen; Thaten aber, die den gesammelten Beschauer lehren, was ein heller Geist, ein fester Wille und ein unentwegbares Pflichtgefühl Nächstes und Herrliches zu verrichten vermögen. Und so wahr es ist, daß der Prinz seiner Natur und Anlage nach nicht großartig genug gewesen wäre, aus eigener Kraft einen solchen Verzweigungs- und Rettungskampf zu bestehen, ebenso wenig unterliegt es einem Zweifel: Friedrich hätte des kunstfertigen Bruders nicht entbehren können, oder er würde dem Anprall des halben Europas schließlich unterlegen sein und den ungleichen Kampf von Einem gegen Neun mit dem Verluste Schlesiens, wenn nicht der Königskrone bezahlt haben. Ermangelte Heinrich der sprunghederartigen Frische Friedrichs, so hatte er mit diesem die schrankenlose Willenskraft gemein, eine Tugend, die den Leidenschaften souverain gebietet und zu jeder That, auch der höchsten, sich berufen fühlt, weil ihr Glaube an die eigene Stärke wie auf Felsenrunde ruht.

So erscheint es denn gleichsam als eine zart und sinnig aufgesparte Belohnung des Schlachtengottes, wenn er dem Helden, den er sieben lange Jahre eine größere, dramatisch bewegte Action versagte, den er erbarmungslos zu der undankbaren Rolle eines Schachspielers verdammt hatte, noch kurz vor Schluß des Krieges den Siegestranz von Freiberg um die Schläfe legte. *)

In die folgenden Friedensjahre, welche Heinrich meist in Rheinsberg verlebte, fällt ein Ereigniß, das, so schnell es auch vorüberging, eine Mißstimmung in dem Prinzen hervorrief, die niemals ganz wieder weichen wollte. Durch den Tod August III., Kurfürsten von Sachsen, war der polnische Thron erledigt worden. Katharina von Rußland begünstigte ihren Freund, den Grafen Stanislaus August Poniatowski, während eine große Partei im Lande den preußischen Prinzen zum König begehrte. Eine Gesandtschaft eilte nach Potsdam, um dem König ihr Verlangen vorzulegen; aber der war nicht der Mann, solchen Phantastereien ein geneigtes Ohr zu schenken. Zu deutlich fühlte er, daß ein Hohenzoller eine andere als diese Flitterkrone tragen müsse, zu sicher war er sich bewußt, daß er Rußland tödtlich verletzen, dem noch immer zürnenden Oesterreich aber durch Willigung der polnischen Wünsche die bequemste Handhabe bieten würde, auf's Neue gegen das ländergierige Preußen vorzugehen. Kurz und bündig wies er die Deputation sammt ihrem Antrage ab. Heinrich hat die Kränkung, welche darin zu liegen schien, daß er

*) Siehe das Nähere bei A. von Crouzaz „Prinz Heinrich, der Bruder Friedrichs des Großen“. Historisches Gedächtnisblatt. Berlin. Alfred Weile. Seite 8—34.

in dieser für ihn bedeutungsvollen Angelegenheit nach seiner Willensmeinung nicht gefragt worden war, nie verwunden können: ein bitterer Stachel blieb seither in dem ohnehin zur Eifersucht geneigten Gemüthe zurück.

Längere Reisen führten ihn nach Schweden und wiederholt nach Petersburg an den Hof der Czarin Katharina. In Stockholm galt es, die Schwester wieder aufzurichten, die er sechsundzwanzig Jahre nicht gesehen, in deren Herzen noch immer der Gedanke schmerzhaft nachzitterte, daß ihr mißleiteter Gatte gegen die angebeteten Brüder in Waffen gestanden hatte. Diese peinlichen Verhältnisse auszugleichen, die jahrelange Spannung zu lösen und neue, freundlichere Beziehungen zwischen den beiden Reichen anzubahnen, war Niemand geeigneter, als Prinz Heinrich, der die Empfindungen der Schwester, wie die Beklemmungen ihres niedergebeugten Gemahls besser zu schonen und zarter zu behandeln verstand, als der sarkastische, scrupellos durchgreifende Friedrich.

In Petersburg, wo es sich um die ersten Anregungen zur Theilung Polens, später um die abermalige Verheirathung des Großfürsten Paul handelte, wurde durch Heinrich, der in dem ganzen Schimmer seines jungen Feldherrnrühmes auf den männlichen Geist Katharinens den lebhaftesten Eindruck machte, der Grund zu jener Freundschaft gelegt, welche Rußland und Preußen seit mehr als einem Jahrhundert verbindet und selbst durch die Prüfungsstunden von 1807 und 1812 nicht wesentlich erschüttert werden konnte.

Fünfzehn Jahre waren seit dem Hubertusburger Frieden ins Land gegangen, als Heinrich an der Spitze eines größeren Heeres, als er jemals commandirt, noch einmal zu Pferde steigen sollte; denn der kaum verharrschte Groll der Häuser Habsburg und Hohenzollern war aufs Neue zum Ausbruch gekommen, da Oesterreich zur Behauptung seiner wenig begründeten Ansprüche auf die bayerische Erbschaft Niederbayern und die Oberpfalz mit Gewalt in Besitz genommen hatte. Auf beiden Seiten standen sich die erlesensten, von Alters her einander bekannten Feldherrn gegenüber: es war, als sollten sich die verderbenschwangeren Tage des siebenjährigen Krieges wiederholen.

Friedrich schrieb: „Der König soll aus Schleißen und Prinz Heinrich aus Sachsen in das Land der oberen Elbe und Moldau rücken. Diejenige Armee, welche auf des Feindes Hauptmacht trifft, wird sich defensiv, die andere desto offensiver verhalten. Man findet den Vereinigungspunkt, siegt in einer Hauptschlacht, erobert Prag, Brünn und dann die Donau“. Dieser Plan blieb damals auf dem Papier — neun Jahrzehnte später trat er dafür um so rascher und pünktlicher ins Leben — wie denn der ganze Krieg ohne größere Resultate verlaufen ist. Heinrich aber fand Gelegenheit, durch seinen Marsch über das Lausitzer Gebirge und sein plötzliches Erscheinen vor der Front des überraschten Laudons die Bewunderung von Freund und Feind nicht weniger zu erregen, als durch den meisterhaften Rückzug, den er unter den schwierigsten Umständen und mit dem glücklichsten Gelingen vollführte*).

*) N. von Crousz. Seite 39—44.

Seit dem Frieden von Teschen ruhte sein Degen thatenlos in der Scheide. Zu Rheinsberg, in dem Schatten des Boberowwaldes, an den lachenden Ufern des Grimnitzsees suchte er der üblen Eindrücke ledig zu werden, die ihm in der Königsstadt auf Schritt und Tritt den Athem verfeßten. Der Philosoph von Sanssouci schloß in seiner engen Gruft zu Potsdam, schon ging der königliche Neffe dem überlegenen Oheim aus dem Wege, ein Möllendorf und Braunschweig führten in Angelegenheiten des Heeres das große Wort, seiner Dienste schien man entbehren zu können; und er, der geistige Zwilling des großen Königs, war zu stolz, um sich aufzudrängen, die neue Ordnung der Dinge fraglos anzuerkennen und vor einer Nieß, der allmächtigen Favoritin und späteren Gräfin Dichtenau, in dienstbeflissener Unterwürfigkeit den Nacken zu beugen. In seiner grünumspunnenen Einsiedelei führte er das Dasein eines freiwillig Verbannten, von wenig Vertrauten umgeben, den Kriegswissenschaften und der schönen Literatur obliegend, sogar Verse schmiedend, die sich des zweifelhaften Ruhmes erfreuen, lebhaft an die Verse des großen Bruders zu erinnern. Besuche kamen und gingen: seine Schwester, Prinzessin Amalie, alte Kriegsgefährten, die Offiziere der Ruppiner Garnison und vor Allem sein Neffe und Liebling. Ein Strahl der Freude überglänzte seine bleichen und crusten Züge, wenn der preußische Alcibiades, Prinz Louis Ferdinand, in lachender Jugendfrische dahengeritten kam. Aber tiefer und immer tiefer ward seine Verstimmung über die heimischen Verhältnisse, er fühlte ein wachsendes Verlangen, den Herbst seines Lebens außerhalb Preußens, womöglich in Frankreich zu genießen, dessen Bildung und Gefittung seine Seele in noch höherem Maße als die Friedrichs gefangen genommen hatte. Im Juni 1788 zog er wirklich nach dem Lande seiner Wahl. Schon war ein Palast der Hauptstadt käuflich in seine Hände gelangt, schon glaubte er sich als französischen Grundbesitzer betrachten zu dürfen, als ein unterirdisches Rollen, ein unheimliches Wetterleuchten, die düsteren Vorboten der Revolution, seine anmuthigen Träume von Ruhe und Behagen verschlechten und eindringlich zur Rückkehr in die Heimath mahnten. Nach langem Schwanken und gepreßten Herzens brach er seine Pariser Beziehungen ab und eilte, seine brandenburgische Einsamkeit wieder aufzujuchen, um ihr von da ab, auch nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III., ganz und ausschließlich anzugehören. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte er noch die Zuckungen der großen Revolution, von deren Feldherren Moreau sein ganz besonderes Interesse erregte; Moreau, der in seiner Correctheit, in der methodischen Art der Kriegsführung eine entschiedene Aehnlichkeit mit Heinrich selber hatte. Mit den neuerstehenden Rivalen in offener Feldschlacht sich zu messen, war ihm nicht vergönnt, denn Andere führten, nicht zum Besten Preußens, in der Rheincampagne von 1792 den Oberbefehl. Man glaubte ohne ihn fertig werden zu können, und man hatte Recht: sie sind gründlich fertig geworden ohne ihn! Bonapartes staatenzertrümmernde Siegesflüge entzogen sich seinen Blicken, nur Marengo erlebte er noch; Schmach und

Sturz von Jena und Tilsit mit ansehen zu müssen, ersparte ihm ein freundliches Geschick: seit 1802 ruhte der Sieger von Freiberg in seiner Backsteinpyramide am Grimnischee. — —

Wie aber ist es gekommen, daß solch ein reiches, inhaltsvolles Leben, das hier nur in flüchtigen Umrißen gezeichnet wurde, keine liebendere Beachtung fand? Wie durfte es geschehen, daß dieses fertige, in sich abgeschlossene Heldenbild seinem doch nicht undankbaren Volke so fremd bleiben, daß es im Gedächtniß der Mit- und Nachwelt so wenig Wurzel fassen und wachsen konnte?

Der Gründe sind mancherlei!

Von ihnen führt Theodor Fontane den ersten und hauptsächlichsten an. „Das Loos, das dem Prinzen schon bei Lebzeiten fiel, das Geschick, durch ein helleres Licht verdunkelt zu werden, verfolgt ihn auch im Tode noch“. Friedrichs Gestalt ist zu gewaltig, zu riesengroß, als daß die stattliche, aber irdliche Maß kaum überschreitende Figur des Bruders nicht wesentlich zurücktreten sollte. Während Friedrich mit Flügelsohlen ging und in dämonischem Wagemuth, nur das weitgesteckte Ziel im Auge, die Hindernisse und Zufälle des Moments tollkühn verachtend, mehr als einmal bedenklich strauchelte, schritt der correcte, allen Abenteuerern abholde Prinz gelassen seines Weges, nur dann zu einem Schlage ausholend, wenn der Erfolg mit mathematischer Gewißheit im Voraus zu berechnen war.

Das sind gewiß unschätzbare Eigenschaften, aber sie genügen nicht, das Bild ihres Besitzers in das Herz des Volkes zu schmeicheln. Das dramatische Element geht ihnen ab, sie machen nicht populär, weil sie unsre Einbildungskraft nicht beschäftigen, weder Entzücken noch Grauen, höchstens jenen schweigenden Respect erregen, welchen der Deutsche keiner ehrlichen und tüchtigen Arbeit vorenthält.

Und wie der Kriegsmann, so war der Mensch.

Heinrichs Außere bot wenig oder nichts, was die Blicke theilnahmsvoll angezogen hätte. Seine Gestalt war klein, und das Antlitz entbehrte in der Jugend jeglicher Anmuth, im Alter der charakteristischen Schärfe; nur in den großen blauen Augen wohnte ein Strahl von dem Feuer, das unter Friedrichs Brauen sonnenähnlich hervorblitzte. Kurz an Worten, verschlossen, meist einen mürrischen Ernst auf der Stirn, dem Wein und den Weibern ein abgesetzter Feind, blieb der Prinz seinen Nächsten, sogar seinen Soldaten unnahbar und unverständlich. Sie glaubten an ihn, aber sie beteten ihn nicht an, wie der letzte Troßknecht in dem großen Heere that, der mit einer Art von Religiosität zu seinem „alten Fritz“ emporblickte und in Stunden freudiger Erregung oder schmerzlicher Trauer den Monarchen mit dem vertraulichen „Du“ anzureden wagte. Heinrichs ausgesprochene französische Bildung hatte ihn weit mehr entgermanisirt als den königlichen Freund Voltaires; sie erlaubte ihm nicht, mit dem gemeinen Mann gut brandenburgisch zu verkehren. Einen kräftigen Fluch, ein derbes Kernwort, einen electrisirenden Scherz suchen wir vergeblich auf diesen Lippen, während die für höhere Töchter Schulen allerdings wenig

geeigneten Späße Friedrichs begierig aufgefangen und mit herzlicher Freude weitergetragen wurden, um noch heute als das treugeschütete Gemeingut eines kriegsfreudigen Volkes fortzuleben. Jener göttliche Humor, der dem König auch in den verzweifeltsten Lagen ein nieversagender Begleiter blieb, der ihm einen Zauber von unwiderstehlicher Macht über die Gemüther verlieh, war Heinrich nicht gegeben; nicht gegeben war ihm vor allen Dingen die strömende Beredtsamkeit, mit welcher Friedrich in Momenten höchster Anspannung seine todtmüden, zum größern Theil aus aller Herren Ländern zusammengewürfelten Truppen zu patriotischen Wunderthaten aufzustacheln mußte. Eine Rede, wie die vor der Leuthener Schlacht, wäre für den geistvollen Prinzen ein Ding der Unmöglichkeit gewesen.

Dem Volke aber in seiner großen Masse ergeht es wie den Kindern: es will starke Erschütterungen, der Rührung sowohl wie der Freude. Wenn es nicht herzlich lachen kann, so will es bitterlich weinen; Alles, was einer gesammelten Betrachtung, eines prüfenden Nachdenkens bedarf, was nicht spielend sich aufdrängt und durch irgend eine schlagende Pointe in der Erinnerung haften bleibt, alles das ist ihm ziemlich gleichgiltig, ein dumpfes Wissen, welches nutzlos das Gehirn belastet. Wehmüthig hört es von dem greisen Marschall Schwerin, wie er bei Prag an der Spitze seiner wankenden Grenadiere voranstürmt und, von fünf Kartätschenkugeln durchbohrt, lautlos vom Pferde sinkt, überbreitet von den Falten der zerfetzten Fahne; und mit tiefer Bewegung sieht es Wintersfeld auf dem Gipfel des Moysberges todeswund zusammenbrechen, den Mann mit dem klaren Herzen und der hellen Stirn, den Ersten bei Mollwitz, der die eisernen Ladestöcke ihre rasselnde Schuldigkeit verrichten ließ und im Gleichtritte des alten Leopold von Anhalt, unter klingendem Spiel die Kerntruppen aus der Schule Eugens über den Haufen warf.

Und wiederum, wie fühlt die Seele des Volkes sich fröhlich angeweht, wenn sie den Namen Zietzens vernimmt. „Zietzen aus dem Busch!“ der alte findige Husar mit dem festen, echt lutherischen Gottvertrauen, der mit seinem Regimente, in erbeutete österreichische Mäntel gehüllt, eine ganze feindliche Armee durchreitet, ohne daß ihm ein Haar auf seinem struppigen Haupte gekrümmt worden wäre. Vor Allem aber Er, der jugendliche Centaur, der Reiterführer, wie ihn die Welt zum zweiten Male nicht gesehen: Seydlich! Wie steigert sich da der Frohsinn zur lauten Freude, wenn er bei Rossbach, den günstigen Augenblick erlauernd, rauchend vor den gepanzerten Schwadronen hält und dann zum Zeichen des Angriffs die Tabakspfeife jubelnd in die Lüfte schleudert; wie wechseln Stolz, Bewunderung und Grauen, wenn ihm Friedrich in der Mordschlacht von Zorndorf Boten über Boten sendet mit der Mahnung, bei Gefahr seines Kopfes zu attackiren, und er, ohne sich von der Stelle zu rühren, dem Herrn und Meister in siegesgewisser Ruhe die Antwort ertheilt: „Nach der Schlacht steht mein Kopf dem König zu Diensten, in der Schlacht muß er mir noch erlauben, Gebrauch davon für ihn zu machen“.

Hier ist Bewegung, blutwarmes Leben, volle dramatische Handlung; Gefühl und Phantasie werden gleichmäßig angeregt — bei Heinrich hohes Wissen, tief Sinnigste Berechnung, das vollkommenste Gleichgewicht zwischen Wollen und Vollbringen, aber nichts, was das Herz in seinem Innersten packte und widerstandslos mit sich fortrifft.

Von ihm hatte man nie gehört, daß die Muse der Poesie neben seinem Feldbett Wache hielte, daß er gewohnt sei, mitten im Kriegsgetümmel schmelzende Oden auf die Freundschaft und ein stilles, genügsames Landleben zu dichten und, ringsumgeben von Tod und Verderben, die kranke Seele wieder gesund zu baden in den melodischen Wellen der Töne. Während um Friedrich sich reich und immer reicher ein Kreis von Geschichten, Sagen und Anekdoten wob, während die deutsche Dichtkunst sich der Gestalt des Siegers von Leuthen in selbstloser Begeisterung bemächtigte, den sie, noch lassend, in rührender Unbehilflichkeit den „Einzigem“ nannte, wußte man von dem Sieger von Freiberg, von seiner Art und seinen Thaten nichts zu singen und nichts zu sagen: wortarm, wie er selbst, blieb ihm gegenüber auch Herz und Mund des Volkes.

Selbst in Rheinsberg — so erzählt uns der liebenswürdige Wanderer durch die Mark —, das er doch mehr als fünfzig Jahre besessen, wo er nach den Stürmen des Krieges die ersehnte Ruhe, nach den Enttäuschungen des Lebens ein stilles Grab gefunden hat, selbst hier ist der Prinz ein Halbvergessener. „An derselben Stelle, wo er so lange gelebt, geherrscht, geschaffen und gestiftet hat, kennt man wohl seinen Namen, aber man weiß wenig von ihm, nur weil der Stern Friedrichs vor ihm daselbst geleuchtet“. Und doch, in dieser scheinbaren Ungerechtigkeit liegt eine gewisse Vergeltung. Der gesunde Sinn des Volkes läßt sich nicht spotten! Im Juli 1791 errichtete der verbitterte, weltzerfallene Heinrich dem Rheinsberger Schlosse gegenüber, am andern Ufer des Sees, einen Obelisken zum Ruhm und Andenken seines älteren Bruders, August Wilhelms, Prinzen von Preußen, den der erzürnte Friedrich 1757 auf dem Rückzug aus Böhmen seines Commandos enthoben hatte, und der ein Jahr darauf an gebrochenem Herzen gestorben war. Die Namen aller Tapfern der drei schlesischen Kriege, bis auf die Adjutanten des Prinzen herab, sind da in goldenen Zügen zu lesen — und mit vollem Recht denn sie Alle hatten bis zum letzten Mann Außerordentliches geleistet — nur vier derselben fehlen, unter ihnen die beiden leuchtendsten und herrlichsten: Friedrich und Winterfeld! — Auf dem größern Obelisken, den eine dankbare Nation dem Helden-König in ihrem Herzen gegründet, fehlt Heinrichs Name nicht, aber die Inschrift ist verblaßt und halbverwaschen.

Vermögen wir uns somit zu erklären, wie das Bild des Prinzen keine Heimstätte finden konnte im Bewußtsein der Menge, wie Poesie und Kunst mit geringen Ausnahmen kühl, fast abweisend an ihm vorübergehen mußten, so hat die Geschichtsschreibung keinen stichhaltigen Grund für ihre arge Verächtniß anzuführen. Denn mag die leichtbeschwingte Jugend, der vor allen

Dingen überraschende Thaten imponiren, mag der Dichter, der eine bewegte Handlung verlangt, mag endlich der bildende Künstler, der einer gemeinverständlicheren Figur bedarf, mögen sie Alle einen Cornelius Scipio zum Gegenstand ihrer Begeisterung erwählen und auf ihn die vollsten Kränze des Entzückens und der Liebe häufen — der Blick des kundigen Forschers wird sich durch den Glanz des Afrikaners nicht beirren lassen, sondern mit innigem Wohlgefallen und gerechter Würdigung auch bei der schlichten Gestalt des alten Quintus Fabius verweilen. Und wenn es wahr ist, daß jedem Verdienste früher oder später der Tag des gebührenden Lohnes erscheint, so dürfen wir hoffen, daß in unserer Zeit, die der historischen Specialforschung einen so vielverheißenden Aufschwung gegeben hat, auch dem märkischen Cunctator der langentbehrte Geschichtsschreiber erstehen werde. Möge es dann eine würdige Feder sein, die uns die Bedeutung des einsamen Mannes schildert; möge uns vor Allem der gute Genius des deutschen Volkes die Beschämung ersparen, daß abermals erst ein Fremder kommen mußte, um uns die Augen zu öffnen und zu zeigen, was wir Großes und für alle Zeiten Aechtes schon lange unser eigen nennen durften, was wir aber bis heute in unholder Flüchtigkeit nicht zu schätzen verstanden.





Nur ein Schneider.

Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei.

Von

Karl Braun-Wießbaden.

— Berlin. —

XII. Ein Pilleburger Demagog.

Ich wende mich nun von den Erzählungen des Herrn Schmidt wieder zu meinen eigenen seltsamen Erlebnissen in Pilleburg, indem ich den Faden da wieder aufnehme, wo ich ihn im sechsten Capitel habe fallen gelassen.

Es kam die Revolution von Achtundvierzig. Ich habe sie in Pilleburg gründlich genossen. Die meisten Leute haben jetzt schon eine ganz falsche Vorstellung von derselben. Ich will daher wahrheitsgemäß aufschreiben, was ich selbst gesehen und erfahren.

Der bisherige Polizeistaat brach kläglich zusammen. Die Beamten, welche man noch kurz vorher von Regierungswegen vermahnt hatte, mit den Bürgern gar nicht zu verkehren, und stets ihre höchst geschmacklose Uniform auf dem Leibe zu tragen, verloren allen Halt. Sie erwiesen sich als unfähig, feige oder unbotmäßig. Dagegen lebte in der Bevölkerung aller alte Unfinn wieder auf, welchen der Polizeistaat gewaltsam niedergehalten. Neben communistischen Gelüsten regte sich Zunft, Jozf und allerlei separatistische Neigung. Das kleine Herzogthum Nassau war den Leuten noch viel zu groß und der „Deutschen Einheit“ gedachten sie nur mechanisch mit Worten, ohne sich dabei zu erwärmen oder auch nur irgend etwas zu denken. Sie waren Alle Separatisten und Particularisten. Wenn sie ein Glas über den Durst getrunken hatten, schrie der Eine: „Es lebe die Republik!“ und der Andere schrie: „Oranje boven!“ Ein Dritter aber machte den Vermittelungs-vorschlag, sich für „die Republik mit dem verstorbenen Prinzen von Dranien“ an der Spitze zu erklären. Unterdeß genossen sie die junge Freiheit hauptsächlich dadurch, daß sie ihre Ziegen, jede mit einer riesigen schwarz-roth-goldenen Cocarde zwischen den Hörnern, zur Weide in die Waldungen trieben,

deren Betreten bis dahin diesen gefräßigen und zerstörungssüchtigen Thieren mit Recht untersagt war. Doch ich will mich nicht mit Betrachtungen aufhalten, sondern sofort in *mediam rem* gehen, indem ich eine wahrheitsgetreue Schilderung einer unserer glorreichen Billeburger Versammlungen gebe:

Als wir in den Rathhausaal kamen, waren die Verhandlungen des „Vereins zur Wahrung der Volksrechte“ schon im Gange: wir erhielten aber noch Sitzplätze. Der Conrector des Progymnasiums hielt einen langen Vortrag über das Vorparlament und über den nassauischen Landtag. Der Vortrag lieferte zwar den Beweis, daß der geehrte Herr Redner von Staat und Staatsrecht außerordentlich wenig wußte, war aber im Uebrigen leidlich vernünftig und erzwang daher nur einen bescheidenen „Erfolg der Achtung“. Es schien Anfangs, als solle die Versammlung damit zu Ende gehen. Allein dies erwies sich als Irrthum. Fridolin Schlauderaff verlangte das Wort, und als er mit seinen dünnen und verbogenen Beinen mit gespreiztem Hasenschritt auf die Tribüne hinaufstieg, wußten wir Alle, daß uns noch etwas Außerordentliches bevorstand.

Der große Volkstribun, Schneider und Bürgerwehr-Major, machte ein langes Präludium, nicht nur im Parlament und im Landtag seien die Rechte des Volkes zu wahren, sondern auch in der Gemeinde; der Polizeistaat habe jedem Einzelnen und jedem Verbande seine Rechte und Freiheiten genommen, es sei nun Zeit, dieselben zurück zu erobern. Die Versammlung hörte mit aufrichtiger Rührung und gespanntester Aufmerksamkeit zu, begierig zu erfahren, was da kommen werde. Mir war der Redner und sein Vortrag ein wenig komisch. Zunächst weil ich immer an den total verpöfchten Kock dachte, den ich auf dem Leibe trug. Zweitens weil der Redner an sich eine komische Figur war. Seine Gestalt war klein, dünn und dürrig. Desto größer der Kopf, — der einzige Körperteil, welcher über dem Redepult hervorragte, abgesehen von den kleinen mageren zerstochnen Händen, welche an dem Rande des Pultes nervös zitternd herumfingerten; in dem grünlich-gelblichen Gesichte bewegte sich jeder einzelne Muskel nach seinen eigenen Gesetzen, und die kleinen klebrig leuchtenden Auglein tanzten darin herum, wie zwei Irrlichter auf schwankendem Moorgrund; seine scrophulöse Oberlippe verlängerte sich mit zunehmendem Eifer, wie der Rüssel eines Tapir, und auf derselben machte ein dürrtiges Schnurrbärtchen höchst possirliche Sprünge. Endlich drittens war der Vortrag eine seltsame Mischung von Dialect und von Schriftdeutsch, welche Mischung richtig wiederzugeben, ich leider nicht im Stande bin.

Wo der hinredet, da wächst kein Gras mehr! brummte der alte Franzosen-Schmidt neben mir.

Plötzlich erhob sich die Stimme des Redners, wobei sie in ein schreiendes Falsch überflog.

— „Mitbürger!“ rief er, „auch in unserer Stadt bleibt noch Alles zu wünschen übrig. Unter der dreißigjährigen Wirthschaft des Bundestags und des Polizeistaats haben auch wir Billeburger mehr Rechte eingebüßt,

als wir jemals befehen. Man hat uns nicht nur zur Anechtschaft, sondern auch zur bittersten Armuth herunterregiert!“

Mächtiger Beifall.

Wer nichts gelernt hat und nichts thut, als schwazzen, ist überall arm, unter jeder Regierung —, schaltete halblaut der Franzosen-Schmidt ein.

— „Und wie haben sie sich angestellt, um uns arm zu machen, unsere Gewalthaber?“ hub wieder Schlauderaff an. „Ich will es Euch sagen, geliebte Mitbürger. Sie haben uns nicht geschützt gegen Pfscherei und Concurrrenz, während sie doch jeden Andern schützten. Durfte sich etwa neben dem Amtmann noch ein zweiter Amtmann etabliren, neben dem Kirchenrath ein zweiter Kirchenrath, oder auch nur neben dem Thierarzt ein zweiter Thierarzt? Nein, der Amtmann, der Kirchenrath, der Thierarzt -- die wurden geschützt in ihrem Metier. Aber von einem Schutz der nationalen Arbeit war niemals die Rede. Wir, die Gewerksleute, wir die Arbeiter, wir sind niemals geschützt worden gegen die Pfscher.“

— Du bist doch kein Arbeiter, sondern ein Faullenzer, und selber der niederträchtigste Pfscher! brummte der Franzosen-Schmidt wieder dazwischen.

— „Was war die Folge? fuhr der Volkstribun fort: „Das Gewerbe wurde überseht, der Verdienst verringert, die ohnedies schon schmalen Brocken wurden immer schmaler. Jeder hergelaufene Lump durfte uns verdrängen und uns die Kundschaft abjagen.“

— Das wäre ihm gewiß nicht gelungen, wenn Du nicht noch ein größerer Lump wärst, hörte ich den Franzosen-Schmidt sagen.

— „Was war das Ende? Der große Generalrath, der allgemeine Bankerott. Wäre nicht der mächtige Klang der Freiheitsposaunen dazwischen geschallt, der allen niederträchtigen Tyrannen das jüngste Gericht ankündigt, so wären wir Alle, wie wir hier versammelt sind, Armenhauscandidate.“

— Ich nicht, schrie Schmidt, aber seine Stimme ging verloren in dem stürmischen, immer wieder von Neuem anhebenden Beifall.

— „Wir wollen uns den allgemeinen Ruin an einem Beispiel klar machen“, begann Schlauderaff wieder, indem er seinen Tapirrüssel schnüffelnd in die Luft streckte. „Nehmen wir einmal das ehrsame Schneider-Gewerbe.“

Hört! Hört! schrien die anwesenden Schneidergesellen und Schneidermeister.

„Was ich sagen will, geht zwar nur die Damenschneider an“, ergänzte der Redner, und die Damenschneider spitzten nun die Ohren. Es waren deren drei, welche zusammen sechs Ohren besaßen und daneben sehr wenige Kundschaft.

„Ich selbst“, sprach Schlauderaff mit hoher, sittlicher Würde, „ich selbst bin bei der Frage persönlich gar nicht betheilig, denn ich arbeite bekanntlich nur für Herren.“

Es giebt keine Herren mehr, rief von der Galerie ein halbwüchsiger Junge.

„Ganz richtig, mein Sohn, es giebt keine Herren mehr. Auch auf meine Zunge kömmt leider zuweilen noch ein Ausdruck aus jener Sprache der Knechtschaft, welche wir dreißig Jahre lang zu sprechen gezwungen waren. Aber speien wir ihn voll Verachtung wieder aus, aus unserem Munde, diesen Ausdruck. Sagen wir also: Ich arbeite bekanntlich nur für Bürger und nicht für Damen“.

Für Weibskleute, für Weibskleute, schrie der unermüdlche grüne Junge auf der Galerie. Für Weibskleute. Es giebt keine Damen mehr.

„Diesmal irrst Du, mein Junge“, sprach Schlauderaff mit wahrhaft sokratischer Ruhe, Miene und Würde, „sagen wir statt Damen „„Bürgerinnen““, aber sagen wir nicht „„Weibskleute““; denn dieses ist ein ungebildeter Ausdruck, und den wahren Demokraten zeichnet nichts mehr aus, als die Bildung“.

Lebhafter Beifall. Der Junge auf der Galerie pfeift. Er wird von den drei Damen-Schneidern, jetzt „Bürgerinnen-Kleider-Macher“ genannt, ergriffen und unter seinem lauten Protest hinausgeworfen.

Nachdem sonach der „gebildete“ Zustand wieder hergestellt ist, fährt Schlauderaff mit sanftem Ton fort:

— „Entschuldigt, verehrte Mitbürger, daß ich von mir selber gesprochen. Ich thue das nicht gerne. Sonst würde ich noch hinzufügen: Vielleicht nimmt meine bürgerliche Thätigkeit überhaupt bald schon ein Ende. Seitdem Ihr mir die Ehre erwiesen, mich zum Major unserer Bürgerwehr zu ernennen, denke ich nur noch an militärische Dinge. Wenn ich unsere rauschende Bürgermusik höre —“

Bravo! schrie der Färber Steioff, er schlug nämlich bei der Bürgermusik die Pauke.

„Wenn ich diese Musik höre, dann wird es mir klar: Ich habe meinen Beruf verfehlt, ich hätte Offizier werden sollen. Und ich bin in der That fest entschlossen, die Nadel mit dem Schwert zu vertauschen, sobald der Krieg ausbricht wider unsern Erbfeind, wider die ehrlosen Franzosen“.

Dabei deutete er mit der zerstochnen Spitze seines dünnen, knöchigen Zeigefingers nach der Gegend, wo der Franzosen-Schmidt saß, und Lektterer brummte: Daß Du an Deinen infamen Lügen erstickten möchtest, Du Lumpenhund!

„Ich spreche also nicht in meinem eigenen Interesse, sondern nur zu Nutzen der Sache. Zu Ruß und Frommen eines ehrsamten Handwerkes, welches vormals einen goldnen Boden hatte, aber jetzt nicht einmal einen bleiernen hat, sondern gar keinen; und der Boden fehlt deshalb, weil die nationale Arbeit nicht mehr geschützt wird, weil man nicht mehr seines Erwerbs sicher ist in seiner eigenen Gemeinde, an die man doch seine Steuern dafür zahlt. Ich spreche von einer großen Gefahr, welche dem edlen Gewerbe der Schneider droht, insonderheit denjenigen, welche für die Bürgerinnen arbeiten. Diese Gefahr, sie scheint vielleicht Manchem noch klein, wenigstens in dem

gegenwärtigen Augenblick. Aber sie hängt über uns, wie eine schwarze Wolke, welche Blitz und Donner ankündigt. Wie ein Schneeball, der im Rollen zu einer Lawine answillt, schwer genug, um uns alle zu verschütten und zu vernichten“.

Athemlose Spannung. Man hätte eine Stecknadel zur Erde fallen hören können; aber es fiel keine, obgleich so viel Schneider anwesend waren.

„Ich spreche von dem Medenbacher Gretel“.

Allgemeines Aufathmen. Ach, — Ach, — aha, aha! Hört, hört! schrien die drei „Bürgerinnen-Kleidungsstücke-Künstler“; denn sie wußten, wo der Redner hinauswollte. Gestärkt durch den Zuruf, hebt Fridolin wieder an:

„Dieses schändliche Weibsbild“ — —

Hu, hu! wir sollen ja nicht von Weibsbildern sprechen, das ist ja gegen die Bildung, schallt wieder von der Gallerie eine schrille Stimme herunter. Sie gehört auch diesmal dem nämlichen Schusterjungen, der schon zweimal unterbrochen. Er hatte sich wieder eingeschlichen, und wird abermals an die Luft gesetzt. Diesmal läßt sich der Redner nicht stören; er fährt fort (denn er ist seiner Sache sicher):

„Dieses schändliche Weibsbild, welches Gretel genannt wird und nicht einmal seine richtigen Gliedmaßen besitzt, denn es hat einen Buckel und ein offenes Bein, — dieses schändliche Weibsbild kommt an jedem Morgen, den unser Herrgott über uns aufgehen läßt, in unsere Stadt, um den Schneidern die Kundschaft zu stehlen. Es geht von Haus zu Haus, um den Bürgerinnen die Kleider zu machen, nicht nur um sie zu nähen, sondern auch um sie zuzuschneiden. Sie stiehlt den Schneidern das Brod von dem Mund weg. Hat nicht der Schneider seinen Namen vom Zuschneiden? Wie darf denn nun Jemand zuschneiden, der kein Schneider ist? Ist das nicht gegen alle göttliche und rechtliche Ordnung? Lesen Sie doch die Bibel nach. Von dem Schmiede und Maurer Tubalkain bis zum Zimmermann Joseph, von der Erschaffung der Welt bis zum heutigen Tage“ — — —

Soweit geht ja die Bibel gar nicht, Du abscheulicher Schwadronneur! ruft der Franzosen-Schmidt.

„Bis zum heutigen Tage werdet ihr nirgends finden, daß Frauen zu einem ehrsamem Handwerk zugelassen werden. Eine Frau kann so wenig ein Schneider werden, wie ein Schneider Hebamme. So will es die göttliche Ordnung, und so ist es von jeher gewesen; denn jegliche redliche Arbeit muß auch geschützt sein gegen Uebersetzung. Was soll denn auch sonst daraus werden? So gut wie dieser Bauern-Trampel aus Medenbach, welcher unsere nichtsnutzige bürgerfeindliche Bureaukratie wider alles Völkerrecht einen Gewerbebeschein ausgestellt hat, — einen Kaper-Brief, mittels dessen diese ortsfremde Person unsere Stadt unsicher macht und uns das Brod vor dem Munde hinwegschnappt, — so gut, wie diese Bauernbirne das thun darf, kann es am Ende auch jede Andre. Wenn einmal unsere Gerechtfame nicht mehr respectirt sind, werden wir bald unsere Kundschaft verlieren“.

Wenn Ihr nicht besser und fleißiger arbeitet, geschieht's Euch recht, Ihr Maulhelden, schaltete Schmidt ein; er sagte es aber doch nur leise.

„Es soll sogar jetzt schon vorkommen, daß einzelne entartete Einwohner unsrer Stadt in Frankfurt arbeiten lassen. Man erzählt sich das sogar von einem Beamten. Und wovon lebt der Beamte? Woher erhält er seine Besoldung? Aus der Landessteuerkasse, welche von uns Bürgern gefüllt wird. Und unsere Steuern, unsere Blut-Kreuzer, die wir uns aus den Rippen geschunden, die wir unseren armen Kindern an dem Mund abgedarbt haben, die trägt ein solcher Mensch in das Ausland, anstatt sie anzuwenden, um in unserer Stadt das Gewerbe zu heben, wie es seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit wäre. Ist das nicht schändlich?“

Der Chorus schrie: Schändlich, schrecklich, unverschämt, zu arg! — Pfui! pfui! — nieder mit einem solchen Menschen! Ich saß da und schlug die Augen nieder, aber ich fühlte es körperlich, wie Hunderte von Blicken auf mich sich einbohrten — auf den Missethäter, welcher allerdings seitdem man ihn hier einen Rock unheilbar verpfuscht hatte, „in Frankfurt machen“ ließ.

Nur ruhig Blut, Herr Obergerichts-Accessist; flüsterte mir der ehrliche Franzosen-Schmidt in das Ohr, die Nerks haben keine Courage, mit einem Strohhalme jage ich sie allmitedinander in ein Mausloch!

Als der Sturm über mein schändliches Betragen sich ausgetobt hatte, fuhr der Volkstribun fort:

„Was haben überhaupt Fremde in unserer Stadt zu suchen?“

Das war dem alten Schmidt zu arg. Er fuhr von seinem Sitze auf und schrie: Was, Ihr wollt Demokraten sein? Alte verrottete Zunft-Zöpfe seid Ihr! Haben wir nicht Gewerbefreiheit in diesem Lande? Herrscht nicht Gewerbefreiheit in allen anständigen Ländern Europa's? Habe ich nicht länger als zwanzig Jahre in Paris gearbeitet, wo ich auch ein Fremdling war, — viel fremder als das Medenbacher Gretel in Pilleburg? Hat mir je ein Franzose Etwas in den Weg gelegt? Ist es nicht eine Sünde und Schande, Jemandem, der arbeiten kann und arbeiten will, dies zu verbieten und ihn zu zwingen, daß er sich auf die faule Haut lege und der Armenkasse zur Last falle? Ist das Medenbacher Gretel nicht eine fleißige und sittsame Person? Ernährt sie nicht mit ihrer Hände Arbeit sich selbst und ihre alte arbeitsunfähige Mutter? Und wenn man sie darin störte, wird dann nicht die alte Frau der Armenunterstützung verfallen?

Wer das Schakalgeheul, das sich nun gegen Schmidt erhob, nicht gehört, wer nicht die wüthenden Blicke, die geballten Fäuste und die drohenden Geberden gesehen hat, der vermag sich schwer einen Begriff von dieser Scene zu machen. Dieselbe dauerte beinahe zehn Minuten. Schmidt stand ganz ruhig mitten in den tobenden Wellen. *Mediis tranquillus in undis*, so lautete der Wahrspruch des schweigsamen Draniers, welcher einst von hier

ausgezogen, um den Niederlanden ihre Freiheit zu erobern. Die Andern aber waren nicht schweigsam. Endlich schritt der Volkstribun selbst ein.

— „Ruhe, Mitbürger! Ruhe, meine Freunde! Gebt nicht unserm gemeinsamen Feind Waffen in die Hand. Zeigt, daß Ihr gebildete Demokraten seid und daß Ihr jede Meinung hören könnt, auch wenn dieselbe das Unglaubliche leistet an Verblendung oder Verkehrtheit.

Donnerndes Bravo.

— „Ist es nicht der reine Unsinn, zu behaupten, Pilleburg sei dazu da, um dem Dorfe Medenbach eine Armenunterstützung zu ersparen? Sollen wir uns unser Brot verkürzen, um der Medenbacher Gemeindefasse auf die Strümpfe zu helfen? Mögen die Medenbacher für die Medenbacher sorgen. Wir sind Pilleburger und wollen es bleiben“.

Zubelnde Zustimmung.

— „Hören wir nicht auf die Stimme des Verräthers. Verharren wir bei unserer entschiedenen Gesinnung, unserer Bürgertugend und unserer demokratischen Ueberzeugungstreue. Wer damit übereinstimmt, wer es mit unserer Stadt gut meint, der hat sich morgen früh um 9 Uhr auf dem Viehhofe einzufinden, von wo aus das weitere Erforderliche geschehen soll.

Zum Schlusse aber glaube ich im Namen all' meiner geliebten Mitbürger zu sprechen, wenn ich sage:

„Wer in unsere biedere deutsche Stadt fremde Unsitte oder wälsches Laster einführen will, der lasse sich hierdurch ein für alle Mal gesagt sein: Wir lassen uns solches durchaus nicht gefallen. Hier sind wir nicht in Paris (hier fiel ein Blitz der zwei Irwische auf Schmidt) und auch nicht in Hamburg (hier fiel er auf mich), hier sind wir in Pilleburg. Und ich sage immer: Es giebt nur ein Pilleburg“.

Gott sei Dank, dachte ich mit dem kurzen Procurator, daß es nur eins giebt und daß man nicht verdammt ist, sein ganzes Leben da zuzubringen. Ich wagte aber nicht, meinen Gedanken Worte zu leihen, denn das Schlachtengeheul der Nothhäuute wurde mit jedem Augenblicke wilder.

— „Pilleburg gehört den Pilleburgern und nicht den Medenbachern“.
Allgemeines Gebrüll der Zustimmung.

— „Und wir Pilleburger werden Mittel und Wege zu finden wissen, um unsere geliebte Stadt vor entarteten Söhnen zu schützen, und von den eindringenden Fremdlingen zu säubern“.

Weisfallsturm, lange anhaltend und gemischt mit häufigen Rufen: Nieder mit den Kerls! Schmeißt sie hinaus! Nieder mit Paris! Nieder mit Hamburg!

— „Wir wollen aber diesen erhebenden Abend nicht abschließen, ohne vorher unseren Gefühlen, welche sich durch Euren stürmischen Weisfall kundgethan haben, einen lauten, gemeinsamen Ausdruck zu geben. Bringen wir daher schließlich unserer Stadt ein dreifach donnerndes Hoch aus

Die alte ehrfame, vollkommene und gerechte Stadt Pilleburg und ihre

biederer und freisinnigen, wahrhaft demokratischen Bürger, sie leben: Hoch! — zum zweiten Mal hoch! — und zum dritten Mal und in alle Ewigkeit hoch!“

Nachdem die Versammlung so ein Hoch auf sich selbst ausgebracht hatte, mit voller Aufwendung ihrer ganzen, nicht unerheblichen Schreikraft, verließen die Biedern den Saal, indem sie einander zuriefen: „Morgen früh um 9 Uhr auf dem Viehhofe“, und indem sie beim Vorübergehen uns beiden Mißethätern durchbohrende Blicke zuwarfen.

Schmidt und ich waren die Letzten, welche gingen. Glücklicherweise kannte man damals weder Gas- noch Straßenbeleuchtung. Letztere, vormalig von den Franzosen octroyirt, war unter Nassau auf allgemeines Verlangen wieder abgeschafft worden. Wir erreichten daher in dem tiefen Dunkel der Nacht und der Berge ungefährdet den hohen und steilen Schmidt'schen Palazzo. Bevor wir uns in dem Erdgeschosse mit einem Händedruck trennten, sagte Schmidt:

„Es thut mir leid, daß ich Sie in diesen Trubel mit verwickelt habe. Ich bin doch schon so alt und kann es mir immer noch nicht abgewöhnen, von Zeit zu Zeit in ein Wespenneß zu schlagen. Ja, ja, Alter schützt vor Thorheit nicht. — Ein wahrer Nobespierre, dieser spindelbürrige Windbeutel, wenn'er so auf dem Sprechpult herumfingert und Gesichtser schneidet, wie eine Raqe, wenn's donnert. Hat aber Alles nichts zu sagen; denn er hat keine Guillotine und noch nicht einmal die geringste Courage, sonst wäre mir's angst und bange für's Gretel von Medenbach, daß gerade jetzt bei uns schneidert. Uebrigens bin ich doch begierig, was der Satanskern von einem Schwäßer, Faulenzler und Pjuscher morgen früh anstellt“.

Damit sagten wir einander Gutenacht.

XIII. Ein glorreicher Tag.

Am andern Morgen saß ich ruhig in dem Sekretariate des Obergerichts an meiner Arbeit, als der alte Bedell Sturm hereinstürzte und mir und meinem Collegen die neueste Mär hinterbrachte:

„Herrschaften, was sind das wieder für grauenhafte Gschichten! daß ein alter Mann, wie ich, der zwanzig Jahre lang seinem gnädigsten Landesherrn als treuer Soldat gebient und sogar sieben Jahre lang die Stelle des Fahnen-trägers beim zweiten Regimente bekleidet hat — daß ich das Alles noch in meinen alten Tagen erleben muß — solche offenbare Felonie und handgreifliche Rebellion! Stehe ich da so gegen 9 Uhr unter unserm Thor und sehe, wie sich Menschen auf dem Viehhofe ansammeln. Es war nichts Rechtes darunter. Kleine Hantirungsmännchen, Gefellen und allerlei halbwüchsigge Jungen. Alles schreit wirr durcheinander. Auf einmal giebt's Stille, und ich sehe, daß Einer auf den Brunnentrog gestiegen ist und mit den dünnen Armen in der Luft herum vagirt. Ist das nicht, sag' ich zu mir selbst, der verrückte Boß, der Schlauderaff, den ein Kreuz-Gewitter-Donnerkeil hundert

Meilen tief unter die Erde verschlage! Gott verzeih mir die Sünde, aber der Kerl treibt's auch danach! Dann hält der Mensch vom Brunnentrog herunter eine seiner blutigen Reden, so daß ich dachte: Ist denn Keiner da, der ihm einen Stumper giebt, daß er in den Trog fällt und sich abkühlt in dem Wasser? Ich habe von seinem Gemauschel nicht viel verstanden; es waren so die alleweil üblichen Wörter von Freiheit und Schutz der nationalen Arbeit und dergleichen. Dann stieg der Schneider herunter und stellte sich an die Spitze der Bande und so marschirten sie hinunter nach dem Hüttenplatz. Wie sie sich durch die enge Gasse quetschten, da dacht' ich: Wenn nur Einer ein Mal dort hinein schösse — und wär's nur mit Vogelbunst — sie würden auseinanderstieben, wie die Späßen!“

„Ganz richtig, lieber Sturm“, bemerkte hier einer meiner Collegen, der ein Schöngest war und von Citaten stropte — „ganz richtig, das sagt ja schon Goethe:

„Die Späßen und ein Schneider,
Die fielen von dem Schuh;
Die Späßen von den Schrotten,
Der Schneider von dem Schred;
Die Späßen in die Schoten,
Der Schneider in den Dred“.

„Ach was, Herr Ober-Gerichts-Accessist“ sagte unwillig der Bedell Sturm, „da ist kein Spaß zu machen. Da dreht sich einem alten Soldaten das Herz im Leibe herum, wenn er solche Rebellion sieht und kann nicht dazwischen hauen oder schießen. Es kommt nämlich noch schlimmer, Herrschaften! Ich schlich dicht an den Häusern der Bande nach. Der Zug ging nach dem Hüttenplatz auf das Haus des alten Franzosen-Schmidt zu. Der Schmidt liegt am Fenster, rauchte seine kurze irdene Pfeife und that, als wenn ihn die ganze Geschichte nichts anging. Da pflanzte sich der freche Schlauderaff vor ihm auf und hielt ihm eine furchtbare Rede. Wo der Gute del das nur her hat? Reden halten kann der Schwerenöther, aber Rücke machen, die Einem richtig auf dem Leibe sitzen, das kann er nicht. Ja, wenn man statt seiner Rücke seine Reden anziehen könnte, dann ging's wohl, — aber so ist's gefehlt. Doch, was wollt' ich nur sagen? Ja so, hielt also der Schlauderaff dem Schmidt eine Rede. Beide Schneider, es war wirklich zu komisch! Aber der Schmidt antwortete auf die lange Rede ganz kurz, er wär' auf's Redenhalten nicht eingerichtet, Schlauderaff möge ihm sein Begehren in kurzen zwei Worten sagen, dann wolle er sehen, ob es ginge. Da schrie der Schneider Schlauderaff: Schmidt möge das Medebacher Gretel herausgeben, das bei ihm läge, das sei der Wille des souveränen Volks und der öffentlichen Meinung. Der Schmidt nickte mit dem Kopf, lächelte vergnüglich in sich hinein und machte das Fenster zu, das er verließ. Schlauderaff rief triumphirend: „„Seht Ihr, wir kriegen den harten Kopf unter! Wer kann dem Willen des souveränen Volks widerstehen?““ Es dauerte eine geraume Weile. Die Bande fing schon an zu toben und zu drohen. Da

öffnete sich die bisher verschlossene Hausthür, und der Franzosen-Schmidt trat heraus, in der Hand einen blanken, blinkenden Pallasch. „Seht Ihr“, sagte er ganz ruhig, „diesen Pallasch habe ich als Nationalgardist in Paris bekommen, und ich habe ihn in Ehren geführt, obgleich nur ein Schneider. Jetzt bin ich kein Nationalgardist mehr, sondern ein stiller alter Mann, der Ruhe will haben. Aber ich kenne mein Hausrecht. Wenn Jemand von Euch wagt, meinen Hausfrieden zu stören und hier gewaltsam oder gegen meinen Willen einzudringen, um mir oder Jemand, der unter dem Schutze meines Daches sich befindet, Unrecht zuzufügen, dem spolle ich mit diesem Pallasch den Schädel. Was aber das Medebacher Grotel anbelangt, so werde ich solches nicht ausliefern. Diese arme Nähmamsell nährt sich und ihre Mutter redlich von ihrer Hände Arbeit. Das kann und darf ihr Niemand verwehren. Das habe ich dem Großmaul da, dem Schlauderaff, schon gestern Abend gesagt, und wenn er etwas Weiteres von mir will, so mag er nur kommen“. So sagte der alte Schmidt; in der rechten Hand hielt er den Pallasch, mit der linken strich er über seinen langen grauen Bart, sein Mund lächelte, aber seine Augen leuchteten grausam, als wollt' er den Schlauderaff fressen. Ach, dacht' ich, dieser alte Schneider, der ist noch der Einzige, der heut zu Tag Muth hat, wenn ich ihn vergleiche mit den Jammer-Menschen, mit den Beamten, die noch vor einem Monat nicht wußten, sich vor Hochmuth zu lassen und jetzt einem jeden Lumpen aus der Hand fressen“ — —

Pst — Pst —, Sturm, sagte mein College, das schickt sich nicht.

— „Nichts für ungut! Alles Lieb's und Gut's“, entschuldigte sich der alte Fahnenträger, „habe Sie ja nicht gemeint, Herr Ober-Gerichts-Accessist. Es war nur so meine Meinung, — wissen Sie — so im Allgemeinen! Ja, was wollt' ich denn sagen? Wie die Kerls den Pallasch des alten Schmidt sahen, da begannen sie unter einander zu pisporn und zu wispern, und dann stellte sich wieder der Schlauderaff an die Spitze und so schwenkten sie ab, indem sie riefen: Nieder mit den Franzosen! Zum Teufel mit den Jesuiten! Unter den Franzosen verstanden sie den alten Schmidt und unter den Jesuiten den katholischen Pfarrer, der in dem nämlichen Hause wohnt. Aber der Pastor ist kein Jesuit, und der Schmidt ist kein Franzose, sondern ein ächter Deutscher, ein Mann von Herz und von Ehre, er verdiente Fahnenträger im zweiten Regiment zu werden“.

Ich vergaß die ganze Erzählung, der ich keinen Werth beilegte, über der Arbeit. Nach Schluß der Morgens-Bureau-Stunden ging ich nach Hause. Ich fand meinen Hauswirth in großer Aufregung. Niemals habe ich aus einem menschlichen Munde so viele deutsche und französische Flüche auf einmal vernommen. Aber was ist denn, lieber Herr Schmidt, fragte ich, warum denn so in Aufregung? Ihr habt doch die Bande gehörig abfahren lassen! Ich sagte ihm, was Sturm uns erzählt hatte.

— „Ja ich“, rief Schmidt, „ja freilich! Aber die Andern! Oh, ich sage Ihnen, ein Land, das solche Beamte hat, das ist verloren. Hören

Sie nur weiter, was mir geschehen ist. Nachdem die Kerls fort waren, las ich ruhig die Zeitung, und dachte, das Ding ist zu Ende. Auf einmal kam der Amtsdienner und sagte, der Herr Amtmann lasse mich bitten, doch gleich einmal zu ihm auf das Amt zu kommen. „„Bitten?,““ jagte ich, „„der Amtmann hat zu befehlen““. Ich kleidete mich an und ging hin. In der großen Amtsstube stand der Schlauderaff und Consorten, die mich höhnisch angrinsten. Der Amtmann complimentirte mich in sein Cabinet, wo wir allein waren. Hier redete er mir ganz dringlich, ernsthaft und beinahe ängstlich zu, ich solle das Medebacher Gretel dem Schlauderaff und Consorten ausliefern. Ich lachte ihn aus und erzählte ihm, was passirt war, indem ich hinzufügte: „„Herr Amtmann, ich bedarf keines obrigkeitlichen Beistandes, für die Kerls bin ich ganz allein Mann genug, obgleich meines Zeichens nur ein Schneider““. Da wurde der Amtmann ganz blaß. Der Angstschweiß rann ihm von der Stirn, so daß er seine Brille abnehmen mußte und sie pußen. Der Mann, der früher einher stolzirte, wie ein Truthahn, war nicht wieder zu erkennen. Er kopfte mich auf die Schulter und packte mich an den Knöpfen meiner Weste und sagte: „„Lieber Herr Schmidt, es sind schwierige Zeiten, — ich kann mich auf meine Untergebenen nicht mehr verlassen, und weiß nicht, ob mich die hohe Landes-Regierung nicht preisgiebt, — man hat Beispiele, — man muß jetzt jeden Conflict vermeiden, — man muß diplomatisiren und laviren, bis wieder bessere Zeiten kommen, — lieber Herr Schmidt, Sie sind ein Mann von großer Erfahrung, — Sie werden mich nicht in Verlegenheit bringen, — ich komme vielleicht wieder in die Lage, Ihnen einmal einen Gegendienst zu erweisen, — Sie kennen ja die Welt und die Menschen, — Sie haben zwanzig Jahre in Paris gewohnt, — Sie haben viel, sehr viel erlebt da, — ja, — ja sogar Re-, Re-Revolutionen — und — und —. „„Ja freilich““, schrie ich, denn ich war wüthend, „„sogar Revolutionen, aber eine Schneider-Revolution habe ich dort nicht erlebt, auch habe ich dort niemals einen Beamten gesehen, der sich vor einer Schneider-Revolution fürchtet““. Der Amtmann wurde immer kleinlauter und ängstlicher, nur zuletzt glitt zuweilen ein verschmitztes Lächeln über sein löschpapierernes graues Armeesündergesicht. Ich ging endlich, da wir uns nicht verständigen konnten. Es mochte eine gute halbe Stunde gedauert haben, daß ich mit ihm allein in dem Cabinet war. Als ich heraustrat in die große Amtsstube, waren Schlauderaff und Consorten verschwunden. Auf mein Befragen sagte mir der Amtsdienner, sie seien gleich nach meiner Ankunft gegangen. Mir ahnte nichts Gutes. Ich eilte nach Hause und fand meine Frau in Verzweiflung. Während mich der glattzüngige Beamte eine halbe Stunde lang mit seinem albernem Geschwätze hinhielt, waren der Polizeisergeant, der unter des Amtmanns, und der Stadtdiener, der unter des Bürgermeisters Commando stand, in meinem Hause erschienen, hatten meiner Frau eröffnet, sie seien von der hohen Polizei beauftragt, der Margarete Dienzbach aus Medenbach, deren Person durch tumultuarische Bewegungen in

der Stadt bedroht sei, sicheres Geleite bis in ihr Heimathdorf zu geben, dann hatten sie die arme Nähmamsell, die sich vergeblich sträubte und gegen das sichere Geleit' protestirte, der Eine am rechten, der Andere am linken Arm gepackt und dieselbe auf die Straße geschleppt, wo sie von dem triumphirenden Janhagel, an dessen Spitze wieder der unvermeidliche Schlaudercaff stand, mit Bischen und Pfeifen, Brüllen und Töhlen empfangen. Schlaudercaff hatte also seinen Zweck erreicht. Nachdem er vor meinem Pallasch gewichen, hatte er auf die Schwachherzigkeit des Amtmanns speculirt, — und siehe da, diese Speculation war ihm gelungen. Er war der Held des Tages. Sein Wille geschah. Er und die heulende Meute escortirten die unglückliche Nähmamsell bis an die Grenze des städtischen Weichbildes. Die arme Person wollte vor Scham in die Erde sinken, und meine Frau zittert noch vor Wuth und Verzweiflung. Sie ist ganz außer sich über den uns angethanen Affront und schreit fortwährend: „„Warum sind wir nicht in Paris geblieben. Ach, wir haben uns unter die Kleinen gemengt, und deshalb fressen uns jetzt hier die Schweine““.

XIV. Die Schneider-Revolution.

Am selbigen Tage hielt ich als fleißiger und gewissenhafter Beamter auch die Nachmittagsbüreaustunden auf dem Secretariate des Obergerichts ab. Es war außer mir kein Mensch da. Die Bande der Disciplin hatten sich sichtlich gelockert. Als es sechs Uhr schlug, spritzte ich meine Feder aus, zog die Schreibärmel ab und schickte mich an, nach Hause zu gehen. Doch nein nicht nach Hause. Das war mir gleichsam zuwider. Warum? Nun, offen gestanden, ich schämte mich vor dem alten Schmidt. Mir gingen die Redensarten des Fahrenträgers Sturm über „diese Jammer-Menschen, die Beamten“ im Kopfe herum. Desgleichen die Anmerkung von Schmidt über „die Beamten, die sich vor einer Schneider-Revolution fürchten“. Ich fürchtete mich nicht, aber ich schämte mich; ich schämte mich als Beamter und wagte kaum vor den Augen des alten Schneiders zu erscheinen. Was thut nun der biedere Deutsche, wenn er sich unbehaglich fühlt? Er geht in das Wirthshaus. So that auch ich: ich ging in den „goldenen Hirschen“, wohin mich das aus dem Garten ertösende Rasseln der fallenden Kegel und das Rufen der Kegeljungen lockte. Ich machte mehrere Portionen Kegel mit einigen Eisenhütten-Besitzern, die nicht nur große Industrielle, sondern auch kluge, anständige und liebe Menschen waren, und mit dem Besitzer der Wirthschaft, dem göttlichen Hirschwirth. Der Hauptgegenstand der Unterhaltung war die heutige Pilleburger Schneider-Revolution, von der man sang:

„God, god,
Dat Kreener blod“.

Der alte, kugelrunde Hirschwirth, der einen guten Tropfen nicht nur selbst trank, sondern ihn auch seinen Gästen vergönnete, versuchte mit seinen

kurzen, dicken, strampeligen Beinen den militairischen Stechschritt des „Major“ Schlauderer nachzuahmen. Es war zu komisch. Wir vergossen Thränen vor Lachen, und ich ging erleichtert nach Hause.

Dersto größer war die Ueberraschung, welche mir auf dem Hüftenplatze bevorstand. Der hohe und schmale „Palazzo Schmidt“, wie ihn der Pastor nannte, bot ein Bild der Zerstörung, so daß mir unwillkürlich die Worte aus der „Glocke“ in den Sinn kamen:

„In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen.
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein“.

Nicht nur die Fensterscheiben waren eingeworfen, sondern auch die Fensterrahmen, und von den kleinen, zierlichen, fein und scharf zugeschnittenen Schieferplatten, mit welchen die äußere Wand des Hauses gepanzert war, hatten die meisten Schaden gelitten; viele davon hingen nur noch lose am Nagel und klapperten traurig im Wehen des abendlichen Windes. Ich ging natürlich sofort in die Schmidt'sche Wohnung. Herr Schmidt lag zu Bette. Der „Pastor fido“ war damit beschäftigt, ihm Eisausschläge auf den Kopf zu machen. Frau Schmidt ging weinend im Zimmer auf und ab, wobei ihre Haubenbänder und Spitzen ein melancholisches Rauschen verübten.

Oh, dieses terribele Jahr, in welchem die Crapüle herrscht und alles Edle zu Grunde richtet. Oh, ich habe es immer gesagt. Schon in den Tagen, wo die Nachricht von der Verjagung des letzten Königs, Louis Philipp, hier ankam, da sagte ich zu meinem guten Schmidt: Jetzt geht Alles zu Ende. Und nun wollen sie gern auch uns den Garaus machen, und wir sind doch keine Könige und keine Aristokraten, sondern ganz bescheidene Leute. Da liegt nun der arme Schmidt auf seinem Todtenbette — —

„Nun, meine gute Alte“, fiel Schmidt mit einem brummigen Lachen oder mit einem lächelnden Brummen ein, „laß' doch die Kirch' im Dorfe! Du mußt doch stets übertreiben. Wir sind ja noch alle am Leben; und das Loch, das mir die feigen Schlingel in den Kopf geworfen haben, wird auch wieder heilen. Der Arzt sprach zwar von der Möglichkeit einer kleinen Gehirnerschütterung (wandte er sich an mich), und hat Eisausschläge angeordnet, und mein treuer Leidensgefährte, der Herr Pastor, ist damit beschäftigt, sie mir zu machen. Ich hoffe aber, des Samariterwerkes wird er bald überhoben. Der Doctor wird gegen elf noch einmal kommen und nachsehen. Dann wird er sich überzeugen, daß es mit seiner „com modi cerberi“ u. s. w. wie sagte der Doctor doch, Herr Pastor?“

„Commotio verebri minoris gradus“, antwortete der Pastor.

„Gut also, — daß es mit dem lateinischen Dings da, daß mir nicht in den Kopf will, obgleich es im Augenblick Gelegenheit hätte, durch dieses offene Loch einzuschlüpfen (dabei lachte er herzlich) — daß es mit diesem

Ding nichts ist. Dann hören wir mit den Eiscompressen auf. Ich stehe auf und esse Etwas, denn ich spüre mehr Hunger als Krankheit“.

In Wirklichkeit stand es anfangs nicht so gut wie der tapfere Franzosen-Schmidt meinte. Gegen Mitternacht stellte sich ein heftiges Fieber, zeitweise mit Schüttelfrost, ein; er phantasirte die ganze Nacht hindurch lebhaft, und wenn „Major“ Schlauderaff so viel Hiebe bekommen hätte, wie ihm Schmidt in seinen Fieberträumen versetzte, dann wären sie ihm von Herzen zu gönnen gewesen. Jedenfalls hätte er genug daran gehabt.

Frau Schmidt zog sich zurück. Der Pastor und ich wachten bei dem Kranken. Er erzählte mir die Katastrophe:

Während ich mich auf der Kegelbahn amüsirte, war die von Schlauderaff geführte Bande, welche nach der Escortirung der Nähmamsell sich in den Schänken herumgetrieben hatte, aufgeregt von Schnaps, Bier und billigem Siegesbewußtsein, wieder auf dem Hüftenplatz ausgerückt, hatte geschimpft, getobt und geschrien, und nachdem sie zuerst Schmidt und dann der katholische Geistliche, letzterer von seiner Wohnung im ersten Stock aus, abgemahnt hatten, schließlich unter dem Geschrei: „Nieder mit Hamburg! Nieder mit Paris! Nieder mit den Jesuiten! Fort mit den Franzosen, mit den Fremdlingen, mit den Pfaffen, mit den Medenbachern! Es lebe Billeburg!“ — das Haus mit Steinen, die sie in den Taschen mitgebracht hatten, der Art bombardirt, daß die Fenster und die Schieferbekleidung zu Grunde gingen; die hohe Polizei, welche der Nähmamsell das Geleite bis an die Grenze gegeben, hatte sich nicht sehen lassen; man wollte behaupten, sie sei noch nicht wieder zurück, sondern Ineipe noch unterwegs in einer Fuhrmanns-herberge an der Landstraße. Einer der Steine hatte Herrn Schmidt, als er auf die Bande eindrang, um sich einen aus ihrer Mitte zu greifen, an der Stirne getroffen und eine lange klaffende Wunde hinterlassen, die genäht werden mußte.

Am andern Morgen, es war der zweite Tag nach Schlauderaff's unsterblicher Rede, besserte sich der Zustand Schmidt's ganz erheblich. Sein Kopf war vollkommen frei und er philosophirte in seiner Art über die Ereignisse des vorausgegangenen Tages. Eine Betrachtung, die er anstellte, ist mir später oft wieder eingefallen; denn sie wurde durch die nachfolgende Entwicklung der Dinge bestätigt. Als Madame Schmidt wieder in ihrer beliebten Art über die Billeburger raisonirte und alle Strafen des Himmels auf sie herabrief, sagte Schmidt mit philosophischem Gleichmuth:

„Natürlich erwarte auch ich, daß die Missethäter bestraft werden, und zwar im Interesse der öffentlichen Ordnung. Aber ich habe in meinem langen und wechselvollen Leben die Schwächen der menschlichen Gerechtigkeit zu gut kennen gelernt, um nicht zu fürchten, daß auch diesmal die Verführer, welche zumeist Strafe verdienen, leer ausgehen, und nur einige Verführte, vielleicht nicht einmal die Rechten, den Armen der blinden Themis verfallen. Im Uebrigen sind die Billeburger nicht schlimmer als die Anderen, und die richtige Art der Bestrafung übernimmt stets die Geschichte. Wir Deutsche

haben so lange geklagt über den Unfegen der Viel- und Kleinstaaterci, über den Polizeistaat, den Feudalismus und den Kunstzopf, welche die Deutschen hindern, ein einheitliches, mächtiges Reich zu werden, und jedem Einzelnen bei jedem Schritt vorwärts, den er thun will, einen Knüppel zwischen die Beine werfen und ihn hemmen, von den Kräften, die ihm Gott verliehen, den rechten Gebrauch zu machen. Wir haben alle Schuld auf unsere Regierungen geworfen, deren wir mehr haben, als noth thut. Allein kaum sind unsere Regierungen durch die Ereignisse, die in Paris ihren Anfang nahmen, so entmuthigt, daß sie sich außer Stande fühlen, etwas Böses zu thun oder zu sünden, da übernehmen wir selbst im Namen der Freiheit jene Rolle, welche die Regierungen im Namen der Gewalt gespielt haben. Das Volk erweist sich als noch viel particularistischer als die Regierungen; und wenn wir nicht so arm wären, wie die Kirchenmäuse, würde sich Jeder von uns seinen eigenen König halten, jedoch — unter der Bedingung, daß er bei ihm machen läßt. Es ist ein Krieg Aller gegen Alle entstanden. Jeder glaubt sich dann am wohlsten zu befinden, wenn er seinen Nachbar nach Kräften kränkt und schädigt. Nicht nur ein Ländchen will sich gegen das andere, sondern selbst die Gemeinden wollen sich gegen einander, Stadt will sich gegen Land und Land gegen Stadt ab- und ausschließend verhalten. Unter der schönen Benennung von „Schutz der nationalen Arbeit“ sucht man eine chinesische Mauer um Deutschland zu ziehen. Man schlägt Maßregeln vor, welche die gesunde und exportfähige Industrie der kranken und ausfuhrunfähigen opfern, ohne der letzteren auch nur das Geringsste zu helfen. Ja, selbst in dem deutschen Bürger- und Handwerkerstande regt sich eine seltsame Reaction, die sich „Demokratie“ nennt, aber nichts ist als die blödeste und platteste krähwinkeler Scheelucht. Was sie verlangt, läuft darauf hinaus, daß das Wenige, was wir an Gewerbe- und Zugfreiheit und sonstiger bürgerlicher und wirtschaftlicher Freiheit besitzen, nicht allein nicht weiter ausgebildet, nicht nur nicht zu einer einheitlichen Einrichtung für ganz Deutschland fortentwickelt, sondern vielmehr gänzlich abgeschafft werden soll. Es ist der Geist der kastenartigen ständischen Gliederung, der Kunsttyraunei, der gegenseitigen Ausschließung und Verfolgung, welcher bei uns sofort das Haupt erhebt, nachdem der Polizeidruck soweit nachgelassen, daß es überhaupt gestattet ist, wieder einmal irgendwie seine Meinung auszusprechen. In allen Staaten Europa's, in welchen einmal die Freizügigkeit und Gewerbebefreiheit und die übrigen großen Grundsätze der wirtschaftlichen und bürgerlichen Freiheit durchgedrungen, haben sie sich aller politischen Umwälzungen und Umgestaltungen ungeachtet unangefochten behauptet. Frankreich hat im Laufe des letzten halben Jahrhunderts einige dreißig Mal seine Verfassung und fünf Mal seine Dynastie gewechselt, aber es ist Niemandem eingefallen, die Grundsätze der Zug- und Gewerbe-Freiheit anzutasten. Sollten denn wir Deutsche allein unfähig sein, dieselben Einrichtungen zu besitzen, die allen civilisirten Nationen der Welt gemeinsam sind? Sollten wir allein dazu verdammt

fein, unsere Kinderkrankheiten zwölftmal durchzumachen, während jede andere Nation mit einem Male davon kommt? Nein, ich glaube das nicht! Unsere jetzige deutsche Bewegung ist uns völlig unvorbereitet auf den Hals gekommen. Sie ist aus dem Ausland importirt worden. Das ist ihr Fehler. Die Freiheit, welche uns den Raum bieten sollte, um die höchsten Güter der Nation zu ringen, hat zunächst nur einen wüsten Tummelplatz für die herrschende Verwirrung geschaffen. Das Schlimmste aber ist, daß unter sämtlichen deutschen Regierungen nicht eine einzige ist, welche stark und klug und muthig genug wäre, die Leitung der Reform zu übernehmen. Ohne eine starke constituirte Gewalt aber ist es unmöglich, tiefgreifende Reformen auszuführen, weil ja doch unter jeder Reform, und war' es die beste, immer Einige leiden. Das hab' ich in Frankreich gesehen. Selbst die große Revolution wäre dort im Sande verlaufen, wenn nicht Napoleon mit starker Hand die Vollstreckung eines Theils ihrer Ideen übernommen hätte. Ich sage es Euch, meine Freunde, aus unserer jetzigen deutschen Bewegung wird nichts Gutes kommen. Dazu ist sie zu verworren. Aber wenn wir noch in zwanzig Jährchen an unserer eigenen Klärung werden gearbeitet haben, und dann uns der Himmel einen klugen Kopf und einen kräftigen Arm beschert, welcher das Ding mit Macht anpackt, dann wird was daraus werden. Ich werde das nicht mehr erleben, wohl aber Sie beide, Sie, Herr Pastor, und Sie, Herr Obergerichts-Accessist. Sie sind ja beide hoffnungsvolle junge Leute. Das feste Vertrauen auf die Zukunft tröstet mich auch über die Unbilden des Tages, die ich mit philosophischer Gelassenheit ertrage. Mein Gott, was soll ich sagen zu diesem Schlauderaff, der sich Major nennt und nie ein Gewehr losgeschossen hat? Er ist eine Mischung von Eitelkeit, Schelmerei, Feigheit, Dummheit und Nachsicht. Bei ihm fällt mir immer der Spruch von Jesus Sirach ein, den ich in meiner Jugend gelernt habe: „Der Mensch ist ein eitel, trotzig und verzagt Ding“. Die Leute, die hinter ihm herlaufen, sind unzurechnungsfähig; sie wissen nicht, was sie thun. Ist es nicht ein komisches Ding, diese Schneider-Revolution, worüber man lachen muß, selbst wenn man dabei ein Loch im Kopf abkriegt? Glauben doch diese dummen Schneidermeister, sie hätten keinen schlimmern Feind, als die Nähmamsell. Dagegen wissen sie nichts von jenen Kleidermagazinen, welche draußen in der Welt immer mehr um sich greifen und den Meister zum gewöhnlichen Lohnarbeiter degradiren. Sie wissen nichts von den Nähmaschinen, welche einen großen Theil der handwerksmäßigen Schneiderarbeit überflüssig machen und heute schon in England und Amerika sich einer starken Verbreitung erfreuen. Sie wissen nichts von den socialistischen Irrlehren, welche gegenwärtig in Frankreich dominiren, und die ohne Zweifel auch in Deutschland eindringen werden. Niemand ist ihnen zugänglicher, als die Schneidergesellen; und wenn diese einmal den Meistern die Hölle heiß machen, dann werden diese Meister bittere Thränen der Reue vergießen über alle Unbilden, welche sie der unschuldigen Nähmamsell zugefügt haben. In zehn Jahren schon

wird durch dieses Thal eine Eisenbahn gehen, welche uns mit den größeren Städten verbindet. Die Leute werden in Wiesbaden, in Mainz und in Frankfurt arbeiten lassen, oder ihren Bedarf aus den Kleidermagazinen beziehen. Jede Familie wird ihre Nähmaschine haben, und die Schneidermeister in Pilsenburg werden Muße genug haben, darüber nachzudenken, welche Eitel sie waren, als sie den Krieg gegen die Nähmamsell führten“.

Diese Prophezeiungen des alten erfahreneren Mannes sind alle buchstäblich eingetroffen. Das Lange- und Laut-Sprechen aber hatte ihn Etwas angegriffen. Er verfiel in Folge dessen in einen gefunden Schlaf und die Heilung seiner Kopfwunde nahm einen raschen und regelmäßigen Verlauf, während dessen wir drei „Mißliebige“ uns nach Kräften unter einander trösteten.

Madame Schmidt hatte inzwischen eine kleine Sendung von Geld und sonstigen Lebensbedürfnissen zurecht gemacht und sie nach Medenbach an das Grotel gesandt; sie fügte auch einen rührenden Trostbrief bei, wahrscheinlich ist der Trost der unglücklichen Rätlerin nicht zu Gute gekommen; der Brief enthielt nämlich zu viel französische Brocken; und in Medenbach versteht man kein Französisch. Meine und des Pastors Wohnung hatte die gute Frau Schmidt, die uns so gerne bemutterte, von Steinen, Glasplittern und Holztrümmern reinigen lassen. Der Pastor und ich stiegen hinauf.

Als ich mich auf dem oberen Treppenabsatz von dem Pastor trennte, sagte er mir:

„Der alte Schmidt! Welche seltsamen Illusionen er hat. Die Dinge werden einen ganz anderen Weg einschlagen. Von den verkommenen Staatenwindungen ist nichts mehr zu erwarten. Nur die Kirche wird uns erlösen, wie sie es schon einmal gegenüber dem mittelalterlichen Feudalismus gethan hat. Von wo hat diese ganze Bewegung, die Europa in so wunderbare Weise ergriffen, ihren Anfang genommen? Von Rom und von Pio Nonno. Und dafür muß sie auch zurückkehren nach dem unabänderlichen Naturgesetze des Ritorno al segno. A rivederci“.

Argloser Franz, dachte ich, als ich ein Stockwerk weiter hinauffstieg, möge ein gutes Geschick Dein unschuldig gläubiges Herz vor bitterer Enttäuschung bewahren. Er aber rief mir noch einmal von unten nach, halb ernst und halb scherzend: „Excelsior!“

XV. Unmöglich geworden.

Als ich am andern Morgen — allerdings etwas zu spät — auf das Obergericht kam, empfing mich Bedell Sturm mit den solennen Worten: „Der Herr Präsident haben befohlen“, nämlich vor ihm zu erscheinen. Ich leistete pflichtschuldige Folge und fand einen unerwarteten Empfang.

Ich war mir bewußt, meine Schuldigkeit gethan zu haben. Allein der Präsident fiel mich mit einer Philippica an, welche mir kaum gestattete, zu Worte zu kommen. Er versagte sich jede Ruhepause, jeden Punkt, ja jedes Komma.

Meine Versuche, für und wider einzuspringen, waren vergeblich. Es goß, wie mit Eimern über mein sündhaftes Haupt. Leider kann ich seine Rede nicht wiedergeben, obgleich sie es verdient hätte, als Specimen des „Furor bureaucraticus“ auf die Nachwelt zu kommen. Ich war zu sehr voll Aufregung und Indignation, um auf die einzelnen Worte zu merken. Er schimpfte mich einen „Libertin“, behauptete, mein Betragen sei geeignet, die guten, alten, patriarchalischen Sitten in diesem stillen und unschuldigen Winkel der Erde zu corrumpiren, zuerst habe ich die gute Gesellschaft gemieden und es mit den „Honoratioren“ verdorben, jetzt auch noch mit dem „Volk“, — Kurz, ich habe mich auf allen Seiten unmöglich gemacht. Ja, er spielte sogar auf Liebchaften an, wobei er nicht einmal die bucklige Nähmamsell ausschloß.

Im Grunde genommen herrschte in der Rede des hochedlen und vielgestrengen Herr Obergerichtspräsidenten ganz derselbe Gedankengang und die nämliche Weltanschauung, wie in der des Bürgerwehr-Majors Schlauderer. Es entsprangen darnach alle meine Verbrechen einer einzigen Ursache, nämlich der, daß ich ein „Ausländer“ war; und vielleicht war meine Eigenschaft als „deutscher“ Ausländer nur eine Erschwerung. Weil ich Schriftdeutsch sprach, glaubte man, ich wollte „etwas Besseres sein“, als die Dialect- oder Messing-Sprechenden. Man machte es mir zum Vorwurfe, daß ich mir die seltsamen Sitten und Gebräuche nicht aneignete, welche hier, als Niederschläge vergangener geschmackloser Zeiten, noch herrschten; und es ist in der That wahr, ich hatte nach Oben und nach Unten gleichmäßig angestoßen, hauptsächlich aus dem Grund, weil „Oben“ nicht viel besser war als „Unten“, weil der wesentliche Unterschied zwischen der Frau Director und ihrer Köchin in den Kleidern bestand, aber nicht in der Cultur und den Sitten.

Wie gesagt, ich versuchte vergeblich, mich zu vertheidigen gegen die wahrhaft ungefüme Beredtsamkeit meines Vorgesetzten. Raum hatte ich begonnen, etwas zu entgegnen, so schnitt er mir das Wort ab, indem er in einer andern Fassung und Wendung wiederholte, was er schon zum Ofteren gesagt hatte. Das war kein einfacher Regen mehr. Es war ein Wolkenbruch.

Endlich platzte ich barsch und laut heraus:

„Herr Präsident, was ist der kurze Sinn Ihrer langen Worte? Was haben Sie mir zu befehlen?“

Er wurde kreideweiß vor Zorn. Seine kurzgeschorenen struppigen grauen Haare sträubten sich förmlich gen Himmel und er zischte mir durch seine eingesehten Zähne, deren Golbeinfassung bei dieser Gelegenheit unangenehm zu Tage trat, die Worte zu:

„Herr Accessist, ich gebe Ihnen hierdurch auf vier Wochen Urlaub. Sie werden die Stadt verlassen, wo nicht mehr Ihres Bleibens ist. Sie werden auswärts Zeit zum Nachdenken haben und hoffentlich den Schritt thun, welcher erforderlich ist, um Schlimmerem aus dem Wege zu gehen. Wenn nicht, so werde ich thun, was ich nach Lage der Sache nicht lassen kann“.

Ich verbeugte mich stumm und ging.

Zu Hause brachte ich ein „Gesuch um gnädige Entlassung aus dem herzoglichen Staatsdienste“ zu Papier. Erst später hörte ich, daß ich dem Herrn Obergerichts-Präsidenten vielleicht Unrecht gethan, als ich glaubte, auch er habe nur aus Fremdenhaß mich so ungerecht behandelt. Vielmehr wirkten bei ihm noch zwei andere Motive mit: Erstens stand er nämlich im Begriff „März-Minister“ zu werden (so sagte man damals); er bedurfte also einer möglichst großen Portion Popularität; und diese suchte er sich denn unter Anderem auch mittels des Majors Schlauderaff und auf Kosten des Accessisten Sackauer zu erwerben. Zweitens war sein vielgeliebter Sohn Gabriel ebenfalls Obergerichts-Accessist, und ich war in der Anciennetät vor ihm. Der Herr Präsident sah also in mir einen Concurrenten seines Sohnes. Deshalb hatte er mich „weggebissen“. So sagte mir wenigstens mein Onkel, welchem gute Quellen zu Gebote standen. Ich aber freute mich, nachträglich zu vernehmen, daß der Herr Obergerichts-Präsident wenigstens „als Vater“ ein vortreffliches Herz hatte. —

Mein erster Versuch einer öffentlichen Wirksamkeit war also abgeschlossen. Er war gründlich mißlungen. Ich erinnere mich, daß mir mein Onkel Schläuber erzählt hatte, wie er in Hamburg mit seinen Reformbestrebungen ähnlich gescheitert war; er hatte seine Erzählung mit den Worten des Dichters geschlossen:

„Denn Du hast von dem Werk nur die Müß' und die Schmerzen
Und wofür Du Dich hältst in dem eigenen Herzen“.

Er hatte mich vor einem ähnlichen Schicksal bewahren wollen und hatte mich deshalb aus dem großen „modernen Karthago“ nach dem kleinen „idyllischen Pilleburg“ gerettet.

Oh über diese Idyllen! Oh über diese Rettung! Ich war aus der Scylla in die Charybdis gekommen.

Was dann aus mir weiter geworden, werde ich ein anderes Mal zu Papier bringen. Heute, da mir die Muße spärlich zugemessen ist, will ich hier nur noch einige Notizen beifügen über das Schicksal einiger Personen, welche in obiger Erzählung vorkommen, und für die wenigstens ich stets ein lebhaftes Interesse bewahrt habe.

Die arme Nähmamsell hatte unter der ihr zugefügten Affronte furchtbar gelitten. Unter Escorte von Polizei-Schergen und unter dem Jubel des Pöbels aus der Stadt gebracht zu werden — das war arg. Noch schlimmer war die Nachwirkung im Dorfe, wo der Zwangstransport natürlich bekannt ward, nicht aber die Ursachen desselben. Man erging sich dort in allerlei ungeheuerlichen Vermuthungen, was das Gretel verbrochen haben möge, und fügte einer jeden derselben die Moral bei: „Ja, seht Ihr, so geht's, wenn man sich in die Stadt begiebt; statt in der Stadt zu nähen, hätte sie bei uns im Dorfe tagelöhnern sollen“. Daß das Gretel durch seine körperlichen Gebrechen zu schwerer Bauernarbeit nicht taugte, und daß der kärgliche

Lohn einer ländlichen Arbeiterin nicht ausreichte, um auch die alte Mutter zu ernähren, daran dachte Keiner von den biedern wohlhabenden Bauern.

Das Schlimmste aber war, Gretel verdiente von Stund' an kein Geld mehr; und in die elende Hütte, in welcher sie ihre kranke Mutter pflegte, drohte, nachdem die Spenden der Madame Schmidt aufgezehrt waren, der Hunger einzukehren. Gretel ging einher wie tiefsinnig. Sie wußte nicht, was sie verbrochen — warum diese schreckliche Strafe — diese Strafe, welche nicht nur sie selbst traf, sondern auch ihre alte unschuldige Mutter? Endlich legte sie sich nieder, um nicht wieder aufzustehen. Sie hatte das Nervenfieber. Als Madame Schmidt davon hörte schickte sie Geld und ärztliche Hülfe. Es war zu spät. Das Gretel starb. Die Mutter verfiel, wie Schmidt es vorausgesagt hatte, der öffentlichen Unterstützung; und das ist ein großes Unglück für die Unterstützte in einem Dorfe, wo eine jede Armenunterstützung nur sehr spärlich und ungern gewährt wird.

Das Schicksal meines lieben Hausgenossen, oder wie wir damals burschikoser Weise zu sagen pflegten, meines „Haus-Camisols“, des Pfarrers Franz Xaver Müller, war leider auch kein glückliches. Er hatte von dem anfänglich so liebevollen Katholizismus des Pio Nono die Wiedervereinigung der getrennten christlichen Confessionen und die Abschaffung des Absolutismus erwartet. In dieser Ueberzeugung, welche ihm erlaubte, seine religiöse Weltanschauung mit der politischen in Einklang zu bringen, fühlte er sich außerordentlich glücklich. Aber Pio Nono machte ihm einen Strich durch die Rechnung; derselbe kam anders von Gaëta zurück, als er hingegangen war. Man jagt, die römische Kirche sei unwandelbar; es mag sein, aber der römische Papst ist es nicht. Pio Nono, welcher 1847 an der Spitze der Nation und des Liberalismus wider die legitimen Regierungen und die Jesuiten marschirte, erschrak 1849 über seine eigene Kühnheit. Er warf sich nun ganz den Jesuiten in die Arme und half den Regierungen, die das Joch der Jesuiten auf sich nahmen, gegen ihre Völker, um dann endlich wieder die Schilderhebung wider diejenigen Regierungen zu predigen, welche das klerikale Joch der italienischen Fremdherrschaft abzuschütteln versuchten. Dies sind die drei Epochen in der glorreichen Regierung Pius des Neunten. Der bescheidene Pastor Müller verstand es nicht, so schnell umzusatteln, wie das erhabene und heilige Oberhaupt der Kirche. Dadurch, daß er an den Ideen festhielt, die Pio Nono während der ersten Periode seiner Regierung vertreten hatte, entstand während der zweiten Periode in ihm eine Collision der Pflichten, welche ihn auch nach Außen in allerlei Schwierigkeiten brachte, nicht nur gegenüber der sich in die crasseste Reaction stürzenden Regierung, sondern auch gegenüber seinem Bischof und dem Ordinariate, welche mit jener Hand in Hand gingen — d. h., nur so lange ihnen die Regierung in Allem zu Willen war — that die Regierung einmal nicht Das, was der „hochwürdigste Herr Bischof“ befahl, dann gab es Kirchenconflicte. Unter diesen Umständen regnete es Verweise und Geldstrafen wider den so gut

und aufrichtig katholischen Pastor Müller. Die eine Hälfte seines kargen Gehaltes ging an Strafen darauf und die andere an „freiwilligen“ Gaben, welche er für clericale Zwecke zu leisten gezwungen war. Er wurde unter die kirchenpolizeiliche Aufsicht eines in der Nachbarschaft residirenden fanatischen Dorfpfarrers gesetzt und gezwungen, die Gesellschaft zu meiden, mit welcher zu verkehren ihm ein Bedürfnis war, und welcher gegenüber, obgleich sie zum größten Theile aus Nichtkatholiken bestand, er seinem Glauben und seiner Kirche niemals etwas vergeben hatte. Das frische, fröhliche Rhein-Kind ließ den Kopf hängen. Er welkte, wie eine Blume, der man das Sonnenlicht entzieht. Man sagte, er sei „fromm geworden“, und seine alten Bekannten gingen ihm aus dem Wege. Er ist im Jahre 1856 in demselben Hause gestorben, in welchem er zusammen mit dem Franzosen-Schmidt das Schneider-Bombardement siegreich bestanden. Man fand ihn eines Morgens todt in seinem Zimmer, in der Nähe der Klingelschnur, nach welcher er wahrscheinlich in seiner Beklemmung hatte greifen wollen. Ihn hatte ein Schlagfluß getödtet. Böswillige sagten, er habe sich vergiftet. Aber wer ihn näher gekannt hat, der wußte, daß für ein so reines und gläubiges Herz der Selbstmord eine Unmöglichkeit war. Seine Stelle erhielt ein fanatischer Hezcaplan, welcher die Funken des interconcessionellen Hasses, die in der Gemeinde schlummerten, alsbald zu dem Brande eines „frischen fröhlichen Bürgerkrieges“ ansachte, der heute noch fortbrennt.

Mein Oheim Schläber segnete das Zeitliche ein Jahr später. Er erfreute sich der vollsten Gesundheit bis kurz vor seinem Tode. Das Unglück Düringers stimmte ihn zwar traurig, allein dem Hötel blieb er treu, auch nachdem es in andere Hände übergegangen war und den Namen Hötel Victoria“ angenommen hatte. Zuletzt litt er zuweilen an Indigestionen, allein er wollte deshalb sich keine Beschränkungen auferlegen lassen, sondern glaubte es damit zu zwingen, daß er desto eifriger Holz spaltete und sägte. Aber es half nichts. Nach einem dreitägigen Unwohlsein, das nach der Meinung des geheimsten der geheimen Obermedicinalrätthe von Wiesbaden „gar nichts zu sagen hatte“, starb er, wie die Ainen sagten, an allzu angestrenngtem Holzsägen und, wie die Andern sagten, an einer kurzen, aber schrecklichen Kette von schweren Diätfehlern. Sein Testament war ein Zeichen seines edlen Herzens. Es war einundzwanzig Folio-Bogen lang; und daneben existirten noch elf Codicille, welche auch nicht kurz waren. Zu Erben hatte er mich und einige andere dürftige Seitenverwandte eingesetzt. Die Vermächtnisse waren zahllos. Sie fielen theils Schulen und anderen gemeinnützigen Anstalten zu, theils solchen Personen, welche ihm zu irgend einer Zeit seines langen Lebens irgend eine uneigennützige Freundlichkeit erwiesen hatten. Kurz, das Testament und die Codicille waren Denkmale seines menschenfreundlichen und dankbaren Herzens. Er hatte gelebt treu der Lehre des Dichters:

„Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut“.

Gefegnet sei sein Andenken!

Und nun zum Schluß noch ein paar Worte über das Ehepaar Schmidt.

Madame Schmidt überlebte das Jahr Achtundvierzig nicht lange. Das Unglück Louis Philipps und der Herzogin von Orleans, welche sie noch höher schätzte, als jenen, und die Unbilben der Schneiderrevolution gingen ihr allzu schrecklich zu Herzen; und selbst „die spanischen Mariagen“ vermochten ihr keinen Trost zu gewähren.

Herr Schmidt war aus kräftigerem Holze geschnitten. Er lebte noch bis 1860. Der Krieg vom Jahre 1859 war seine letzte Freude und zugleich auch sein letzter Kummer. Er freute sich, daß seine Franzosen wieder für eine „Idee“ kochten. Er meinte, „jetzt könne doch wieder aus ihnen was werden“. Zugleich erblickte er in den Hergängen von Neunundfünfzig den Anfang der italienischen Einheit, welcher, so meinte er, die deutsche auf dem Fuße folgen müsse. Sein Kummer bestand darin, daß seine lieben Pilleburger Landsleute wieder einmal anderer Meinung waren, als er; denn dieselben wollten absolut „den Po an dem Rhein vertheidigen“ und verlangten, daß Preußen auf Befehl des Bundestages marschiere. Aber Schmidt war nicht mehr so streitbar, als zwölf Jahre früher. Wenn seine verehrten Mitbürger sich mit ihm zanken wollten, dann strich er seinen Bart, der immer länger und weißer geworden war, und sagte lächelnd; „Die Weltgeschichte wird, so vermuthet ich, weder nach dem Frankfurter Bundestag noch nach uns Pilleburgern viel fragen“. So ist er denn in vollem Vertrauen auf eine gedeihliche Zukunft, wie er sich ausdrückte: „zur großen Arme abmarschirt“.

Am Tage vor seinem Tode fing er plötzlich im Bett an zu lachen; man fragte ihn, was er habe.

Da sprach er vergnüglich: „Es ist nun beinahe schon ein halbes Jahrhundert, daß ich in Gemeinschaft mit anderen lustigen Gefellen den Versuch machte, zu ermitteln, wer der klügste Pilleburger wäre. Aber es ist mir bis heut nicht gelungen. Es ist noch gerade wie damals. Es hält ein Jeder sich selbst für den Klügsten. Aber ich vertraue auf unseren Herrgott. Der wird es wohl wissen. Das Einzige, was ich gewiß weiß, ist, daß ich es nicht bin“.

So ist er denn in Frieden mit Gott und der Welt und im Verlangen nach Wiedervereinigung mit seiner „Alten“, die er aufrichtig liebte, obgleich er es für gewöhnlich nicht allzusehr merken ließ, hinüber gegangen.

Ja, man kann wohl sagen: „Er ist ritterlich gestorben“, wie es geschrieben steht im ersten Buche der Maccabäer; da heißt es (9., Vers 10.): „Ist unsere Zeit kommen, so wollen wir ritterlich sterben und unsere Ehre nicht lassen zu Schanden werden“.

Er selbst — bescheiden, wie er war — würde, wenn er obiges Citat gehört hätte, unzweifelhaft hinzugesetzt haben: „Obgleich nur ein Schneider“.



Die Trinkkrankheit in England.

Von

Ludwig Freiherrn von Ompteda.

— Wiesbaden. —

Wir hatten uns während des ganzen Vormittags auf der hohen Fluth des Citygebränges treiben lassen, dessen unwiderstehliche Wirbel uns von St. Pauls Kathedrale bis zur Bank und weiter durch Lombardstreet nach Great Towerstreet hinabspülten. Dann waren, unter der belehrenden Führung des würdigen Beefeaters, der noch heute die Uniform der Leibgarde Heinrichs VIII. trägt, die blutigen Erinnerungen der seltsamen alten, jetzt vielleicht etwas zu sauber und nüchtern gehaltenen Zwingburg Londons, des Towers, in langer Reihe vor uns aufgestiegen. So verlangten Leib und Seele mit vollem Rechte die Ergänzung ihres stofflichen Bindemittels in der Gestalt eines guten Steaks und einer Pinte (1/2 Liter) des berühmten Londoner „Bitter“-Biers.

Aber wo einkehren? Zeit ist Geld für den Reisenden, zumal in London. Da unsere Pläne für den Nachmittag uns noch weiter östlich führen sollten, so war das weitbekannte Royal Hotel de Kexler in Blackfriars außer Frage, ebenso lag Krehl, in Colemanstreet hinter der Bank, wo die in den Citygeschäften arbeitenden Deutschen sich der kölnischen Zeitung und des Kladderadatsch zu ihrem hastigen Lunch erfreuen, zu sehr aus dem Wege.

„Ich kenne wohl hier in der Nähe ein Unterkommen“, sagte mein Begleiter zögernd, „wo ich selbst schon eingefallen bin, wenn ich im Customhouse zu thun hatte; aber ich weiß nicht, ob ich Sie hineinführen soll; es ist ein ‚Publichouse‘ und die Gesellschaft sehr gemischt“

„Ich bin nicht nach London gekommen“, versicherte ich, „um nur Rotten Row, den Travellers Club oder die Schreckenskammer in Madame Tiffaud's Wachsfigurenkabinet kennen zu lernen; also lassen Sie uns getrost in das Publichouse eindringen“.

Wir befanden uns bald in einem hofartigen Saalgäßchen zwischen Mark Lane und Mincing Lane, den Ecken der Kornbörse und des Importes

der Colonialwaaren; durch eine enge Hausthür traten wir in einen feuchten, niedrigen, mit Fäßchen und Schankgeräthen gefüllten Gang, der uns an eine innere schmale Thür führte. Verworrenes Geräusch durcheinander redender Stimmen und klappernder Zinngeräthe strömte uns warm entgegen, eingehüllt in veraltete Speisegerüche und dichten Tabakqualm. Ein niedriger Raum nimmt uns auf, dicht mit Männern gefüllt, welche lebhaft einen hufeisenförmigen Schanztisch, die „Bar“, umdrängen. Alle eifertig, stehend trinkend, rauchend, nur wenige hastig eine Fleischspeise verschlingend. Eine handfeste, derbe Gesellschaft aus dem umliegenden Babel der Comptoire, Magazine, Waarenspeicher, aus den mehr als zweitausend Beamten des Customhouse und den Interessenten des benachbarten Fischmarktes vor Billingsgate; flotte junge Commis, Makler und andere kleine Geschäftsleute, breite, schwielige, bestaubte Arbeiter. Innerhalb des Hufeisens hantirt der Wirth mit Frau und Gehülfen; an der Rückwand thürmt sich ein hoher offener Schrank auf, unten gefüllt mit Fäßchen, weiter oben dickbäuchige Flaschen, Steinkrüge und zinnerne Kannen. Ein erstickender trüber heißer Brodem erfüllt und verschleiert den Raum; wir eilen eine kleine Wendeltreppe hinan, um dort vielleicht freier zu athmen, wenigstens einen Tisch, Stuhl und etwas Raum für unsere Ellenbogen zu gewinnen. Oben gelangen wir in ein schmales, schmuckloses Zimmer, wo wenige stille Gäste auf Holzbänken an nackten Tischen frühstücken. —

Während wir hier unser etwas zähes Steak nebst den riesigen Wasserkartoffeln mit einer der brennend scharfen nationalen Saucen würzten und daneben dem vortrefflichen „Bitter“, aus der berühmten Brauerei von Bass und Comp. zusprachen, sagte mein Begleiter, jetzt ein Londoner, aber von deutscher Herkunft:

„Sie werden doch etwas erstaunt sein über den Bar-Room unten. Auch in Deutschland haben wir, wie ich mich recht wohl erinnere, Bierkeller, Cafés und Restaurationen, in denen Reinlichkeit, Luft und gute Manieren zu wünschen übrig lassen, aber die dortige Art der Konsumtion ist doch eine völlig andere; ich meine, sie ist weit gemüthlicher. Sehen Sie, wie hier ein Jeder rastlos ein- und ausgeht; keine Tische und Stühle, keine Zeitungen, keine frische Luft, kein Domino; so ungesellig wie nur möglich. Der Branntwein verdrängt das Bier, namentlich in den Abendstunden. Auch kommen die Leute nicht nur ein Mal, wie bei uns, zum Früh- oder Abendschoppen —

„Beides freilich“, schob ich ein, „auch keine löbliche Gewohnheit, für Jung und Alt. Besonders der Frühshoppen wirkt so merkwürdig verdummend, das hat wohl in den sogenannten ‚gemüthlichen‘ Biergegenden unseres lieben Vaterlandes ein Jeder, an sich selbst — und Anderen, erfahren“.

„Aber am Abend?“ — fragte mein etwas verwunderter Begleiter, zögernd und halb entschuldigend.

„Das mag für junge Leute noch hingehen, vielleicht ist es gar ein nothwendiger Behelf“, gestand ich zu, „jedoch der Hausvater sollte das Geld, das er allabendlich in's Wirthshaus trägt, auf seine Familie verwenden.“

Dabei würde nicht nur der Wohlstand, sondern auch Geselligkeit, Erziehung und Familienfönn entschieden gewinnen“.

„Nun ja“, fuhr mein Begleiter fort, „es ist auch bei uns zu Hause wohl nicht Alles wie es sein sollte; aber hier zu Lande gehen die Menschen während des ganzen Tages regelmäßig ab und zu; zuletzt wird ihnen das Leben am Schantische Gewohnheit und Bedürfnis. Uebrigens sind wir hier noch in einem der anständigsten Locale, man sieht nur Männer und jetzt, um Mittag, noch keine Betrunkene. Noch überwiegt das Bier. Anderswo und Abends würden Sie ganz andere Bilder vom englischen Bar-room und von den traurigen und furchtbaren Wirkungen des Gin erhalten“.

Wir brachen auf und verweilten dann während einer kurzen Ruhepause in der reineren Luft des grünen Trinity-Square, jetzt ein schattiger Platz, einst ein Theil des blutgetränkten Bodens von Towerhill. Denn hier fanden während mehrerer Jahrhunderte die Hinrichtungen der Gefangenen des Towers statt. Nur für die Königinnen und wenige andere Bevorzugte stand der Block im Tower selbst.

Durch diese Kaste erfrischt zogen wir Towerhill entlang und den London Dock zu. Während einiger Stunden fesselte uns hier das großartige Leben und Treiben in und an den Schiffen. Dann stiegen wir in die unendlichen Weinkeller hinab. Wie in einem unabsehbaren Bergwerke streckten sich die dunklen weiten Räume und die geraden Linien der schwach glimmenden Dellämpchen nach allen Seiten rings um uns hinaus. Eine Wachsfackel in der Hand durchmaßen wir diese, mit fremden edlen Weinen in unendlichen Fässern gefüllten Hallen, fast bis an unsere Kniee reichte die mit Kohlenäure geschwängerte Luftschicht, in der die gesenkte Fackel zuverlöschten drohte. Ueber uns traten am niedrigen dunklen feuchten Gewölbe die seltsamen tief herabhängenden Fungusgebilde hervor, die mich lebhaft an die phantastischen Tropfsensteinformen der fränkischen Zuralkalhhöhlen erinnerten. Nicht minder lebhaft aber gedachten wir, zu unserem Heile, gewisser Erfahrungen, die bei früheren Kellerproben im schönen Rheingau erworben waren, und machten von unserem Tasting order, der Erlaubnis zum Kosten des vorzüglichen Portweins oder Sherrn, welche meinem Wegweiser ein befreundeter Weinhändler ausgestellt hatte, nur den allerbescheidensten Gebrauch.

Erst mit der sinkenden Sonne stiegen wir wieder zum Tageslicht empor und betraten den großen Hof zwischen dem Eingange der Dock und der stark dampfenden „Pfeife der Königin“, dem großen Schornstein in dem alle verdorbenen und gefälschten Waaren verbrannt werden. Der weite Platz war dicht gefüllt mit gedrängten Gruppen und Arbeitern, die hier ausgelohnt wurden. Etwa dreitausend Männer sammeln sich an jedem Morgen vor dem Thor der London Dock: jeder Geschäftsherr miethet die ihm für den Tag nöthigen Kräfte; gegen Abend werden sie ausgelohnt und vor Dunkelwerden müssen die Dock von allen Fremden geräumt sein.

So strömten diese verschiedenen Menschentümel jetzt gleichzeitig hinaus

und wir folgten dem dichten Schwarme der kraftvollen, rauhen, wilden, aber auch verwüsteten und unheimlichen Gestalten. Langsam zogen wir so wieder Towerhill hinan, links die thurm hohen Mauern der St. Katharine's Dock, rechts eine lange Reihe schmaler Häuser deren untere Geschosse fast ausschließlich von Schanklokalen eingenommen werden: große und kleine, saubere und schmutzige, theils noch dunkel, theils in eben aufflammender Gasbeleuchtung. An den Thüren blieben die Arbeiter in Haufen stehen, zählten ihr Geld, Weiber gesellten sich zu ihnen, mit und ohne Kinder; nach und nach vertheilten sich alle in die lange Reihe der Bier- und Branntweinschänken, aus denen bereits verworrener Lärm hervorquoll. Still betrachtete ich dieses traurige Schauspiel; die systematische Verwüstung und Ausplünderung hier so unmittelbar und unausweichlich an den Weg gelegt. Ein giftiger Pfuhl, in dem die Väter und die jungen Männer schon mit Behagen schwimmen und, wie sie selbst hineingezogen wurden, nun Frauen und Kinder nach sich ziehen.

„Wollen wir nicht einmal eintreten?“ fragte mein Begleiter. „Hier sehen Sie die Branntweinpest in ihrer vollsten Blüthe; es giebt wohl nirgends in England furchtbarere Zustände, als gerade hier in den Umgebungen der Dock. Zu der seßhaften hart arbeitenden rohen und gezeckten Bevölkerung an den beiden Themseufeln gesellen sich die frisch ausgelohnten Mannschaften der unzähligen einlaufenden Seeschiffe; weiße, gelbe und schwarze Menschen, von allen Winden zusammengesetzt, die sich, wie die wilden Thiere aus den Käfigen, in den wüsten Rausch der langentbehrten Freuden und Genüsse des merckwürdigen Welthafens stürzen“.

Wir traten in ein geräumiges Schankzimmer, in dessen Hintergrunde eine dichte Menschenmauer von Männern und Weibern die Bar umdrängte, trinkend, schreiend, lachend, streitend. Alle in ihrer Art Bilder der Verwahrlosung, mehr oder minder gezeichnet mit der Blässe und Röthe gewohnheitsmäßiger alkoholischer Ausschweifung.

„Hier werden Sie kaum eine für Sie genießbare Erfrischung finden“, flüsterte mir mein Führer an diesen Ort der Verdammten zu, „hier giebt es nur Gin mit 65 Procenten Alkohol, das Liter kostet 3 Mark. Das mildere Getränk, ‚Gin und Wasser‘ hat immer noch 50 Procente Alkohol und kostet 2 Mrk. 50 Pf. Für schwache Gemüther und verzärtelte Gaumen giebt es hier auch ein scharf gewürztes und stark alkoholisirtes sogenanntes Jngwerbier“.

„Im vorderen Theile des Raumes, wo wir standen, saßen auf Bänken und Fässern einzelne Gruppen, die jetzt anfangen uns zu beachten. Wüste Gesellen, bleiche hagere Gesichter, schmale Trinkerstirnen, schlaffe Züge, blutunterlaufene gläserne Augen; narbig, einäugig, verstümmelt, von Schmutz starrend — noch wüster ihre bedenklichen Begleiterinnen. Ihr Willkommen gleich etwa dem wohlwollenden Ausdrucke, mit dem der Stier dem ungebetenem Besucher seiner Weidekoppel entgegenstarrt, bevor er anläuft. Jeder Fremde der das Aeußere der besseren Stände trägt, ist hier verdächtig. Mir drängte

sich entschieden das Bedürfniß nach einem rechtzeitigen Rückzuge über den Lattenzaun der Koppel auf. Hat man sich jedoch durch einen unbedachten Schritt vorwärts in eine falsche Stellung gebracht und möchte nun gern mit guter Manier wieder heraus, ohne seinen Fehler einzuräumen, so kann man bekanntlich ziemlich sicher darauf rechnen, nochmals etwas Ungeschicktes oder Lächerliches zu begehen. Auch ich gerieth, fürchte ich, in diesen Fall.

Ich zog nämlich möglichst unbefangen meine Taschenuhr und stellte sie nach dem großen Zifferblatte über dem Schanktische, als ob dieses Geschäft der eigentliche Zweck meiner Anwesenheit sei. Dann verließ ich mit gemessener Würde — wie ich hoffe — das Lokal.

Als wir draußen waren, fragte mein Begleiter lächelnd: „es war Ihnen wohl nicht ganz heimlich da drinnen?“

„Sie meinen, ob ich Furcht hatte? — wenigstens war ich auf dem besten Wege dazu. Das Schauspiel an sich war mir ekelhaft und grauig; nebenbei überkam mich das Gefühl, persönlich unwillkommen zu sein und es drängte mich, dem thatsächlichen Ausdrucke dieser bedenklichen Stimmung zeitig vorzubeugen und auszuweichen.“

„Nun“, beruhigte mich mein Gefährte „in jetziger Tageszeit hat es wohl keine Gefahr, falls man sich ruhig verhält; einige Stunden später jedoch, wenn der größte Theil dieser Schänken mit mehr oder weniger viehisch betrunkenen Männern und Weibern gefüllt ist, würde ich Sie nicht dort hinein, nicht einmal durch diese Straßen führen. Schon mancher Fremde ist hier Nachts verschwunden und später ausgeraubt in der Themse aufgefischt oder, um die Sache aktenmäßig zu erledigen, in der Polizeiliste als „heimlich an Bord eines Westindienfahrers gegangen“ aus der Reihe der Lebendigen gelöscht worden.“ —

Wir zogen inzwischen die lange, enge, dunkle Thamesstreet hinauf, an deren Eingänge die endlosen Gebäude des Customhouse und der neuen eleganten Fischhalle von Billingsgate hervorragen, einer sehr vergrößerten Nachahmung der Loggia bei Lanzi und berühmt als die Pflanzschule des urwüchsigsten, kernigen „Billingsgate-Englisch“, eine der mannigfachen Kraftleistungen der hier regierenden Fischdamen. Nur langsam konnten wir uns vorwärts schieben, denn Thamesstreet ist der Mittelpunkt des geschäftlichen Strudels. Vor jedem der hohen Waarenspeicher mit den engen Fensterpalten und weiten Lufen fahren am schweren Prahne die rasselnden Ketten auf und nieder und beladen die cyklopischen Kollwagen, mit den titaniischen Clydesdalepferden bespannt. Und jetzt ist diese ganze lärmende Welt doppelt hastig und treibend, denn auch hier naht der Feierabend.

Es war inzwischen dunkel geworden und das Gas begann zu herrschen.

„Sehen Sie dort?“ sagte mein Führer, rechts und links in die Nebenstraßen weisend, „überall Schänken! Namentlich verkriechen sie sich gern in die noch schmälern Zwischenegäßchen, Durchgänge und Höfe. Hier ist noch Matrosenquartier. Hören Sie das wüste Toben? Es erinnert an den

hamburger Berg, aber hier wird nicht getanzt. Hier ziehen die ausgelohnten Matrosen mit elenden Weibern, die sich an sie hängen, von einer Rancee zur andern; die verderbliche amerikanische Sitte des „Traktirens“ verdoppelt die Consumtion; so — und anders — werden die Theerjacken hier ausgeplündert, verthieren förmlich durch die Tage lang fortgesetzte, alkoholische Vergiftung und endlich kommt das Messer an die Arbeit!“ —

„Jetzt“ unterbrach ich ihn, mich umsehend, „jetzt wird mir ein schauderhafter Bericht klar, den ich dieser Tage in der Times las, über eine Sitzung des Central-Criminalgerichtes; denn hier ist die leibhaftige Bühne, auf welcher die drei blutigen Acte spielten, die dort an einem einzigen Morgen ihre juristische tragische Vergeltung fanden. Solche Schauer geschichten gewinnen einen eigenen gruselnden Reiz, wenn man auf dem Flecke steht wo sie spielten. Eine rohe, schwere Verwundung im Rausche: fünf Jahr Zuchthaus; ein Mordanfall im Rausche: zehn Jahr Zuchthaus; ein Mord: Todesstrafe. Der Mörder war ein amerikanischer Matrose, gar nicht mehr jung, schon 34 Jahre alt, der im Wahnsinne fortgesetzter Alkoholvergiftung, übrigens aber eigentlich mit kaltem Blute, einem schlechten Weibe, mit dem er Tage lang umhergezogen war und das ihn völlig ausgeplündert hatte, während sie am Schanztische standen und zusammen tranken, unversehens mit seinem Rasirmesser den Hals bis zum Wirbel abschnitt. Der Mann blieb ganz ruhig am Orte der That, es war Nachmittags zwei Uhr, und erwiderte dem Policeman: „Ich that es, weil sie mich ausgeplündert hatte und mich nun nicht freihalten wollte!“

„Der unglückliche Bursche, James Simms war sein Name, ist bereits in Newgate gehängt worden“ ergänzte mein Begleiter, „und zwar: an seinem Halse bis er todt ist“, so heißt es hier in den Urtheilen, mit der lobenswerthen wörtlichen Genauigkeit der englischen Jurisprudenz“.

Inzwischen waren wir bei Londonbride an Bord des kleinen Dampfers gegangen der uns rasch an den Westminster Pier brachte. Mit beträchtlichem Behagen, mit dem erquickenden Gefühle der Befreiung, wie wenn ich einer dunstigen schlammigen Höhle entstiegen wäre, erfreute ich mich der reineren Atmosphäre auf dem nebel- und raucherfüllten Strome, dieser ältesten und immer noch größten und belebtesten Straße der Weltstadt. Andere, gesündere Bilder traten vor das Auge und ihr reicher Wechsel verwischte die tiefen Schlagshatten des unheimlichen Nachtstückes. Rings um uns das wimmelnde Gedränge der zahllosen, vollbesetzten, in allen Richtungen vorüberschießenden Dampfboote, über unseren Häuptern der Donner der auf den eisernen Brücken hin und wieder jagenden Züge, rechts die Hunderte von Kirchtürmen und über allen die Kuppel von St. Pauls; am Ufer die alten Speicherhäuser mit ihren nie rastenden Krähen, dann der Tempelgarten in welchem die für England so verhängnißvollen weißen und rothen Rosen gepfückt wurden, dann breithingestreckt das riesige Somersetshouse, das in einem seiner Flügel eine ganze Universität, Kings College, ausreichend beherbergt; endlich die breiten,

gartenartigen und doch vom städtischen Leben eng erfüllten neuen Themsequais, die Albert Embankments, über denen die eben aus tausendjährigem Schlafe erwachte Nadel der Kleopatra sich verwundert umschaut. Im Schatten der monumentalen reichen Gothik von Westminster Palace, einst die Residenz der Könige jetzt des Parlamentes, stiegen wir an's Land. —

Es war Mitternacht geworden, als wir das Covent-Garden Theater verließen, wo die Patti mit Nicolini die ausgewählteste Gesellschaft Londons im Troubadour begeistert hatte. Langsam schlenderten wir mit dem Menschenstrome Long Acre, Leicester Square und Coventrystreet entlang. Um diese Stunde sind auch im eleganten Westend, selbst während der Season, die Straßen dunkel und einsam; die reichen Läden werden schon gegen acht Uhr geschlossen und heitere Boulevardcafés giebt es in London nicht. Nur hie und da, namentlich an den Straßenecken, strahlt uns Lichtglanz entgegen; ein unruhiger Menschenknäuel schwärmt dort, wie ein Vienenwolf, am weit geöffneten Eingange geräumiger, erleuchteter Lokale. Das sind die modernen eleganten Trinkhäuser, die „Ginpaläste“. Am stärksten ist das Gedränge in Haymarket und am Eingange von Windmillstreet, bis vor Kurzem übelberufen durch die bekannnten Rryllrooms, eine importirte grobe Nachahmung von Mabilles.

Hier werden unsere Schritte gehemmt durch Ansammlungen armer verlorener Menschenkinder mit getünchter Jugend und abgelebten Flittern; jeder Vorübergehende wird angesprochen und, falls er nicht stumm ausbiegt, durch allerlei zudringliche Listen, namentlich durch plötzliches Entführen des Hutes, festgehalten, um die elenden Wesen in die glänzende Schnapschänke vor der wir stehen, zu geleiten, und dort zu „traktiren“. Eine dichte Menge, meistens im Nebel eines ekelhaften Halbrausches, strömt um uns aus und ein. Wir kaufen uns mit einigen Schillingen los, die sofort in den Ginpalast getragen und dem Moloch geopfert werden. Wir aber flüchten in unseren bescheidenen, stillen Club in Saville Row und ruhen hier am Ramine in den tiefen lederbezogenen Lehnstühlen von den Strapazen und Vergnügungen des Tages aus, behaglich eine Sodalimonade schlürpfend.

Nachdem die uns schon von Alters her bekannte Diva und ihr neuester Gatte bald erledigt waren, sagte mein freundlicher Wegweiser auf den heutigen Tagesfahrten:

„Ja, London ist die Heimath der Contraste. Und Alles tritt hier riesenhaft auf, so auch die Laster. Wir haben heute im Osten und im Westen der Metropole Blicke auf eine der dunkelsten Stellen des englischen Lebens geworfen. Was wir sehen, hat ja bereits eine traurige Weltberühmtheit erlangt. Die Ranzel brandmarkt es donnernd als „Nationalsünde“; die Politiker und Volkswirthe bezeichnen es in etwas verweltlichter Form als: die „Nationalkrankheit“, als: „das größte Hinderniß auf dem Wege der Nation zum Fortschritte und zum Wohlergehen“. Die „Trinkfrage“ ist eine der bedeutendsten Parteifragen im Parlamente geworden, eine der unangenehmsten

Schwierigkeiten für die jetzige Regierung. Sie beschäftigt einen nicht geringen Theil aller öffentlichen Meetings, sie wird ein Kampfsruf für die nächsten Wahlen sein und eine harte Nuß, wohl auch ein „stumbling-stone“ für manchen Kandidaten!

„Sie sagen da etwas“ warf ich ein, „was mich erstaunt. Wie kann ein Streit der Meinungen bestehen über die Frage: daß die Nation erkrankt ist und daß diese nationale Trinkkrankheit, die ärger wüthet als die Pest, mit allen Waffen bekämpft werden muß?“

„Ein Streit der Meinungen wohl kaum“ erwiderte mein Führer, „aber ein Streit der materiellen Interessen. Und das sind heut zu Tage die ernstesten, die am schwersten zu lösenden Conflict. Wir führen ja wohl keine sogenannten Religionskriege mehr? Denken Sie nur an die vielen reichen Brauer und Branntweinbrenner, an die Hunderttausende von Schänkwirthen in den drei vereinigten Königreichen! Reichthum ist Macht! In diesen Geschäften sind ungezählte Millionen, nach unserem Gelde: Milliarden, angelegt; geht die Consumtion rückwärts, so sind diese gefährdet, vielleicht verloren. Kürzlich wurde der jährliche Nettogewinn für 1878 der großen Brauerfirma „Bass und Comp“, deren Leistungen wir ja heute gewürdigt haben, unter die acht Theilhaber vertheilt; er betrug: acht Millionen viermal hunderttausend Mark. Etwa die Jahreseinnahme der königlichen Civilliste und der reichsten Peers des Reiches, der Herzöge von Westminster, Northumberland und Bedford, wie man sagt. Das sind die Feldherren der Lique. Und die Armee? In der Stadt Birmingham leben 1900 Familien, in Manchester deren 2567 allein vom Getränkgeschäfte. In Bristol hat jedes dreiundzwanzigste Haus eine Schanklicenz, darunter viele Schneider und Schuster, selbst Pfandleiher. Und sie Alle kämpfen selbstredend gegen jede Verminderung ihres Absatzes.“

„Gewiß“ räumte ich ein, „die Partei der erhaltenden Kräfte in dieser Frage muß ein riesenhaftes Beharrungsvermögen entwickeln können, die Brauer- und Brennerfürsten mit der ganzen Heeresfolge der Schänkwirthe.“

„Und die Gäste nicht zu vergessen“, ergänzte der Londoner Landsmann.

„Seltsam ist es nur“ warf ich ein, „wie diese Herren so häufig gegen ihr eigenes Interesse predigen.“

„Predigen?“ fragte mein Führer verwundert, „das ist mir neu.“

„Nun“ erklärte ich, „nicht in den Meetings der Temperenz-Vereine; aber wenn sie in den Zeitungen einen Braufnecht oder Fuhrmann suchen, so verlangen sie gewiß alle Male einen „nüchternen“ zuverlässigen Mann. Mir scheint, sie spotten ihrer selbst und wissen nicht: wie?“

„Und“, fuhr der Freund fort, „die Sache hat auch noch einen anderen bösen Haken. Sie heißt nicht umsonst: the drink difficulty. Sie hängt in gewisser Weise mit der nationalen englischen Sabbathfeier zusammen, insofern als die Bestrebungen der Temperenzler auch in der Richtung gehen: am Sonntage die Trinklocale völlig zu schließen. Nun kann man aber doch auf

die Länge den arbeitenden Klassen nicht jedes Vergnügen am Sonntage entziehen; schließt man die Schänken, so wird desto eher Anderes geöffnet werden müssen. Schon jetzt klopft eine nicht unbeträchtliche öffentliche Meinung an die Thüren der Museen, Bibliotheken, Theater und Concerthallen. Diese Milderung der strengen Sabbathfeier bekämpft nun wieder die strengst kirchliche Partei auf das Heußerste!"

„Aber warum eigentlich?“ unterbrach ich, „warum will man diese unschuldigen Vergnügungen nicht erlauben, die wir anderswo als naturgemäß; und heilsam befördern?“

„Ja, warum?“ fragte mein Freund zurück. Dann fuhr er fort:

„Eigentlich wohl aus principiellen Conservatismus, um überhaupt nicht an irgend einer einmal bestehender kirchlichen Einrichtung zu rütteln. Vielleicht gestehen, Ihnen gegenüber, wenige Vollblut-Engländer offen ein, — jedenfalls nicht gern — daß der Sonntag in London nachgrade unerträglich geworden ist; aber sehen Sie nur die Hunderttausende, die ihm auf allen Wegen, zu Wasser und zu Lande, entfliehen. — Wir Ausländer begreifen das nicht recht, ebensowenig wie vieles Andere hier zu Lande; ebensowenig wie wir etwa die hartnäckige Abneigung der englischen Gesetzgebung verstehen, die Ehe mit der Schwester der verstorbenen Frau zu gestatten, während doch die Wittve den Bruder ihres verstorbenen Mannes heirathen darf“.

„Ja, das ist wirklich sonderbar“ stimmte ich zu, „und allen anderen christlichen Völkern, soviel ich weiß, eigentlich unverständlich. Nach unserer Anschauung ist ja die Schwester die berufenste und natürlichste Stiefmutter. Uebrigens habe ich in den, seit Jahren häufig wiederholten, Parlamentsdebatten innere Gründe dagegen, die mir ernsthaft erschienen wären, kaum gefunden. Denn die Berufung auf das alte jüdische Gesetz reicht doch wohl nicht aus; dort, im Leviticus 18. 18, stehet nämlich: „Du sollst auch Deines Weibes Schwester nicht nehmen, neben ihr . . .“; sie beweist zuviel.“

„Auch die Debatten über die Bekämpfung der Trunksucht“ fuhr mein Führer durch London fort, „sind nicht völlig verständlich, wenn man sich nicht dabei stets erinnert, daß die Auflösung des Parlamentes in nicht fernier Zeit, spätestens am Ende der nächsten Session in Aussicht steht. Da gehen nun Conservative und Liberale schon jetzt mit sich zu Rathe: wie sie sich die günstigste Stellung vor ihren gestrengen Wählern schaffen wollen? Viele Anträge und Debatten über gewisse wichtige und bestrittene Fragen bezwecken schon jetzt nicht sowohl ein sachliches Resultat, als ein Manöver für den Wahlkampf. Man will sich selbst stärken und seine Gegner in Verlegenheit bringen. So auch bei der Trinkfrage, also der Frage nach den geeigneten Maßregeln, um dem allgemein anerkannten Uebel der übermäßigen Trunksucht, der „Trinkkrankheit“ zu steuern. Die Vetreibung dieser Maßregeln liegt jetzt wesentlich in den Händen der liberalen Partei, der jetzigen Opposition. Ihre Stellung zu dieser Frage ist eine sehr vortheilhafte, denn im Principe widerspricht eigentlich Niemand; jeder wohlbedenkende Mann erkennt das Uebel an.“

In vielen Wahlbezirken soll sogar eine bedeutende Majorität vorhanden sein, die nur einen solchen Candidaten annehmen wird, der sich für bestimmte „Mäßigkeits-, wenn auch nicht gerade für die strengsten „Enthaltensamkeits“-Maßregeln verpflichtet. Hier also fallen die Forderungen des Gewissens mit dem politischen Vortheile zusammen. Aber ebenso hoch, ja noch weit bedeutender wird in vielen Wahlbezirken der Einfluß der Brauer und Brenner und der Schankwirthe nebst ihren unzähligen Kunden mit Recht geschätzt. Bei diesen fällt natürlich ein Candidat, der für wesentliche Beschränkungen ihres Absatzes oder ihrer Neigungen gestimmt hat, ohne Gnade durch. Im Laufe des letzten Jahres fanden vierundzwanzig Nachwahlen zum Parlamente statt. Bei einundzwanzig Wahlen wurden von dem Candidaten bestimmte Erklärungen über seine Stellung zur Temperenz-Gesetzgebung gefordert und gegeben. Bedenkt man diese fatale Zwangslage, so versteht man erst die seltsame Erscheinung, daß in den letzten Jahren die Redner der Majorität des Unterhauses stets mit dem edlen Zwecke der Anträge der „Trinkkrankheit“ übereinstimmten, aber leider immer just diejenigen Mittel und Wege, welche grade vorgeschlagen wurden aus allerlei praktischen, speciellen, technischen, finanziellen Erwägungen nicht vollständig zu billigen vermochten. — Da glaubt man denn oft, eine Rede über das bekannte Thema zu hören: „Wasch' mir den Pelz und mach' mich nicht naß“. — Sie sehen, für diese armen Parlamentarier ist die Trinkfrage wirklich eine „Trinkschwierigkeit“. Was soll da ein gewissenhafter Mann und praktischer Charakter, der gern wieder gewählt sein möchte, thun? Zu welchem Heiligen soll er beten? Was soll die Regierungspartei im Ganzen thun? — Es ist daher für mich höchst wahrscheinlich, daß die entscheidende Schlacht über die „Trinkfrage“ erst im nächsten Parlamente geliefert werden wird“. —

„Auch gewonnen für die Temperenzler?“ fragte ich.

„Das scheint mir zweifellos. Die englische Nation ist in ihrem Kerne so kräftig und so gesund in ihren Wurzeln, daß sie ganz aus sich selbst den Heilungsprozeß entwickelt hat. Das Uebel ist freilich ein sehr tief eingewurzeltet; es ist schon viele Generationen alt und ganz unglaublich verbreitet. Man hat berechnet, daß allein durch die Schanklocale in London die Straße von hier nach Oxford, 75 Km., mit einer geschlossenen Häuserreihe besetzt werden könnte. — Und dabei bringt die Getränkesteuer dem Staate jährlich etwa 650 Millionen Mark ein! Wie soll sich nun ein gewissenhafter Finanzminister dazu stellen, wie das ersetzen? Was Wunder also, daß die Heilung noch aussteht, trotzdem ihre ersten Symptome schon vor mehr denn dreißig Jahren auftraten“.

„Und wie begann es, bitte?“ fragte ich weiter.

„Der erste Keim war recht unbedeutend. Am nächsten war die Hilfe dort, wo die Noth am größten war, in Irland. Für England bildete sich der Kern der Bewegung in Manchester und jetzt ist diese „Temperenz-Bewegung“ unter der Führung des mächtigen Centralvereins, der „United Kingdom Alliance“, durch die drei vereinigten Königreiche überall hin verbreitet“. —

„Gewiß“, erwiderte ich, „auch im Auslande ist die englische Trinkfrage

keinem Zeitungsleser völlig fremd; hat man aber solche Krankheitsbilder gesehen wie ich heute, dann wird die Frage noch ganz anders gegenständlich. Ich meine, solcher Augenschein muß das Interesse eines Jeden reizen, dieser nationalen Lebensfrage, die auch bei uns in Deutschland noch keineswegs ausreichend beantwortet ist, näher zu treten. Sie, verehrter Landsmann, scheinen mir ziemlich tief eingeweiht zu sein?"

„Mich hat“, so schloß mein Wegweiser diese anziehende und belehrende Besprechung, „mich hat zunächst die Art und Weise angezogen, in der hier gegen diesen Feind gerüstet und mobil gemacht wird. Sie ist so völlig abweichend von dem Ausgangspunkte und dem Verlaufe, den solche Bewegungen, wenigstens zu meiner Zeit, in Deutschland zu haben pflegten, ich meine: von Oben her und officiell. Oder ist das jetzt etwa anders geworden?“

„Nun“, antwortete ich bescheiden, „wir haben uns doch inzwischen bemüht, selbständig gehen zu lernen. Ohne Zren und Stolpern und ohne unseren großen wegtundigen Führer geht es dabei natürlich auch bei uns nicht vorwärts“.

„Zufällig“ so fuhr der Landsmann in seiner Schlußrede fort, „kenne ich den Secretär der „United Kingdom Alliance“, Mr. Barker. Durch seine Gefälligkeit habe ich mir eine ziemlich vollständige Uebersicht verschafft über die Thätigkeit der Temperenzler: in der Presse, in Vereinen, Gesellschaften, Meetings und im Parlamente. Ich bin dabei einer tief betrübenden Erscheinung, aber auch einer Leistung von seltener Großartigkeit begegnet. —

Indessen jetzt ist es Ein Uhr Nachts und „wir müssen's diesmal wirklich unterbrechen“. Ich schicke Ihnen lieber meinen Papiervorrath in Ihr Hotel; vielleicht sehen Sie ihn an einem der nächsten Regentage einmal durch“. —

Glücklicherweise trat diese Gelegenheit zu häuslichem Fleiße während meines Aufenthaltes in England nicht mehr ein. Ich nahm daher die Papiere mit in die Heimath und will nun versuchen, hier eine Uebersicht ihres überraschenden, ihres traurigen, aber großartigen Inhaltes zu geben.

I.

Die Krankheit.

Die englische Gesetzgebung über den Verkauf alkoholischer Getränke ist so außergewöhnlich verwickelt, daß selbst die officiellen Actenstücke kaum ausreichen, um dieses Chaos völlig klar zu stellen. Lange Reihen von Gesetzen, beginnend im Jahre 1504, werden aufgezählt die den Verkauf von Wein, Bier und Branntwein zum besten Vortheile des Fiskus und zum geringsten Nachtheile für die Producenten und Consumenten regeln sollen. Diese Vorschriften stimmen in den drei Königreichen keineswegs überein, sie verbieten in Irland oder Schottland, was wiederum in England erlaubt ist. Bedeutende Kenner dieser Gesetze schätzen dieselben auf sechshundert Nummern. Jedenfalls kann man nicht behaupten, die Staats-Heilkünstler seien auf diesem Felde unthätig gewesen.

Fragen wir also nach den Früchten dieser Thätigkeit, betrachten wir den gegenwärtigen Stand der Trinkkrankheit.

Nach dem neuesten Bericht des vom Oberhause für deren Beobachtung eingesetzten Ausschusses, vom März 1879, waren im vereinigten Königreiche concessionirt:

im Jahre 1860:	156,700	Schantlocale
= = 1870:	185,100	=
= = 1876:	216,000	=

In der letzteren Zahl sind 36,000 Lizenzen für den Verkauf außer dem Hause einbegriffen.

Großbritannien und Irland hat 33 Millionen Einwohner, es fällt daher auf 150 Einwohner eine Schanklizenz. Diese Concessionen wurden früher ohne jede Zeiteinschränkung erteilt; eine jede wird zwar alle drei Jahre obrigkeitlich geprüft, falls aber nicht gegen den Wirth bereits drei Beurtheilungen vorliegen, läuft seine Lizenz stetig weiter. Seit den letzten Jahren erst werden neue Concessionen fast nur auf Zeit gegeben, meistens auf ein Jahr; dann werden sie zwar geprüft, aber fast stets erneuert. Als wesentlicher Punkt des ganzen Systems ist hervorzuheben, daß die Bedürfnisfrage in großen Städten gar nicht, auf dem Lande im Allgemeinen nur sehr beiläufig erörtert wird. In der neueren Gesetzgebung ist ein gewisses Schwanken und Lasten bei diesem Concessionswesen nicht zu verkennen. Man hat gesetzliche Einschränkungen nach und nach in den verschiedensten Formen angewandt, aber immer zeigte sich wieder, daß man nicht an die Wurzel des Uebels gelangt war, daß man nur hier und da einen Mißbrauch beschnitten hatte, neben dem dann ein anderer, durch irgend eine neu entdeckte Lücke im Gesetz, wieder frei emporstieß.

Die officiellen Listen über die Einnahmen aus den Eingangszöllen und aus der inländischen Getränkesteuer ergeben folgende

Consumtion von Spirituosen:

	1860.	1870.	1876.	1877.	1878.
	Millionen Liter.	Millionen Liter.	Millionen Liter.	Millionen Liter.	Millionen Liter.
Englischer Branntwein.....	96,30	101,70	135,00	134,46	132,08
Fremder Branntwein.....	24,75	37,80	51,75	48,37	46,89
Englischer Wein und Cider.	56,25	67,50	78,75	78,75	78,75
Fremder Wein.....	30,50	68,00	83,70	76,50	72,90
Biere.....	3033,90	4255,30	5100,00	4901,85	5027,85
	3241,70	4530,30	5449,20	5239,93	5358,47

Im Jahre 1878 entfiel also auf jeden Kopf der Bevölkerung (33,2 Millionen) ein Consum von 162 Litern.

Die Ausgabe hierfür betrug:

im Jahre 1860:	1684 Mill. Mt.;	Einwohner:	28,7 Mill.;	auf den Kopf:	58 Mt.
=	=	1870:	2376	=	=
					31,2
=	=	1876:	2944	=	=
					32,4
=	=	1877:	2840	=	=
					33,0
=	=	1878:	2844	=	=
					33,2

Der Zuwachs der Bevölkerung betrug von 1860—1878: 17 Procent.

Der Zuwachs der Ausgaben für berauschende Getränke betrug: 60 Procent.

Nun aber weisen die vereinigten Temperenz-Gesellschaften eine Mitgliederzahl von 4,7 Millionen Köpfen auf; es beträgt also die Alkohol trinkende Bevölkerung nur 29 Millionen. Wir wollen mit dieser letzteren Nettozahl der Trinker die vorstehenden procentischen Rechnungen nicht wiederholen; die gefundenen Zahlen sprechen wohl schon ohnehin deutlich genug. Fragen wir aber, was trinken denn die 4,7 Millionen Temperenzler, so giebt die Antwort der

Theeconsum

der von 2,5 Pfd. auf den Kopf im Jahre 1860
gestiegen ist auf 4,5 = = = = = 1878.

Forschen wir nach den Wirkungen des Alkoholconsums, so liefert uns die Criminalstatistik erschreckende Antworten, aus denen ich nur folgende sporadische Notizen hier wiedergeben will:

1. Die Polizei hat aufgegriffen in England und Wales:

im Jahre 1860 etwa	88,000	Trunkfällige
=	=	1870 = 131,000 =
=	=	1876 = 204,000 =

2. In London wurden im Jahre 1875 arretirt:

wegen einfacher Trunkenheit	{ 8525 Männer
		{ 7525 Weiber
wegen Vergehens in der Trunkenheit		{ 7963 Männer
		{ 6999 Weiber

In Liverpool (520,000 Einwohner) wurden aus denselben Veranlassungen

in den Jahren 1872 und 1873 arretirt	{ 13438 Männer
	{ 9141 Weiber.

In Edinburgh (jetzt 200,000 Einwohner) wurden wegen Trunkenheit arretirt:

im Jahre 1871	5400	Personen
=	=	1877 7733

*) Damit wir nicht in Versuchung gerathen, das Dankgebet des Pharisäers anzustimmen, bitte ich nachstehende kleine Tabelle über den Bierconsum in der Stadt München zu vergleichen.

	Getrunkenes Bier Liter	Geldauswand Mt.	Einwohner- zahl	auf den Kopf Liter	Mt.	Ertrag der Staats- u. Gemeindefiscen per Kopf	Steuern Mt.
1876	95,94 Mill.	24,86 Mill.	198,000	484	125,84	2,5 Mill.	12,5
1877	95,13	=	215,000	441	112,40	—	--

(einschließt. neue
Bortadt Zündling.)

Hier fand also eine Steigerung statt von 33 Procent, die Bevölkerung war inzwischen gestiegen um 5 Procent.

Im Jahre 1876 wurde in der Stadt Limerick, in Irland, wegen Trunkenheit arretirt: je der zwölfte Einwohner; im Jahre 1877: je der sechzehnte.

3. Seit 1860 bis 1876 sind gestiegen:

die Trunkfähigkeit der Kinder unter 16 Jahren um:	130 Procent.
der Säuferwahnsinn um	67 =
die Verarmung um:	78 =
andere Verbrechen etwa um	40 Procent.*)

4. Binnen 18 Jahren hat sich die Steuerlast des Landes für Gefängnisse und Irrenhäuser verdoppelt.

Und woher erklärt sich diese furchtbare Steigerung der „Trunkkrankheit“? Die Trinkgelegenheiten waren binnen 16 Jahren von 156,700 vermehrt auf 216,200. Im Jahre 1860 existirte erst auf 184 Köpfe, im Jahre 1876 schon auf 134 Köpfe eine Concession; die Orte der Versuchung waren vermehrt um 38 Procent.

Selbsterständlich sind diese einfachen nackten Ziffern das Ergebnis mühevoller Ermittlungen. Ich habe sie größtentheils entnommen aus dem im März 1879 erschienenen Berichte des Ausschusses des Oberhauses. Dieser Bericht enthält 56 Quartseiten Text und 4 Foliobände, mit insgesammt 1680 Seiten Anlagen. Der Ausschuss hat 108 Zeugen und Sachverständige protokollarisch vernommen; es fließt hier also eine fast überreiche Quelle, an der schöpfend man große Enthaltbarkeit üben muß.

Indessen giebt es auch in dieser Frage Statistiker, die anders rechnen und zu dem Resultate kommen möchten: die Thatsache des übermäßigen Genusses von Spirituosen überhaupt zu leugnen. Einer dieser sonderbaren Heiligen schreibt neulich an die Times: „Wenn man die gesammte jährliche Consumtion von Spirituosen unter die erwachsene Bevölkerung vertheilt, so kommt auf den Kopf täglich nicht mehr Alkohol als drei Gläser Sherry (ein starker Import- und noch stärkerer Fabricationsartikel in England) enthalten, was doch gewiß nur ein mäßiger Genuß sei“. Ein Anderer erzählt von der Mäßigkeit, welche er und seine Freunde beim Lunch in ihrem Club entfalten; dann berechnet er die jährliche Ausgabe eines Jeden von ihnen für diese mäßige Consumtion auf etwa 200 Mark und gelangt von da aus zu dem überraschenden Ergebnisse, daß eigentlich etwa erst 7000 Millionen Mark (statt 2844 Millionen) diejenige Summe sei, die

*) Die genaue Uebersicht der Steigerung ist folgende:

	1860	1870	1876
Trunkfähigkeit	88,361	131,370	203,989
Angriffe auf die Polizei	86,448	107,127	122,913
Säuferwahnsinn	38,058	54,713	63,793
	<hr/>	<hr/>	<hr/>
	212,867	293,210	390,595.

alljährlich vernünftiger und mäßiger Weise in den vereinigten Königreichen vertrunken werden dürfe!

5. Als die United Kingdom Alliance anfang Statistif zu machen, standen deren Ergebnisse häufig im grellsten Widerspruche mit denen der Polizeibehörden. Die Letzteren constatirten damals regelmäßig: Abnahme der Krankheit. Die United Kingdom Alliance organisirte daher eine besondere Ueberwachung der Trinker und der Trunkfälligkeit, zunächst in Birmingham. Diese Controle gab folgende seltsame Resultate. Die Gesellschaft ließ 35 Trinklocale in verschiedenen Stadttheilen durch intelligente und zuverlässige Männer an einem Sonnabend überwachen. Es traten an diesem Tage aus diesen Trinkstellen:

	9159	Männer	und	5006	Frauen
davon waren	662	=	=	176	=

also zusammen 838 Personen zweifellos schwer betrunken. An diesem nämlichen Tage arretirten die Beamten der regelmäßigen Polizei in ganz Birmingham (360,000 Einwohner) 29 Betrunkene.

In diesem Falle darf indeffen nicht übersehen werden, daß nicht nur von den Besuchern im Allgemeinen, sondern auch von den 838 Schwertrunkenen viele die Trinklocale mehrere Male verließen, indem sie sich inzwischen umhertrieben und ab und zu liefen.

Eine zweite interessante Probe wurde, ebenfalls in Birmingham, mit 51 Schanklokalen angestellt, auch an einem Sonnabend, während dreier Abendstunden. Man zählte aus diesen Localen heraus 15,096 Personen, darunter 1436 Schwertrunkene. An demselben Sonnabend arretirte die Polizei wegen Trunkenheit ein Individuum.

Ferner haben dieselben Auszähler festgestellt, daß das Verhältniß der Frequenz in den Schänken vom Sonnabend bis Montag stehet wie 2:1 und vom Montag zum Dienstag wieder wie 2:1.

In Salford, einer Vorstadt von Manchester mit 122,000 Einwohnern, wurden arretirt:

am Sonntag, von 8--12 Uhr Abends:	128	Trunkene
am Montag, während des ganzen Tages	207	=
= Dienstag, = = = =	140	=
= Mittwoch, = = = =	87	=
= Donnerstag, = = = =	87	=
= Freitag, = = = =	125	=
= Sonnabend, = = = =	562	=

Also am Abend des Sonnabends, des Lohntages, zeigt die Trinkfrankheit den Höhepunkt ihres Paroxismus.

6. Sehr merkwürdige Ergebnisse liefert die nachstehende tabellarische Zusammenstellung, welche die gleichzeitige aufsteigende Bewegung veranschaulicht:

	a.	b.	c.	d.
	der Ausgaben für berauschende Getränke	der bestraften Verbrecher	der Armensteuer und Polizeikosten	der von der Polizei aufgegriffenen Trunkenbolde.
1869...	2256 Mill. Mk.	373,000	260 Mill. Mk.	122,310.
1870...	2376 " =	390,000	268 " =	131,800.
1871...	2378 " =	408,000	276 " =	142,300.
1872...	2632 " =	424,000	284 " =	151,000.
1873...	2800 " =	457,000	284 " =	183,000.
1874...	2826 " =	487,000	294 " =	186,000.
1875...	2856 " =	512,000	290 " =	204,000.

7. Mit diesen und ähnlichen statistischen Ermittlungen sind nun allerlei Betrachtungen angestellt, um den riesenhaften und auf die Länge tödtlichen Blutverlust am Nationalvermögen grell vor die Augen zu führen, den die Trinkkrankheit unfehlbar in ihrem Gefolge haben müsse.

Zum Beispiel:

- a) der Werth des gesammten englischen Exportes während der vier Jahre 1875—78 beträgt 16,200 Mill. Mk.
die Ausgabe für alkoholische Getränke in den sieben Jahren von 1872—78 beträgt 19,740 " =
mithin letztere mehr: 3,540 " =
- b) Der gesammte materielle, directe und indirecte (sehr umständlich berechnete) Verlust der Nation durch die Conjunction der berauschenden Getränke ist veranschlagt für die Jahre von 1872—1878 auf: 36,000 Mill. Mk.

„Hierfür“ heißt es weiter in dem Centralorgane der United Kingdom Alliance, der „Alliance News“ „hierfür hätten wir Folgendes leisten können: wir hätten unserer Nationalschuld (Capital: 15,500 Millionen Mark) bezahlen können, dazu hätten wir sämtliche vorhandene Eisenbahnen für den Staat ankaufen und das vorhandene Eisenbahnnetz beinahe verdoppeln können! Was haben wir statt Alles dessen für unsere 36,000 Millionen Mark gewonnen?

Mehr Verbrecher, Arme und Irrensinige, das bedeutet: mehr Polizei, Gefängnisse, Arbeitshäuser und Krankenhäuser. Ferner eine durchschnittliche Verkürzung der Lebensdauer, welche eine Autorität, der sehr angesehene Arzt Dr. William Richardson, im Jahre 1875 vor einem wissenschaftlichen Congresse zu Brighton auf ein Drittel geschätzt hat“.

„In ickiger Zeit“ so schließt eine Zuschrift von Mr. William Hoyle, einem der unermüdblichsten Führer der United Kingdom Alliance, an die Times, „forschen unsere Kaufleute und Fabrikanten ängstlich nach neuen Absatzgebieten in allen Welttheilen. Würden wir nicht gut thun, unsere Aufmerksamkeit ernstlicher unserem einheimischen Markte zuzuwenden? Denn da wir durch unser Trinklasten direct und indirect eine größere Summe verschwenden als den Betrag unseres ganzen Exportes, so hätten wir ja ein bereites und sicheres Mittel gegen die Geschäftsstockungen in unserer eigenen Hand, wenn wir jene

Summe dem Alkoholgeschäfte entziehen, wenn wir namentlich die so außerordentlich gestiegenen Arbeitslöhne vernünftig verwenden, indem wir sie für Kleider, Schuhe und Hausrath ausgeben“.

„Und“ so heißt es weiter, „wenn wir auch im Jahre 1878 4 Millionen Liter fremde Weine und ebensoviel Branntwein (S. 413) weniger getrunken haben als 1877, so beweist das durchaus keine Besserung der Krankheit, es beweist nur die Verminderung des Einkommens in den mittleren Klassen durch unsere jetzige traurige Geschäftslage. Denn wir haben zwar im Jahre 1878: 8 Millionen Liter Wein und Branntwein weniger, dafür aber 126 Millionen Liter Bier mehr getrunken.“

II.

Die ersten Heilungsversuche.

Es ist wohl selbstverständlich, daß dieses Elend, diese „Nationalkrankheit“ schon seit längerer Zeit die Besorgniß und das Mitleiden aller christlichen, philanthropischen und patriotischen Beobachter wach rief, so daß nach und nach alle guten Bürger, alle rechtlich und sittlich denkenden Menschen, vom Seelsorger bis zum Statistiker, begannen sich irgendwie mit der Trinkfrage zu beschäftigen.

Am frühesten und tödlichsten wüthete die Krankheit unter der verarmten Bevölkerung Irlands, und hier wurde auch, schon vor mehr als vierzig Jahren, der erste bedeutende Versuch gemacht, sie zu bekämpfen. Als ein besonders greifbares unter den Symptomen der damaligen Zustände will ich hervorheben, daß schon im Jahre 1833 in Irland für den dort nationalen Whiskey (Fasertbranntwein) mehr als 140 Millionen Mark jährlich ausgegeben wurden, doppelt soviel als die gesammte damalige Armensteuer in dem vereinigten Königreiche betrug. Damals nahm die „Gesellschaft der Freunde“ (die Quäker) in Cork die Sache in die Hand und gründete den ersten Enthaltungsverein. Unter ihren verschiedenen Agitationsmitteln erscheint mir folgendes als besonders originell. Bei Gelegenheit eines großen öffentlichen Festes stellten sie eine Menge riesiger Plakate aus, die überall sichtbar waren, nachstehenden Inhalts:

Billiger Whiskey.

Tod & Comp.

empfehl't sich zur Ausbildung von Trunkenbolden,
Bettlern und Vagabonden auf raschestem und billigstem
Wege.

Niemand verkauft stärkeres Gift, bricht besser
Herzen und macht Familien elender als

Tod & Comp.

Jedoch hätten die eifrigen, menschenfreundlichen Bestrebungen der Quäker bei der großen Menge wohl keinen Eingang gefunden, denn sie belehrten im Grunde die Blinden über die Farben, ohne die Mitwirkung eines katholischen Geistlichen, des Vater Mathew. Dieser berief eine Versammlung, predigte

dem Volke und wußte seine katholischen Zuhörer durch Anwendung der ihnen verständlichen religiösen Formen und Ceremonien zu fesseln und zu gewinnen. Er nahm die zur Enthaltbarkeit vom Whiskey Befehrten durch ein feierliches Gelübde in seinen Bund auf, dann segnete er sie. Anfangs kamen auch zu ihm nur Wenige. Indessen das Beispiel wirkte anziehend auf die große zum Glauben geneigte Menge, und der Anschein des Geheimnißvollen und des Wunderkräftigen fesselte. Die Wunder bestanden einfach darin, daß einige notorisch durch den Trunk herabgekommene Arbeiter durch die Nüchternheit wieder zu gesunden, kräftigen, arbeitsamen Menschen wurden. Die große Menge jedoch glaubte an die zauberhafte Wirkung des Segens. Aus allen Kräften suchte Vater Mathew diese Auffassung zu bekämpfen. Vergebens: der katholische Priester hatte, diesesmal für den edelsten Zweck, die Phantasie der abergläubischen Masse gereizt: das Wunder war die nothwendige Folge.

Die frohe Botschaft verbreitete sich rasch; von nah und fern strömten alle Kranken und Elenden herbei, um durch Vater Mathews wunderthätigen Segen geheilt zu werden, und Alle legten das Gelübde ab.

Bald erschien der Vater in Limerick, von dort zog er weiter umher, und so ergriff die Bewegung, wie ein Lauffeuer, nach und nach ganz Irland. Im Jahre 1840 hatte Vater Mathews Verein schon 500,000 Mitglieder und in Limerick mußten 80 Whiskeyschänken schließen. Im Jahre 1845 war die Mitgliederzahl auf 800,000 gestiegen und die Gefängnisse leerten sich stetig. Jetzt ist die ganze Insel mit einem dichten Netze von Enthaltbarkeits-Vereinen überzogen, welche unter der gewandten Leitung der katholischen Geistlichkeit mit großem Erfolge arbeiten und bereits wichtige heilsame Reformen in der Gesetzgebung für Irland durch das Parlament gebracht haben.

Von dort aus pflanzte sich die Bewegung nach England fort. Es bildeten sich eine große Menge von Vereinen mit verschieden abgestufter Strenge der Anforderungen. Da dieselben aber vereinzelt und nur örtlich arbeiteten, so war ihre Wirkung nach Außen sehr gering; zu einem Drucke auf die Regierung und Gesetzgebung erwiesen sie sich völlig unvermögend. Das große Publikum betrachtete ihre Thätigkeit mit platonischem Wohlwollen als seltsame aber unschädliche menschenfreundliche Bestrebungen, etwa wie der Vegetarianismus und das Naturheilverfahren. Der etwas sectenhafte Anstrich ihres Gebarens stieß, nach rechts und links, eher ab als daß er anzog.

Man erkannte diese Mängel und schritt zur Abhilfe. Im Jahre 1853 wurde in Manchester die große Central-Mäßigkeits-Gesellschaft gestiftet, deren vollständiger Titel ihren Zweck folgendermaßen ausdrückt:

United Kingdom Alliance

for the total and immediate suppression of the traffic in intoxicating liquors and beverages; — also: die gänzliche und sofortige Unterdrückung des Handels mit berauschenden Getränken.

Diese Centralstelle faßte nun sämmtliche kleine Vereine zusammen. Sie fußt vor Allem auf dem Grundsätze, daß in ihr von jeder religiösen oder

politischen Parteistellung völlig abgesehen wird. Zu ihren thätigsten Mitgliedern gehören der Cardinal Manning und der berühmte Convertit Dr. Newman, neben vielen hohen und niederen Geistlichen der Staatskirche, neben Wesleyanern, Quäkern und Laien aus allen politischen Lagern.

Die United Kingdom Alliance verwandelte also die bis dahin religiös-sittliche Bestrebung in eine politisch-nationale. Zudem sie alle die zerstreuten kleinen Vereine unter sich zusammenschloß, hob sie jeden einzelnen im Ansehen und führte ihm Mitglieder zu, welche bis dahin gleichgiltig vorübergegangen waren. Neue Gesellschaften der verschiedensten Ordnungen bildeten sich und jetzt überdeckt ein riesiges Netz das vereinigte Königreich und die Colonien unter den mannigfachen Formen und Namen: National Temperance League; Good Templars (mit freimaurerischer Organisation); Band of hope Unions (Hoffnungsvereine); Ragged Schools (Armenschulen); der Orden der Rechabiten; die Sons of Temperance und viele andere. Der Temperance Guide, ein Jahreskalender für 1879, zählt die Hauptgesellschaften vollständig auf; ihre Namen füllen 2—3 enggedruckte Seiten.

Es giebt keine Religionsgesellschaft und wenige Kirchspiele, die nicht ihre Hoffnungsvereine für Kinder, Enthaltensvereine für die Jugend und für Erwachsene, Meetings für Jedermann und besondere Vereine für Frauen hätten. Alle diese Verbindungen stehen unter der Fahne völliger, confessionsloser Neutralität. Daneben hat die Staatskirche, unter der Führung ihrer hohen Würdenträger, einen außerordentlichen Eifer für das Werk der Rettung entwickelt, so daß sogar die Königin die „Church of England Temperance Society“ der Ehre würdigte, selbst das Protectorat und die „Patronage“ dieser Gesellschaft anzunehmen.

So arbeitet seit fünfundzwanzig Jahren die United Kingdom Alliance als bewegender Mittelpunkt einer gewaltigen, das Königreich überfluthenden, immer höher schwellenden Bewegung.

Mit welchen Mitteln?

Während der ersten vier Jahre ihres Bestehens beschränkte sich die United Kingdom Alliance darauf, die öffentliche Meinung durch Meetings, Zeitchriften und Tractate zu bearbeiten. Zunächst mußte die Einsicht und Theilnahme der herrschenden Klassen aufgeklärt und erregt werden, das arbeitende Volk mußte belehrt und zum Bewußtsein seiner Krankheit erweckt werden. Ferner genügte es nicht, gewisse einfache, mehr oder minder bekannte, sittliche sanitätische und ökonomische Wahrheiten vor einem Kreise geneigter Leser oder Zuhörer wiederholt auszusprechen. Damit allein bewirkt man keine sociale Reformen. Diese Wahrheiten müssen den Massen beigebracht, imprägnirt, von ihnen aufgesogen werden. Sie müssen landläufige, triviale Gemeinplätze werden. Ein Jeder mußte den Schaden erkennen und außerdem noch die Vortheile, welche die Erreichung des Zweckes der United Kingdom Alliance, „das Verbot des Handels mit berauschenden Getränken“, mit sich führen würde.

Diese Propaganda wird nun durch die United Kingdom Alliance und durch alle kleineren Gesellschaften betrieben. Zunächst und hauptsächlich vermittelt der Presse. Jetzt erscheinen für diesen Zweck mehr als sechzig periodische Blätter, davon zwanzig in London. Das Centralorgan der United Kingdom Alliance ist die „Alliance News“. Die „guten Templer“ geben sieben solcher Zeitschriften heraus, verschieden in Form, Preis und Adresse. Auch eine ärztliche Zeitschrift erscheint: „The Medical Temperance Journal“. Daneben werden Broschüren und kleine Flugblätter mit stets variiertem Inhalt in ungezählten Massen verteilt. Der erste Preis-Essay über „Verbot des Handels mit Spirituosen“, welcher schon 1857 erschien, wurde damals in 47,000 Exemplaren abgesetzt. Er enthält 320 eingedruckte Seiten. Leider erlaubt es der Raum nicht, auf seinen reichen und mannigfachen Inhalt hier einzugehen.

In dieser Presse werden die Hebel von allen Seiten angelegt: Geschichte, Polemik, Romane, Lieder, Statistik über Gesundheitsfragen, über Verbrechen und Unglücksfälle, sowie über die Verschlimmerung der gedrückten Lage der Fabrikation und des Exportes — und Alles mit Beziehung auf die Trunksucht. Die Lieder sind in Musik gesetzt und werden von der Jugend der Hoffnungsvereine gesungen. Man hat sogar besondere Sammlungen von Hymnen für die großen Mäßigkeitsfeste herausgegeben. In dem oben schon erwähnten Temperanz-Kalender nimmt das Verzeichniß der Druckschriften siebenzehn eingedruckte Seiten ein. Ferner arbeitet die United Kingdom Alliance durch Vorlesungen, Versammlungen und Abendunterhaltungen. Sie bezahlt fünfzig reisende Vorleser und hielt im Jahre 1878: 925 Meetings. Die United Kingdom Alliance erscheint auf jeder ärztlichen und naturwissenschaftlichen Versammlung und betont dort ihre Seite der behandelten Fragen.

Die United Kingdom Alliance und ihre Waffenbrüder sind sich jedoch sehr wohl bewußt, daß es nicht möglich ist, den arbeitenden Klassen einfach das Schanklokal, ihre einzige Stätte der Unterhaltung und Geselligkeit, zu schließen, daß man vielmehr Anderes, Besseres an deren Stelle setzen müsse. Sie gingen also gleichzeitig an's Schaffen. Hiervon einige wenige Beispiele. Man gründete in Dublin den großen „Dublin Coffee Palace“ mit einem Lesezimmer und Arbeiterclub. Der jährliche Umsatz dieses Institutes beträgt schon jetzt 80,000 Mark. In derselben Straße entstand St. Andrews Temperance-Hall, wo man an jedem Abende in den Lese- und Clubzimmern Hunderte junger Leute aus dem Arbeiterstande finden kann, die sich mit Lesen, Billard und anderen Spielen unterhalten. Und dieser Institute sind in Dublin noch mehrere.

Ganz kürzlich wurde im Osten von London ein gleicher Arbeiterclub mit 130 Mitgliedern eröffnet, auf dessen Ausstattung 24,000 Mark verwendet waren. Er nimmt Beiträge von seinen Mitgliedern und soll nach der Absicht seiner Gründer, hauptsächlich des Herzogs von Bedford und des örtlichen Parteigeistlichen, finanziell auf eigenen Füßen stehen. Alle berauschenden Getränke sind dort ausgeschlossen.

Ein Geistlicher schreibt über diese Bestrebungen an die Times: „Ich lebte etwa sieben Jahre lang in dem Theile von London, wo die Schänken am dichtesten gesät sind; ich habe also die nächtlichen Schauer und Schrecken der Trunksucht kennen gelernt. Dennoch möchte ich nicht sagen, daß wir zu viele Trinklocale haben. Die armen Leute müssen doch irgendwo hingehen können, sie müssen ein Obdach, eine Unterhaltung finden, eine Abwechslung von ihrer elenden zweiräumigen Familienwohnung. Daher sind in größeren Städten Schanklokale ein Bedürfnis. Sir Wilfrid Lawson und Diejenigen, die wie er denken, sollten daher ihre Kraft auf die Einrichtung derartiger Häuser verwenden, Ich, damals Hilfsgeistlicher in London, habe zwei solche eingerichtet; nach dem Zeugnisse der benachbarten Schankwirths, wie nach demjenigen der Frauen unserer Besucher, waren unsere Institute das mächtigste Mittel gegen die Trunkenheit. Von unserem kleinen Hause aus haben wir fünf Bar-rooms. Drei davon waren nach einem Jahr geschlossen; der Wirth des vierten wünschte mir öffentlich: „daß doch irgend Jemand mich zu Boden schlagen möge“; der fünfte Wirth machte uns Concurrnz: er schaffte Stühle, Tische, Zeitungen und Ventilation an, Dinge, von denen man aus Erfahrung weiß, daß sie am Trinken hinderlich sind. Wir erlaubten Bier, Karten, Domino, Thee und Kaffee — keinen Branntwein. Nach sechs Monaten hatten wir hundert regelmäßige Mitglieder, Ruhe und Ordnung herrschte, höchstens ein oder zwei Mal im Jahre eine richtige Kauferei; in den anderen Localen aber eine solche beinahe an jedem Abende“.

In London hat sich jetzt eine besondere „Kaffeehaus-Gesellschaft“ gebildet, die bereits fünfzehn Anstalten gegründet hat. Sie verbannt alle berausenden Getränke und giebt für 48 Pfennige eine reichliche Portion Beef, Brod, Butter und Kaffee. Auch kann ein Jeder seine Mahlzeit mitbringen und unentgeltlich dort verzehren. Eines dieser Kaffeehäuser enthält einen Billardraum und einen Concertsaal. Die Gesellschaft vertheilt bisher vier Procent Dividende, sie ist also keine wohlthätige Anstalt, die von Unterstützungen lebt.*)

In Liverpool hat die „Gesellschaft für Wirthshäuser für den englischen Arbeiter“ seit 1875: 31 solche Häuser eröffnet. Ihr Capital von 400,000 Mark hat drei Jahre hintereinander 10 Procent getragen. Im Jahre 1878 mußte es verdoppelt werden.

Bei den großen Eisenbahngesellschaften hat die United Kingdom Alliance mit Erfolg darauf gedrungen, daß man dort Rücksicht auf die wachsende Zahl der enthaltfamen Reisenden nehmen und Kaffee und Thee besser und billiger liefern, als bisher.

*) Ganz kürzlich ist eine Nachahmung dieser Häuser in Berlin eröffnet, in der Chausseestraße, als Kaffee-, Thee- und Speisehaus. Wünschen wir ihr das beste Gedeihen, indessen aller Anfang ist schwer! Die Geschichte der United Kingdom Alliance ist ein großes Beispiel für die Regel: man muß das Warten gelernt haben.

Endlich hat die United Kingdom Alliance sich auch auf das Wasser, an Bord von J. M. Kriegsschiffen gewagt. Sonderbarer — oder vielleicht: sehr zweckmäßiger — Weise ist der Missionär hier eine Dame, Miß Weston. Aus ihrem Berichte entnehme ich Folgendes: Die „National Temperance League“ für welche sie arbeitet, hat bereits Zweigvereine gestiftet auf 202 Schiffen, von den 230 welche in Dienst stehen. Vier Admirale und vier Commandeure befehligen sich völliger Enthaltbarkeit. Den Mitgliedern der Zweigvereine auf den Schiffen wird die Durchführung ihres Gelübdes durch verschiedene dienstliche Einrichtungen recht schwer gemacht. Diese Mannschaften nehmen ihren Grogg zwar, aber sie verkaufen ihn, da die Regierung ihnen für nicht genommenen Grogg keinerlei Entschädigung giebt. Auf mehreren Schiffen ist allerdings der Bierschank bereits durch einen Kaffeeschank ersetzt. Der Präsident der Gesellschaft, ein Admiral, der bereits seit 20 Jahren ein sogenannter Teetotaller ist, legte zum Schlusse den Offizieren dringend an's Herz, ihren Mannschaften ein gutes Beispiel zu geben, indem sie sich an ihren Tischen des Weines enthielten.

Die Kanzel ist selbstverständlich nicht stumm, sie liefert häufige und energische Straßpredigten gegen die „Nationalsünde“; die Wahlredner, die fliegenden Buchhändler auf den Bahnhöfen, die Temperenz-Hotels, in denen keine berauschte Getränke geliefert werden: alle diese Thätigkeiten und Einrichtungen sind Missionare der riesenhaften Propaganda, welche von der United Kingdom Alliance ausgeht.

Man trifft bereits viele sogenannte Teetotaller in den höheren Klassen der Gesellschaft. Im Unterhause sollen jetzt etwa zwanzig sitzen. Ihren Gästen geben sie Wein, trinken ihn aber niemals selbst; im strengeren Schottland bekommt der Gast nur Kaffee und Thee.

Es giebt selbstverständlich gerade in England auch viele Männer und Frauen, die ganz persönlich und im Stillen diese innere Mission als erwähnten Beruf ausüben.

In diesem geschäftigen, drängenden, eifervollen Treiben steckt ohne Zweifel auch ein Theil Uebertreibung, Eitelkeit, Heuchelei, auch wohl Eigennutz. Aber diese Motive hängen sich an jede religiöse, politische, humanitäre Tagesbewegung, ohne daß dadurch deren Berechtigung an sich in Frage gestellt wird. Zuweilen erfahren die Straßenapostel und Wanderprediger auch wohl Unerwartetes. So erzählt ein strenger Teetotaller und hervorragender Arbeiter auf diesem Felde folgende Ueberraschung: Er geht im Batterseapark spazieren (dem Park der armen Leute, welchen ich in „Nord und Süd“, Märzheft 1879, geschildert habe). Ein Arbeiter begegnet ihm und grüßt; unser Herr glaubt einen seiner Anhänger vor sich zu sehen.

„Mein Freund, kennt Ihr mich?“

„Ja, Herr“.

„Irländer?“

„Ja“.

„Nun, Ihr habt doch auch Euer „pledge?“ (Eigentlich Gelübde, dann auch Mitgliedskarte des Enthaltensvereins).

„Nein, Herr“.

„Warum nicht, mein Freund?“

„Mein Geistlicher meinte nicht, daß es nöthig wäre“.

„Nun, nicht gerade nöthig, aber doch recht gut. Ich habe auch meine Karte“.

„Sie? — Ja, wenn Sie es nöthig hatten!“ — —

Wir sehen also, wie die United Kingdom Alliance nichts Erdentliches veräumte, um eine Strömung hervorzurufen, durch welche sie die öffentliche Meinung Englands unwiderstehlich mit sich fortreißen kann. Und alle diese Anstrengungen streben in ihrem letzten Ausgange nur auf den einzigen Zweck hin: Aenderung der Gesetzgebung; also Gewinnung der Majorität im Unterhause. Denn in England bleibt man stets der — bei uns leider zu Zeiten vergessenen — Wahrheit eingedenk, daß die Nation nicht sowohl aus den gezählten 33 Millionen Menschen der Bevölkerung besteht, als vielmehr — und ganz vorzugsweise — aus denjenigen Klassen und Individuen, die sich der Aufgaben der Nation bewußt sind, die an der Erfüllung dieser Aufgaben arbeiten und dadurch als bedeutungsvolle Ziffern vor die Millionen Nullen treten und ihnen erst einen wirklichen geistigen Inhalt geben.

Es ist wohl kaum möglich, die gesammten Geldmittel, welche für diese Zwecke jährlich verwandt werden, auf eine bestimmte Summe zu berechnen; in meinen Quellen finde ich darüber keine erschöpfenden Zusammenstellungen. Die unzähligen kleinen Gesellschaften arbeiten unabhängig. Die directen Einnahmen der United Kingdom Alliance betragen jährlich etwa 400,000 Mk.; Das Centralorgan „The Alliance News“ und die Preßerzeugnisse stehen in Einnahme und Ausgabe mit etwa 100,000 Mark. Die Hunderte verschiedener kleiner Flugblätter kosten 12,000 Mark. Die Reisenden, Meetings und Agenturen beanspruchen 200,000 Mark.

Natürlich sind auch die Gegner mobil geworden. Sie haben sich ebenfalls zu einer streitenden Gesellschaft organisiert, der „Licensed Victuallers' National Defence League“; auch sie geben eine Wochenschrift heraus, den „Wächter“. Sie besolden Agenten und einen großen defensiven Apparat. Ihre Mittel sind selbstverständlich sehr bedeutend und fließen reichlich, da es sich für sie um ihre Existenz, um die wichtigste aller Fragen: die Magenfrage, handelt.

Sedoch giebt es auch auf dieser Seite unparteiische und uninteressirte Leute. Kürzlich wurde in der Sitzung des Magistrates zu Preston beantragt, daß es dem dortigen Hoffnungsvereine erlaubt werden möge, im städtischen Werkhause Vorträge über Enthaltensamkeit zu halten. Einer der Herren bemerkte: „der Herr College Ashcroft (ein Schankwirth und während seines ganzen Lebens in diesem Geschäfte) werde dem Antrage wohl nicht günstig gestimmt sein“.

„Günstiger als Sie“, erwiderte der würdige Magistratsrath, „ich bin freilich Schankwirth, aber selbst streng enthaltfam (a total abstainer) und in meinem Hause sind wir unserer Neum, die nie ein berauschendes Getränk gekostet haben“.

Ein Colleague: „Aber, weshalb verkaufen Sie es denn?“

Mr. Ashcroft: „Das ist mein Geschäft“.

III.

Thätigkeit und Erfolge der United Kingdom Alliance im Parlamente.

Vier Jahre lang hatte die United Kingdom Alliance die öffentliche Meinung mit allen Mitteln bearbeitet und dadurch den Boden für die Saat vorbereitet, deren Frucht sie im Parlamente ernten wollte. Im Jahre 1857 hielt man endlich die Zeit gekommen, der bisherigen allgemeinen Propaganda eine bestimmte Form und Richtung zu geben. Es geschah dieses in Gestalt eines Gesetzesentwurfes, welcher jetzt jedem Engländer unter dem Namen: „Sir Wilfrid Lawson's Permissive bill“ geläufig ist. Noch weitere sieben Jahre hindurch wurde dieser Entwurf auf die uns bekannte Weise verbreitet, erörtert, gearbeitet, „trivial gemacht“. Dann erst hielt man die öffentliche Meinung für hinreichend gekräftigt, um die neue Idee vor das Parlament bringen zu dürfen. Sir Wilfrid Lawson, liberaler Abgeordneter für Carlisle, unterzog sich diesem schwierigen Geschäfte, welches er bis auf den heutigen Tag mit niemals rastendem Eifer forttreibt. Er besitzt, wie kürzlich die bedeutendste Zeitschrift des feindlichen Lagers „The Licensed Victuallers' Guardian“ mit anerkennendem Bedauern ausführte, eine Reihe sehr glücklicher Eigenschaften für diese Agitatorenrolle: angesehen, unabhängig, ein vornehmer Mann, ein schlagfertiger Redner, voll frischen Humors, nicht ohne einen trocknen Sarkasmus und, wie der Verlauf seiner Thätigkeit während der letzten fünfzehn Jahre beweist, ein Parteimann von unverwundlicher, kaltblütiger, englischer Zähigkeit.

Es ist sehr merkwürdig und für uns Deutsche sehr lehrreich, an dem Lebenslaufe dieser „Permissive Bill“ zu sehen, wie die Engländer es anfangen, um politische oder sociale Reformen durchzusetzen, die, seit Anfang her und noch jetzt, von den mächtigsten Factoren des Staatslebens mit offenem oder geheimem Widerwillen betrachtet und bekämpft werden.

Man will also gelangen: zur allgemeinen Unterdrückung des Handels mit berauschenden Getränken. Ein hierauf direct zielender Antrag würde ohne allen Zweifel allgemein abgelehnt worden sein. Man verlangte daher die Erlaubniß für jeden einzelnen städtischen oder ländlichen Gemeindebezirk, diesen Verkauf bei sich zu untersagen; daher der Name „Permissive Bill“ (erlaubendes Gesetz) oder „local option prohibitive bill“ (ein absichtlich allgemein gehaltener Ausdruck, etwa: ein, nach Gutbefinden der localen Organe — insbesondere: der Steuerzahler — verbietendes Gesetz). Der Eingang des Entwurfes lautet:

„In Erwägung, daß der Verkauf berausender Getränke eine fruchtbare Quelle der Unsitlichkeit, Verarmung, der Krankheiten, des Wahnsinns, des frühen Todes ist;

in Erwägung, daß die gewohnheitsmäßigen Trinker nicht nur selbst in's Elend versinken, sondern daß auch die Personen und das Vermögen der Unterthanen Ihrer Majestät durch die Erhöhung der Zölle und Steuern zu leiden haben;

in Erwägung, daß es demnach gerecht und billig ist, den Steuerzahlern der Städte, Flecken und Kirchspiele die Gewalt zu verleihen, den Verkauf der gedachten Flüssigkeiten zu verbieten“.

Es wird dann gesetzlich bestimmt, daß eine gewisse Anzahl von Steuerzahlern bei der Behörde den Antrag auf Abstimmung über die Einführung der Permissive Bill stellen kann; stimmbähig hierbei sind alle Diejenigen, welche Armensteuer bezahlen; für die Einführung der Bill ist eine Majorität von zwei Dritteln erforderlich; wird der Antrag abgelehnt, so darf er erst nach einem Jahre erneuert werden; nach drei Jahren kann eine neue Abstimmung beantragt und alsdann die Permissive Bill mit derselben Mehrheit von zwei Dritteln wieder abgeschafft werden.

Es ist wohl zweifellos ein sehr gesunder Gedanke, daß, nach den Trunkenbolden selbst, am meisten die Steuerzahler leiden, welche die Armen, die Gefängnisse, die Waisenhäuser, Irrenhäuser und die Polizei unterhalten müssen. Die Tabelle auf S. 417 ist wesentlich aus diesem Gesichtspunkte aufgestellt. Ferner liegt in der Permissive Bill der weitere gesunde Gedanke, daß die angestrebte Reform nur schrittweise, nach und nach, durchgeführt werden soll, je nachdem die Majorität der Interessenten Ort und Zeit für gegeben erachtet. Diese Majorität wird voraussichtlich nicht sofort, sie wird nicht überall hervortreten. So können der Finanzminister, wegen der jährlichen Einnahme von 650 Millionen Mark und die im Getränkehandel umlaufenden Privatcapitalien, 1878: 2840 Millionen Mark, sich vorbereiten und einrichten. Denn der praktische Politiker darf doch nie vergessen, daß hier für die Regierung und noch mehr für die große Armee der „Publicans“ eine ernste materielle Interessenfrage vorliegt. Hier kämpft das stärkste aller menschlichen Motive, der Trieb der Selbsterhaltung, wenn auch nicht pro aris, so doch pro focis. — Daher wagte es denn bisher noch keine jeweilige Majorität des Unterhauses, gegenüber dieser mächtigen Wählermasse, ein für deren Geschäft, Capital und Genuß, ernstlich gefährliches Gesetz anzunehmen. Denn jene Majorität wäre bei den nächsten Wahlen zweifellos zerschmolzen. Die letzte Wahlcampagne hat das hinreichend klar gelegt und der Marquis von Hartington, der Führer der liberalen Opposition im Unterhause, wies noch jüngst in der Debatte darauf hin: wie wegen einer Bill von 1872, welche verschiedene größte Excesse des Spirituosengeschäftes beschneid — die Liberalen bei den letzten Wahlen (1874, wo sie geschlagen wurden) der rücksichtslosesten Feindschaft aller Schänkwirthe ausgesetzt gewesen seien.

Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß die Permissive Bill, trotzdem sie seit 15 Jahren ein stehender Artikel auf der Tagesordnung fast jeder Session war, sich noch immer im Zustande des Werdens befindet. Im Gegentheil! Ihre Fortschritte sind fast überraschend und beweisen, wie unwiderstehlich auf die Länge die Macht der kämpfenden Wahrheit ist.

Im Jahre 1864 wurde die Permissive Bill von ihrem getreuen und standhaften Adoptivvater Sir Wilfrid Lawson zuerst im Unterhause eingebracht; sie erhielt für die zweite Lesung: 40 Stimmen.

Von da an erschien sie in jeder Sitzung wieder. Im Jahre 1869, unter dem Ministerium Gladstone, erhielt sie 94 gegen 200 Stimmen, im Jahre 1870: 115 gegen 140 Stimmen. Also eine sehr bedeutende Entwicklung. In den Jahren 1871—1873 machte die Bill im Parlamente selbst keine erheblichen Fortschritte; die Petitionen jedoch, welche dort überreicht wurden, beweisen die zunehmende Gunst der öffentlichen Meinung. Im Jahre 1864 zählten diese Petitionen 482,000 Unterschriften, im Jahre 1872 4,000,000 Unterschriften, die sich auf 6500 Eingaben vertheilten; unter diesen waren 1853 Stück von Corporationen, Gesellschaften und öffentlichen Instituten ausgegangen.

Im Jahre 1874 trat das liberale Ministerium nach den Wahlen ab. Das jetzige Parlament war unter dem Einflusse einer so mächtigen Bewegung gerade in Beziehung auf unseren Gegenstand, die Trinkgesetzgebung, gewählt, daß bereits Uebelwollende sich erlaubten, ihm den Spottnamen „Publican Parliament“ (Parlament der Schänkwirths) anzuhängen.

Trotzdem hat die Permissive Bill auch seitdem in der öffentlichen Meinung große Fortschritte gemacht. Im Jahre 1875 wuchsen die günstigen Stimmen so sehr, daß der große feinfühligte Barometer des jeweiligen Standes der öffentlichen Meinung, die Times, einen Alarmruf erhob. Sie machte den Getränkehändlern bemerklich, daß in dieser Frage das Parlament nicht die öffentliche Meinung des Landes repräsentire. Wollte man ein Plebiszit über die Bill veranstalten, so würden ihre Gegner nur noch wie drei zu fünf stehen.

Im Jahre 1876 war ein bedeutender Erfolg zu verzeichnen. Am 11. Mai überreichten 14,000 englische Geistliche dem Primas von England, Erzbischof von Canterbury, eine Adresse; in dieser wurde gebeten: „Die Aufmerksamkeit der Gesetzgebung auf den verderblichen Getränkehandel zu richten“. Man muß, um das volle Gewicht einer solchen Kundgebung zu ermessen, der Stellung eingedenk sein, welche der englische Klerus im politischen, noch mehr im socialen Leben einnimmt. Wir können das etwa mit einer Meinungsäußerung, ausgehend von einer überwältigenden Mehrheit der deutschen Generale und hohen Militärs vergleichen. Bei jedem Dinner hat der Clergyman den Ehrenplatz neben der Hausfrau. — Der Erzbischof überreichte diese Adresse im Oberhause und erwirkte dort die Niederlegung eines Ausschusses, unter dem Voritze des Herzogs von Westminster, welcher Alles zu beobachten, zu sammeln, zu

studiren hat, was sich auf die Frage der Temperanz-Bewegung bezieht. Die Ergebnisse dieser Thätigkeit werden uns noch später beschäftigen.

Es erklärt sich wohl ziemlich einfach, daß die jetzige Regierung sich den Bestrebungen der United Kingdom Alliance, soweit dieselben in der Permissive Bill formulirt sind, nicht förderlich gezeigt hat. Bekanntlich ist das jeweilige englische Ministerium in Wirklichkeit nur ein Executiv-Ausschuß der jeweiligen Majorität des Unterhauses. Dennoch ist, wider Willen oder doch ohne eigene Initiative, die regierende Partei nach und nach zu einer Reihe von Concessionen getrieben worden. Denn die „Trinkfrage“ ist nun einmal, auch in dem jetzigen conservativen Parlamente, eine der wichtigsten, schwierigsten, und durch ihre stete Erneuerung eine der unbequemsten Fragen. Davon zeugt die große Anzahl von zwölf Gesetzen, welche in den Jahren 1877 und 1878 ein- und durchgebracht sind.

Für Schottland ist eine Bill erlassen, welche die persönliche Qualifikation der Wirthe einer schärferen Prüfung unterzieht. Hier waltet übrigens bereits seit längerer Zeit ein strengeres System mit zweifellosem Erfolge. Schon im Jahre 1853 war für Schottland die nach ihrem Urheber genannte Forbes-Mackenzie Bill erlassen, welche alle Schanklocale während des Sonntags schließt. Nur Hotels dürfen Spirituosen geben an ihre Bewohner und an den „bona-fide Reisenden“ d. h. dessen letztes Nachtlager mehr als drei englische Meilen entfernt war. Dieser bona-fide Reisende erscheint übrigens in der englischen Trinkgesetzgebung als ein etwas mythischer Proteus, der sich namentlich einer zutreffenden legalen Definition, welche dem Mißbrauche seines Namens durch nichtreisende Sonntagsdurstige wirksam vorbeugt, stets zu entziehen gewußt hat. — Zu jener Zeit waren für Schottland 240,000 Mk. bewilligt worden, um die überfüllten Gefängnisse zu vergrößern; namentlich gebrach es an Raum für trunke Frauen aus den besseren Ständen. In Folge des Gesetzes von 1853 nahm die Zahl der Trunkfälligen so ab, daß die projectirte Vergrößerung unterblieb.

Für Irland ist im Jahre 1878 die außerordentlich wichtige Irish Sunday closing Bill erlassen, welche also alle Trinklocale während des Sonntags schließt. Dieses Gesetz gilt indessen nicht in Dublin und vier anderen größten Städten. Schon im Jahre 1877 schien die Annahme dieses Gesetzes ziemlich gesichert, sie wurde augenscheinlich nur verhindert durch das seltsame parlamentarische Manöver des „talking out“; das heißt: die Gegner einer Privatbill sprechen so lange, bis die Wanduhr im Sitzungssaale sechs Uhr schlägt; dann ist keine Möglichkeit mehr, zur Abstimmung zu gelangen, weil alsdann andere Geschäfte beginnen und die Sache wird auf's Ungeheure hin vertagt. Auch im Jahre 1878 machten die Gegner die äußersten Anstrengungen, um die Annahme des Gesetzes zu verzögern, womöglich zu hintertreiben. Vom 23. Januar bis 31. Mai wurde die Bill in 10 Comitésitzungen des ganzen Hauses berathen, von denen zwei die ganze Nacht hindurch, eine bis 9 1/2 Uhr des andern Morgens dauerte. Es fanden mehr als 40 Abstimmungen

statt, hauptsächlich über Anträge, welche den Zweck hatten, das Durchgehen der Bill zu hindern oder hinzuhalten. Diese energische verhindernde Thätigkeit trug den Gegnern den wohlklingenden Namen: „Obstructionists“ ein. „Es ist jedoch“, sagt die Times, „das Manöver des Vogels Strauß, der den Kopf in den Sand steckt“. Auch die außerparlamentarische Agitation war hoch erregt. So vertheilten die Anglikaner Gebetsformulare, in denen Gott angefleht wurde, die Irish Sunday closing Bill durchgehen zu lassen. In Exeter Hall hielt die United Kingdom Alliance ein Meeting, in welchem der Cardinal Manning und mehrere Parlamentsmitglieder als Redner auftraten. Die angesehensten Zeitschriften brachten Artikel aus der Feder hervorragender Persönlichkeiten. Genug, der Druck war so hochgespannt, daß die Gegner widerwillig nachgaben, „weil die Irländer es durchaus nicht besser haben wollten“. Aber Jedermann fühlte, daß der Sonntagsschluß in England jetzt nur noch eine Frage kurzer Zeit sei.

Für England und Wales hat selbst diese vorläufige Maßregel des Sonntagsschlusses bis jetzt noch nicht einmal durchgeführt werden können.

Sehr charakteristisch für die eiserne Beharrlichkeit, mit welcher die Engländer derartige Ziele verfolgen, ist die Ueberzicht der eingebrachten Bills. Sie zeigen eine lange vorbereitete Miniarbeit von Seiten der Reformer. Wir dürfen nämlich nicht übersehen, daß nicht alle Gegner der jetzigen Zustände deswegen auch Parteigänger des ihnen zu radicalen Heilmittels der Permissive Bill sind. Man möchte nicht sofort den kranken Zahn mit der Wurzel ausreißen, sondern lieber versuchen, mit Seilen und Plombiren einen erträglichen, hinhaltenden Mittelzustand zu schaffen. Um nun diese gemäßigten Stimmen zu gewinnen, hat man folgende Stufenleiter von Gesetzesvorschlägen eingebracht, in der Voraussetzung, daß der erste Schritt der schwierigste ist, und daß die zum Beharren geneigten Stimmen, wenn einmal in leise Bewegung gesetzt, durch eigene Logik und äußeren Druck weiter geschoben werden würden.

Für Irland fordert man jetzt, als Consequenz des Sonntagsschlusses einen frühen Schluß am Sonnabend Abend. Man stützt sich dabei auf die Erfahrungen, daß der höchste Paroxysmus der Krankheit am Sonnabend Abend, unmittelbar nach der wöchentlichen Auslohnung, stattfindet.

Für England fordert man zunächst den gesetzlichen Schluß am Sonntage. Dieser soll für's Erste facultativ sein, um die Schwierigkeiten wegen der nothwendigen Erweiterung der öffentlichen Vergnügen am Sonntage zu umgehen.

Dann will man für Irland die fünf großen Städte unter den Sonntagsschluß stellen, dann den Schluß am Sonnabend Abend für England erstreben u. s. w.

Inzwischen ist auch Sir Wilfrid Lawson nicht unthätig gewesen.

Am 12. März 1879 stand er wieder auf seiner alten Mensur im Unterhause. Diesmal jedoch war nicht die Permissive Bill auf der Tages-

ordnung, sondern Sir Wilfrid hatte eine „Resolution“ eingebracht folgenden Inhaltes:

„Daß eine gesetzliche Befugniß, die Ertheilung oder Erneuerung von Schankconcessionen zu verweigern, in die Hände der am stärksten hiebei interessirten und hievon verührten Personen, also der Einwohner selbst, welche Anspruch auf den Schutz gegen die Folgen des jetzigen Systems haben, gelegt werden solle, und zwar durch eine wirksame Anwendung des Rechtes der örtlichen Selbstbestimmung“.

Ich bedaure, daß der Rahmen dieses Berichtes mir nicht gestattet, die Einzelheiten der durch schlagfertigen Humor gewürzten Rede Sir Wilfrids wiederzugeben, die vom stark gefüllten Hause mit ernstem Interesse gehört und von seiner Partei mit lebhaftem Beifalle begleitet wurde. Er erklärte offen, daß seine Resolution auf die Grundsätze der Permissive Bill hinsteuere, daß er aber absichtlich alle Einzelheiten bei Seite gelassen habe, um allen Denjenigen, die dem von ihm vertretenen allgemeinen Principe beipflichteten, Gelegenheit zu geben, sich vorläufig für dieses Princip auszusprechen. Die Resolution wurde von Mr. Birley, dem conservativem Mitgliede für Manchester, unterstützt. Die Argumente welche die Gegner der Resolution vorbrachten, lassen sich etwa unter folgende Gesichtspunkte zusammenfassen:

1. Die Resolution sei zu allgemein und unbestimmt; man wolle allerdings das vorhandene Uebel bekämpfen, jedoch müsse ein darauf zielender durchgearbeiteter Gesetzentwurf zu richtiger Zeit, in richtiger Weise, von der richtigen Person eingebracht werden.

2. Die Resolution laufe auf Teetotalismus, nicht auf Mäßigkeit hinaus; sie werde schwere Unbilligkeiten gegen Diejenigen nothwendig machen, welche Capitalien im Getränkehandel angelegt haben; sie sei ein Eingriff der Teetotalers in die persönliche Freiheit aller nüchternen Leute, denen man ausschließliches Wassertrinken aufdrängen wolle; insbesondere sei das Bier ein nothwendiges Lebensmittel für die arbeitenden Klassen.

3. Ein Gemeindebeschluß als entscheidende Instanz sei zu schwankend; man solle die Entscheidung den Friedensrichtern belassen, bei denen sie seit 300 Jahren gewesen; der Einfluß der Brauer auf den gewählten Ausschuß werde in kleinen Orten zu mächtig sein; es werde Unfrieden und Unruhe geben; selbst alle gutgehaltenen Schanklocale würden jedes Jahr von Neuem Gefahr laufen, durch eine Majorität von zwei und drei Teetotalers die Concession zu verlieren; das sehe aber einer Confiscation sehr ähnlich. Uebrigens hätten ja die gesammten Wahlkörperschaften des Königreiches bereits über diese Frage abgestimmt und sie verworfen, indem sie eine Majorität dagegen in das Parlament schickten;

4. Die Maßregel würde in der Praxis unwirksam sein, denn alle Trinker würden in die Nachbargemeinden laufen, wo noch nicht geschlossen sei; der heimliche gesetzwidrige Getränkehandel werde blühen.

5. Man solle der fortschreitenden Volkserziehung Zeit zur Wirksamkeit gönnen; die Trunkfälligkeit nehme bereits sichtlich ab; man solle die Heilung der Krankheit der öffentlichen Meinung überlassen. —

Die Regierung adoptirte zwar diese Ansichten im Wesentlichen; sie erklärte sich indessen damit einverstanden, daß die Gesetzgebung insoweit einer Verbesserung bedürfe, als bei neuen Concessionen die Bedürfnisfrage strenger als bisher geprüft werden müsse.

Die Resolution wurde mit einer Mehrheit von 88 Stimmen abgelehnt. Die früheren Majoritäten gegen die Permissive Bill waren gewesen: 1874: 226; 1875: 285; 1876: 218; 1877 wurde die Bill zurückgezogen; 1878: 194 Stimmen.

Die Times weist auf diesen großen Fortschritt hin. Ferner, so hebt sie hervor, hätten dieses Mal die Parteien keineswegs geschlossen gestimmt, vielmehr 16 Conservative dafür und 34 Liberale dagegen, unter diesen allerdings auch der Führer der Partei, der Marquis von Hartington. Der ganze Verlauf zeige Symptome einer herannahenden Auflösung des jetzigen Parlamentes. Die Resolution sowohl als die Gegenanträge und die Debatten seien offenbar nicht auf ein sofortiges Resultat, sie seien vor Allem auf den bevorstehenden Wahlkampf berechnet gewesen.

Am Tage nach dieser Debatte war ein großes Meeting der United Kingdom Alliance in ihrem Sitzungshause in London. Hier wurde beschlossen, den Einfluß der Allianz bei den bevorstehenden Wahlen so zu concentriren, daß dadurch der schnelle Sieg ihres großen patriotischen Unternehmens gesichert werde.

Unter den im Parlamente zur Resolution gestellten Amendements wurde auch geltend gemacht, daß man vor weiteren Beschlüssen den Bericht abwarten solle, welchen der vom Oberhause niedergesetzte Ausschuß baldigst erstatten werde. — Dieser Bericht liegt, wie wir bereits wissen, jetzt vor. Er ist von hervorragendem Interesse, sowohl wegen der hohen Stellung und persönlichen Bedeutung seiner Verfasser, als auch weil er versucht, von einem ruhigeren und gewissermaßen unparteiischen Standpunkte aus in dem wogenden unversöhnlichen Widerstreite der Meinungen und Interessen einen Mittelweg zu eröffnen.

Diesen Mittelweg soll die Empfehlung des sogenannten Gothenburger Systems bilden, mit dessen Verbesserung durch Mr. Joseph Chamberlain: also das sogenannte Birmingham-System.

Ein schwedisches Gesetz von 1855 ermächtigte jede Gemeindebehörde, den ausschließlichen Verkauf der alkoholischen Getränke einer Gesellschaft zu übertragen auf Grundlage des Principes: daß kein Privatmann irgend einen Gewinn aus dem Verkaufe von Spirituosen ziehen soll. Gothenburg war die erste Stadt Schwedens, in welcher sich nach diesem Gesetze im Jahre 1869 eine solche Gesellschaft aus den angesehensten Männern der Stadt bildete. Sie verpflichtete sich, den ganzen Gewinn aus dem Unter-

nehmen an die Stadtkasse abzuliefern unter alleinigem Abzuge der landesüblichen Verzinsung des angelegten Capitals.

Letzteres betrug 114,000 Mark; der Gewinn im Jahre 1876 800,000 Mark; Gothenburg hat 65,000 Einwohner. Die Compagnie verringerte die Schankconcessionen von 119 auf 65; davon fallen 13 auf Weinhändler für Verkauf feinerer Spirituosen, mit Ausschluß von „Brännwin“, aus dem Hause; 10 Concessionen wurden an Hotels, Clubs und Restaurationen vertheilt, 7 für Verkauf aus dem Hause und nur 26 für Schänken. Letztere sind geschlossen vom Sonnabend Abends sechs Uhr bis Montag Morgens acht Uhr. „Es scheint“, so bemerkt der Bericht der Lords ziemlich vorsichtig, „daß dieses System wohlthätig gewirkt habe. Jedoch herrsche in Gothenburg die Unmäßigkeit immer noch in beträchtlichem Grade, und wenn auch in geringerem als vor 1869, so sei doch, nach den Wahrnehmungen der Polizei, in neuerer Zeit das Trinken dort wieder gestiegen. Diese Steigerung erkläre sich indeß aus der erhöhten Thätigkeit der Polizeiorgane selbst, aus der Erhöhung der Arbeitslöhne und aus dem sehr niedrigen Preise der Getränke. Trotzdem stehe die Sache in Gothenburg günstig, denn während von 1865 bis 1875 die aufgegriffenen Trunkfälligen in Stockholm um 60 Procent, in Christiania um 122 Procent stiegen, fielen sie in Gothenburg um 21 Procent“.

Zur Zeit ist das Gothenburger System in Schweden von 46 größeren und kleineren Städten angenommen; nur eine einzige Stadt mit mehr als 5000 Einwohnern steht noch zurück. Die rasche Verbreitung entwickelte sich jedoch wohl nicht allein aus dem Wunsche: der Unmäßigkeit zu steuern, sondern auch aus der Absicht: den großen Gewinn zur Erleichterung der Gemeindelasten zu verwerthen.

Im Jahre 1877 brachte nun Mr. Chamberlain einen Gesekzentwurf ein, welchem das Gothenburger System zu Grunde liegt, jedoch mit der Abänderung, daß die Gemeindebehörde den Getränkhandel nicht einer Gesellschaft überläßt, sondern in eigene Verwaltung nimmt. Dieses sogenannte „Birmingham-System“ soll sich auf Städte beschränken, es soll die Gemeindebehörde, auf Grund einer Abstimmung in der Gemeinde, ermächtigen: freiwillig oder durch Enteignung das Eigenthum aller Schanklocale zu erwerben; die Behörde kann diese schließen bis auf einen gewissen Minimalsatz im Verhältnisse zur Einwohnerzahl, oder sie kann sie weiter betreiben lassen, jedoch nur so, daß kein Privatmann irgend einen Gewinn aus dem Handel zieht; in jeder Schänke sollen gleichzeitig warme Speisen, Thee und Kaffee verabreicht werden, die Gemeinde darf für diesen Zweck Geld aufnehmen; der Reingewinn soll zur Hälfte der Schulsteuer, zur anderen Hälfte der Armensteuer gutgeschrieben werden“.

Der Bericht des Oberhauses theilt ferner mit, daß die Gemeindevertretung von Birmingham (400,000 Einwohner) sich nahezu einstimmig bereit gezeigt habe, das Experiment zu wagen. Dagegen erklärt nun aber der Vorstand der „Nationalen Vertheidigungs-Ligue der concessionirten Schänkwirthe“

in der Times, daß die öffentliche Meinung in Birmingham sich durchaus gegen Mr. Chamberlains Project wende, und daß der Bericht der Lords sich in Illusionen über dessen praktische Durchführbarkeit wiege!

Der Bericht gedenkt dann auch der Einwürfe gegen das Gothenburg- und das Birmingham-System: principielle Unsittlichkeit des Getränkehandels für die Obrigkeit; Unfähigkeit derselben zur Durchführung eines so umfassenden Unternehmens; Belastung der Stadt durch schwere Schulden; Unwahrscheinlichkeit — im Falle des Gothenburger Systems — eine Gesellschaft zu finden, die aus reiner Philanthropie, ohne jeden Unternehmergewinn, das nöthige Geld schaffen und die Verwaltung gut führen würde.

„Jedoch“, meint der Bericht weiter, „sei die leider! zweifellose Wahrnehmung: daß die Trunksucht sich trotz aller einschränkender Gesetze in den letzten Jahren nicht vermindert habe, wohl geeignet, den großen städtischen Verwaltungen über die soeben hervorgehobenen Bedenken hinwegzuhelfen“.

Die Empfehlung der Permissive Bill wird von den Lords ausdrücklich abgelehnt.

Am meisten scheint der Ausschußbericht dem Sonntagschlusse geneigt zu sein. Er erwähnt, daß die „Gesellschaft für Sonntagschluß“ eine freiwillige Abstimmung hierüber in England und Wales mittelst Fragebogen veranlaßt habe. Dabei stimmten für den Schluß: 443,406 Familienväter; dagegen 56,173; neutral blieben: 32,100. Auch weisen die Lords darauf hin, daß es eine Ungerechtigkeit sei, dem Dienstpersonal der Schänkwirthe die Sonntagsruhe zu entziehen, die man allen anderen Aufwärtern (in Museen, Galerien etc.) so ängstlich und eifrig wahre. Es handle sich hiebei um 340,000 Männer und Mädchen in England und Irland. Während Weiber und jugendliche Personen in den Fabriken gesetzlich nicht mehr als 56 Stunden wöchentlich arbeiten dürften, sei dieses Schankpersonal in der Woche 108 Stunden, in London sogar 123½ Stunden, also mehr als 5 volle Tage in der Arbeit.

„Jedoch“, so lautet die einigermaßen überraschende Conclusion der Lords, „ist die öffentliche Meinung zur Zeit noch nicht reif für den Sonntagschluß“.

IV.

Die Aussichten auf Heilung der Trinkkrankheit.

Im vereinigten Königreiche werden, wie wir gehört haben, jährlich für berauschende Getränke

2800 Millionen Mark

ausgegeben, also auf jeden Kopf der 33 Millionen Bevölkerung 84 Mark*). Das wäre schon, selbst in einem verhältnißmäßig so reichen Lande und selbst für einen unschädlichen Lugs eine sehr große Ausgabe. Aber diese Ausgabe wird von allen einsichtigen oder unparteiischen Beobachtern als die haupt-

*) In München für Bier allein: 120 Mark.

fächlichste Ursache der Verarmung und des Verbrechens bezeichnet. Jeder Staatsmann also, jeder Patriot, der seinem Vaterlande die größte Wohlthat erweisen möchte, wird sich mit der Frage zu beschäftigen haben: wie diese böseste aller Pestilenzen aus der Welt geschafft werden kann?

Der einzige Weg, auf welchem sie aus der Welt geschafft werden kann, geht, nach der festen Ueberzeugung der Heilkünstler in der United Kingdom Alliance, durch das Parlament.

Es wird sich daher, für jetzt und für uns, diese Frage praktisch dahin abschließen: welche unter den zur Zeit im Parlamente für die Heilung der Trinkkrankheit vorgeschlagenen Methoden hat die größte Aussicht auf praktische Anwendung und auf Erfolg?

1.

Lange Jahre hindurch wurde von den Anhängern des bestehenden Zustandes der Grundsatz geltend gemacht: „Man kann die Menschen nicht mittelst einer Parlamentsacte nüchtern machen“.

Die Reformer antworten: „Wozu dann überhaupt einschränkende Gesetze? Hebt sie doch auf und überlaßt die Heilung der alleinseligmachenden regelnden Wirksamkeit des Freihandels und der Gewerbefreiheit. Hebt dann aber auch die Einschränkungen des Giftverkaufs in den Apotheken auf, beseitigt die Schutzdeiche, die Hausthürriegel, deckt die Brunnen auf und laßt die Blinden und die Kinder im Wege der freien Concurrenz hereinfallen!“ —

Die Heilung durch freie Bewegung wurde in der Praxis bereits versucht. Im Jahre 1830 schob man die Trinkkrankheit dem Monopol der Schanklocale zu und gab, um den Branntwein zu verdrängen, den Bierhandel in England und Wales frei. Der damalige Premierminister, der Herzog von Wellington, erklärte: dieser Triumph über die Interessen der Monopolisten sei ein ebenso großer Sieg als Waterloo. Was war der Erfolg? Der bekannte Sydney Smith, der für die Bill gestimmt hatte, schrieb einige Monate darauf: „Das neue Biergesetz hat seine Wirksamkeit begonnen. Jetzt ist Jedermann betrunken. Alle brüllen und johlen, außer diejenigen, die sich bereits am Boden wälzen. Das souveraine Volk ist in einem viehischen Zustande“.

Im Jahre 1860 versuchte Mr. Gladstone die Branntweinböllerei durch Herabsetzung der Weinzölle zu bekämpfen.

Und das Ergebniß dieser beiden Versuche mit der gewerblichen Freiheit? Im Jahre 1869 mußten Bier und Wein wieder unter Concessionszwang gestellt werden.

So findet das System der freien Bewegung heute keinen offenen Vertreter mehr im Parlamente. Verschämt erscheint es wohl noch in dem Argumente: man solle die Heilung der Trinkkrankheit der fortschreitenden Volks-erziehung und öffentlichen Meinung überlassen. Allerdings hat sich noch kürzlich eine Stimme von großem Gewichte, die des jetzigen Lord-Kanzlers in diesem Sinne ausgesprochen. Wenige Tage vor der letzten großen Debatte im

Unterhaufe präsidirte Lord Cairns einer Vorlesung des bekannten amerikanischen Mäßigkeitsapostels, Mr. Gough, im „Christlichen Jünglingsvereine“ und schloß seine einleitenden Worte wie folgt: „Ich selber hege nur geringe Hoffnung, daß man die Menschen durch ein Gesetz nüchtern machen wird. Ich hoffe mehr auf die Wirkung anderer Ursachen und Einflüsse: auf die Macht der Ueberredung und des Beispiels; auf einen Wechsel der Gewohnheiten, Ueberzeugungen und des Geschmacks, welcher eintritt, sobald man das Licht und die Macht des Evangeliums in den Herzen der Menschen zur Wirksamkeit bringt“.

Daß die Alliance News und die anderen Organe der United Kingdom Alliance mit diesem quietistischen Standpunkte des Lord-Kanzlers einigermassen unsanft umspringen, können wir uns wohl vorstellen.

2.

Die gegenwärtige Majorität des Unterhauses hat sich, wie wir gesehen haben, seit den letzten Jahren schrittweise zu einer polizeilichen Regulirung des Getränkhandels in der beschränkenden Richtung veranlaßt gefunden.

Die United Kingdom Alliance weist auf diesen Verlauf hin. „Die Politik der gesetzlichen Regulirung hat jetzt 50 Jahre lang freies Spiel gehabt — seht die traurigen Resultate! Sie ist vollständig niedergebrochen. Daneben hat es an Erziehung und Belehrung durch Geistliche und Laien, Templer, Teetotaler und Cacaopalast-Gesellschaften wahrhaftig nicht gefehlt!

Aber Eines wissen wir jetzt Alle: sobald der Getränkehandel und das Trinken erleichtert wurden, nahm die Trunksucht zu; sobald erschwert, nahm sie ab.

Warum gleitet die vielseitige Belehrung und der Reiz der einladenden Kaffeehäuser von dem echten eingefleischten Trinker ab, wie ein Spritzregen von einem Kautschukmantel? Darum: die einzige und wahre Ursache, weswegen die Menschen Alkohol trinken und sich damit vergiften, ist: daß ihnen das Getränk verführerisch wohlschmeckt! Ein Quäker saß einst in einem Schauffocale. Da kam ein Mann herein, blies in seine Hände und rief: „ein Glas Branntwein! mir ist so kalt“. Dann kam ein Anderer gelaufen, trocknete sich den Schweiß von der Stirn und rief: ein Glas Branntwein! mir ist so heiß. Darauf sprach der Quäker ruhig aus seiner Ecke: „ein Glas Branntwein! es schmeckt mir so gut“. Der Quäker allein redete die Wahrheit.

3.

Wenn wir die Ergebnisse erwägen, zu denen der Bericht der Lords gelangt, welche sind sie?

Es wird constatirt, daß die Krankheit nicht abgenommen hat.

Es wird vorgeschlagen, das ausländische Gothenburg-System mit der von Mr. Chamberlain vorgeschlagenen Verbesserung zu versuchen. Dieser Maßregel wird nachgerühmt, daß man alsdann unverfälschte Getränke

zu billigem Preise erhalten würde, und daß die beim Gewinne unbetheiligten Verwalter der Schanklocale ihre Kunden nicht zum Trinken anreizen würden.

„Sollten“, so fragt die United Kingdom Alliance, „die beiden ersteren Erwartungen wohl wirklich geeignet sein, das Trinken zu vermindern? sollte die Anreizung durch die Wirthe wohl jetzt so hervorragend wirken, neben der eigenen Neigung der Trinker?“

Die „Alliance News“ erklärt einfach: die Unmöglichkeit der praktischen Ausführung des Gothenburg-Chamberlain-Systems sei ja im Berichte der Lords selbst schon völlig schlagend dargethan; der ganze Vorschlag sei überhaupt werthlos, das Ergebnis eines Compromisses zwischen den Parteien innerhalb der Commission, und nur gemacht, um überhaupt irgend Etwas gemeinschaftlich vorzuschlagen.

4.

Es bleibt daher, so schließt die United Kingdom Alliance, von allen legislatorischen Vorschlägen nur der unfrige übrig: Verbot des Getränkehandels durch autonömisches Beschluß der Gemeinde, also Sir Wilfrid Lawsons Permissive Bill. Kürzlich erzählte Sir Wilfrid, ein Mann von sehr gesundem Humor, auf einem großen Temperenz-Meeting in Nottingham seinen Zuhörern folgendes Gleichniß:

Wir waren auf einer Versammlung im Norden und einige würdige Geistliche predigten über „Mäßigkeit“, wie sie der Apostel Paulus in seiner diätetischen Ermahnung dem Timotheus empfiehlt. (1 Tim. 5, 23: „Trinke nicht mehr Wasser, sondern brauche ein wenig Wein um Deines Magens willen und daß du oft krank bist“). Völlige Enthaltbarkeit verwarfen die Reverends demnach. Da erhob sich ein alter Farmer und sagte: derartige Reden höre ich schon seit 40 Jahren, aber die Leute sind dadurch auch nicht ein bißchen nüchterner geworden. Es fällt mir dabei immer ein, was ich einmal in einer Heilanstalt für Schwachsinnige mit ansah. Von Zeit zu Zeit werden die Patienten dort geprüft: ob sie im Stande sind, außerhalb des Asyls zu leben. Man führt sie an einen großen Trog voll Wasser, der durch ein kleines stets laufendes Rohr gespeist und gefüllt erhalten wird; dann gibt man ihnen einen Schöpflöffel in die Hand und weist sie an, den Trog zu leeren. Wer noch nicht wieder vernünftig geworden ist, löffelt nun darauf los, während das Wasser aus dem Rohre stets ebenso stark zuläuft, als sie es auslöffeln: wer aber kein Idiot ist, verstopft zuerst und vor Allem das Zulaufrohr. —

Als wir vor 25 Jahren anfangen, so fährt die United Kingdom Alliance fort, die öffentliche Meinung zu bearbeiten, erklärte man uns für irreligiös, die wir die Vorsehung corrigiren und die gute Gottesgabe: „Alkohol“ wieder aus der Welt schaffen wollten. Jetzt haben wir schon eine der mächtigsten Klassen Englands gewonnen, die Aristokratie der Arbeiter. Nicht so fruchtbar allerdings war unsere Propaganda im eigentlichen Mittelstande und in den höchsten socialen Schichten.

Wir knüpfen einfach an die Lehre des Erlösers an: was soll neben dem täglichen Brode und der Sündenvergebung unsere vornehmste Bitte sein? „führe uns nicht in Versuchung“. Dieses größte Anliegen der schwachen Menschensinder ist der Ausgangspunkt unserer Arbeit.

Und das ist nicht etwa eitel fromme Theorie; hört nur, wie es wirkt, wenn die Versuchung fern gehalten wird:

Vor dreißig Jahren schon ermittelte die Generalsynode der schottischen Kirche, daß dort von 478 Kirchspielen 40 ohne Schänken waren, und daß in diesen 40 Bezirken keine Trunkenheit vorkam.

Vor zehn Jahren wurden in der südlichen Kirchenprovinz Englands, der Erzdiöcese Canterbury, über 1000 solcher von Schänken freier Kirchspiele ermittelt und zugleich der hervorragende Stand der Sittlichkeit in ihnen constatirt.

In Irland hat die Stadt Beshbrook 3000 Einwohner, aber kein Schanklocal und die Trunksucht ist dort unbekannt.

Im Jahre 1870 berichtete Lord Claud Hamilton, einer der Vicepräsidenten der United Kingdom Alliance und M. P. für die Grafschaft Tyrone in Irland, (mit 10,000 Einwohnern): „dort giebt es jetzt keinen Handel mit berauschenden Getränken mehr; früher waren die öffentlichen Wege stets durch trunkenes Gesindel unsicher und daher ein großer Aufwand von Polizeimannschaft erforderlich. Jetzt ist kein einziger Polizeimann im Districte und die Armensteuer ist auf die Hälfte gesunken“.

Wir besitzen ferner ein Schreiben vom Gouverneur des Staates Maine in Nordamerika, vom 24. April 1878, folgenden Inhaltes: „Nach einer Erfahrung von 25 Jahren wird das gesetzliche Verbot der alkoholischen Getränke von unseren beiden politischen Parteien als ein wohlthätiges anerkannt. Das Gesetz wird mit derselben Leichtigkeit angewendet wie jedes andere Strafgesetz. Ich denke nicht, daß die Bevölkerung von Maine aus irgend einem Grunde wünschen könnte, zumalten System der Schankconcessionen zurückzukehren“.

Im Mai 1878 ist in Canada ein Temperenzgesetz erlassen, im Wesentlichen auf der Grundlage unserer Permissive Bill; in den Städten und Grafschaften wird davon der ausgedehnteste Gebrauch gemacht.

„Wie kann man nun“, so folgert die United Kingdom Alliance, „wie kann man den Einwohnern von England verweigern, was ihren Brüdern in Canada gewährt ist? Wie kann man es den Einwohnern jeder einzelnen Stadt und jedes Kirchspiels verweigern, wenn sie den Versuch machen wollen, sich und die Ihrigen gegen die verderblichen Folgen des jetzigen Systems der Schankconcessionen, gleichwie in Canada, zu schützen?“

„Man sollte doch denken“, sagte Sir Wilfrid kürzlich in einer Rede, „daß sei keine politische Parteifrage! Vor einiger Zeit feierten wir die Vollendung einer Abtheilung von neuen Bauquartieren in einer der Vorstädte Londons; sie enthält 1200 Häuser und 8000 Einwohner. Es befindet sich

darin kein einziges Schanklocal. Der Premierminister (Lord Beaconsfield) war auch gegenwärtig und sprach in Beziehung hierauf Folgendes: Der Versuch, den Sie gemacht haben, ist gelungen und kann daher kaum mehr „Versuch“ genannt werden; es ist ein Erfolg, es ist ein Triumph der sittlichen Erhebung einer ganzen communalen Körperschaft“.

„Nun“, fragt Sir Wilfrid, „warum sollen denn andere Gemeinden diesen Versuch, der bereits ein Erfolg ist, nicht machen dürfen? Die richtige Antwort darauf ist: weil unsere moralischen und christlichen Männer sich nicht entschließen können, ihre Moralität und ihr Christenthum auch in ihrer Politik in Anwendung zu bringen; weil sie ihre Parteipolitik über das wahre Interesse des Landes stellen. Die großen Brauer und Getränkthändler sind sehr reich — Reichthum ist Macht — diese Macht schiebt ihre Majorität in's Unterhaus“.

Ein strenges Urtheil. Wer wird entscheiden, ob es ein gerechtes ist? Die nächsten Wahlen werden jedenfalls die praktische Entscheidung geben. Augenblicklich also kann Niemand sagen, wann und wie dieser große Streit ausgetragen werden wird. Wird die United Kingdom Alliance siegen? Wird die „Schankwirthspartei“ nochmals die Oberhand behalten? Wird man einen der vielen vorgeschlagenen Mittelwege betreten? Der letzte Jahresbericht der United Kingdom Alliance lautet sehr hoffnungsvoll: „Kommende Ereignisse werfen ihren Schatten vor sich her, und wir können nicht verkennen, daß wir während des letzten Jahres (1878) in der Gesetzgebung viel Feld gewonnen haben. Wir müssen aber, das wissen wir wohl, nicht nur eine einfache Majorität im Parlamente, wir müssen die überwältigende Mehrheit der Nation für uns haben. Die öffentliche Meinung aber wächst nur langsam, daher werden wir unablässig wühlen, bis wir den großen Freudentag erleben, an welchem sich unsere Alliance wird auflösen können“.

Wenn die Heilung der Trinkkrankheit wirklich gelänge, so würde damit England allen anderen Nationen, die mehr oder weniger an demselben Uebel leiden, ein neues großes Beispiel der Selbsthilfe geben. Nach den uns bekannt gewordenen Symptomen dürfen wir wohl die Prognose stellen: England ist schwer krank, aber es trägt die starke Lebenskraft und die volle Fähigkeit zur Reaction gegen den Krankheitsstoff ausreichend in sich, um wieder zu gesunden.

Jedenfalls aber weisen die 14,000 englischen Geistlichen, welche die Adresse wegen der „Nationalsünde“ überreichten, auf den rechten Weg zur Genesung, da jeder von ihnen an jedem Sonntage mehrere Male vor versammelter Gemeinde betet:

„Führe uns nicht in Versuchung!“



Adolf Menzel.

Von

Ludwig Pertsch.

— Berlin. —

Das radirte Bildniß, welches dies Heft unsrer Monatschrift schmückt, ist weder direct nach dem Leben oder der Photographie, noch nach einem von Meisterhand gemalten Portrait des Mannes ausgeführt, den es darstellt; sondern nach einem plastischen Werk. Eine Portraitbüste des größten Berliner Malers von dem größten Berliner Bildhauer nach der Natur gemeißelt, seit zwei Jahren ein vielbewunderter Besitz der Nationalgalerie, ist das Original dieser Radirung. Eine Büste freilich, welche wie das Leben selbst wirkt. Der Triumph der realistischen Kunst. Ein kahles Haupt, dessen Schädel mächtig gewölbt ist wie eines Domes Kuppel; mit allseitig durcharbeiteter Stirn; die gedrungene Nase von mittlerer Länge; feine, fest und energisch geschlossene Lippen von eigenthümlicher Anmuth der Zeichnung und Liebenswürdigkeit des Ausdrucks, trotz dieser Geschlossenheit; ein ehernes Kinn; feste, flächenhaft gearbeitete Wangen und Kiefer. Dazu unter den dichten beschattenden Brauen der überragenden Stirnknochen ein paar Augen, die zugleich ebenso nachdenklich als durchdringend und scharf beobachtend blicken. Und dieser sprechende bis zu fast unheimlicher Lebendigkeit gesteigerte Gesichtsausdruck wird noch unterstützt durch die beredte, aber durchaus natürlich und unbewußt bewegte, kleine nervöse Hand, welche der Bildhauer mit zur Darstellung gebracht hat, eine der bewundernswürdigsten Bildnißhände, welche der Meißel eines Künstlers je aus dem Marmor herausarbeitete: Physiognomiker, Bekenner Lavaters, an welchen es auch heut noch nicht fehlt, würden kaum einen Widerspruch zu besorgen haben, wenn sie in der Erscheinung, wie sie in diesem merkwürdigen Bildwerk ausgeprägt ist, wie in einer klaren Schrift alle jene charakteristischen Eigenschaften zu lesen behaupteten, welche die Kunst und die Persönlichkeit Adolf Menzels zu dem machen, was beide sind.

Aber die Sprache eines solchen Bildes der lebendigen Erscheinung eines Menschenwezens bleibt, wie auch letztere selbst, doch immer nur knapp und fragmentarisch. Mit der Kunst und mit dem Wesen des Mannes, welcher uns in diesem Bildwerk so lebhaftig und geistgetreu entgegentritt, nicht unvertraut, will ich von beiden und von ihrer Entwicklung erzählen, es versuchen, gleichsam einen Commentar zu dieser Büste zu geben, der das bestätigt, was sie ausspricht; aber Vieles auch wieder ausspricht, was die Erscheinung verschweigt.

Die Kunstgeschichte erzählt von manchen Meistern, die vom ersten Erwachen ihres Talentes an durch ein günstiges Geschick getragen, vom Erfolge belohnt, von der schnell erworbenen Gunst der Menschen gefördert, rasch, fast müh- und kampflos die Stufenleiter zur Höhe des Ruhmes und einer glänzenden Lebensstellung aufsteigen konnten. Adolf Menzel gehört nicht zu diesen Lieblingen der heiteren Götter. Nichts weniger als sanft gewiegt hat ihn das Geschick in seiner Jugend, und noch lange nachher. Er wurde im Gegentheil fast hilflos hinausgestoßen in das unwirthliche Meer des Lebens, und im frühen, harten Kampf um das Dasein ringend, hat er sich zugleich durcharbeiten müssen zu der Meisterschaft, welche heut das Vaterland und die gesammte gebildete Welt bewundernd anerkennt. Hat ihm dieses Schicksal Mühen und Kämpfe auferlegt, welche jenen Anderen erspart bleiben, so mag das andererseits auch nicht wenig dazu beigetragen haben, ihm die scharf ausgesprochene geistige Selbstständigkeit, und Originalität seiner künstlerischen Persönlichkeit zu wahren. Die Schule und Moberichtung, welche während seiner Entwicklung die herrschende im Vaterlande war, und jene, welche er später für ein Jahrzehnt nach Berlin verpflanzt und alle höchsten Ehren für sich beanspruchen und empfangen sah, sind ganz ohne Einfluß auf sein Denken, Anschauen und Schaffen geblieben. Er gehört keiner von ihnen an. Er ist er selbst, eine Schule für sich, deren Bekenner heut weit über die Grenzen des Vaterlandes hinausverbreitet sind, wenn auch keiner von ihnen direct aus seiner Werkstatt hervorgegangen ist.

Die Keime, welche er in seinem Schaffen zu herrlicher Blüthe und Frucht entwickelt hat, sind nicht von den neudeutschen Klassikern und nicht von den Romantikern und Neukatholiken in ihn gepflanzt. Seine Kunst ist recht eigentlich ein Product und eine Offenbarung jenes norddeutsch protestantischen realistischen Geistes, der uns den preußischen Staat geschaffen, und dessen Helden und Bildner zu ihren Thaten bejeelt hat.

Am 8. dieses December schließt Menzel sein 64. Jahr. In dem der Geburt Bismarcks ist er zu Breslau geboren, der Sohn des Vorstehers einer dortigen Mädchenschule. Der Vater begründete später eine lithographische Anstalt. Der begabte Knabe fand dadurch früh schon willkommene Gelegenheit, mit Stift und Kreide zu handtieren. In eine systematische Pflege dieses Talents durch regelrechten Zeichenunterricht wurde nicht gedacht; zu einer wissenschaftlichen, nicht zu einer künstlerischen Laufbahn glaubte man ihn im

elterlichen Hause berufen und bestimmt. Sich in Bezug auf seine zeichnerischen Beschäftigungen und Studien völlig selbst überlassen, befriedigte er seinen Bildnertrieb in Compositionen aus der alten und neueren Geschichte und in Portraits, die, immer mit hartem Bleistift höchst gewissenhaft ausgeführt, bereits bei dem Knaben ein merkwürdig scharfes Auge für das Charakteristische der Erscheinung bezeugen. Dieser sich immer entschiedener manifestirenden Begabung gegenüber mochte der Vater dem Wunsch des Sohnes, ein Maler zu werden, nicht länger widerstreben. Er ging mit ihm 1830 nach Berlin, um seinem Talent hier die Pflege werden zu lassen, welche in dem damaligen Breslau ihm nicht gewährt werden konnte; zum Theil auch durch den Wunsch bestimmt, in der lithographischen Anstalt der Sächsischen Hofkunsthandlung sich über manche neuere Fortschritte in der Kunst und Technik des Steindruckes zu unterrichten.

Lange hat die moderne Kunstgeschichte die Bedeutung Berlins für die Entwicklung der bildenden Kunst in Deutschland unterschätzt, und derselben nur eine recht stiefmütterliche Berücksichtigung werden lassen. Berlin gab nie den rechten Boden für das Kunstschaffen der romantischen Idealisten, wenn sich seine kunstfreundliche Gesellschaft auch noch so lebhaft für die junge Düsseldorf'sche Mitter-, Edelsträulein- und Klosterpoesie und später für Wilhelm v. Kaulbach's philosophisch-weltgeschichtliche Gedankenmalerei zu begeistern liebte. Hier hatte eine, auf gesunder, tüchtiger, unbefangener Naturanschauung fußende Kunstweise feste Wurzeln seit Alters her geschlagen, welche die neuromantische Bewegung nicht auszureißen vermochte, von der seit dem zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts die gesammte deutsche Kunstwelt überall sonst ergriffen war. Denen, welche dem deutschen Volke immer wieder die halbmythische Geschichte von der Geburt einer neuen, großen deutschen Kunst nach langer Nacht durch die Romantiker, Neukatholiken, Conturzeichner und Frescomaler zu Rom und München erzählen, scheint der davon ganz unabhängig gebliebene Entwicklungsgang der Kunst in Berlin ziemlich unbekannt geblieben zu sein. Und doch war es hier, wo sich nach der furchtbaren geistigen und physischen Verwüstung durch den dreißigjährigen Krieg fast zugleich mit dem ersten großen deutschen Regenten auch der erste große deutsche Künstler, mit Hans Holbein und Dürer der größte von Allen, mit denen unser Vaterland je begnadet wurde, erhob: Andreas Schlüter. Hier stellte er so gewaltige Schöpfungen der monumentalen Plastik hin, wie die Welt sie seit dem Untergang der antiken nur noch durch Michelangelo bilden gesehen hatte. Hier in Berlin arbeitete, ein halbes Jahrhundert später beginnend, ein anderes halbes Jahrhundert hindurch mit emsigem Fleiß ein anderer, sonst überall unerreichter deutscher Meister, Daniel Chodowickj. Mit liebevollem, feinem, eindringendem Blick erfaßte er die ganze Natur und seine Welt und Zeit, und fixirte ihr treues Bild in zahllosen Blättern; unsterblichen Denkmälern der Vergangenheit, erquickenden Zeugnissen einer von Lüge, Manier, Präntensionen unberdorbene, lautern, ächten Künstlerseele, der das schärfste Auge,

die sicherste, geübteste, unermüdlächste Hand zu nie fehlenden Werkzeugen dienen. Und in Berlin auch wirkte der dritte dieser Großmeister der deutschen Kunst, Gottfried Schadow, — wie Jener von des großen Königs ruhmvoller Heldengestalt begeistert und erhoben, der der Nation ihren Stolz und ihr freudiges Selbstgefühl wieder gegeben hatte, während das übrige Deutschland in Elenbigkeit zu verkommen schien, — der geniale Schüler der Antike und der ewigen Natur, der aus verschmörkelten und verzopften Lebens- und Kunstformen wieder heraus- und hinleitete zu hoher Einfachheit, zur schlichten naiven Wahrheit, der Lehrer Christian Rauch's. Diese Männer haben in Berlin den Boden bestellt, haben Weg und Richtung, Stil und Charakter angezeigt, wie sie unserer Volksart entsprechend sind. Sie haben keinen treueren, dankbareren Schüler gehabt, als den Breslauer Knaben, der damals, die Seele voll dunkler, unbestimmter Erwartungen und doch voll klarer, fester Entschlüsse, von seinem Vater hierher nach Berlin geführt wurde.

Zu den 1836 hier thätigen, zumieist geschätzten Malern Wach, C. Wegas, Hensel, Blechen, E. Magnus, Franz Krüger, von denen besonders die letzteren beiden durch die neuen Düsseldorfer und Münchner romantisch-idealistischen Einflüsse in ihrer Kunst noch fast durchaus unberührt geblieben waren, gelangte der junge Menzel zunächst in keine Art von Beziehung. Ein Versuch, in der Antikenklasse der Akademie zu zeichnen, wurde bald wieder aufgegeben. Seine Weise, die Dinge zu sehen, in sie einzubringen, und sie nachzubilden, mochte seinen dortigen Lehrern fremdartig genug erscheinen.

Für ihn war Berlin und dessen Umgebung nur eine einzige große Kunstschule, die öffentlichen Gebäude und Monumente, die Schaufenster der Kunsthändler, die Antikengallerie des Museums, die Mappen der Antiquare, die so fälschlich als arm an malerischen Reizen und Motiven gescholtene Landschaft vor den Thoren, das Leben in den Straßen, — Alles gab ihm die Vorbilder und die Gegenstände unablässigen künstlerischen Studiums in reichster Fülle. Die damals von dem 15jährigen Knaben unter solchen Anregungen gezeichneten Blätter sind sehr merkwürdig. Während er nackte Körpertheile, besonders Hände und Füße, wo er nur dazu gelangen konnte, mit äußerster Sorgfalt nach der Natur copirte, entwarf er große Göttergestalten, welche ihm nun die wahrhaft, ja einzig, würdigen Aufgaben der Kunst zu sein dünkten, und führte er die scharf contourirten Entwürfe mit unsäglichlicher Mühe in einer, die Taillen des Grabstichels auf Linienstichen nachahmenden, Behandlungsweise in hartem Bleistift aus. Aber gleichzeitig hatte er darum nicht minder fleißig und thätig den Vater bei seinen Erwerbsarbeiten zu unterstützen, mit der lithographischen Kreide und Zeichensfeder Geschäftsanzeigen und Etiquettes illustrirend, Vorlagen copirend. Er hat diese harte Schule der Erfindungs-Rüstigkeit und des technisch-zeichnerischen Handgeschickes nie bedauert.

Als Menzel 16 Jahre alt geworden war, starb sein Vater. Nicht nur die Sorge für sich selbst und sein Weiterkommen, sondern auch die für

Mutter und Geschwister fiel ihm damit zu. Hier entwickelte der Knabe eine wahrhaft heroische Kraft des Willens und der Leistungsfähigkeit. Unzählig sind die kleinen lithographischen Arbeiten, die er damals für Kunst- und Buchhandlungen, besonders für L. Sachse, und für Private ausführte, die Tisch- Fest- und Jagdeinladungskarten, Gedenkblätter, Adressen, Neujahrswünsche, Weinetikettes, Titelzeichnungen, Kinderbuch-Illustrationen. Aber unter all diesen, meist armselig honorirten, für den täglichen Broterwerb der mehr als zwölfstündigen Tages- und Nachtarbeit ausgeführten Steinzeichnungen ist nicht das kleinste Blättchen, das lieblos, gleichgiltig, nachlässig behandelt, „übers Knie gebrochen“ wäre. Ueberall ist dem Reichthum origineller sinniger Erfindung die gründliche Gewissenhaftigkeit und Tüchtigkeit gesellt, welche auch dem Geringsten mit ihrem Gepräge einen höheren, bleibenden Werth verleiht.

Einer Thätigkeit hingeben, welche für die meisten Andern noch immer der sicherste Weg gewesen ist und sein wird, künstlerisch gänzlich zu verfallen und die Fähigkeit zu ernstem Kunstschaffen für immer einzubüßen, erreichte Menzel durch diese Art, sie zu üben, durch die Strenge seiner Selbstzucht und die Energie seines Studiums überraschend schnell eine in diesem Lebensalter immer seltene Reife der Naturanschauung und Freiheit und Sicherheit des künstlerischen Ausdrucks. Eine Folge von 12 mit der Feder auf Stein gezeichneten Bildern in einem durch eine große ornamental-symbolische Deckelcomposition geschmückten Umschlag war es, welche die künstlerischen Autoritäten Berlins mehr als jene kaum beachteten kleinen Gelegenheitsarbeiten auf den 17jährigen Künstler aufmerksam machte. Goethe's Dichtung hatte ihm das Thema: „Künstlers Erdenwallen“ gegeben, das er indeß ohne strenge Anlehnung an das poetische Urbild in Darstellungen frei erfundener einzelner Scenen dieses dornenvollen Lebenslaufs bis zur Schlußapothose bearbeitete. Kein geringerer als Gottfried Schadow, der damalige Akademiedirector, ehrte dies Werk durch eine von ihm in den Zeitungen veröffentlichte Anerkennung. In der Zeichnung sind wohl noch genug der Härten und Unbehilflichkeiten bemerkbar. Aber überall erfreut die Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit der Schilderung und Empfindung, die Genauigkeit der Beobachtung, und in der Umschlagcomposition, welche, wie mir der verstorbene Sachse oft erzählte, von Menzel, an seinem Ladentisch stehend, vor seinen Augen hingeworfen wurde, eine prächtige Kühnheit, Frische und Fülle der erfinderischen Phantasie.

Das in den nächstfolgenden Jahren 1834—36 ausgeführte und erschienene zweite cyclische Werk Menzels bezeichnet bereits einen bedeutenden Fortschritt über „Künstlers Erdenwallen“ hinaus. Es sind die „Denkwürdigkeiten aus der brandenburgisch-preussischen Geschichte“; bildmäßig abgeschlossene, ganz durchgeführte lithographische Kreidezeichnungen, bedeutende Ereignisse aus der Geschichte dieses Kern- und Mutterlandes der preussischen Staats- und Herrschermacht von den Wendenkämpfen bis zum Siege in den Befreiungskriegen darstellend. Zum ersten Male tritt in diesen lithographirten

Blättern eines 19jährigen preußischen Künstlers wirkliche Geschichtsdarstellung der herrschenden falschen poetisch-romantischen sogenannten Historienmalerei gegenüber; zum ersten Mal wird hier wieder an die Größe der Thaten und der Männer, durch welche die alten wendischen Markten zum preußischen Staat, zum Hort Deutschlands, zum Retter seiner Ehre, Größe und Freiheit geworden und gemacht sind, durch die bildende Kunst gemahnt, durch von ihr geschaffene oder aus der Vergangenheit heraufbeschworene Gestalten, von einer Wucht, einem Ernst, einer überzeugenden Kraft der Wahrheit und des Lebens, wie wir sie vergebens in den gepriesensten gleichzeitigen Gemälden der geträumten Herrlichkeit des deutschen Mittelalters suchen würden. Dem heutigen Geschlecht wird es schwer, sich in die künstlerische Anschauungsweise einer Zeit hinein zu versetzen, welcher Thaten und Menschen des 18. und 19. Jahrhunderts als Gegenstände der „höheren Historienmalerei“ unmöglich erschienen, es sei denn, daß mit der Tracht ihrer Zeit eine zuvorige Ummodellung nach den einmal angenommenen Gesetzen sogenannter malerischer Schönheit bewerkstelligt würde. Menzel war hier, gänzlich unbekümmert um dergleichen herrschende künstlerische Meinungen, seinen eigenen Weg gegangen.

Und gerade in den Compositionen, welche Scenen aus der Geschichte des neuen Königreichs Preußen, also des 18. und 19. Jahrhunderts schilderten, wie der Einzug der Salzburger Vertriebenen, die Schlacht von Lowositz, den Ausmarsch der Freiwilligen, und „Victoria“ und Dankgebet auf dem Schlachtfelde nach blutig errungenem Siege, hat er die größten künstlerischen Wirkungen zu erreichen verstanden.

Was er in diesen Bildern geleistet hat, erscheint noch größer, wenn man sich die spröde, mühsvolle, peinliche und kleinliche Technik der damaligen, noch in ihrer Kindheit befindlichen Lithographie mit der spitzen Kreide vergegenwärtigt, mit welcher der Zeichner, ängstlich anlegend und auspunktierend, seine Töne hervorbringen mußte, immer dennoch ziemlich sicher, daß alle Gewissenhaftigkeit der Arbeit ihn nicht davor bewahrte, das Resultat seiner Mühen durch die unvollkommene Kunst des Negens und des Druckens schließlich dennoch um seine Wirkung, weil um die gleichmäßige Zartheit wie um die gesättigte Tiefe seiner Töne, gebracht zu sehen.

Die mit der Feder ausgeführte Umschlagcomposition dieses Bilderheftes ist eine Composition so großen Stils im gesammten Aufbau wie in den einzelnen Gestalten, — der echt monumentalen normenhaften, die Annalen des Vaterlandes aufzeichnenden „Historia“, der Herolde zu beiden Seiten des ornamentalen Aufbaus, der kämpfenden Christenritter und Wenden, — und dabei von so charakteristischer Wahrheit der Natur und des historischen Gepräges im Einzelnen, daß sie den Vergleich mit keinem der höchstgefeierten, kolossalen Cartons und Wandgemälden jener Zeit zu scheuen hat. — Gleichzeitig mit diesen historischen Compositionen und in den, ihrer Vollendung nächstfolgenden Jahren entstanden nicht wenige, mit der Feder auf Stein gezeichnete, phantasievoll erfundene Einzelblätter, von denen ein Theil im Kunsthandel —

bei L. Sachse — erschienen ist. Es sind Compositionen, welche bedeutende figürliche Darstellungen der mannigfachen Art, mit originellen Ornamenten verflochten, zeigen. Diese lehnen an keine bestimmten überkommenen Stilformen an, sondern sind durchaus ihres Zeichners eigener Schöpferkraft erwachsen, aus Naturgebilden frei und geistreich von ihm entwickelt und immer ganz erfüllt mit sinnigen, symbolischen, in sie hineingeheimnißten Beziehungen auf die von ihnen umrankten Gruppen und Gestalten. Ein köstliches Blatt dieser Art ist das 1835 erschienene: „die fünf Sinne“; ein anderes, von hoher edler Schönheit der Composition und der idealen Gestalten und ebenso außerordentlicher Lebendigkeit und Kraft des Seelenausdrucks in den letzteren, ist die Darstellung des „Gebets des Herrn“ (1837). Die großen Meisterbriefe der Zimmerleute und Maurer, die Schützenbriefe, die Offiziers-Schießvereins-Karte und andere derartige Federzeichnungen aus dieser frühen Epoche seines Künstlerlebens sind ebenso viele gleich glänzende Zeugnisse dieser Gestaltungskraft, welche die phantastischsten Gebilde frei spielender Träume, die sinnlichen Verkörperungen tiefer, ernster, humoristischer und witziger Gedanken und die Erscheinungen des realen Lebens, der Vergangenheit, wie der Gegenwart, zu dennoch harmonisch in sich geschlossenen, organisch erscheinenden Gesamtbildern zu verflechten und zu verschmelzen weiß. Während seines ganzen späteren Lebens ist Menzel, bald durch eigene Neigung, bald durch fremden Auftrag dazu bestimmt, zur Pflege dieser Darstellungsgattung zurückgekehrt. Jeder wird eben der Slave seines Erfolges. Zur Ausführung von künstlerischen Gedenkblättern, Adressen, Ehrenbürgerbriefen bei besonders wichtigen Gelegenheiten und für hervorragende Männer bestimmt, ist immer wieder er berufen worden. Die seiner späteren Zeit sind dann freilich noch mit unvergleichlich prächtigerem Glanz geschmückt erschienen, da sie nicht mehr durch das bescheidene Mittel der Feder allein, sondern in Gouache und Aquarellfarben mit allem Aufgebot auch seiner malerischen Kunst hergestellt wurden.

In der Mitte der dreißiger Jahre trat er auch bereits mit den ersten Früchten seiner Studien in der Delmalerei an die Öffentlichkeit. Auch in dieser hat ihn keines Meisters Lehre die bequem gebahnten Wege zu vermeintlich sicherem Gelingen geführt. Was er vermag, hat er sich selbst erungen. — Der 1872 verstorbene Maler Professor Eduard Magnus besaß, glaube ich, das erste fertige Delbild Menzels aus dieser Periode: „eine Consultation beim Advocaten“, eine Scene im Costüm der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Es erschien mir immer als eine ganz eminente Leistung auch im Colorit und der geistreichen Behandlung der Malerei; flüssiger im Vortrag, klarer, wärmer und leuchtender im Ton wie manches spätere Delbild von ihm. Von dem Bilde einer „Blünderungsscene“ aus dieser Zeit habe ich immer nur erzählen hören. Ein drittes Bild von packender dramatischer Gewalt tauchte aus langer Verborgenheit vor 15 Jahren hier einmal wieder auf: „eine Gerichtsscene“, ebenfalls im Costüm der

letzten Jahre des 16. Jahrhunderts: Zwei als Mörder Angeklagte, an die Leiche ihres Opfers, einer jungen Frau, geführt, werden dort von deren Gatten, der sich verzweifelt auf die Knie neben der Bahre geworfen hat, des blutigen Verbrechens bezichtigt, und der eine Richter erkennt und bezeichnet den wahren Thäter. (Besitzer Vanquier Schneider in Berlin.)

Die dreißiger Jahre sind die Geburts- oder doch die Wiedergeburtjahre einer Kunsttechnik, welche seitdem, wie sie es schon drei Jahrhunderte früher gewesen ist, für die Verbreitung der Freude am Kunstschönen in allen Schichten des Volkes und für seine ästhetische Erziehung wichtiger geworden ist und segensreicher gewirkt hat, als jede andere, auch die Lithographie nicht ausgenommen. Das ist die Holzschnidekunst. Fast während zweier Jahrhunderte gänzlich in Nothheit verfallen und verwildert, hatte damals eben nach englischem und französischem Vorbilde der Berliner Holzschnider Gubitz begonnen, sich des so lange verwahrlosten wieder anzunehmen, ihn dieser Nothheit zu entreißen. Unzelmann, seinem Schüler, war es vorbehalten, denselben in weniger als einem Jahrzehnt wieder zur glänzendsten künstlerischen Leistungsfähigkeit zu erheben. Dazu aber genügt alles Talent, aller Eifer und gute Wille des Holzschniders nicht allein. Er vermag nichts ohne den Künstler, der ihm die Platte schnittbereit gezeichnet liefert. Zu dem jungen Adolf Menzel, der, wie er jedes Dinges wirkliche Erscheinung seiner inneren Anschauung genau einzuberleiben trachtete, auch immer bemüht war, sich die Beherrschung jedes künstlerischen Ausdrucksmittels anzueignen — fand er den rechten Mann, um ihn bei seinen Bestrebungen zur Reform des deutschen Holzschnittes zu unterstützen. Die Gewohnheit des lithographischen Federzeichners, Schatten und Modellirung der gezeichneten Gegenstände durch bestimmte Strichlagen hervorzubringen, kam Menzel trefflich bei diesen ersten Versuchen zu Statten. Das Nietenblatt des Vereins der Kunstfreunde im preussischen Staat für das Jahr 1838 war ein Holzschnitt Unzelmanns, das interessante Resultat dieser ersten Versuche Menzels im Zeichnen für den Xylographen. Auf der glatten, ungrundirten Birzbaumfläche hatte er (so wenig war man noch mit den Hilfsmitteln dieser Technik bei uns vertraut!) die merkwürdige Composition „Der Tod des Franz von Sickingen“, mit dem spitzen Pinsel die Umrisse und die Schattirungen zeichnend, ausgeführt. Zum ersten Mal wieder trat damit ein deutsches Holzschnittbild, das nach Erfindung und Ausjührung als eine echte und bedeutende Kunstschöpfung gelten konnte, an's Licht. Zwei Jahre später folgte ein unvergleichlich vollendetes Werk dieser Kunst, das ebenfalls aus dem Zusammenwirken Menzels und Unzelmanns hervorgegangen war, das große, von jenem (nun bereits mit dem Stift auf grundirter Platte) gezeichnete von Letzterem geschnittene Blatt: „Gutenberg und Faust, den ersten Abzug von ihrer Bibel druckend“. Es erschien zum damals in ganz Deutschland gefeierten 400jährigen Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerkunst und kann auch heut noch immer als ein köstliches Erzeugniß des modernen deutschen Holzschnittes gelten.

Bald nach dem Erscheinen des „Sickingen“ war an Menzel eine Aufgabe herangetreten, welche für seine ganze künstlerische Zukunft entscheidend werden sollte. Franz Kugler hatte im Auftrage der Verlagsbuchhandlung von Weber und Lork in Leipzig ein populär gehaltenes Leben Friedrichs des Großen verfaßt, welches in der Weise des kurz zuvor erschienenen französischen Werkes von Laurens „Das Leben Napoleon I.“ durch Holzschnitt-Bignetten, in den Text gedruckte und ganzseitige Holzschnittbilder illustriert werden sollte. Kein Geringerer als der berühmte französische Meister Horace Vernet hatte dies Napoleonsbuch in solcher, damals noch ziemlich ungebrauchlicher Weise mit seinen leicht hingeworfenen charakteristischen Skizzen geschmückt. Franz Kugler hatte den glücklichen Treffer, mit dem Antrag zur Uebernahme der gleichen Aufgabe für sein Friedrichsbuch sich an Adolf Menzel zu wenden. Für die deutsche Holzschnidekunst, die deutsche Buch-Illustration und für des jungen Meisters Kunstentwicklung und Leben datirt von diesem Auftrag eine neue Periode.

Ganz seiner gewohnten Art gemäß, griff er die ihm gewordene Aufgabe gleich mit aller denkbaren Gründlichkeit an. Er begann ein Studium der Monumente und Reliquien des großen Jahrhunderts, seiner Kunstwerke, seiner Sitten, Trachten, Lebenseinrichtungen, Gesellschaftsformen, Bildnisse, seiner Literatur und Geschichte, so umfassend und eindringend, er häufte solche Massen von Zeichnungen nach den Originalstücken in seinen Mappen an, daß künstlerische Freunde, welchen Vorbereitungen solcher Art für die Illustrirung eines Buches ganz unerhört und ziemlich überflüssig erscheinen mochten, ihn damals wohl spöttlich fragten, ob er denn dächte 300 Jahre zu leben, deren er doch bedürfen würde, um das Alles zu verwerthen. Menzel ließ sich nicht beirren. Er wußte genau, was er wollte und was er konnte. Das Endergebniß hat denn auch diesen Vorbereitungen entsprochen. In den 400 Illustrationen dieses Buches, in seinen abgeschlossenen Bildcompositionen, seinen in den Text verstreuten Bignetten, Bildnissen, Initialen, symbolischen Titelblättern, Capitalköpfen zc. ist das Jahrhundert des großen Preußenkönigs zuerst durch die Kunst noch einmal wirklich und lebendig gemacht. Seine Anschauung ist dadurch ein Gemeinbesitz der Nation, und nicht der deutschen allein, geworden. Ein solches Versenken in den Geist und die Erscheinung einer vergangenen Epoche, ein solches Herausbeschwören ihrer Menschen und Zustände in allen kleinen und großen charakteristischen Zügen und Eigenheiten war bis dahin ohne Beispiel in der Geschichte der zeichnenden Künste gewesen und ist in solcher Vollkommenheit auch nicht wieder von einem Anderen erreicht worden. Das Bild des großen Friedrich und ebenso wie das seiner Paladine und seiner Soldaten, wie es heut und in der Zukunft in der Phantasie der Menschen leben wird, ist das von Menzel in den Holzschnittbildern dieses in seiner Art einzigen Buches und in den späteren Zeichnungen und Gemälden des Meisters erst geschaffene. Aber ein Glück für den Zeichner und für uns ist es gewesen, daß er an dies Werk gerade zu einer Zeit gehen konnte, in welcher er Talente

des Holzschnittes wie Unzelmann und die Gebrüder Vogel, S. Müller, Kresschmar, Georgy, Ritschl, Bennenworth in Leipzig und Berlin fand. In der Ausführung dieser Zeichnungen selbst entwickelten sie sich zu einer sichern Meisterschaft im Facsimileschnitt, der wir es danken, daß Menzels Originalzeichnungen in den durch Jene ausgeführten Holzschnitten in fast durchaus ungetrübler und ungeschädigter Reinheit und Richtigkeit erhalten vorliegen. Der zuerst gemachte Versuch der Verlagshandlung, die Platten in Pariser xylographischen Ateliers schneiden zu lassen, scheiterte gänzlich. Auf diese Art der Zeichnung, auf dieses Ernstnehmen der Aufgabe, leichte Bignetten und kleine Textillustrationen zu zeichnen, war man dort nicht gefaßt und vorbereitet.

Nach zwei Seiten hin ist dies Werk und die hingebende Thätigkeit des jungen Meisters an demselben während der Jahre 1839—1842 für seine fernere künstlerische Laufbahn bestimmend und entscheidend geworden. Indem er das weite, durch jene Studien ihm, wie noch keinem Zweiten vor und neben ihm, erschlossene Stoffgebiet fortan noch immer mehr und mehr künstlerisch auszubehnten strebte, wurde er der, als den man ihn so lange viel zu ausschließlich gefeiert hat: der Maler Friedrich des Großen, der nach Chodowicki und G. Schadow erste wahrhaft künstlerische Verherrlicher des Preußenkönigs und der Seinen, der von der deutschen Kunst so lange vergessenen und vernachlässigten Männer, Thaten und Schicksale jener Heroenzeit des jungen deutschen Staates. Andererseits aber war er der eigentliche Wiedererwecker des deutschen Holzschnitts, weil der Holzzeichnung geworden, deren unerreichter Meister er bis diesen Tag geblieben ist. So sehen wir Menzel für die nächstfolgenden zwei Jahrzehnte vorzugsweise auf jenem Stoffgebiet und daneben in dieser Technik das Außersordentlichste schaffen. Dreier großer cyclischer Werke, welche er während des nächsten Jahrzehnts ausführte, ist hier zunächst zu gedenken. Während den Vorstudien zu jenem Friedrichsbuch kam ihm wohl die Betrachtung (ich brauche seine eigenen Worte), „daß die jetzt noch vorhandene Anzahl von Originaluniformen, Armaturstücke und sonstige Forschungsquellen, Zeitdocumente u. aus der Periode des großen Königs früher oder später dem Zahn der Zeit zum Opfer fallen dürften und damit ein Hauptmaterial für die bildende Kunst unwiederbringlich verloren gehe“. Um dem nach besten Kräften vorzubeugen, unternahm er jenes Werk, zu dessen Ausführung eben das Genie und der unsägliche „Fleiß, den keine Mühe j Bleichet“, die zähe Ausdauer und hohe künstlerische Begeisterung und Inspiration sich so innig verschmelzen mußten, wie es in dieser großen, künstlerischen Individualität geschieht. Nicht in einer Sammlung von bloßen Costümbildern, die er nach jenen noch vorhandenen Originalen gezeichnet hätte, begnügte er sich, seinen Wunsch der Fixirung jenes bedrohten „Hauptmaterials der bildenden Kunst“ für die Darstellung der Zeit Friedrichs zu verwirklichen. Er schuf eine Galerie von mit diesen Uniformen bekleideten wahrhaft lebensfähigen, soldatischen Typen und Individualitäten aus jener Armee, in einer Folge

von über 300 mit der Feder höchst meisterhaft in großen Format auf den Stein gezeichneter Gestalten. Jeder einzelne Mann darauf ist charakteristisch für seinen Truppentheil und doch ein eigenartiges, persönliches Wesen. Diese Reiter und Infanteristen, diese Offiziere, Corporale, Gemeinen und Stallknechte, Feldscheerer, Auditeurs und Profosse sieht man dastehen, sitzen, anlegen, zielen, präsentiren und paradiren, als ob sie ihr Zeichner mit rascher Hand direct nach der Natur im Moment der lebendigen Bewegung auf das Papier gleichsam geschrieben hätte. Nichts in ihnen selbst ließe die unsägliche Mühe, die ermüdende, peinliche, trockne Arbeit des Suchens, des Messens mit Zollstock und Zirkel, des genauen Nachzeichnens von Gegenständen, welche die große Mehrzahl der Maler als dessen völlig unwerth und gleichgiltig anzusehen gewöhnt ist, ahnen, deren es doch wesentlich mit bedurfte, um diese in ihrer Rundheit, Sicherheit und Lebensfülle wie natürlich erwachsen scheinenden Menschenbilder so hinzustellen. Nur dadurch, daß diese Messungsergebnisse ihrer Uniformen, Waffen und sonstigen Ausrüstungsstücke meist neben die Figuren mit genauen Maßangaben in Zahlen hingezeichnet sind, kann man diesen Theil der Arbeit erkennen.

In drei starken Foliobänden gesammelt, sind diese Zeichnungen im Jahre 1847 unter dem Titel: „Die Armee Friedrich des Großen in ihrer Uniformirung“ erschienen. Leider nur in dreißig Exemplaren, nach deren Abzug nach des Autors eigener Bestimmung, die Platten abgewischt wurden. Diese Exemplare sind einzig in den Besitz deutscher Fürsten und Staatsbibliotheken und Kupferstichcabinette gelangt.

Wie dieses eine große Hauptwerk Menzels, welches er freilich mehr als ein von ihm zusammengestelltes künstlerisches Arsenal zu betrachten scheint, so ist auch ein an Form und Inhalt allerdings ihm noch überlegenere, zweites cyklistisches Werk, das er während der vierziger Jahre ausführte, der großen Oeffentlichkeit entzogen geblieben: die von Menzel illustrierte „Prachtausgabe der Werke Friedrich des Großen“. König Friedrich Wilhelm IV., der jene in's Leben rief, beauftragte ihn mit diesen Zeichnungen. Was oben von den Holzschnitt-Illustrationen zu Kuglers Friedrichsbuch gesagt ist, das trifft für diese bewundernswürdigen Schöpfungen des eigenartigsten und feinsten Künstlergeistes in noch erhöhtem Maße zu. Man empfängt von diesen symbolischen und historisch-realistischen Vignetten, die häufig selbstständig freien künstlerischen Phantasien über die, von dem königlichen Autor angegebenen, Thematata gleichen, den Eindruck, als ob der Zeichner, mit dem Gefühl, zu seinem gefeierten Helden so in den unmittelbaren Zusammenhang des künstlerischen Mitarbeiters an dessen Werken getreten zu sein, noch fort und fort über sich selbst hinausgewachsen wäre. Und welche gesteigerten Forderungen derselbe auch an seine Holzschnitzer mit diesen Zeichnungen stellte, — die begeisterte Hingebung an ihn und die in der xylographischen Ausführung seiner Zeichnungen so streng erzogene Kunst eines Nuzelmann, Otto und Albert Vogel und

Hermann Müller hat das in sie gesetzte Vertrauen nicht getäuscht. Wie Menzel selbst von ihnen rühmt, haben sie im Gehorsam gegen den Strich seiner Zeichnung das Höchste geleistet, und damit eben auch in der Kunst des wahren Holzschnittes überhaupt das Beste, was dieser leisten soll und kann. Dem 1849 abgeschlossenen Werk (1846 entstanden dazwischen noch die 32 Holzschnitt-Illustrationen für Lange's populäres Buch über die preußische Armee) folgt die dritte dieser großen cyklischen Arbeiten: das 1855 zum Abschluß gebrachte Holzschnittwerk „Aus König Friedrich's Zeit“, erschienen bei Alexander Dunker in Berlin, geschnitten von Saalborn, Schuseil, Klitsch und Klaveen in Kreschmar's Atelier; jungen Künstlern, welche sich unter jenen in der wohlthätigen Schule der Menzelschen Zeichnung erwachsenen inzwischen zu einem kaum geringeren Kunstgeschick entwickelt hatten. Es sind die Kniestück-Bildnisse des großen Königs, des Prinzen Heinrich und der berühmtesten Generale seiner Kriege. Jeder von ihnen ist in einer für sein Wesen und seiner Bedeutung charakteristischen Situation seines soldatischen, kriegerischen oder friedlichen Lebens so gezeichnet, als wäre es unmittelbar nach der Wirklichkeit, und zwar im glücklichsten Moment des unabsichtlichen Sich-Gebens geschehen. Und die sinnliche Erscheinung eines Jeden ist durch die Holzzeichnung zu einer Körperlichkeit und einer Realität, mittelst der reichen und energischen Tongebung und der Kunst in der wechselnden Behandlung alles Stofflichen herausgearbeitet, daß die Gestalten ebendig und selbst arbig vor uns hinzutreten scheinen.

Gleichzeitig mit diesen ist die merkwürdige große Holzzeichnung Menzels entstanden, an deren Schnitt Unzelmann eine der bewundernswürdigsten Leistungen der Deutschen Xylographie vollbracht hat: Das Bildniß Shakespeares. Es zeigt den Dichter im reifsten Mannesalter. Der Bildung des Kopf's ist die Stratfordbüste zu Grunde gelegt. Im weiten pelzbesetzten Hauskleide, die Arme untergeschlagen, wandelt er sinnend im Morgenlicht durch den Garten seines Häuschens zu Stratford. Unter allen angeblich authentischen Shakespeare-Porträts, wie unter allen später frei nachgeschaffenen Darstellungen des Gewaltigen ist diese Menzelsche wohl die einzige, welche ihn uns als lebensfähigen Menschen und zugleich als den zeigt, dessen Antlitz man es zutraut und anzusehen glaubt, daß es die sinnliche Form eines Schöpfergeistes sei, welches Hamlet, Lear, Macbeth und Coriolan, aber eben so auch Romeo, Falstaff und den Sommernachtsstraum zu erzeugen vermochte.

Von da ab hat Menzels Thätigkeit für den Holzschnitt manche Jahre geruht. Erst im vorigen Jahrzehnt ließ er sich wieder einmal durch den Stuttgarter Verleger Gustav Weise zur Zeichnung einiger von jenen, von ihm herausgegebenen deutschen Bilderbogen bestimmen. Um dieselbe Zeit zeichnete er für die Grote'sche Verlags-handlung ein prächtiges Blatt auf Holz, das in dem von dieser herausgegebenen Album für Kunst und Dichtung erschienen ist: „Der Schwede kommt“. Und wieder noch im vorigen Jahre führte er mit einer unvergleichlichen Kraft, Kühnheit, Schärfe der Charakteristik

und Glanz der Wirkung drei größere Zeichnungen auf Holz zum Schnitt für das bei Espemann in Stuttgart erschienene Prachtwerk „Germania“ aus. Ein Titelblatt: die Selbstkrönung Friedrich I. von Preußen; eine höchst originelle figurenreiche Composition: das Tabakscollegium Friedrich Wilhelm I. und eine Halbfigur des „alten Fritz“ vom Rücken gesehen, auf den Krückstock gestützt, das Antlitz nach der rechten Schulter hingewendet, in welcher Menzel selbst, und gewiß nicht mit Unrecht, die vollendetste künstlerische Verkörperung der Vorstellung des großen Königs in seinem Alter erblickt, die auch ihm je zuvor gelungen ist.

Von einem umfassenderen Werk der Holzzeichnung und Buch-Illustration Menzels aus der jüngsten Zeit wird noch an einer späteren Stelle dieser Charakteristik des Meisters die Rede sein. Ich wende mich hier zunächst wieder zu jenen vierziger Jahren zurück, in welchen er die Werke Friedrichs des Großen illustrierte und an den Zeichnungen zum Armeewerk arbeitete. Sie sind trotz dieser, ein so hohes Maaß von Kraft in Anspruch nehmenden großen Arbeiten dennoch auch in anderer Richtung nicht weniger productiv für ihn gewesen. „Sich in erneutem Kunstgebrauch zu üben“, erschien auch ihm jederzeit so „heilige Pflicht“, wie Goethe. So ergriff er damals mit leidenschaftlicher Lust und heißem Bemühen gleichzeitig auch die Kunsttechnik des Radirens und Aetzens. Rasch erreichte er es, ihrer vollkommen Meister zu werden. Die schönsten Beweise dafür geben jene sechs Blatt „Radirversuche“, welche in einem nicht minder interessant illustrierten Umschlagdeckel 1844 in Sachsens Hofkunsthandlung erschienen sind. Vorwiegend kleine landschaftliche Bildchen (nur ein Blatt zeigt ausschließlich Studentköpfe und kleine Straßenscenen) mit figürlicher Staffage, alle von einem kaum zu schilbernden Reiz der Stimmung, wie der geistreichen Behandlung mit Nadel und Aetzwasser, bei der anspruchlosesten Simplicität der Gegenstände.

Die Lithographie, welche mit ihren alten, ungenügenden technischen Hilfsmitteln und Prozeduren dem jungen Menzel Leben und Kunst so böse erschwert gehabt hatte, war inzwischen besonders durch Pariser Drucker und Steinzeichner zu einer nie gehnuten Entwicklung gebracht worden. Statt der traurigen, peinlichen Arbeit mit der spitzen Kreide hatten uns jene Franzosen gelehrt, mit der breiten Tablette zu handtieren, den Estompen, Tuschpinsel und das Schabeisen mit voller künstlerischer Freiheit zu einer wahrhaft malerischen Behandlung der Steinzeichnung und zur Erreichung entsprechender Wirkungen zu verwenden. Und Drucker wie Lemercier hatten den Beweis geführt, daß auch die so traktirte Platte, richtig geätzt, Nichts an ihrer Druckfähigkeit einzubüßen brauche. Ein Schüler dieses Druckers, Wilhelm Korn, hatte zu Ende der vierziger Jahre diese neuen lithographischen und Druckkünste nach Berlin in Sachsens lithographisches Institut verpflanzt. Menzel zögerte nicht, sich auch dieser Technik mit gewohntem Eifer zu bemächtigen. Mit welchem bewundernswürdigen Resultat, beweisen einmal die sechs Blätter des 1851 bei Sachse erschienenen Heftes „Versuche auf Stein mit Pinsel und Schabeisen“. Die

gewählten Gegenstände sind hier wieder die mannigfaltigsten: Nococosenen, Thierbilder (die Bärengrube im Zoologischen Garten), ein Raubritterzug, eine Scene von unheimlich dramatischer Wirkung: der Hinterhalt. In der ganzen Art der Tonwirkung, in der Energie ihrer Schatten, in der Feinheit ihres Hellbunkels sind diese aus dem schwarzen, lithographischen Zuschüberzuge der Platte herausgeschabten Bilder von wahrhaft Rembrandtischer Wirkung.

Während der fünfziger Jahre setzt sich diese lithographische Thätigkeit, an welcher Menzel neuen Geschmack gefunden hatte, auch neben den großen malerischen Arbeiten dieser Periode fort. Die Jahrgänge des damals bei Trewendt in Breslau erscheinenden „Argo, Album für Kunst und Dichtung“ und andere ähnliche Albumwerke schmückte er wiederholt mit solchen, von ihm in hoher Genialität auf Stein, theils gezeichneten, theils geschabten Blättern, von denen hier nur Don Juan und Donna Anna, Dürer, ein nacktes Kind nach der Natur malend, die Löwenfütterung, und eine prächtige mittelalterliche Scene vom Turnierhof „Rathe, wer ist's“ genannt seien. Vor Allem aber ist der großen, ebenfalls aus der schwarz grundirten Steinplatte herausgeschabten, Composition „Christus als Knabe im Tempel“ unter diesen lithographischen Arbeiten seiner „zweiten Steinzeichner-Periode“ zu gedenken. Es ist, in solcher Technik reproducirt, die Copie eines großen Transparentgemäldes, welches Menzel für die Weihnachtsausstellung des Künstler-Unterstützungsvereins 1851 gemalt hatte. Wenn er seiner ganzen Natur und Geistesrichtung nach auch eine solche rein menschliche Scene unmöglich in der Auffassungsweise und im Stil der idealistischen Heiligenmalerei darzustellen vermochte, so lag ihm eine frivole und spöttische Behandlung, wie sie Manche in jenem berühmten Blatt erkennen wollten, doch ebenso fern. Er stellte den Jesusknaben als einen geschickten, geistreichen, frühreifen, hageren Buben von entschieden israelitischem Typus dar, der, inmitten eines Kreises von wahren Musterbildern altjüdischer Männer, dieselben durch seine Aussprüche und Antworten überrascht, erstaunt und entzündet; Maria aber, als eine junge hebräische Frau und Mutter, die in freudiger Erregung auf ihren, in solcher Umgebung wiedergefundenen, Knaben zueilt, während der Nährvater Joseph, bescheiden und doch des Anblicks froh, ihren Eifer zu mäßigen sucht. Das fromme Gefühl mag sich gegen eine solche Auffassung von Gegenständen der Evangelien sträuben; das Blatt bleibt darum doch so reich an originellem Geist, Lebendigkeit und Meisterschaft der charakteristischen Zeichnung und technischen Ausführung, daß es immer einen hervorragenden Platz im Lebenswerk seines Autors behaupten wird.

Lebhaft bedauere ich immer, daß derselbe nicht auch die beiden anderen großen Transparentbilder, welche er in jenen Jahren für denselben Zweck, diese Weihnachtsausstellungen, malte: „Adam und Eva nach der Vertreibung aus dem Paradiese“, in der Laub- und Schilfhütte, worin die Urmutter der Menschheit ihre beiden Knaben säugt, und „die Austreibung der Wucherer vom Tempel“, ebenso wie das besprochene Bild reproducirt und damit zwei so

echt genicvollen Schöpfungen die höchst wünschenswerthe Verbreitung gegeben hat.

In den vierziger Jahren aber arbeitete Menzel sich gleichzeitig auch einzig durch eigene Kraft zu einer malerischen Meisterschaft durch, welche bald der längst unbestrittenen, zeichnerischen in keinem Punkt mehr nachstehen sollte. Auch für diese coloristischen Studien gab ihm Alles ringsum, was sich seinem stets aufmerkenden und beobachtenden Auge zeigte, willkommenen Stoff Gegenstand und natürliches Vorbild. Ein Blick aus dem Fenster seiner Wohnung, auf die Straßen, Höfe, Gärten oder Baugerüste der Nachbarschaft; ein Gang draußen vor die Thore Berlins, Exercierplatz und Ställe, die Zimmer, in welchen er oder die Seinigen sich aufhielten, die Wand seiner Werkstatt, die eigenen Glieder in jeder Ansicht betrachtet, — an Allem wußte er, es nachmalend in Del, Gouache, Pastell oder Aquarell, zu lernen, und wie seine Naturkenntniß, auch seinen coloristischen Sinn und sein technisches Können weiter zu entwickeln. Auf den Berliner Kunstausstellungen dieser Jahre erschienen dann ziemlich regelmäßig außer jenen Probeabdrücken der Holzschnitt-Illustrationen zu den Werken Friedrich des Großen, welche bereits der bewundernden Anerkennung sicher waren, solche Selbstbilder Menzels, deren Verständniß und Wirkung damals doch nur erst auf eine kleine Gemeinde beschränkt blieb. Wichen sie doch in ihrem Wesen in ihrer Erscheinung, ihrer Erfindung und Malerei gänzlich von denen ab, für welche man sich damals bei uns zumeist enthusiastisch begeisterte. Ich entsinne mich sehr wohl des desto tieferen und nachhaltigeren Eindrucks, welchen mir und einem, in der Verehrung für Menzels Genie und Art noch vorausgeeilten, Freunde diese Gemälde des Meisters machten; z. B. die „Predigt in der alten Berliner Klosterkirche“ mit den am Fuße der Kanzel versammelten Gruppen von Zuhörern; oder die „Begegnung Gustav Adolfs mit seiner Gattin“ am schneeigen Wintertage vor dem Thore des Schlosses von Hanau; ein Bild, das, so oft ich es seitdem auch im Hause seiner gegenwärtigen Besitzerin wiedergesehen habe, mir immer noch als ein, von der modernen Malerei in der Charakteristik historischer Menschen, in der Darstellung eines echten Wintertages und an Reichthum, Glut, Harmonie und Schmelz der Farbe kaum übertroffenes, Meisterwerk erscheinen will (beide 1847 gemalt). Oder jenes 1846 ausgestellte „Störung“ betitelt: zwei junge Damen, Typen von ernstester Anmuth, die Abends allein und beisammen am Piano sitzend, von einem Besuch der ihnen unerträglichsten Art, einer alten Frau Geheimrätthin mit ihrem Gatten, in fatalster Weise gestört werden. Oder das 1849 gemalte: „ein Spazierritt Friedrich des Großen“, dessen landschaftlicher Theil, Luft und Vegetation, zuerst die ganze Kunst Menzels in der malerischen Schilderung auch dieser Seite der Wirklichkeit bewies, die er sich auf seinen eigenen Wegen zu erobern gewußt hatte. Der König auf seinem Schimmel, in weiterer Entfernung von zwei Adjutanten gefolgt, reitet auf der von Weiden eingefassten Landstraße bei Potsdam im Schritt gerade aus, gleichsam

aus dem Bild heraus dem Beschauer entgegen. Im nächsten Vordergrund am Grabenrande steht ein junger märktischer Bauer, der den Monarchen dort erwartet, um ihm eine Bittschrift zu überreichen. Aber vor dem Adlerblick des gewaltigen Auges, daß er schon aus der Ferne auf sich ruhen fühlt, schmilzt ihm der feste Muth des Entschlusses. Er würde entfliehen, den ersehnten, günstigen Moment unwiederbringlich verlieren, wenn ihm seine Braut, die derbe, rothbackige Dirne im bäuerlichen Sonntagsstaat neben ihm, nicht mit eindringlicher, leidenschaftlicher Beredsamkeit zuspräche. In seiner dramatischen Lebendigkeit und besonders auch durch die vollendete, überzeugende Charakteristik jener Königsgestalt zu Pferde, hat es mir einen Eindruck hinterlassen, den diese dreißig Jahre noch in keinem Punkt zu verwischen vermochten.

Ein großer historischer Carton, wohl die einzige derartige Arbeit Menzel's, ist von ihm in derselben Zeit wie diese Selbstbilder ausgeführt. Vom Kunstverein zu Rassel war er 1847 beauftragt, einen solchen, zum Zweck späterer monumentaler Ausführung in Farben, zu zeichnen. Den Gegenstand der Composition bildete die Scene des „Einzugs der Herzogin Sophie von Brabant in Marburg“ (1247). Die Ereignisse des Jahres 1848 haben die Ausführung des Gemäldes verhindert. Den Carton, eine 10 Fuß hohe, 18 Fuß lange Tafel, hat Menzel später wieder in seinen Besitz gebracht. Von der hergebrachten Art der Behandlung einer Cartonzeichnung weicht dieser allerdings sehr ab. Daß es sich hier um die Gestalten von Männern und Frauen des deutschen Mittelalters handelt, hat Menzel selbstverständlich nicht bestimmen können, seiner realistischen Kunstweise, die überall zunächst auf die natürliche Wahrheit in der Wiedergabe der Erscheinungen der Dinge und des Lebens ausgeht, untreu zu werden, und „in das Horn der Romantiker zu blasen“.

Im Vollbesitz der Herrschaft über die technischen Mittel der Delmalerei, wandte er sich gegen das Ende dieses Jahrzehnts der Erfüllung jener großen künstlerischen Lebensaufgabe zu, welche ihm wohl seit den Zeichnungen zu Kuglers Friedrichsbuch jederzeit als die ihm gefetzte, zu der er durch Natur und Schicksal vor Allen berufen sei, vorgeschwebt haben mochte: seines Helden, des großen Preußenkönigs, Wesen und Handeln im Palaftsaal, auf dem Schlachtfelde, vor dem Kampf und inmitten aller entfesselten Schrecken des drohenden Verderbens, und wieder unter seinem Volk als helfender, die Wunden des Krieges heilender Vater des Landes in abgeschlossenen Gemälden zu schildern. 1850 erschien zur Ueberraschung aller Derer, welche in Menzel immer nur noch den Feder- und Holzschnittzeichner sahen, das erste größere Gemälde dieser Reihe: „Friedrich der Große bei Tafel im Kreise seiner Freunde, Sanssouci 1750“. Wenn je in einem Wille das, was man den „Geist einer Zeit“ nennt, durch die Kunst eines inspirirten und mit dieser Zeit auf's Innigste vertrauten Meisters seine volle, sinnliche Verkörperung gefunden hat, so ist es hier, wo die echten Repräsentanten des Geistes des 18. Jahrhunderts um die beiden wahren Herrscher im Reiche desselben in

heiterer Tafelrunde versammelt sind: die La Mettrie, d'Argens, Algarotti, Lord Marishal, Keith u. um Friedrich und Voltaire dort im runden Speisesaal seines Schlosses Sanssouci, durch dessen Glashür das gedämpfte Tageslicht von der Terrasse her hereinschimmert. Hinter der runden Tafel, auf welcher der Krystall, das feine Porzellan- und Silberzeug, der Wein in den Karaffen und Gläsern, die Früchte des Desserts in den Schalen und in den Auffäßen, in zartem reizvollem Farbenspiel blitzen und leuchten, sitzt der junge König. Hier ist der, einer Welt in Waffen trogende, Held und Sieger nur der heitere und glänzende Philosoph, der Freund der Musen. Mit dem gefeierten Gast seines Hofes, den er als den Meister aller Kunst und alles Wissens, als den Lehrer und Erzieher seines eigenen Geistes ehrt, mit Voltaire, scheint er in glänzendem Wortgefecht zu kämpfen, welcher die Pfeile des Wises, kaum empfangen, mit vollendeter, echt altfranzösischer Rococo-Grazie gegen ihn zurückschnellt. In reichster Nuancirung des individuellen Ausdrucks spiegeln die umsitzenden Genossen der Tafelrunde die Wirkung dieses Geplauders, dieses Feuerwerks des Esprit und Wises, in ihren Gesichtern und ihrer ganzen Haltung wieder. Ein undefinirbarer Duft königlicher Bornehmheit aber scheint in dem, von dem freimüthigen Lachen der Dessertstimmung durchtönten Raum zu weben, in welchem jedes Stück der Architektur, vom Parquet bis zu den vergoldeten Säulencapitälen und den Stuccaturen der Kuppeldecke, jedes Möbel und jeder Lüstre das Gepräge der capriciösen Anmuth des Hochrococo trägt.

Zwei Jahre später folgte auf der Berliner Kunstausstellung das zweite aus der Reihe dieser Friedrichsbilder, heut wie jenes ein köstlicher Schatz der Berliner Nationalgalerie, das „Concert bei Hofe, Sanssouci 1750“. In Bezug auf coloristische Schönheit, auf Reiz und Schmelz des Tons und auf feine malerische Kunst geht es wohl über das, auf dem Bilde der Tafelrunde Erreichte, wesentlich hinaus. Der König, welcher dies Hofconcert bei Gelegenheit der Anwesenheit seiner geliebten Schwester, der Markgräfin von Bayreuth, zu Sanssouci veranstaltet, ist im Mittelpunkt der Composition, ein Flötensolo blasend, dargestellt. Kaum ließe sich eine Situation denken, welche es schwieriger machte, einem in ihr gezeigten Manne das Gepräge der Würde der Majestät und des kriegerischen Heldenthums zu wahren, als die hier von Menzel gewählte. Ihm ist es dennoch gelungen, seinen Helden, trotzdem er ihn hier vollständig hingegeben an die Ausübung und an den Genuß seiner eigenen Virtuosität darstellt, nichts von seinem freien, königlichen Anstand darüber einbüßen zu lassen. Am Flügel, zur Rechten des Notenpultes, harren Emanuel Bach, Benda mit der Geige, und die anderen Musiker des Streichquartetts auf das Ende der Flötencadenz, um dann wieder mit ihrem Vorklänge einzufallen. Des Königs Lehrer, Quantz, lehnt in der Fensternische, mit lächelnder Zufriedenheit der Leistung seines erhabenen Schülers laufend. In der Tiefe des weiten Raumes auf kleinem Divan sitzt des Königs Schwester, die großen Augen mit dem Ausdruck inniger Zärtlichkeit auf den

Bruder gerichtet. Zur Linken, bis in den nächsten Vordergrund, gruppirt sich die Hofgesellschaft. Die Damen in goldblehnigen Sesseln, die Herren, alte und junge Cavaliere und Würdenträger, Marschälle und Kammerherren in den glänzenden Hoftrachten der Zeit hinter ihnen stehend, mit größerem oder geringerem Antheil dem Concert zuhörend. Auf diese Gesellschaft herab werfen die Kerzen der Kronleuchter und Wandarme ihr, von den Siegeln zurückgestrahltes, in den Krystallen der Kronen prismatisch gebrochenes Licht und erfüllen den, mit der phantastisch-launenhaften, reizenden Kunst des Rococo decorirten, Raum hier mit ihrem strahlenden Glanz, dort mit seinem Lichtdämmer.

Die hier bewiesene Kunst, den Glanz der Hofeste der Vergangenheit überzeugend zu schildern, wurde Menzel gleich nach Vollenbung dieses Gemäldes noch einmal zu bewähren berufen. Zur Erinnerung an jenes „Fest der weißen Rose“, mit welchem im Jahre 1829 die damals zur Hochzeit ihres Bruders, des jetzigen Kaiser Wilhelm, in Berlin anwesende junge Kaiserin Alexandra von Rußland von den Mitgliedern des Könighauses und der Hofgesellschaft zu Potsdam gefeiert wurde, sollte der hohen Frau am 25ten Jahrestage desselben ein Album von höchster künstlerischer Pracht des Inhalts und der Ausstattung überreicht werden. Menzel führte die zwölf großen Aquarellbilder desselben aus: Darstellungen von ebenso vielen historischen Festlichkeiten, welche am Hof der Hohenzollern in verschiedenen Epochen ihrer Machtentwicklung seit dem Mittelalter stattgefunden haben. Jedes dieser Blätter erhielt wieder in echt Menzel'scher Weise noch einen ganz besonders geist- und phantasievollen Schmuck durch die beziehungsreichen und dem Stil der betreffenden Epochen entsprechenden, ornamentalen und figürlichen, in Farben und Gold ausgeführten Umrahmungen. Es ist immer zu beklagen, daß diese, in ihrer Art einzigen Schöpfungen des originellsten Genius, welcher in ihrer Gestaltung sich so recht nach voller Lust und Laune ergehen, und in der Bethätigung überströmender Erfindungskraft schwelgen konnte, verurtheilt sein müssen, unvervielfältigt im historischen Museum des Gothischen Hauses im Park von Tsarskoe Selo vor aller Welt verborgen zu bleiben. Wenigen wird das Glück zu Theil, das Album dort mit Muße durchsehen zu können, wie es dem Unterzeichneten im Winter 1874 vergönnt war.

Die auf das „Flötenconcert“ folgenden Friedrichsbilder sind: 1854 „Friedrich der Große auf Reisen“ (Galerie Ravené), 1855 „die Huldigung der schlesischen Stände zu Breslau 1741“ (in der städtischen Galerie daselbst); 1856 „König Friedrich und die Seinen bei Hochkirch“ (im königlichen Schloß), 1857 „die Begegnung Friedrichs und Joseph II. auf der Treppe des Schlosses zu Meissen“ (im Besitz des Vereins für historische Kunst). Auf dem ersten dieser Bilder zeigt er den König als den überall persönlich sehenden, sorgenden, eingreifenden Wächter und Pfleger des Volkswohls, der in rastloser Thätigkeit die Wunden zu heilen trachtet, welche der Krieg dem Lande geschlagen hat. Unterwegs, auf der Landstraße, und eben dem Reisewagen entstiegen,

benutzt er die Minuten, um den Vortrag seines Cabinetraths Frederksdorf über die hier auszuführenden Neubauten und Meliorationen entgegen zu nehmen, während die Gutsherrschafft, die Schuljugend, die Gemeindevorstände mit ihren Huldigungen, mit allen Zeichen verehrender Liebe und demüthiger Eähe zugleich ihn umdrängen. — Weniger reich in der Farbe und wie es bei seinem Gegenstande nicht anders sein konnte, in der Composition, ist das Breslauer Bild. Die Herren Stände, eine Gesellschaft von Männern in mächtigen Allongeperrücken und steifem Pompe, umgeben den Thron und steigen dessen Stufen hinauf, unter dessen Baldachin der jugendliche Eroberer Schlesiens in frischer, fester, siegesfroher Haltung dasteht, den Huldigenden in Ermangelung des ceremoniellen Reichsschwertes den eigenen Degen hin- streckend, auf dessen Knopf nun die Getreuen den Huldigungsfuß zu drücken haben.

Zur vollen Höhe seines künstlerischen Vermögens schwang sich Menzel in dem auch räumlich größten Gemälde unter allen bisher von ihm geschaffenen auf: in der gewaltigen Schilderung seines Helden während des nächtlichen Ueberfalls bei Hochkirch. Inmitten des scheinbar unentrinnbaren Verderbens wollte er ihn in seiner ganzen Größe zeigen. Zwar fast wie gelähmt von dem Entsetzen über das durch die eigene Hartnäckigkeit verschuldete Unheil, zeigt er den König auf wildbäumendem Schimmel auf der, von Flammenschein des Brandes unheimlich erhellten, Dorfstraße aus der Tiefe des Bildes hervorsprengend, starren Auges und halbgeöffneten Mundes. Aber man fühlt es: im nächsten Moment schon wird dieser Mund das Commandowort rufen, das alles Brausen der Flammen, den Donner der Geschütze, das Prasseln des Kleingewehrfeuers durchhallt. Erheben wird er sich zu seiner alten Geistesmacht, die Schrecken bändigen und den drohenden Wogen der Vernichtung sein: „Bis hieher und nicht weiter!“ gebieten. Um den König aber in dem brennenden Dorf stehen die „Seinen“ im heroischen Kampf. Das mit allen Schrecken zugleich über sie hereinbrechende Verhängniß, der Ueberfall durch überlegene Feindesmacht, die Nacht, die Feuersbrunst, konnte diese Männer nicht beugen. Die hoch auflobernden Flammen beleuchten Thaten des größten Heldenmuths. Aus dem Hohlweg im Vordergrunde auf regenerweichtem Boden klettern schnell zusammengeraffte Fußtruppen herauf, um an den Feind zu kommen. Andere knien und stehen, in drei Gliedern hintereinander rangirt, im heftigsten Feuergefecht, ladend anlegend, schießend, die Gestalten als dunkle Silhouetten gegen den Glutschein und den Qualm abgesetzt. . . . Es ist eine Schilderung des verzweifeltsten, aber inuner noch vom militairischen Commandowort gelenkten Nachtkampfes, wie sie nie in so voller Realität durch die Malerei versucht, geschweige denn erreicht worden ist, und zugleich eine Kunstschöpfung von dem gewaltigen Pathos der großen historischen Tragödie.

Leider sind zwei andere Friedrichsbilder Menzels, — das eine als skizzirte Untermalung, das andere, größere, stellenweise schon zu einem hohen

Grade der Vollendung gebracht, während auf andern Stellen die Leinwand weder Aufzeichnung noch Farbe zeigt, — von ihrem Autor zurückgestellt worden, der auf ihren Abschluß für immer verzichtet zu haben scheint. Der Gegenstand des ersteren ist die Ueberraschung der Oesterreicher im Schloß zu Meisse durch den Sieger von Scuthen, der sie mit dem „Bon soir, Messieurs“ spöttisch begrüßt. Das andere sollte die Scene am Morgen dieses großen Tages darstellen: der König, seine um ihn versammelten Generale in der bekannten Weise anredend. Die fertigen Partheen dieses großen Gemäldes, die schneebedeckte Landschaft des Schlachtfeldes mit den sich ordnenden Artilleriezügen und Truppenkörpern, einzelne Gestalten in der Gruppe der Generale, deren Mäntel vom eisigen Winterwinde gezaust werden, lassen jenen Entschluß des Meisters auf's Lebhafteste beklagen.

In einer Reihe geistreicher Aquarell- und Gouache-Bilder schilderte er in denselben Jahren mannigfache Situationen aus dem Leben des kleinen kronprinzlichen Hofes im Schloß Rheinsberg: Pöskne, das Majordbild malend, auf dem Gerüst vom Prinzen Friedrich besucht; dieser in der Gondel auf dem See vor dem Schloß dahinfahrend; ein Hofball; das Treiben der Lakaien und Kammerhufaren im Flurjaal. Und auch der großen Kohlenzeichnung aus den fünfziger Jahren ist hier noch zu gedenken, welche des großen Königs Vater, in einer Dorfschule der Rechenprüfung der Jungen beiwohnend, zeigt; ein Werk von so feiner und scharfer Charakteristik dieses gestrengen fürstlichen Hausvaters seines Volkes und seiner Zeit, wie nur jene Bilder aus seines Sohnes Tagen es für diejen sind.

Im alten Marienburger Schloß und 1858 in der „Gedekthalle“ des, für den Kronprinzen neu ausgebauten, Königpalais zu Berlin finden wir Menzel zum ersten Mal auch als Frescomaler sich bewährend. Dort in den Wandfeldern des Kemters malte er die beiden Hochmeistergestalten des deutschen Ordens, Siegfried von Feuchtwangen und Ludger von Braunschweig, die in seiner so ganz abweichenden Auffassung und Darstellung fremdartig genug zwischen den biedern, feierlichen und „stilvollen“ Ordensritterfiguren von Königsberger und Berliner Künstlern in den anderen Feldern erscheinen. Das Bild an der Wandlünette der Gedekthalle aber hat die Begrüßung Wellingtons und Blüchers auf dem Schlachtfelde von la Belle Alliance zum Gegenstande.

So lange hatte Menzel die höchsten Aufgaben seiner Kunst in der Darstellung der Männer und Ereignisse, Thaten und Zustände aus der ruhmvollen Vergangenheit seines Vaterlandes gesucht. Da trat mit Friedrich Wilhelms IV. Tode die große entscheidende Wendung in der Politik unseres Staates ein, welche der Stagnation des geschichtlichen Lebens Preußens und Deutschlands ein Ende machen und eine neue Periode der Ehren und speciell auch des kriegerischen Ruhmes für Friedrichs Reich und Erben heraufführen sollte. Das Ereigniß im treuen wahrhaftigen Spiegel seiner Kunst aufzufangen und zu fixiren, durch welches, wie in einer Vorahnung des Kommenden, dieser neue glorreiche Abschnitt in der Geschichte des Vaterlandes eröffnet und eingeweiht wurde, sah sich Menzel berufen. Er

erhielt den Auftrag, die Krönung König Wilhelms in der Schloßkirche zu Königsberg zu malen. Schon dadurch, daß man gerade ihn mit dieser Aufgabe betraute, ging hervor, daß es auch im Sinne seines königlichen Bestellers lag, nicht etwa nur ein glänzendes farbenprächtiges Cerimonienbild malen zu lassen. Menzel wohnte dem feierlichen Act der Krönung als genau aufmerkender Beobachter bei, entwarf Composition und Farbenskizze nach dem in treuem Gedächtniß bewahrten mächtigen Eindruck. Was er dort in jener Schloßcapelle versammelt gesehen hatte, als der Erbe Friedrichs auf den Stufen des Altars, seines großen Ahnherrn Krone auf dem ehrwürdigen Haupt, Herz, Auge und Schwert zum heiligen Schwur gen Himmel erhob, — das war die Verkörperung dieses preußischen Staates selbst seines Königthums, seiner Herrscher- und Herrermacht, seines makellosen pflichttreuen Beamtenthums, seiner Städte und seines Volkes. Diese Incarnation des modernen preußischen Geistes, welchem, wie es sich nach wenigen Jahren schon herrlich offenbaren sollte, die Eigenschaften noch unverloren geblieben waren, denen der Staat Friedrichs seine Errettung und seine Größe dankt, — sie ist es, die Menzel in dem großen Krönungsbilde darzustellen erreicht hat, wie es Keiner neben und vor ihm vermocht hätte. Daß dabei Prinzessinnen und Hofdamen in ihren Bildnissen einen starken Mangel an Galanterie, oder eine gewisse Unfähigkeit des großen Charakteristikers zu erkennen glaubten, der weiblichen Schönheit und Eleganz, und speciell der ihrigen, völlig gerecht zu werden, ist sicher, und eine gewisse Verstimmung so mancher von ihnen gegen den Maler wird ihren Porträts auf seinem Krönungsbilde gegenüber wohl begreiflich. Das Ganze bleibt darin doch eine nicht weniger große und bedeutsame Schöpfung der modernen Geschichtsmalerei, welche hier „dem Jahrhundert und Körper der Zeit“ sein eignes Bild in einer Genauigkeit, Schärfe und Klarheit ohne gleichen gezeigt hat.

Zur Ausführung dieses Gemäldes, zu welchem Menzel Hunderte von Porträtköpfen in farbigen Stiften mit einer Kraft und Feinheit der lebendigen Charakteristik gezeichnet hat, die ihr Analogon nur noch in Hans Holbeins Bildnißzeichnungen findet, war dem Künstler ein Werkstattraum von genügender Größe in dem sogenannten Schweizersaal des königlichen Schlosses an der Lustgartenseite überlassen worden. Dieser Saal ist mit zahlreichen darin aufgestellten mittelalterlichen Rüstungen und einzelnen Waffen- und Rüststücken decorirt. Nach seiner gewohnten Weise benutzte Menzel, — dessen Costümtudien an unabsehbarer Menge Kunstvollendung und Mannigaltigkeit seinen Naturstudien von allen Gebieten des Lebens, des menschlichen Seins und Thuns, alles Geschaffenen und aller gemachten Gegenstände gleichkommen, — die sich hier bietende Gelegenheit, jene Studien durch eine, schließlich große Mappen füllende, Reihe von farbig ausgeführten Zeichnungen nach diesen Rüstungen zu vermehren. Sie sind für ihn dann die Anregung und die Quelle von manchen höchst geistvollen Aquarellen, Pastell- und Stiftzeichnungen geworden, in welchen den geharnischten

Rittern die Hauptrolle zugewiesen ist. So jenes bereits erwähnte Bild: „Rathe, wer ist's?“ das er in zwei verschiedenen Varianten ausführte; so „der trinkende Ritter vor der Schänke“, und andere von Menzel unter dem allgemeinen Namen: „Küstkammerphantasien“ begriffene Bilder. Es ist unmöglich, den, neben jenen großen Arbeiten aus seinen immer thätigen und schaffensrüstigen Händen hervorgegangenen, kleineren Schöpfungen solcher Art besonders in Gouache und Aquarell auch nur durch Hervorhebung der merkwürdigsten hier gerecht zu werden. Die Menge derselben ist zu ungeheuer, die künstlerische Leistung in jedem einzelnen zu bedeutend. Gegenstände zu ihnen gab und giebt ihm alle existirende Wirklichkeit, ebenso wie die uner schöpfliche Erfindungskraft und Fülle seiner Phantasie. Noch von jedem sommerlichen Ausfluge brachte er Schätze solcher Art in Zeichnungen und Aquarellen nach interessanten Architecturen und landschaftlichen Scenerien, nach erlebten und beobachteten Scenen des Volkslebens, von unglaublichem Reichthum mit heim. Besonders Tyrol und Oberbayern sind ihm durch viele Jahre zu den ausgiebigsten Fundgruben seiner köstlichsten derartigen Schöpfungen geworden. Ueber die Alpen hinaus hat er seltamerweise seine Künstlerfahrten noch niemals ausgedehnt. Vielleicht in dem richtigen Vorgefühl, daß ihm schon am Fuß derselben in Städten wie Verona, Genua oder Venedig eine so überwältigende Fülle von zur künstlerischen Behandlung reizenden Motiven in der Wirklichkeit entgegentreten würde, daß selbst eine Kraft wie die seine daran verzagen könnte, eine Wahl zu treffen oder gar sie alle zu bewältigen.

Nach dem Abschluß des Krönungsbildes hat sich Menzel von der Malerei der historischen Thaten und Ereignisse sowohl der Vergangenheit, als der Gegenwart, mit einer oder zwei noch zu erwähnenden Ausnahmen, ferngehalten. Er vor allen seinen Kunstgenossen braucht nur in's volle Leben hineinzugreifen, gleichviel nach welcher Seite und Stelle desselben, und immer und überall wird es ihm, Anderen verborgene, Reichthümer erschließen und den interessantesten Stoff der packendsten und fesselndsten Bilder geben. Wenn die großen, geschichtlichen Ereignisse, deren Zeuge unser heutiges Geschlecht gewesen ist; und an denen es mitgewirkt hat, dennoch auch in Menzels Kunst den Reflex gefunden haben, so ist es zumeist doch nur in der Form von prächtigen, phantasievollen Gedenkblättern, Glückwünschen und dergleichen geschehen, welche er zur Feier gewisser großer Tage und zur Uebersetzung als künstlerische Ehrengabe für die großen Männer dieser ruhmreichen Epoche auszuführen berufen wurde. Solcher Art ist jene große ornamentale und figürliche, in Aquarell mit höchster Kunst ausgeführte, Gedenkblatt-Composition, welche als Umrahmung und Illustration des von Scheerenberg gedichteten Begrüßungsverses an König Wilhelm beim Siegereinzug in Berlin nach dem deutsch-österreichischen Kriege 1866 von der Stadt Berlin dem Monarchen überreicht wurde. Eine Arbeit Menzels, die auch darum vor vielen Anderen besonders bemerkenswerth ist, weil er in verschiedenen Partien dieser kühnen, phantastischen Composition den Gegenbeweis der landläufigen

Behauptung, daß ihm die Gabe der Darstellung jugendlicher, weiblicher Anmuth, Schönheit und Grazie durchaus ver sagt sei, in der Zeichnung einer darauf angebrachten nicht geringen Zahl von solchen, damit reichlich geschmückten liebenswürdigen Gestalten glänzend und überzeugend geführt hat. Andere Schöpfungen verwandten Genres sind die beiden Ehrenbürgerbriefe der Stadt Berlin für den Fürsten Bismarck und den Grafen Moltke; die Adresse des Senats der Akademie der Künste an Kaiser Wilhelm nach den Attentaten des vorigen Sommers, und allerdings ohne historisch-politischen Inhalt, das aquarellirte Jubiläums-Gedenkblatt für den Begründer und Chef der großen Kupferwerke, Herrn Hectmann in Berlin.

Menzels Aufenthalt in Paris im Weltausstellungsjahr von 1867 wurde die Veranlassung manches hochinteressanten Lebens- und Straßenbildes aus der so eminent malerischen und an Motiven reichen „Hauptstadt der Civilisation“: der „Tuileriengarten“, die „Straße in Alt-Paris“, die Federzeichnung „Abends auf den Boulevards“. Zu einem besonders reizvollen Lebensbilde aber gab ihm ein desto bescheidenerer Act des norddeutschen Heimathlandes, das freundliche Kösen, den Gegenstand: ein Missions-Gottesdienst im Freien unter den sonnendurchblühten Buchen eines dortigen anmuthigen Waldthales; zahlreicher Gouache- und Aquarellbilder nicht zu gedenken.

Auch die gewaltigen Ereignisse der Jahre 1870 und 1871, die Vollendung des Werkes, welches der Held der Menzel'schen Kunst begonnen hatte, durch den Erden seines Reiches und Ruhmes, den König und Kaiser Wilhelm, haben unsern Meister nicht von der seit zehn Jahren ergriffenen und festgehaltenen Richtung stärker und dauernd abzulenken vermocht. Nur zu zwei decorativen Gelegenheitswerken, den großen Bildnissen in ganzer Figur, Bismarck und Moltke, welche er zur Ausschmückung der Akademiefaçade für den Tag des Siegereinzuges malte, und zu jenem großen Meisterwerk in kleinem Raume, dem Bilde: „Unter den Linden am 31. Juli 1870, Abfahrt Seiner Majestät zur Armee“, ist er durch diese Ereignisse der großen und schrecklichen Jahre bestimmt worden. Das letztgenannte schildert in unübertrefflicher Wahrheit das Aussehen der Berliner Lindenpromenade in jener ernsten, wichtigen Stunde des Vaterlandes, als der greise König in Begleitung von Königin Augusta, die ihr Antlitz weinend in das Tuch barg, im offenen Wagen unter den Bäumen dahinfuhr zum Bahnhof, um sich auf den Kriegsschauplatz zu seinen vorrückenden treuen Heeren zu begeben. Banner und Fahnen wallen und flattern festlich im Lichte des heißen Sommertages. Die Promenirenden, die sich auf Trottoir und Straßendam und in den Fenstern drängenden Gruppen, Männer und Frauen, Volk und Bürgerthum, stehen in dem Anblick des ihnen hier gegebenen Beispiels höchster, königlicher Pflichttreue in tiefer Ergriffenheit wie gebannt. Mit abgezogenen Hüten, mit wehenden Tüchern grüßt man, ihm zujubelnd, ihm Glück und Heil wünschend, den dahin fahrenden König. Aber eine dumpfe schwüle Bangigkeit liegt trotzdem in der Luft, wie sie der damaligen Stimmung unseres Volkes und unserer Stadt, die sehr fern von jeder Selbstüberhebung war,

genau entspricht. Doch zugleich ebenso unverkennbar prägt sich tröstlich die feste Gewißheit darin aus, in welcher der Anblick des Königspaares Jeden nur noch bestärkt: sie haben uns gedrängt von Jugend auf und uns nicht übermocht; und es soll und wird ihnen auch diesmal nicht gelingen! Das Alles aber ist ohne Pathos, theatralisches Wesen, aufgeregte Stellungen u. ausgedrückt, wie sie die sogenannten Historienmaler bei der Darstellung solcher Scenen uns nie ersparen mögen, während die Natur in ihrer Bescheidenheit sie nur ganz ausnahmsweise zeigt und bei Menschen unseres Volkes am allerfeltesten.

Bilder geschichtlicher Ereignisse der Gegenwart oder der Vergangenheit hat Menzel seitdem bis diesen Tag nicht wieder gemalt, mit einziger Ausnahme jenes Grau in Grau ausgeführten Originals des photographischen Blattes in der bei C. Schömp in Leipzig erschienenen „Gustav-Freytag-Galerie“: Friedrich der Große mit dem Prinzen Heinrich und Gefolge an dem geöffneten Sarge des Großen Kurfürsten, von dessen Anblick ab er sich, Thränen im Auge, zu seiner Umgebung mit den Worten wendet: „Messieurs, der hat für Preußen Viel gethan“. Dabei sei hier des einige Jahre früher von ihm in gleicher Art und Technik gemalten farblosen Bildes für die in der Grote'schen Verlagsbuchhandlung erschienene „Shakespeare-Galerie“ gedacht: Heinrich VIII. mit Anna Boleyn tanzend, eine Illustration zu der bekannten Scene des letzten der „Königsdramen; aber von der vollen Macht der Wirkung eines, von echt historischem und zugleich echt Shakespeareschem Geist durchwehten Bildes.

In der Reihe der künstlerischen Schöpfungen Menzel's aus den letzten Jahren, unter denen, der Zahl nach, die Zeichnungen, Aquarellen und Gouachebilder über die Del-Gemälde weit dominieren, sind es besonders zwei der letzteren, welche zu dem Gipfelpunkte seines ganzen künstlerischen Schaffens zählen: das „Dampfwalzwerk“ und das „Ballsouper“. Jenes die kühne und machtvolle Schilderung des hart arbeitenden Volkes der Eisenwerke, der „modernen Cyklopen“, welche dem Geist der Epoche die eiserne „Wehr und Waffen“ schmieden, durch die er Raum und Zeit besiegt, und die Länder und Völker des Erdballs zu einer Einheit zusammen zu schließen wenigstens zu versuchen beginnt. Dieses, das lebendige Spiegelbild der modernen hohen Gesellschaft, wie sie sich an den Tagen des festlichsten Glanzes im nächsten Umkreise der Centralsonne der Königs-Majestät in ihren lockenden und blendenden, wie in ihren humoristischen und wunderlichen Erscheinungen und Lebensarten zeigt, bewegt, und ihr innerstes menschliches Wesen gelegentlich auch trotz alles, zur zweiten Natur gewordenen, Zwanges der Etiquette und des Ceremoniells offenbart.

Das erstere Bild, — heut durch die Auflösung der Sammlung seines ersten Bestellers und Besitzers Eigenthum der Nationalgalerie geworden, — ist gelegentlich seiner wiederholten öffentlichen Ausstellung zu Berlin, Paris und neuerdings in München in unzähligen Kritiken so gründlich geschildert und besprochen

worden, daß es ziemlich überflüssig wäre, hier dasselbe noch einmal zu thun. Ueberall, wo es erschienen ist, hat es nicht nur die Bewunderung der Künstler, sondern auch der Menge, und besonders auch der, mit der Arbeit in solchen Eisenwerken genau vertrauten Techniker geerntet. Ebenso sehr durch die hohe Meisterschaft der Zeichnung und Malerei darin, durch welche die dargestellten Vorgänge, das darin geschilderte Stück Leben, in sinnlicher Leibhaftigkeit gegenwärtig sind, wie durch die Genauigkeit der Beobachtung und des Studiums, die Sicherheit und Allseitigkeit des Wissens von der Art der technischen Prozeduren, von der Arbeit der Männer und der Werkzeuge in einem solchen Walzwerke. In Bezug auf einen Punkt freilich wird die vollkommene Lösung der malerischen Aufgabe, die sich Menzel hier stellte, wohl immer unmöglich bleiben. Ist sie doch auch ihm nicht ganz gelungen: er erreichte es unbedingt, die Licht- und Farbenwirkung des Gluthscheins des unter den Ambos gebrachten, weiß glühenden Eisens auf den Gesichtern, Gestalten und Gliedern der dasselbe mit ihren Zangen fassenden Arbeiter und in dem qualmigen Werkstattraum zu malen. Aber die Quelle dieses Widerscheins, das weiß glühende, funkenprühende Eisen selbst, in der entsprechend blendenden, heißen Leuchtkraft darzustellen, dazu fehlen der Malerei mit ihren erdigen und vegetabilischen Pigmenten die Ausdrucksmittel. Sie vermag es nicht. Aber diese künstlerische Schöpfung bleibt darum doch so außerordentlich, daß ich dem geistvollen, ernstesten und gelehrtesten neuesten Geschichtschreiber der „Berliner Malerschule“ durchaus zustimme, wenn er treffend bemerkt: „Man muß bis auf Rembrandt zurückgreifen, wenn man in der Vergangenheit auf einen, dem Maler dieses Bildes adäquaten Geiste suchen will, ohne mit diesem Vergleich jedoch die künstlerischen und geistigen Qualitäten Menzel's erschöpft zu haben“.

Auch das „Ballsouper“ (Besizer Banquier Thiem in Berlin) ist durch seine Ausstellung in Paris, München und während dieses September und October in Berlin allgemein bekannt geworden. Es ist nicht das erste Bild, in welchem der unnachahmliche Maler der höfischen Welt des 18. Jahrhunderts, ihrer besondern Grazie und Eleganz, es sich zur Aufgabe gemacht hat, auch die in ihrer Eigenart zu schildern, welche sich speciell an dem Berliner Königshofe in der zweiten Hälfte des 19. entfaltet. Wer Gelegenheit hatte, diesen Hoffesten beizuwohnen, oder auch nur jene Subscriptions-Bälle im königlichen Opernhaus mitzumachen, auf welchen die Mitglieder der Königsfamilie und die gesammte Hofgesellschaft der guten bürgerlichen gemischt erscheinen, dem wird die originelle Gestalt Adolf Menzels unzweifelhaft aufgefallen sein. Selten fehlt auf diesen Festen diese kleine, untersetzte Figur, dieses ernst blickende, von kurzem, weißem Bart umrahmte, durcharbeitete Antlitz mit der gewaltigen Stirn und dem kahlen Haupt. Wer ihn dort so inmitten der Gruppen von brillanten Cavalieren, von Königinnen der Schönheit, Mode und Eleganz, umrauscht und umknistert von deren Schlepptoben, umwogt von der plaudernden, lachenden, sich drängenden, tanzenden, farben-

schimmernden, von Gold und Juwelen funkelnden Menge beobachtete, wird auch bald inne geworden sein, daß es andere Triebfedern sind, welche ihn hierher führten und bis zum letzten Moment unermüdet auszuharren bestimmten, als der Wunsch, Eitelkeit und Ehrgeiz in dem freundlichen Strahlen der Majestät zu befriedigen, oder Weltlust und Verlangen nach den leichten Freuden der lauten und glanzvollen Geselligkeit. Er ist nur da, um zu sehen, zu beobachten, zu studiren und seinem wunderbaren Gedächtniß unauslöschlich einzuprägen, was er sieht an Gestalten und Köpfen, an Fall und Wurf, an Farbe und Schimmer künstlicher Stoffe, an Effecten des Lichts, des durchglühnten Hellbunkels und des unendlich mannigfachen Spiels der Reflexe auf Seide und Sammet, auf Spitzen und Juwelen, auf blumengeschmückten Locken und feiner lebendiger Haut. Die erscheinende Welt, wo und wie sie sich ihm auch zeige, interessiert ihn zunächst und vor Allem immer als Gegenstand der Malerei. Diese Hofball- und Gesellschaftstudien haben ihm reiche künstlerische Früchte getragen, besonders während der letzten zehn bis fünfzehn Jahre seiner Laufbahn. Eine solche Frucht von edler Feinheit war die Aquarelle, welche eine Gruppe von Herren und Damen jener Gesellschaft auf der Galerie des Weißen Saales, dem Tanze unten zusehend, zeigt. Eine andere ist das köstliche Cabinetstück, das Delbild „Tanzpause“ betitelt: (1878 im Pariser Marsfeldpalast ausgestellt): Damen der Hofaristokratie in großer, prunkvollster Balltoilette, von einigen Cavalieren umgeben, die zurückgezogen in einem Nebengemach der Festhale, en petit comité sich ausruhen, der muntern Causerie überlassen und von den präsentirten Erfrischungen nehmen. So ferner die bekannte, frisch nach der lebendigen Wirklichkeit entworfene, Geist und Leben sprühende Bleistiftzeichnung: „Im Salon der Frau von Schleinitz“ (hier einmal abweichend von seiner sonstigen Gewohnheit sämtliche Dargestellte Portraits bestimmter Persönlichkeiten dieses Kreises). Endlich die beiden neuesten Arbeiten, jenes Bild eines „Ballcoupers“ und das neben ihm auf der letzten Berliner Ausstellung erschienene „Cercle“.

Die Scene des ersteren bilden Räume, welche, mit hoher königlicher Pracht architektonisch und decorativ gestaltet und ausgestattet, an den Stil der Paradesäle des königlichen Schlosses zu Berlin wohl erinnern, aber keineswegs Copien derselben, sondern freie Schöpfungen der Menzel'schen Phantasie sind. Ebenso würde man auch in der ganzen Hofgesellschaft, welche diese Räume mit ihrem charakteristischen Treiben erfüllt, vergebens ein Portrait einer der bekannten Gestalten suchen; und doch ist jede derselben so lebendig, so überzeugend und wahrscheinlich, daß man sich versucht fühlt, jede bei Namen zu nennen, während sie sämmtlich nur Typen, — allerdings von unübertrefflicher Echtheit, — dieser Berliner Hofgesellschaft sind. Der gewählte Moment ist der, wo der Tanz pausirt und das Souper an Buffets beginnt. In einer langen Bildergalerie, welche man durch die breite Thür des vorderen Saales sich im Mittelgrund tief in das Bild hineinschieben sieht, ist dies Buffet errichtet. Dort wogt, vom Glanz der Kerzen in den

großen Armleuchtern und den Lustres beleuchtet, der Kampf der Männer, welche für ihre Damen oder für sich selbst einen Teller mit leichten Erfrischungen oder solideren Speisen, ein Glas Sekt oder Bier zu erobern streben. In jener breiten, flügellosen Thüröffnung selbst stoßen die beiden Menschenwogen der zur Galerie Hinein- und der aus derselben Herausstrebenden auf einander. Im vorderen Saal aber sitzen Gruppen von Hoffschönheiten und solchen Damen, welche auf den letzteren Titel nicht den geringsten Anspruch, darum aber nicht minder brillante Toiletten gewählt haben. Sie erwarten in Ergebung das, was ihre Cavaliere zu ihrer Erquickung errungen haben, oder nehmen eben Glas und Kaffee mit dankbarem Lächeln aus ihrer Hand in Empfang. Die Einen sind beschäftigt, ihre Tellerchen zu leeren, Andere ruhen aus, sich nur der Plauderei mit ihren Nachbarn überlassend. Auf den Marmorplatten kostbarer alter Commoden, auf Kamin- und Spiegelconsolen sind Kaffee- und Souperresten, halb geleerte Gläser zwischen dort deponirte Ezapfas, Helme und Säbel, gleichgiltig gegen die sonst hier herrschende, peinliche Ordnung, übereinandergeschoben. Ein reizendes Gewirr, ein Kommen und Gehen, ein Schleppentrauschen, Bewillkommenen, Stehenbleiben im Gespräch zeigen die Gruppen des Mittelgrundes. Zur Linken im Vordergrund aber drängen sich ausschließlich männliche Gäste des Hoffestes, hohe Militairs, Künstler, Hofgeistliche, gelehrte Professoren, distinguirte Fremde, Beamte, denen die ungeru angelegten Uniformen nichts weniger als glatt und elegant stehen: Teller und Glas in den Händen, und oft zu den seltsamsten Prozeduren genöthigt, — wie jener Geheimrath, welcher, den Dreispiz zwischen die Knie geklemmt, dasteht, — um des Inhalts dieser Teller und Gläser froh zu werden. Ueber das Alles aber und durch die hohen Räume ergießen die Flämmchen von tausend Herzen ihren von Spiegelwänden und polirtem Marmor, von Bronzen und Vergoldungen zurückgefrahlten, taghellen, weißlichen Schein, in welchem jeder Schatten aufgehoben ist, jeder Gegenstand nur als Farbe wirkt und sich nur durch die Farbe körperlich modellirt. Das Bild ist ein erstaunliches Werk der künstlerischen Beobachtung, des Genies, welches Menschenbilder von höchster Wahrheit und Lebensfähigkeit aus eigener Kraft heraus schafft und eines Fleißes, dessen Treue und Ausdauer nicht weniger bewunderungswürdig erscheint, als jene gottgegebene Schöpferkraft.

Das kleinere, oben erwähnte Bild, „Cecile“ betitelt, stellt in einer Gruppe von nur wenigen Gestalten eine typische Scene von unseren Hoffesten dar. Eine Scene, deren Mittelpunkt hier aber einmal eine Wildniß-Figur, und keine geringere als die Kaiser Wilhelms selbst, in frappantester Aehnlichkeit des Gesichtes, des Ausdrucks und der Haltung bildet. In der rothen Gala-Uniform der Gardes du Corps, den Helm an dem silbernen Adler in der niederhängenden Linken haltend, steht der Kaiser bei der gebräuchlichen Tournée in dem dichtgefüllten Ballsaal, um einige Minuten im Gespräch mit einer ihm vorgestellten, dem Beschauer nur vom Rücken sicht-

baren, jungen Dame von feinem Wuchs, in hocheleganter lichter Ballrobe, zu verweilen. Einige andere Damen gruppiren sich zur Linken; hinter ihnen zunächst am Rahmen und von diesem der Breite nach mehr als zur Hälfte verdeckt, sieht man eine jugendliche Frauengestalt in lichtfarbiger Robe, sich vor dem Monarchen verneigend. Sie scheint mir unbedingt das Vollkommenste zu sein, was Menzel in der Darstellung sinnerfreuender, in blühender Anmuth prangender Weiblichkeit je erreicht hat. Hinter dem Kaiser und zur Rechten für den Beschauer bewegen, nähern, verbeugen sich ehrfurchtsvoll Offiziere des Gefolges, Cavaliere des Hofes, Herren der diplomatischen Welt, sie Alle wieder nicht Portraits, so individuell sie auch erscheinen mögen. Worin mir die Figuren dieser Hofgäste nicht völlig ihren Urtypen entsprechen wollen, das ist der Sitz ihrer Kleider und besonders ihrer Stiefel. Es sieht so aus, als ob sich Menzels überall auf das scharfe Herauskehren charakteristischer Besonderheiten und Unregelmäßigkeiten gerichteter Sinn dagegen sträubte, ein männliches Bein in einem tadellos sitzenden Pantalon und einen hübschen, elegant gebauten, aristokratischen Männerfuß, und diesen wieder in einem desselben würdigen, knapp anliegenden, neuen Lackstiefel zu zeichnen und zu malen.

Eins der großen Hauptwerke dieser jüngsten Periode des Menzel'schen Schaffens zeigt ihn uns, nun im Vollbesitz des größten, künstlerischen Vermögens, sich noch einmal wieder zu dem Werkzeug und dem künstlerischen Ausdrucksmittel zurückwenden, mittelst dessen er die ersten großen und wahrhaft entscheidenden Siege seines Lebens errang: zum Bleistift, zur Holzzeichnung. Für Albert Hofmanns Verlagsbuchhandlung zeichnete er die dreißig Text-Illustrationen auf die Holzplatte, und malte er Grau in Grau die vier zur Reproduction durch Lichtdruck bestimmten, großen Seitenbilder, mit welchen die Prachtausgabe von Heinrich Kleists Komödie „Der zerbrochene Krug“ geschmückt werden sollte. Wenn je ein Dichter und der ihn illustrirende Künstler congenial und gleichsam für einander geschaffen waren, so sind es Heinrich von Kleist, wenigstens wie er sich als Autor dieses Werkes zeigt, und Menzel. Die frappante Naturwahrheit und dabei dennoch eine bis hart an die Grenze des Grotesken streifende Charakteristik in den Gestalten und Scenen, welche Jener schildert, entspricht genau dem künstlerischen Wesen und Geschmack dieses Zeichners. Letzterer hat sich nicht damit begnügt, den Scenen des Stücks sinnliche Erscheinung durch seine Kunst zu verleihen, wie es die Bühne thut, sondern, ähnlich wie bei seinen Illustrationen der Werke Friedrich des Großen, dichtete er fast selbständig weiter, was Jener in der scenischen Handlung kaum angedeutet hat. Und gerade in den Zeichnungen dieser selbständig freigeschaffenen Nebenepisoden und vom Dichter verschwiegenen Zwischenglieder der zur theatralischen Darstellung gelangenden Action der Komödie offenbart sich die Kunst und Originalität seiner Künstlerphantasie und die Größe seiner Meisterschaft der Zeichnung zum mindesten ebenso, wie in den direct

an des Dichters Schilderungen ansehenden größeren Text-Illustrationen und den gemalten Seitenbildern.

Die künstlerische Laufbahn Adolf Menzels ist damit von ihren Anfängen bis zu seinen zuletzt an die Öffentlichkeit getretenen Arbeiten im ganzen Großen in allen ihren Etappen getreulich geschildert; wie lückenhaft auch immer dies Bild eines, nach Quantität und Qualität der Leistungen so enormen, künstlerischen Schaffens bleiben muß. Schon der Versuch, nur ein auf jedes Raisonnement, auf Schilderung und Urtheil verzichtendes, vollständiges Register der in jeder zeichnerischen und malerischen Technik ausgeführten und gleich beachtenswerthen Arbeiten Menzels zu geben, würde an der ungeheuern Menge derselben, zumal innerhalb des mir hier gewährten Raumes scheitern müssen. Gegenüber einer Production, die so weit über das, auch den bevorzugten Naturen unsrer Zeit gegebene, Maß hinausgeht, ist die Frage sehr gerechtfertigt nach der persönlichen menschlichen Art, nach der Lebens- und Arbeitsweise, nach der physischen Organisation und nach der Zeiteintheilung des Mannes, welcher sich einer derartigen schöpferischen Geisteskraft rühmen kann. Menzel ist in seinen jungen Jahren unzweifelhaft einer von jenen strengen Arbeitern gewesen, für welche die Verlockungen, nicht existiren, oder weder Reiz noch Macht haben, die Andere vom Berharren in der ernsthaften rastlosen Thätigkeit abziehen und ihre Energie erweichen und lähmen. Die Neigung und Leidenschaft „zum Weibe“ hat unsers Wissens kaum jemals stärkere Gewalt über ihn gehabt. Er „hatte keine Zeit dazu“; war von andern strengen menschlichen Pflichten und von dem Dienst der Kunst zu ausschließlich in Anspruch genommen, um für die Frauen, als Gegenstände des Besitzverlangens, noch Herz und genügende Freiheit der Seele übrig zu behalten, und — sich zu vermählen. Es fehlt nicht an Künstlern und Kritikern, welche vorzugsweise aus diesem Umstand die von ihnen behauptete Unmöglichkeit hervorleiten wollen, daß Menzel, wie groß und reich auch seine Kunst und sein Wissen von der Natur sei, jemals z. B. eine sinnlich schöne reizvolle, lebensschwellige, jugendliche Frauengestalt in aller Pracht der unverhüllten Glieder malen könne, wie jene, in deren Darstellung Tizian, Paul Veronese, Rubens u. A. mit Recht eine der höchsten Aufgaben ihrer Kunst suchten und fanden. Auch dem größten und vielseitigsten Talent ist eben nicht Alles gegeben. — Jedenfalls hat jene Freiheit Menzels von dem beherrschenden Einfluß des Weibes auf sein Dasein und Handeln, den er mit seinem königlichen Helden (wenigstens während der wahrhaft activen Periode von dessen Leben) theilt, viel dazu mitgewirkt, ihm eine so außerordentliche Ausnutzung der Zeit und eine so rückichtslose Hingebung an die künstlerische Arbeit zu ermöglichen.

Er ist darum dennoch nichts weniger als ein weltfeindlicher Asket. „Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste“. Ehemals stand er wohl in dem Rufe der herben, abweisenden Sinnesart. Ich weiß es aus eigener Erfahrung, mit welcher heiligen Scheu und bangen Verlegenheit man sich als

jungerer Künstler (man konnte dabei schon recht vorgerückten Alters sein!) dem ernstern, wortfargen, bewundernden und gefürchteten Manne nahte, dessen Blick unnachlässig alle Schwächen, Flüchtigkeiten, Leichtigkeiten der ihm etwa vorgelegten künstlerischen Arbeit durchdrang; dessen einfache Hinweisung auf die wunde Stelle mit dem Zeigefinger (in derselben Bewegung wie auf der Büste) genügte, uns mit dem Schmerz- und Schamgefühl zu erfüllen, welches das Bewußtsein der unbedingt gerechtfertigten Beurtheilung unsers armen Geisteskinds erzeugt. — Andere werden mit den zunehmenden Jahren herber, düsterer, menschenfeindlicher. Menzel ist fort und fort theilnehmender, der Welt erschlossener und milder gegen Andere geworden. Er schieht die Gesellschaft keineswegs. Es wäre auch falsch, anzunehmen, daß er sie noch jetzt einzig nur deshalb suche, um malerische Beobachtungen und Studien im Salon zu machen. Im Besitz aller höchsten Auszeichnungen, welche heut einen Meister der Kunst, wie ihn, lohnen, ist er ein hochgeehrter Gast im Königsschloß und in den ersten Kreisen der Hauptstadt. Aber er zieht sich auch von seinen Kunstgenossen nicht etwa stolz und spröde zurück. Wie Vielen hat sich nicht nur dieser kühne, unabhängige Geist in seiner durchdringenden Urtheilskraft und Schärfe, in seiner imposanten Originalität, sie selbst läuternd und befruchtend, offenbart, sondern auch dies goldne, tiefe, warme Gemüth, dies starke, gütige, reine und zarte Mannesherz in Freud' und Leid bewährt und erprobt! . . .

Eine so productive Künstlernatur hat eine wohl nervöse, aber robuste physische Organisation zur nothwendigen Voraussetzung. Menzel beständig durch die seinige nur diesen Erfahrungssatz: Weil er immer zur Arbeit frisch und rüstig ist, so hat er auch immer Zeit, woran es den am wenigsten Beschäftigten betanulich am meisten fehlt. In geistig angeregter, wie in malerisch interessanter Geselligkeit schieht man ihn nie ermüden. Er überdauert die Jüngsten. Und ebenso ist ihm keine Stunde der Nacht zu spät, wenn es gilt, sie der künstlerischen Thätigkeit zu widmen. — Was diese so fruchtbar werden läßt, ist neben der schöpferischen Kraft der Phantasie, der durch seine, von Jugend auf betriebene Art des Studiums erreichte hohe Grad der Sicherheit des Anschauens und des Könnens. Ich glaube, daß es kein zweites Beispiel seiner Weise z. B. ein Bild zu malen giebt. Weil er die zu erreichende Totalwirkung so klar vor dem innern Auge schieht, so vermag er auf der weißen Leinwand, auf welcher vielleicht sonst noch nichts als die Linien der perspectivischen Construction der Localität gezogen sind, an einer beliebigen Stelle ein Stück der letzteren oder ein paar Figuren so fertig hinzumalen, daß er schließlich, auch wenn die ganze Fläche in gleicher Weise bedeckt ist, jene Anfänge gar nicht mehr umzustimmen, dem Ton des Ganzen nicht erst neu anzupassen braucht. Mosaikartig setzt er so eine fertige Partie an die andere, jede fest und bestimmt mit dem Pinsel zeichnend vorgetragen, unbeirrt durch den Ton der farblosen Leinwandfläche daneben. Und mit dem letzten bemalten Fleck derselben, schließt das gesammte Bild dennoch harmonisch zusammen.

Um sich zu solcher Sicherheit heranzubilden, hat Menzel jederzeit die unmachtigste Selbstzucht an sich geübt. So sind dadurch auch seine beiden Hände gleich geschickt zum Zeichnen und zum Malen geworden. Ich habe ihn festen und genauen Strichs nach der Natur skizziren sehen während der Eisenbahnfahrt im Waggon, dessen stetes Erzittern und Stoßen es für jeden Andern schlechthin unmöglich macht, den Stift zu führen.

Diese Willenskraft und die Strenge des künstlerischen Gewissens giebt Menzel seine hohe sittliche Bedeutung für die moderne Kunst. „Der größte künstlerische Charakter unsrer Zeit“, nannte ihn treffend der zu früh verstorbene Schmitson. Seine Talente kann er nicht auf Andere übertragen („das Kleid“ seiner Schöpfungen ist ihm dafür um so häufiger ohne seine Zustimmung abgeborgt worden!), aber den Ernst des Studiums, die Verachtung des conventionellen Phrasenwesens und des Schwindelns in der Kunst, die Eifersucht vor der Natur, die Treue, den ehrlichen nie ermüdenden Fleiß, die Wahrhaftigkeit gegen sich selbst und die Andern, diese Tugenden predigt sein Beispiel mit siegreicher Ueberzeugungskraft.

Und daß es nicht vergeblich geschah, beweist manches tröstliche Zeichen.





Bibliographie.

Mrs. M. Brassey, eine Segelfahrt um die Welt an Bord der Yacht „Sunbeam“ in elf Monaten ausgeführt. Frei übersetzt nach der achten Auflage des englischen Originals von M. Helms. gr. 8. VIII u. 432 S., mit 9 Tonbildern, 104 Textillustrationen und einer Karte der Reiseroute. Autor. Ausgabe. Leipzig, 1879, F. Girt & Sohn. Prachtband M. 15. —

Diese Schilderungen aus der Feder der Gattin des weltbekannten englischen Eisenbahnbauunternehmers und Millionärs Thomas Brassey, gehören zu den unterhaltendsten und bestgeschriebenen, die uns auf dem Gebiete der nichtwissenschaftlichen Reisebeschreibung untergekommen sind. Ein liebenswürdiger, freier Zug weht durch das Buch; man hat seine Freude an dem sicheren, furchtlosen Auftreten einer geistreichen und schönen Frau, unter Verhältnissen, denen gegenüber die Majorität der Frauen, selbst ebenjo geistig und gesellschaftlich bevorzugter, sich wahrscheinlich weniger bewähren würde. Dazu das frisch zugreifende, unverzagte und dennoch nirgends die Grenzen edler Weiblichkeit nach dem Gebiete des blutstocking-thums überschreitende Urtheil über empfangene Eindrücke und endlich — wohl einer der merkwürdigsten Züge an einem derartigen Werke — die in der Darstellung überall anklingende Zärtlichkeit für ihre an Bord befindlichen Kinder (deren jüngstes etwa vier Jahre alt sein mag!), alles Dinge, welche dem Buche den Stempel des Originellen aufprägen und es abseits von den unzähligen Reisebüchern stellen, mit denen, insbesondere englische Damen, die Literatur weniger bereichern als zu vermehren pflegen. — Das Buch hat in England binnen Jahresfrist acht Auflagen erlebt,

zu einer Zeit, als die epochemachenden Reisetage von Cameron, Schweinfurth, Stanley, Nares, das Werk über die „Challenger-Expedition“ eben erschienen oder noch in Aller Gedächtniß waren, nach Baron Hübners geistreichem „Spaziergang um die Welt“. Ein solch' ungewöhnlicher Erfolg eines nicht mit den üblichen Sensationsmitteln arbeitenden literarischen Productes muß auch auf ungewöhnlichen Verhältnissen beruhen. Welcher Natur diese sind, mag aus dem Vorangehenden geschlossen werden. Die Veranstaltung einer deutschen Ausgabe war ein glücklicher Gedanke der Verlagsbuchhandlung, dessen Ausführung sie berufenen Händen anvertraut hat. Wir, die wir an dem englischen Original uns erfreut haben, hätten freilich eine Wiedergabe in unveränderter Gestalt der vorliegenden, hier und dort gelürzten und frei behandelten, vorgezogen. Indessen mögen Rücksichten auf den Umfang und den dadurch bedingten höheren Preis hier bestimmend gewirkt haben, und so sei das Buch auch in seinem deutschen, glänzenden Gewande willkommen: „es ist ein Buch für die Familie, besonders für die Frauen, deren Gedankengang und Interessen ja sonst bei den Reisebeschreibungen von den Herren Autoren wenig genug berücksichtigt werden“.

Australien. Geschichte der Entdeckung und Kolonisation. Bilder aus dem Leben der Ansiedler in Busch und Stadt. Von Fr. Christmann. In zweiter umgearb. Auflage herausgeben von Richard Oberländer. Mit vier Karten und über 100 Text-Abbildungen. Leipzig, 1880, D. Spamer. Geheftet M. 6. 50. Elegant geb. M. 8. —

Auf hohen Thronen. Große Herrscher und Kriegsfürsten im XVIII. u. XIX. Jahrhundert. In Lebens- und Gesichtsbildern für Jugend und Volk. Herausgeg. von Franz Otto. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 200 Text-Illustrationen, neun Bunt- und Tonbildern u. Leipzig, 1880, D. Spamer. Geheftet *M.* 4. — Eleg. geb. *M.* 6. —

Briefe von Benj. Constant — Görres — Goethe — Jac. Grimm — Guizot — J. H. Jacobi — Jean Paul — Klopstock — Schelling — Madame de Staël — J. H. Voss und vielen Andern. Auswahl aus dem handschriftlichen Nachlaß des Ch. de Villers. Herausgegeben von W. Jäker. 8. XX u. 320 S. Hamburg, 1879, Otto Meißner. *M.* 5. —

„Charles François Dominique de Villers (geb. am 4. November 1765, gest. am 26. Februar 1815) ist in der Entwicklungsgegeschichte Frankreichs und Deutschlands eine hervorragende Erscheinung, da er zuerst es wagte, den Franzosen die Bedeutung der deutschen Literatur und insbesondere der kritischen Philosophie begreiflich zu machen, eine Aufgabe, der er sein ganzes Leben, sobald er zu selbstständiger Thätigkeit gelangte, geweiht hat. Sein Beispiel hat Benjamin Constant und Frau von Staël zu gleichartigen Bestrebungen ermuntert, Beide sind in fortgesetzter Verbindung mit ihm bis zu seinem Tode geblieben. Wenn auch die Schriften selbst heut nur noch ein historisches Interesse in Anspruch nehmen, so ist die Erinnerung an die Verfasser derselben in dankbarem Gemüthe festzuhalten, da sie einen Markstein in dem Verhältnis beider Nationen aufgerichtet haben, der unberechenbare Folgen gebracht hat“. Ein dreiundzwanzigjähriger Aufenthalt in Deutschland und seine glühende Liebe für sein Adoptivvaterland und dessen geistige Bestrebungen brachte Villers in Berührung mit den glänzendsten Geistern Deutschlands und mit solchen Franzosen, welche seine Sympathien für deutsches Wesen theilten. Die hier veröffentlichten Briefe bilden nur einen kleinen Theil der Correspondenz, welche aus dieser Berührung sich ergab. Der Herausgeber hat „besonders diejenigen hervorgehoben, die literarische und historische Beziehungen enthalten“, und diese Richtung ist ihm derart gelungen, daß man keines der in der

Sammlung enthaltenen Stücke missen möchte. Im Ganzen sind es 138 Briefe (von 29 Briefschreibern), welche hier zum ersten Mal veröffentlicht werden. Neben den auf dem Titel angegebenen Correspondenten begegnet man unter andern noch den Namen: Cuvier, Anselm Feuerbach, Görres, Hahnemann, Kopebue, Johannes von Müller und Friedrich August Wolf. Der ganze große Interessentkreis, zu dessen Mittelpunkt sich Villers gemacht hatte, findet in diesen Briefen seine treue Spiegelung. Auf einzelne derselben an dieser Stelle hinzuweisen, verbietet der Raum, so reizvoll die Ausgabe auch wäre. Der Herausgeber hat der Sammlung eine gut geschriebene orientirende Einleitung vorangeschickt und die einzelnen Briefe durch sorgfältige biographische und literarische Anmerkungen erläutert.

Brevier der Eleganz. Modereien und Enthüllungen aus dem Toilettenzimmer und Salon. Rathgeber am Püktlich und in Gesellschaftsfragen. Zur Vervollständigung ihres Moden- u. Toiletten-Breviers herausgegeben von Johanna von Sydow, Mitarbeiterin des „Bazar“. Mit zahlreichen Text-Abbildungen von E. Döpler d. J. Leipzig, 1880, D. Spamer. In eleg. Festeinband *M.* 6. —, m. Goldschnitt *M.* 7. 50

Brevier der häuslichen Oekonomie. Eine Haus- und Wirtschaftsgabe für Frauen vom Stande. Als Anleitung zur Verbreitung häuslichen Comforts auf Grundlage geordneter Verhältnisse und ökonomischer Gesichtspunkte. Herausgegeben von Erna von Thirna. Mit zahlreichen Text-Illustrationen und einem Titelbilde. Leipzig, 1880, D. Spamer. In eleg. Festeinband *M.* 6. mit Goldschnitt *M.* 7. 50

Centralasien. Landschaften und Völker in Kaschgar, Turkestan, Kaschmir und Tibet. Zweite vervollständigte (und aufs Neue gebrachte) Ausgabe. Herausg. von Friedrich von Hellwald. Mit gegen 100 Text-Abbildungen, drei Karten und drei Tonbildern. Leipzig, 1880, D. Spamer. Geh. *M.* 8. Eleg. gb. *M.* 10.

Karl Faulmann, illustrierte Geschichte der Schrift. Populär wissenschaftliche Darstellung der Entdeckung der Schrift, der Sprache und der Zahlen, sowie der

Schriftsysteme aller Völker der Erde. Verkon-Octav. Heft 1—15. Erscheint in 20 Heften von je 2 Druckbogen mit 14 Tafeln in Farben- und Tondruck und vielen in den Text gedruckten Schriftzeichen, Schriftproben und Inschriften. Wien, Pest und Leipzig, 1879, H. Hartlebens Verlag. à Heft M.—60

Die unternehmende und vom guten Geiste geleitete Verlagsbuchhandlung, welcher die, im besten Sinne, populär wissenschaftliche Literatur schon manchen werthvollen Beitrag zu danken hat, dürfte mit den vorliegenden Werke einen besonders glücklichen Griff gethan haben. Es handelt sich hier um ein ebenso anziehendes, als nach seinen Zielen empfehlenswerthes Werk, das gleichzeitig als das erste umfassende seiner Art zu betrachten sein dürfte. „Wie Lesen Schreiben und Rechnen die Elemente alles Wissens sind, welche das Kind auf seiner ersten Bildungsstufe erlernt, so ist auch die Geschichte dieser Wissenszweige die interessanteste Culturgeschichte der Menschheit und innig mit dem seelischen Theile des Völkerlebens verbunden. Diese Geschichte war bisher selbst von Gelehrten wenig beachtet, das Studium der alten Schriften wurde nur als Hilfsmittel der Sprachkunde betrachtet und der auffallende Wechsel der Schriftzeichen dem Zufalle zugeschrieben, zumal uniere altüberlieferten und überlebten Schriftzeichen uns an deren gedankenlose Erlernung gewöhnt hatten. Sehr mit Unrecht! Denn in diesen Zeichen herrichte einst Leben und Sinn, gerade so, wie die ägyptischen Mumien einst Menschen von Fleisch und Blut waren, welche lebten, liebten, lachten, weinten wie wir. Dieser uralten Bedeutung der Schriftzeichen nachzuspüren, ihre Verzweigung in fast allen Ländern der Welt zu verfolgen und die Vervollkommnung der Schrift bis in die jetzige Zeit dem gebildeten Publicum aller Stände vorzuführen, ist die Tendenz dieses Werkes. Auf Grundlage der Zeichenkunde bietet es Aufschlüsse über das Verhältniß der Schrift zur Sprache, über Culturfragen, über die Entstehung der Schrift und der Dichtkunst, die biblische Schöpfungsgeschichte, die Kinder Israels, die Verwandtschaft der Völker etc.“

Die philosophischen Erklärungen erhalten eine ebenso anziehende wie gemein verständliche Beleuchtung durch die in den Text eingedruckten Bildzeichen der Laute, zu welchem Zwecke die auf diesem Gebiete überaus reich assortirte Wiener Staatsdruckerei ihre Typensätze zur Verfügung

gestellt hat. Bei der Darstellung der Schriftsysteme der einzelnen Völker werden zur Erläuterung Schrifttexte benützt, deren Umschreibung und Heberetzung gleichzeitig einen guten Einblick in die betreffenden Sprachen bietet. Die mitgetheilten Proben der Calligraphie der verschiedenen Völker sind eine werthvolle Beigabe. — Die Ausstattung des Werkes, dessen Fortgang die aus den ersten Lieferungen gewonnenen günstigen Anschauungen über seinen Werth hoffentlich festigen wird, ist musterhaft.

Der Letzte der Hortensier. Kulturgeschichtliche Erzählung aus dem Beginn der römischen Kaiserzeit. Von Dr. R. Schoener. Mit 100 Text-Abbildungen und Tonbildern nach Zeichnungen von Herrmann Vogel, Konrad Ermisch u. Andern. Leipzig, 1880, D. Spamer. Elegant gebettet M. 5. — Elegant gebunden M. 6. 50

Der vorgeachtliche Mensch. Ursprung und Entwicklung des Menschengeschlechts. Für Gebildete aller Stände. Begonnen von Wilhelm Baer. In zweiter, gänzlich umgearb. Auflage herausgeb. von Friedrich von Hellwald. Mit über 400 Text-Abbildungen, sechs Tonbildern etc. Leipzig, 1880, D. Spamer. In 15 Lieferungen (à 3 Bogen) à 50 Pf., oder in zwei Abtheilungen à M. 3. 75.

Wilhelm Jensen, Frühlingsstürme. Novellen. 2 Bände. 8. 476 S. Leipzig, 1879, Rich. Eckstein.

Inhalt: Monica Waldvogel. — Ein Frühlingsnachmittag. — Aus den Bänden. — Ein Ton.

Den Lesern von „Nord und Süd“ sind die hier zu zwei gut ausgestatteten Bänden vereinigten Novellen längst liebe Freunde. „Aus den Bänden“ war die erste aller bis jetzt von der Monatschrift veröffentlichten Novellen und nicht wenig hat sie dazu beigetragen, dem beginnenden Unternehmen Sympathien zu erwerben. Uns erschien diese Dichtung stets als eine der bedeutendsten, welche wir dem reichbegabten Verfasser zu danken haben, als eine Arbeit voll treffender psychologischer Züge und von größter Feinheit des Colorits, jenes Halbdunkels, in dessen Behandlung Jensen so Meisterhaftes leistet. Diesem melancholischen Stimmungsbilde steht in „Monica Waldvogel“ eine ori-

ginnelle, anmuthige Frauengeſtalt gegenüber, ausgeſtattet mit Zügen eines liebenswürdigen Humors. Die Novelle „Ein Ton“ iſt gleichfalls reich an ſtarfen phyſiologiſchen Motiven, aber ihre Fabel hat etwas Gewaltſames, und die graufamen Schickſale der Heldin laſſen dieſes Gewaltſame um ſo draſtiſcher hervortreten. „Ein Frühlingſnachmittag“ iſt ein novelliſtiſches Capriccio, deſſen Ausgang befremdend wirkt, wenn ſich derſelbe auch aus dem Gange der Erzählung als Nothwendigkeit ergibt. — Die beiden Bände werden in ihrem zierlichen Gewande allüberall eine willkommene Gabe ſein, wo man eine Begabung zu ſchätzen weiß, die mit berechtigtem Selbſtbewußtſein eigene und eigenartige Wege einſchlägt, Wege, die weit abſüßen von der Heerſtraße der Durchſchnitts-Novelliſtik.

Die ſchönſten griechiſchen Sagen aus dem Alterthum. Seinen Entſeln und Entſelinnen und deren kleinen Freunden erzählt von Profeſſor F. Carl. Nach deſſen Tod ergänzt und herausg. von Hermann Mehl. Mit zahlreichen Illuſtrationen von Kaj. Schweizer, C. Vertling u. A. Leipzig, 1880, L. Spamer. Geheftet M. 3. — Eleg. cart. M. 4. —

Julius von der Traun, der Schelm von Bergen. Einer unverflungenen Sage nacherzählt. 8. 136 S. Wien, 1879, L. Košner. M. 2. 40

Julius Alexander Schindler, der geiſtreiche und ſchlagfertige Redner früherer öſterreichiſcher Parlamente, iſt als Julius von der Traun auch einer der gemüthvollſten, formgewandteſten Poeten ſeiner öſterreichiſchen Heimat, durch manch' ſinniges Lied, durch eine Reihe schöner Romane, ein echter Nachfolger von Anaſtaſius Grün. Heut erſcheint er vor uns als Novelliſt — zum zweiten Mal, wenn wir nicht irren — und in eine glänzende Kaiſerpfalz an die Ufer des Mains geleitet er uns, deren Geheimniſſe er uns erzählt in gewählter Sprache und mit lebensvollen hiſtoriſchen Colorit, wie es nur auf Grund eingehendſter Kenntniß der geſchichtlichen Zeit der Darſtellung verlichen werden kann. Wir glauben der anmuthigen Proſadichtung das beſte Lob zu ſpenden, wenn wir unſerem Bedauern darüber Ausdruck geben, daß ihr Verfaſſer dieſelbe ſich nicht als Veranlaſſung zur Einlöſung eines längſt gegebenen Verſprechens hat dienen laſſen, welches er der Redaction von „Nord und Süd“ einſtens gegeben.

Illuſtrirte Geſichte von Preußen.

Von Ferdinand Schmidt. Dritte neu bearbeitete Auflage. Leipzig, 1880, D. Spamer. Erſter Halbband.

Geheftet M. 4. —

Franz Krones, Geſichte der Neuzeit Oeſterreichs vom achtzehnten Jahrhundert bis auf die Gegenwart. 8. 789 S. Berlin, 1879, Th. Hofmann.

Der Verfaſſer des epochemachenden „Handbuches der Geſichte Oeſterreichs von der älteſten bis zur neueſten Zeit“ läßt dieſem Werke, der glücklichen Lösung einer großen Aufgabe, eine neue Arbeit folgen, die gerade jezt bei uns in Deutschland mit beſonderer Gemuthung begrüßt werden dürfte. Nur wenige Worte hat der Autor ſeinem neuen Buche als Geleitſchein mitgegeben. Der Kenner ermüht leicht, es ſei keine leichte Aufgabe, den durch ſeine Fülle nahezu erbrüchenden Stoff des äußeren und inneren Geſichtslebens der beiden letzten Jahrhunderte in einem Bande von nicht übermäßiger Stärke zu bewältigen, den Forderungen der Wiſſenſchaft und des allgemeinen Interesses gerecht zu werden, und, je näher der Schwall der Ereigniſſe unſerer Zeit rückt, falſchen Wegen und Gefühls-täuſchungen fern zu bleiben. Wenn der Verfaſſer ſelbſt von ſeinem Werke ſagt: „eine billige Würdigung des Gebotenen dürfte dem Leſer die Ueberzeugung verſchaffen, daß den Verfaſſer bei dieſem Verſuche ein redlicher Wille beſeelte, das Weſentliche zur anſchaulichen Geltung zu bringen, die hiſtoriſche Wahrheit aus den beſten Er rungenschaften der Forſchung zu ſchöpfen und ſeiner Ueberzeugung jenen maßvollen Ausdruck zu geben, hinter welchem die Einſicht ſteht, wie nahe auf dem Boden einer ſolchen Aufgabe Wahrheit und Irthum an einander grenzen“, ſo hat er damit nicht nur die Grundlage für die Beurtheilung ſeines Werkes, ſondern beinahe das Urtheil ſelbſt geſchaffen. Zu der Objectivität dieſes Urtheils bleibt uns hier nur hinzuzufügen, daß die, von einem warmen Hauche des vaterländiſchen Patriotismus durchwehte Darſtellung, das in hohem Maße beſehende Buch auch zu einem Leſbaren geſtaltet: ein Vorzug, der nicht vielen ähnlichen Werken nachzurühmen iſt.

Kinder-Szenen. Bilder aus dem Kinder-Leben. Nach Original-Aufnahmen von M. Scherer und H. Engler. Mit Gedichten von Franz Wiedemann.

Glückliche Stunden der Kindheit in jeds Wildern. Von M. Scherer und H. Engler. Text von Franz Wiedemann. Verlag von C. Schwager in Dresden.

Diese Scenen aus dem Kinderleben sind so glücklich der Natur abgelauscht und mit so vielem Liebreiz wiedergegeben, daß man immer und immer wieder zu den holden Kindergestalten sich hingezogen fühlt und sich in das unschuldvolle und frühliche Leben und Treiben derselben verseht. — Der Lichtdruck und die ganze Ausstattung sind vorzüglich.

G. S. Lewes, Goethes Leben und Werke. Mit Bewilligung des Verfassers übersezt von Julius Frese. 12. verbesserte Auflage. H. 8. 2 Bde. XXXVII u. 1055 S. Stuttgart, 1879, Krabbe. M. 5. — gebunden 6. 75.

Das Goethebuch des Engländers Lewes bleibt ungeachtet mannigfacher Fehler und Mängel, die zum Theil aus der Nationalität des Verfassers zu erklären sind, das beste und lesbare aller mit der Gesamterscheinung Goethes sich beschäftigenden Werke. In der Lesbarkeit der Arbeit erblicken wir vielleicht ihren größten Vorzug: er macht sich demjenigen Leser gegenüber am meisten bemerkbar, dem daran gelegen ist, sich mit dem Leben Goethes im Zusammenhange seiner Werke vertraut zu machen, ohne auf dieser großen Wanderung beständig durch trockene Excursus auf philologisches und historisch-kritisches Gebiet abgelenkt zu werden. Die zwölf Auflagen der deutschen Ausgabe sind ein sprechender Beweis für die auf diese Lesbarkeit sich stützende Wirkung des Buches, das in seiner deutschen Fassung, durch die mit der stets anwachsenden Goetheforschung Schritt haltenden Verbesserungen und Nachträge des Bearbeiters, das Original um Vieles übertrifft. Von diesem sagte Hoefer neulich die richtigen Worte: „das Buch war ohne Widerrede ein vortreffliches, voll Gründlichkeit, Einsicht und Klarheit und die Darstellung von Goethes Leben und Charakter und die Würdigung seiner Werke waren, abgesehen von einzelnen, specifisch englischen Schrullen, durchweg liebevolle, freisinnige und gerechte, so daß auch der gewissenhafteste und sorgfältigste Deutsche sie nicht besser und würdiger hätte liefern können. Die besten Quellen waren mit Gewissenhaftigkeit, Vorsicht und Geschick benützt worden; er fuhte kaum jemals auf Hypothesen und gefiel sich nicht im hochmüthigen Zurückhalten oder Absprechen gegen das

unglückliche „protanum vulgus“. Eine übertriebene „ideale“ Anschauung und Behandlung ließ sich dem Engländer gleichfalls nicht vorwerfen, es herrschte im Gegentheil überall der gesunde, hie und da sogar eher ein wenig nüchterne Menschenverstand vor. Aber Lewes bewies, daß auch vor diesem Goethes Größe bestehen konnte und daß man auch mit ihm zur vollsten Berehrung und Bewunderung des Meisters gelangen mußte“. — Freses Uebersetzung ist sorgfältig und gewandt. Der die immer weitere Verbreitung des Buches fördernde billige Preis der gut ausgestatteten Bände ist rühmend hervorzuheben.

Carl. V. Vord, die Herstellung von Druckwerken. Praktische Winke für Autoren und Buchhändler. 3. umgearbeitete und vermehrte Auflage. gr. 8. VIII u. 174 S. Leipzig, 1879, J. J. Weber. Gebunden M. 5. —

Das Buch beabsichtigt nicht ein Handbuch für Buchdrucker zu sein, sondern den mit diesen Bekrehtenden, also namentlich Autoren und Verlegern, als Hilfsmittel eines leichteren Vorfchrs zu dienen. Und diesem Zwecke erfolgreich zu dienen erscheint es in jeder Beziehung berufen. Schriftstellern, Verlegern, überhaupt Allen, welche an dem Buch, als solchem, seinem Wachsen und Werden Interesse nehmen, wird es ein zuverlässiger, nie versagender Führer sein. Hier die Inhaltsübersicht, aus welcher sich die Art der Vord'schen Arbeit am besten erkennen läßt:

Einleitung: Zur Geschichte der Buchdruckerkunst. I. Die Technik der Buchdruckerkunst. 1. Die Typen und ihre Herstellung. — 2. Das Setzen. — 3. Das Corrigiren. — Das Drucken. II. Praktische Winke für die Herstellung eines Druckwerkes. 1. Das Manuscript. — 2. Das Format und die Schrift. — 3. Die Correctur. — Kurze Anleitung zum Correcturlesen. — Wie kann der Autor zur Billigkeit des Druckes beitragen. — 4. Das Papier und die Auflage. — 5. Das Stereotypiren. — 6. Der Holzschnitt. — 7. Das Brotschiren und Einbinden. — 8. Der Vertrieb. III. Die Schriften und ihre Anwendung. 1. Fraktur und Antiqua. — 2. Die Auszeichnungs- und Titelschriften. — 3. Fremde Schriften der alten und neuen Welt. (Diese Schriftproben bilden eine ganz besonders werthvolle Beigabe.)

(Es handelt sich hier um ein für den

Kreis der Interessenten wirklich einmal „unentbehrliches Buch“, dessen Benützung Allen ernsthaft anzurathen ist, die mit Buchdruckereien zu verkehren haben. Die durch die Sorgfalt ihrer typographischen Ausstattungen rühmlich bekannte Verlagsbuchhandlung hat bei diesem Buch noch ein Uebrigcs gethan: Papier und Druck sind einfach musterhaft.

Mythologisches Wörterbuch zum Schul- und Handgebrauch. In drei Abtheilungen. Enthaltend die in den Götter- und Helden sagen vorkommenden Namen zc. Herausg. von R. Glafz. Leipzig, 1880, D. Spamer.
Geh. *M.* 4. 50. Geb. *M.* 5. 50.

Max Müller, Essays. 1. Bd. Beiträge zur vergleichenden Religionswissenschaft. 2. vermehrte Auflage. 8. XXXII, u. 427 S. Leipzig 1879, Engelmann.
M. 7. 50.

Wie Max Müllers „Lectures on the science of language“, so haben auch seine „chips from a german workshop“ Heimathrecht in der Weltliteratur erlangt. Es ist die Werfstätte eines der großen Geister dieses Jahrhunderts, aus welcher diese „Späne“ hervorgegangen sind, und die uns hier unter dem Titel „Essays“ in vortrefflicher Uebersetzung und typographischer Ausstattung geboten werden. Was Max Müller für die indische Wissenschaft, für die vergleichende Religionsgeschichte zu bedeuten hat, ist hier nicht zu erörtern. Daß er aber zu den Stilisten ersten Ranges, zu den Meistern literarischer Form gehört, darf an einer Stelle hervorgehoben werden, welche, neben anderen Aufgaben, die Pflege des Stils und der künstlerischen Darstellung auf dem Gebiete der Literatur als eine ihrer wichtigsten betrachtet.

Den Lesern von „Nord und Süd“ wird die tief sinnige, formvollendete Untersuchung „über Fetischismus“ im guten Gedächtniß sein, mit welcher der Verfasser dieser „Essays“ sich an unserer Monatschrift betheiliget hat. Der Hinweis auf diese Arbeit eines unserer ausgezeichnetsten Forscher wird seinem in neuem Gewande sich bietenden Werke, dessen erster Band jetzt achtzehn Abhandlungen enthält, die wirksamste Empfehlung sein. Aus dem Inhalte des vorliegenden Bandes seien hier nur hervorgehoben die Aufsätze: „über die Vedas oder die heiligen Bücher der Brahmanen“, „die Beda und das Zenda-

vesta“, „Genuss und Zendavesta“, „über den Buddhismus“, „Nirvana“, „Confucius und seine Werke“, der semitische Monotheismus“. Wegen die erste Ausgabe ist die jetzige um drei bedeutsame Arbeiten („über den buddhistischen Nihilismus“, „über falsche Analogien in der vergleichenden Mythologie“, „eine Missionsrede“) vermehrt.

Nach der Arbeit. Otto Spamer's neue illustrierte Volksbücher. Belehrendes und Unterhaltendes für Alt und Jung aus allen Theilen des Wissens: aus Natur und Leben, Geschichte und Völkerkunde, sowie dem Gebiete der menschlichen Arbeit. Leipzig, 1880. D. Spamer.
Nr. 1. Luer über oder: Ein Mann ein Wort. Von Ludwig Habicht. Geheftet *M.* 1.25; cartonniert *M.* 1.50. — Nr. 2. Reisen im Finstern. Von Franz Otto. Dritter Abdruck. Geheftet *M.* 1.25; cartonniert *M.* 1.50. — Nr. 3. Aus dem Jugendlieben eines Handwerkers. Von Karl Weise. Geh. *M.* 1.25; cart. *M.* 1.50. — Nr. 4. Das Rettungsboot oder: die Helden der Küste. Von Emil Philippi. Geheftet *M.* 1.25; cartonniert *M.* 1.50. — Nr. 5. Das Tabakcollegium und die Zeit des Popses. Lebensbilder aus der Regierungszeit des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Von Franz Otto. Zweite durchgesehene Auflage. Geheftet *M.* 1.80; cartonniert *M.* 2.20. — Nr. 6. Opfer des Aberglaubens, Irrthums und Wahns. Von C. Michael. Geheftet *M.* 1.25; cartonniert *M.* 1.50. — Nr. 9. Das große Loos oder: Glückstreffer und Millionäre. C. Weisslog. und Böhcke nacherzählt von F. D. Ph. Körber. Geheftet *M.* 1; cartonniert *M.* 1. 25. — Nr. 13. Glück auf! Einfache Geschichten aus dem wirklichen Leben. Von W. Fischer. Geheftet *M.* 1; cartonniert *M.* 1. 25. — Nr. 22. Hermann — Arminius, der Cherusker, Sieger im Teutoburger Walde. Heldenjagen aus alter Zeit. Von A. J. Cüppers. Geheftet *M.* 1; cartonniert *M.* 1. 25. — Nr. 23. Die verjunctene Stadt. Ein Bild aus fernher Vergangenheit. Von B. Paul. Zweite wohlfeile Auflage. Geh. *M.* 1. 25. cart. *M.* 1.50. — Nr. 25. Zerkat Timojeff, der Eroberer Sibiriens. Historische Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert. Von S. Lutter. Geheftet *M.* 1. 25; cartonniert *M.* 1. 50. — Nr. 28. Pestalozzi,

der schweizer. Jugendfreund und Volksbildner. Von Rich. Roth. Geh. *M.* 1. 25; cartonnirt *M.* 1. 50. — Nr. 33. Der plattdütische Bismarck. Von Willem Schröder. Geheftet *M.* 1. 60; cartonnirt *M.* 2. — Nr. 42. Berühmte Reisende, Geographen und Länderentdecker im 19. Jahrhundert. Von Richard Eberländer. Geheftet *M.* 1; cartonnirt *M.* 1. 25.

Portrait-Katalog. VI. Heft. Ausgegeben am 1. October 1879. Verzeichniß einer reichhaltigen Sammlung von ungefähr 2500 seltenen und schönen Portraits berühmter Mediciner, Naturforscher, Mathematiker, Astronomen, Geographen, Reisender, Seefahrer, Agronomen, Technologen, Mechaniker u. s. w. Zusammengestellt von E. S. Schroeders Kunsthandlung. Berlin W., Preis: *M.* — 50

Die von genannter Firma ausgegebenen Portrait-Kataloge, deren kurze gewissehaite biographische und calicographische Notizen vielfach willkommen sein werden, zeichnen sich vor ähnlichen Arbeiten durch sorgfältige kritische Bearbeitung aus.

Robertine. Erzählung für die reifere weibliche Jugend. Von Frau von Bavr. Nach dem Franzöf. bearb. von C. Michael. Autor. Ausgabe. W. Initialen und sechs Vollbildern. Leipzig, 1880, D. Spamer. Geheftet *M.* 2. 50. Eleg. geb. *M.* 4. —

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgegeben von Paul Graf Waldersee. 1. — 10. Heft. Lexicon-Octav. Leipzig, 1879, Breitkopf u. Härtel. Erscheint in Serien von je 12 Vorträgen, zum Subscriptionspreis von pro Heft. *M.* — 75.

Ein verdienstvolles Unternehmen, das in hohem Maße geeignet ist, den Sinn für Musik zu fördern und lebendig zu erhalten. Es wendet sich an den Musiker von Fach sowohl, wie — und zwar vornehmlich — an den edle Hausmusik pflegenden Theil des Publicums, an den gute Concerte besuchende und mit musikalischem Interesse reiche allgemeine Bildung verbindende. Aus den Namen der Mitarbeiter ist leicht zu erkennen, daß alle musikalischen Richtungen zu Wort kommen sollen. Daß der Herausgeber darauf bedacht ist, seiner Sammlung nur solche Beiträge zuzuführen, deren innerer Werth durch künstlerische Form

der Darstellung erhöht wird, geht aus den vorliegenden Heften, ein günstiges Vorurtheil begründend, unzweifelhaft hervor. Bisher erschienen: Ueber Johann Sebastian Bach. Von Philipp Spitta. — R. Wagners Siegfried. Von Hans von Wolzogen. — Die Entwicklung der Klaviermusik von J. Seb. Bach bis Robert Schumann. Von Carl Debrois van Bruud. — Robert Schumann und seine Freunde. Von Selmar Bagge. — Form und Inhalt des musikalischen Kunstwerkes. Von August Reizmann. — Wolfgang Mozart. Von Emil Naumann. — Die Gesamtausgabe der Werke Mozarts. Von Paul Graf Waldersee. — Matthison und seine Verdienste um die deutsche Tonkunst. Von Ludwig Weinardus. — Friedrich Chopins Leben und Werke. Von A. Niggli. — Musikalische Fürsten vom Mittelalter bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts. Von W. J. von Wasielewski. Die Ausstattung steht auf der Höhe der Leistungen der klassischen Verlegerfirma.

Reisen bei Sonnenschein und Regen.

Aus dem Bade in die Heimat. Von Sophie Traut. Mit etwa 100 Text-Illustrationen und einem Titelbilde. Leipzig, 1880, D. Spamer.

Geb. *M.* 3. Geb. *M.* 4. 50.

Schillers Lied von der Glocke. Illu-

strirt in 22 Compositionen von Alexander Liezen Maier. Mit 43 ornamentalen Zeichnungen von Rudolf Seip. Ausgeführt in 6 Kupferstichen von J. F. Feininger, C. Forberg und Fr. Ludw und in 60 Holzschnitten aus Wilhelm Hechts xylographischer Anstalt. 26 Compositionen Liezen Maier's auf Holz gezeichnet von W. Hecht. Groß-Quart-Format. 55 Seiten. München, 1879, Theodor Ströfer.

In Prachtband *M.* 40. —

Aus der vor kurzem beendigten Lieferungs Ausgabe ist durch die Kunst des Buchbinders ein Buch für den Weihnachtsfest entstanden, an dem Herz und Auge gleichmäßig sich erfreuen werden. Die Verlagsbuchhandlung, welche in der von ihr veranstalteten und von den nämlichen Künstlern illustrierte Faust-Ausgabe dem Weltmarkte, darf man wohl sagen, ein Prachtwerk ersten Ranges zugeführt, hat einen neuen glücklichen Wurf gethan, indem sie den kunstreichen Händen der Faust-Illustratoren, die Neugewandung von

Schillers *Glocke* anvertraute, „dieses Werks von unmachbarlicher Höheit und Annuth, voll lebendiger Darstellungs-kraft und lyrischer Gefühlstiefe, die ganze Stufenleiter menschlicher Empfindungen wieder-spiegelnd, den ganzen Kreis menschlichen Daseins umfassend“. Die von Liezen Mayer herrührenden 10 „Gußbilder“ (in Holzschnitt), die Arbeit der Glogengießer darstellend, und desselben Künstlers 22 lyrische Compositionen (6 in Kupferstich, 16 in Holzschnitt) sind Illustrationen im besten Sinne des Wortes, d. h. wirkliche aus volstem Erfassen ihres Gegenstandes hervorgegangene und von feinem künstlerischen Geiste durchdrungene Erläuterungen desselben. Die ornamentalen Umrahmungen dieser 26 Holzschnitte, die Endvignetten und das Titelblatt, sowie die 10 Medaillons welche, gegenüber den Liezen Mayer'schen „Gußbildern“ die zu letzteren gehörigen Verse umschließen und die Beziehung der eingezeichneten Figuren zum Bergwerks-wesen, der Gewinnung des Metalls illustriren — sind ein erneuter Beweis dafür, daß ihr Schöpfer Rudolf Seitz aus dem Gebiete der ornamentalen Kunst zu den berufensten, zu den phantasievollsten Meistern gehört. Die technische Ausführung des Kupferstichs und Holzschnitts ist voll Delicateffe, liebevoll den Absichten der Künstler nachgehend und deutlich bekundend, welche großen Aufschwung diese beiden Zweige der vervielfältigenden Kunst in Deutschland genommen haben. Der Druck ist von der bewährten Officin der Gebrüder Kröner in Stuttgart mit aller Sorgfalt ausgeführt.

Karl Emil Franzos, *Junge Liebe*. Zwei Geschichten. 3. Aufl. Miniatur-Ausgabe. 155 S. Breslau, 1879. S. Schottlaender. Eleg. geb. mit Goldschnitt. M. 4. —

Durch seine Culturbilder „Aus Halb-Asien“, d. h. aus Galizien, Südrußland und Rumänien, sowie durch seine „Juden von Barnow“ hat sich K. E. Franzos rasch einen Namen erworben. Unzweifelhaft ist er ein bedeutendes, eigenartiges Talent. Aber dennoch sind wir überrascht durch die beiden vorliegenden Novellen, deren Aufbau, Stil und Colorit geradezu von Meisterschaft zeugt. Beide behandeln, wie der Titel andeutet, das nicht ganz ungewöhnliche Thema der ersten wahren Jugendliebe mit ihrer Lust und ihrem Leid; aber die Erfindung ist so original, die Darstellung so fesselnd, daß wir meinen, etwas durch-

aus Neues und Eigenthümliches gelesen zu haben.

Schillers *Wilhelm Tell*, illustriert von Friedrich Schwörer. Groß-Quart-Format. 102 S. Enthält 10 photographische Lichtdrucke von J. B. Ober-netter und Holzschnitte ausgeführt in Wilh. Hechts xylographischer Anstalt. München, 1879, Theodor Ströfers Kunstverlag. In Prachtband M. 30. —

Diese illustrierte Prachtausgabe von Schillers „Tell“ bildet gewissermaßen ein Pendant zu der von derselben Verlagsbuchhandlung veranstalteten festlichen Ausgabe der „Glocke“. Bietet zwar das hier zu illustrirende Drama der freien Phantasie des Malers nicht jene Fülle der Anregung, wie solche von dem unsterblichen Gedicht ausgeht, so enthält es doch eine ganze Reihe ergreifender Motive, welche den Historienmaler zur Veranschaulichung derselben durch seine Kunst fast zwingen. Schwörer hat es verstanden, diesen Motiven ihren ganzen Inhalt abzugewinnen und in seinen Illustrationen sich, gleich Liezen Mayer und Seitz, auf die Höhe eines künstlerischen Interpreten der Dichtung zu erheben. Wenn der Eindruck der „Glocke“ ein edlerer ist, so dürfte dies in directem Zusammenhange mit den für die Reproduction der Zeichnungen gewählten Kunstformen stehen: es ist eben die Differenz zwischen Kupferstich und Photographie, welche zu Gunsten des anderen Prachtwerks sich geltend macht. Dennoch ist diese ungemein elegant ausgestattete Ausgabe einer unserer edelsten Nationaldichtungen von freundlichster Wirkung und eine dankenswerthe Bereicherung des besten Theiles der sogenannten „Fest-literatur“.

„Umsonst“. Roman von Elise Polko. Zweite Auflage. 8. 379 S. Breslau, S. Schottlaender, 1879. M. 5. —

Bald nach dem Erscheinen des interessanten Romans „Umsonst“ ist derselbe die reichste Schöpfung der talentvollen Dichterin Elise Polko genannt worden. Nun hat die allgemeine Anerkennung diesem Urtheil Recht gegeben: in verhältnißmäßig kurzer Zeit ist eine zweite Auflage nothwendig geworden. In der That versteht Elise Polko uns immer von Neuem mit dem poetischen Reize ihrer Eigenart gefangen zu nehmen, während doch ihre Kunst, die gestalten, in Bezug auf Plastik und Lebenswahrheit, entschieden Fortschritte aufweist.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlag. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



Weihnachts-Anzeiger
311
Nord und Süd.

1879.

Breslau,
S. Schottlaender.

Zum Probe-Abonnement geeignet, Monat December nur **Mk. 1.75.**
 Die
inhaltsreichste und billigste deutsche Zeitung
 ist unbedingt das
täglich zweimal als Morgen- und Abendblatt erscheinende
„Berliner Tageblatt“

(76,000 Abonnenten)

nebst dem illustrierten Witzblatt „**ULK**“ und der belletristischen
 Wochenschrift „**Berliner Sonntagsblatt**“, sowie den „**Wöchentlichen Mit-**
theilungen über Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirtschaft.“

An Weltplätzen wie Paris, London, Petersburg, Wien, Pest, Rom, ist
 das „Berliner Tageblatt“ durch eigene Correspondenten vertreten, wodurch sich dasselbe
 in der Lage befindet, alle wichtigen Nachrichten, mittelst ausgedehnter Benützung des
 Telegraphen zuverlässiger und schneller als die meisten anderen Zeitungen zu bringen.

Aus dem überaus reichen Inhalt heben wir Folgendes hervor: Freisinnige Zeit-
 artikel aus der Feder hervorragender Publicisten. — Politische Tagesübersicht. — Zahlreiche
 Special-Telegramme und Correspondenzen aus allen Weltplätzen. — Vermittelte Nach-
 richten aus dem Reiche. — Berliner Local- und Gerichtszeitung. — Ausführliche
 Kammerberichte seines eigenen parlamentarischen Bureaus. — Vollständige Handels-
 zeitung unter besonderer Berücksichtigung der Hoch-Producten-Branche nebst ausführlichem
 Coursbericht der Berliner Börse. — Erziehungs- und Unterrichtswesen. — Ziehungsliste der
 Preuß. Lotterie. — Reichhaltiges, interessantes Feuilleton, in welchem Theater, Kunst
 und Wissenschaft sorgfältigste Beachtung finden und außerdem spannende Romane der
 beliebtesten Autoren erscheinen. [243]

Um die Billigkeit des Abonnementpreises so recht vor Augen zu führen, dürfte die Thatsache
 genügen, dass die einzelne Nummer nur 3 Pfennig den Abonnenten zu stehen kommt,
 indem der Abonnements-Preis

nur 5 Mark 25 Pf. vierteljährlich

beträgt und dafür 150 Nummern des „Berliner Tageblatt“, 13 Nummern des „Berliner
 Sonntagsblatt“ und 18 Nummern des illustrierten Witzblattes „ULK“ geliefert werden.

Man abonniert bei allen Reichspostanstalten.

Interessanteste Wochenschrift!!!

Deutsches Montags-Blatt

Chef-Redacteur:
 Arthur Levysohn.

Verleger:
 Rudolf Mosse. Berlin.
 Motto: Von dem Guten das Beste,
 Von dem Neuen das Neueste.

- Das „**Deutsche Montags-Blatt**“ erscheint Montag Morgen, auch außerhalb Berlins am Montag.
- Das „**Deutsche Montags-Blatt**“ giebt durch seinen vielseitigen Inhalt nach allen Seiten hin reichste Anregung.
- Das „**Deutsche Montags-Blatt**“ enthält in jeder Nummer eine politische Wochenschau des Chef-Redacteurs Dr. Arthur Levysohn — Uebersicht über den europäischen Geldmarkt von Dr. Ebeling — Ungereimte Chronik von Ernst Dohm — Dramaturgische Glossen von Fritz Mauthner und viele andere bemerkenswerthe Separat-Artikel aus der Feder der ersten Schriftsteller.
- Das „**Deutsche Montags-Blatt**“ ist ein Familienblatt für die Klasse der geistig Vornehmen und der Aristokratie der Bildung.
- Das „**Deutsche Montags-Blatt**“ ist durch die Mannigfaltigkeit seines Inhalts, welchen es an dem sonst zeitunglosen Montag darbietet, zu einem Spiegel des Lebens und Strebens unserer Tage geworden.
- Das „**Deutsche Montags-Blatt**“ ist und bleibt die originellste literarisch-politische Wochenschrift, welche im deutschen Reiche erscheint.
- Das „**Deutsche Montags-Blatt**“ kostet pro Quartal nur

2 Mark 50 Pf.

und nehmen alle Postanstalten und Buchhandlungen Bestellungen hierauf entgegen.

Das „**Deutsche Montags-Blatt**“ ist eingetragen in der Post-Zeitungs-Preisliste pro 1879 unter Nr. 1163. [243]



251]

Otto Spamer

Einen zuverlässigen und reichhaltigen Wegweiser bei Einkäufen literarischer Festgeschenke für die Jugend und für Erwachsene bietet das diesem Hefte von „Nord und Süd“ angefügte **Illustrierte Verzeichniss** neu erschienenener Werke aus dem Verlage von **Leipzig** und **Berlin**.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Leben der Colonisten im Busch und in der Stadt.

Soeben erschien in zweiter, völlig umgestalteter Auflage, unter Berücksichtigung der neuesten Gewerbe-, Handels- und Verkehrs-Verhältnisse.

*

Australien.
Von Richard Oberländer.

auf Grund eigener 14 jähriger Erfahrungen und nach den neuesten offiziellen Quellenwerken bearbeitet.

XII und 508 Seiten in Großoktav, mit 125 Text-Abbildungen, 4 Tonbildern und einer Karte.
Preis geheftet M. 6.50.

[248]

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bretzenstellung in Sabney und Breiborn.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

CYPERN,
seine alten Städte, Gräber und Tempel.

Bericht über zehnjährige Forschungen und Ausgrabungen auf der Insel

von **Louis Palma di Cesnola.**

Autorisirte deutsche Bearbeitung

von **Ludwig Stern.**

Mit einleitendem Vorwort

von **Georg Ebers.**

Mit mehr als 500 in dem Text und auf 96 Tafeln gedruckten Holzschnittillustrationen, 12 lith. Schrift-Tafeln und 2 Karten.

2 Theile. Lex.-8. Auf Chamolpapier in splendorvoller Ausstattung. Mit Kopfeisten, Initialen. Eleg. br. Preis pro Theil 18 M. 2 Theile in 1 Bd. geb. 38 M. 40 Pf.

Die Untersuchungen Cesnola's auf Cypern haben zu einem der glänzendsten Ergebnisse archäologischer Forschungen geführt und bietet sich daher in dem vorliegenden Werke nicht nur dem Archäologen, sondern auch dem Historiker, Geographen und Ethnologen, Anthropologen und Kunstfreunde eine reiche Ausbeute. [224]

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Lindau, Paul,

Sarmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters.

Zweite vermehrte Auflage. 2 Bände. Eleg. geb. M. 6.—
fein gebdn. M. 8.—

do.

Dramaturgische Blätter. Neue Folge. 2 Bände.

Eleg. geb. M. 10.— fein gebdn. M. 15.—

do.

Heberflüßige Briefe an eine Freundin. 3. Auflage.

Eleg. geb. M. 4.— fein gebdn. M. 5.—

do.

Rüchsterne Briefe aus Bayreuth. 9. Auflage.

Eleg. geb. M. —.75. fein gebdn. M. 1.75

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Prachtvolles Festgeschenk!

ITALIEN.

**Eine Wanderung von den Alpen
bis zum Aetna.**

In Schilderungen von
Karl Stiehler, Eduard Paulus, Wold. Kaden.

Illustrirt von unsern ersten Künstlern.

[211] **Zweite Auflage.**

Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Von diesem so außerordentlich beliebten Prachtwerke ist soeben die wesentlich verbesserte und durch eine vorzügliche Weg- und Terrainkarte der Halbinsel bereicherte zweite Auflage erschienen.

Kein Werk dürfte sich besser zu Festgeschenken eignen, als diese herrliche Schilderung Italiens, die seit dem Beginn ihres Erscheinens von dem gebildeten Publikum und der gesammten Kritik mit ungetheiltem Beifall aufgenommen worden ist.

422 Seiten in Folio mit 296 Textillustrationen, 95 Bildern in Zonbrud und eine Karte.

In Prachtsaub.

Preis: 75 Mark.

(Kann auch in 37 Lieferungen à M. 1. 50. in beliebigen Zwischenräumen bezogen werden.)

Zu beziehen

durch alle Buch- und Kunsthandlungen.

Verlag von Wiegandt, Hempel, & Pary in Berlin.

Schmidlin's [215]
Blumenzucht im Zimmer.

Illustrirte Prachtausgabe,
herausgegeben von F. Jühlke,
Hofgarten-Director

Sr. Majestät des Deutschen Kaisers.
Vierte vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 600 in den Text gedruckten
Holzschnitten.

In gross Lexicon-Octav, auf Velinpapier mit einem
Titelbilde in Farbendruck.

Preis 16 Mark. Gebunden mit Goldschnitt
Preis 20 Mark.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Empfehlenswerthes Festgeschenk.

Verlag von **Gustav Fischer**
vorm. **Friedrich Mauke** in Jena.

Soeben erschien:

Dante Alighieri's Leben u. Werke

im Zusammenhange dargestellt

von **Dr. Franz Xaver Wegele**

Professor der Geschichte zu Würzburg.

Dritte veränderte und vermehrte Auflage

mit einer Abbildung des Dante-
Denkmals zu Florenz. [221]

Preis 12 M.

Elegant gebunden 14 M. 50 S.

Neue elegante Festgeschenke.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Sophokles
Tragödien.

In den Versmaßen
der Urschrift ins Deutsche
übersetzt

von

Carl Bruch.

Eleg. geb. 8 M.

Hellad.
Lyrische Dichtungen

aus dem hellenischen
Alterthum. In neuen
metrischen Uebersetzungen

von

Carl Bruch.

Feine Ausgabe eleg. geb. 6 M.

Verlag von **E. Morgenstern** in Breslau. [257]

Geeignete Weihnachtsgeschenke
aus dem Verlage der **Hinstorff'schen Hofbuchhandlung in Wismar:**

Fritz Reuter's sämtliche Werke

I.
Octav-Ausgabe
in 15 Bänden.

Preis: broch. à Band
3 M., elegant en relief
in Leinwand gebunden
à Band 4 M.
Jeder Band
ist einzeln zu haben.



II.
Volks-Ausgabe
in 7 Bänden.

Preis: complet broch.
21 M.; complet in grüner
Leinwand mit Schwarz-
prägung 26 M. — Sehr
elegant in rother Lein-
wand mit reicher Deckel-
vergoldung cpl. 28 M.
Diese Ausgabe
wird nur complet
abgegeben.

Fritz Reuter's Ut mine Stromtid
neue illustr. Pracht-Ausgabe in 4^o Format

mit 60 Original-Illustrationen von **Ludwig Pietsch** und 16 Vollbildern, sowie zahlreichen Originalbignetten von **Otto Emil Lau**. (Im Ganzen 140 Illustrationen); Preis in sehr elegantem Original-Prachteinband mit Goldschnitt 27 Mk. — Preis brochirt 20 Mk.

Das Werk ist auch in 20 Lieferungen à 1 Mk. nach und nach zu beziehen.
Für Subscribenten wird die Einbanddecke zum Preise von 3 Mk. 50 Pf. apart abgegeben.

Fritz Reuter's Hanne Nüte un de lütte Pudel
neue illustrierte Prachtausgabe, gr. 8^o,
mit 36 Illustrationen von **Otto Specker** und 24 Illustrationen von **Otto Emil Lau**. Sehr elegant gebunden mit Goldschnitt 10 Mk. 50 Pf. [252]

Im Verlage von **R. F. Albrecht** in **Lelpzig** erschien ein prächtiges Geschenkbuch:

Lust und Leid im Liede.

Neuere deutsche Lyrik
ausgewählt von
Hedwig Dohm und **F. Brunold**.

Mit 16 Portraits. Eleg. geb. mit
Goldschn. Preis 6 M.

= Hervorragend schön ausgestattet. =

Neue Kataloge

über mein antiquar. Bücher-Lager, ca. 200,000 Bände **gratis** und **franco**. Angabe der gewünschten Wissenschaften erbeten. [240]

L. M. Glogau Sohn, Hamburg.

Zu ähnlicher Ausstattung liegt auch eine französische Ausgabe „Le livre illustré des patiences“ vor. Preis 5 Mark. [231]

Zur Unterhaltung an langen
Winterabenden.



**Illustriertes
Buch der Patiences**

Eine Sammlung von 60 Patience-Spielen mit Abbildungen zur Veranschaulichung der Lage der Karten. — Elegante Ausstattung in schwarzem und rothem Druck, fein gebunden. Preis 5 Mark.

**J. H. Kern's Verlag
(Mag Müller) in Breslau.**

Zu beziehen
durch alle Buchhandlungen.

<p>Bilder aus der Kunst. Zwei Ergänzungen aus dem 24. u. 39. Jahrhundert von Aud Schmitz. 2. Aufl. 2 Bde. Miniatur-Ausgabe. Fein gebunden ℳ 6.50.</p>	<p>Sünge Siebe. Zwei Geschichten von Karl Emil Bransö Illustr. von W. W. W. Fein gebunden ℳ 4.</p>	<p>Licht und Schatten. Novellen und Erzählungen von A. v. Berghner. Fein gebunden ℳ 5.—</p>	<p>Frauengefallen von Richard Rück Verfasser der „Schreiben“. Fein gebunden ℳ 6.—</p>	<p>Kleine Münze. Erzählen und Studien von F. Groß. Mit einer Einleitung „Heber das Brutillion“ von A. G. Strauss. Fein gebunden ℳ 5.—</p>
<p>Miniaturen und Novellen. Von Estse Pocka. Miniatur-Ausgabe. Fein gebunden ℳ 4.50.</p>	<p>Aus der Fremde. Neue Dichtergrüße gesammelt aus vieler Herren Länder von Estse Pocka. Nebst unveränderter (Stereotyp?) Abbild. Vochelsgant gebunden mit Goldschnitt. Preis nur ℳ 6.—</p>			<p>U m s o n s t. Roman von Estse Pocka. 2. Auflage. Fein gebunden ℳ 6.—</p>
<p>A i r w a n a. Drei Bücher aus der Geschichte Brontreids. R o m a n von Wigselm Jenken. 2. Auflage. 4 Bände. Fein gebunden ℳ 22.—.</p>	<p>Secundenbilder. von Ernst Dohm. 2. Auflage. Fein gebunden ℳ 4.—</p>	<p>O l i v i e r. Novelle in Versen von Francois Coppée. Übersetzt von Wandliff, mit Einleitung von Paul Einbaun. 2. Aufl.-Ausg. Fein geb. ℳ 3.—</p>	<p>Russische Idyllen. Nachgelassene Novellen von Karl Pfeffer. 2. Auflage. Fein gebunden ℳ 6.—</p>	<p>Fragmente. Roman von Wigselm Jenken. 2 Bände. Fein gebunden ℳ 12.—.</p>
<p>F r ü h l i n g s t a g e in Florenz, von Arthur Graf. 2. Auflage. Fein gebunden ℳ 5.—</p>	<p>Gute Gesellschaft. Roman von Hubert Einbaun. 2 Bde. Fein gebunden ℳ 9.50</p>	<p>Saiderörstein. Roman von Estse Pocka 2 Bde. Fein gebunden ℳ 11.—</p>	<p>Jahreszeitblumen. von Arthur Graf. Miniatur-Ausgabe. Fein gebunden ℳ 4.—</p>	

Der **Weihnachts-Almanach** des
Grote'schen Verlags über seine Classifier-Ausgaben und
 sonstigen Geschenkwerke ist erschienen und enthält außerdem:
 Literarische Original-Beiträge von Julius Wolff, F. Trojan, Ludwig
 Bietsch, Woldemar Kauerer und künstlerische von Ludwig Knäus,
 Carl Gussow, Alexander Jid u. A.
 Derselbe ist ein ausgezeichnete Berather bei der Auswahl von Festgeschenken
 und in allen Buchhandlungen **gratis** zu haben. [246]

K. Gerok's

Werke in eleganten Einbänden.

Palmblätter.

Fracht-Ausg. 4. Aufl. M. 15.— Min.-Ausg.
 27. Aufl. M. 5.50. Faschen-Ausg. 8. Aufl. M. 3.—

Palmblätter. Neue Folge.

Octav-Ausg. M. 5.50. Min.-Ausg. 5. Aufl.
 M. 3.50.

Blumen und Sterne.

Gedichte. 7. Aufl. M. 5.50.

Deutsche Stern.

Gedichte. 5. Aufl. M. 3.50.

Gebet des Herrn.

Morgen- u. Abendgebete. 3. Aufl. M. 1.05.

Fests-Ausg. 4. Aufl. M. 3.—

Predigten

auf alle fest, Sonn- u. feiertage des Kirchenjahres

Bd. I. **Evangelien-Predigten**. 7. Aufl. M. 6.75.

Bd. II. **Epistel-Predigten**. 5. Aufl. M. 6.75.

Bd. III. **Pfingstpred.** Noch ein Jahrgang Ewan-

gelien-Predigten. 4. Aufl. M. 6.75.— Bd. IV. **Au-**

erkannter Zeit. M. 6.75.— Bd. V. „**Sirtenkämmer**“

Noch ein Jahrgang Epistel-Predigten. M. 6.75.

Die Lieder im höhern Chor

Psaln 120—134 für die Pilgerreise des Christen

Von **K. Gerok**. M. 4.—

Für Gott und Vaterland.

Erzählungen für die reifere christliche Jugend von

Amanda M. Blankenstein. Velin-Ausgabe in

Orig. Leinwand geb. M. 3.—

== Ein vorzügliches Weihnachtsgeschenk. ==

E. Greiner'sche Verlagsbuchhandl.

(Greiner & Pfeiffer.) Stuttgart. [245]

Philosophisches Hauptwerk der Gegenwart. 3. Auflage.

Geschichte des Materialismus

und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart

von

Friedrich Albert Lange

weil. Professor in Zürich und Marburg.

Dritte Auflage.

Mit dem Porträt des Verfassers, nebst Angaben über sein Leben.

Preis: I. Band geh. Mk. 9. II. Band geh. Mk. 12.

In 2 Bänden, elegant gebunden Mk. 24.

Logische Studien.

Ein Beitrag zur Neubegründung
 der formalen Logik
 und der Erkenntnistheorie

von

Friedrich Albert Lange

weil. Professor in Zürich und Marburg.

Geh. Mk. 4.80.

Hartmann, Dühring und Lange.

Zur Geschichte der deutschen Philosophie im XIX. Jahrhundert

Ein kritischer Essay von

Hans Vaihinger

Privat-Dozent an der Universität Strasburg.

Geh. Mk. 4.80.

Diese Schrift giebt eine kritisch-comparative

Uebersicht der Systeme von Hartmann, Dühring

und Lange, in denen als den bedeutendsten Er-

scheinungen des „Jüngsten Deutschland“

die Philosophie der Gegenwart ihre

prägnantesten Ausdruck findet. [247]

Verlag von J. Baedeker in Iserlohn.

Soeben erschienen:

Portrait-Katalog No. VI.

2,500 seltene und schöne Portraits in Kupferstich und Lithographie
 zur Geschichte der

Medizin, Mathematik u. Naturwissenschaften etc.

Preis 50 Pf., nach ausserhalb gegen Einsendung von Briefmarken.

E. H. Schroeder, in Berlin W., Wilhelmstr. 91.

Auch kaufe stets alte Portraits in Stich und Lithographie. [254]

Neu! Leipzig, J. G. Bach's Verlag! **Prachtausgabe!**

John Milton.

Das verlorene Paradies

illustriert von

Gustav Doré.

Diese bedeutende englische classische Dichtung, übersetzt von **A. Böttger** und der Name des genialen Doré genügen wohl, den Werth dieser Ausgabe zu characterisiren.

Folio-Format in 10 Lfgn. (mit 50 Vollbildern) à 4 M., geb. in Led. 55, in Lwd. 48 M.

Trachten der Völker von **A. Kretschmer**,
geb. M. 195.

Deutsche Volkstrachten von **A. Kretschmer**,
geb. M. 100, brosch. M. 88.

Illustriertes Koch-Notizbuch
für gute Hausfrauen! Geb. M. 7. 50. [213



V. Jahrgang.

in 14 tägigen Heften
29 Hefte per Jahrgang
35 M. pro Heft.

Abonnementspreis:

pro Quartal
in 13 Wochen-Nummern
à M. 2.—

V. Jahrgang.

in 4 wöchentlichen Heften
13 Hefte per Jahrgang
70 M. pro Heft.

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.
Redacteur: Dr. Albert Weigert. — Verleger: S. Schottlander in Breslau.

— Ausschließlich für die Abonnenten der „Erholungsstunden“ ist ein in 23 prachtvollen farben ausgeführter Velfarbendruck in Originalgröße

„Die kleine Zeichnerin“

nach dem im Privatbesitz befindlichen Meisterwerk von

Professor Ludwig Knaus

in einer der renomirtesten Kunstanstalten hergestellt worden.
für die geringe Nachzahlung von nur 2 M. 50 M. wird den Abonnenten der „Erholungsstunden“

— diese prachtvolle Prämie —

verabfolgt; in prächtigem Goldrahmen beträgt der Ausnahmepreis nur 8 Mark.

Probe-Nummern in jeder Buchhandlung des In- und Auslandes vorrätzig.

Verlag von **L. Rosner** in Wien.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Schelm von Bergen.

Einer unverklungenen Sage nacherzählt von

Julius von der Traun.

Preis: fl. 1.20 Kr. = Mk. 2.40 Pf.

Von demselben Autor erscheint:

Goldschmiedskinder.

Ein Roman aus Ravenna's Tagen.

80. 280 Seiten. fl. 2.40 Kr. = Mk. 4.80 Pf.

Karl Simon, Musikhdlg.,
56 Friedrichstr., Berlin W.,
hält das **größte Lager von**
Harmonium-Musik
und versendet gegen 1 Mark (in Briefmarken) franco den 5 Bogen starken „vollständigen Katalog“ über alle erschienene Literatur für Harmonium; auch auf Wunsch Auswahlsendungen.
Die beste **Schule für Harmonium** ist die von **Aug. Reinhard**, in „Ueber Land u. Meer“ 21. Jhrz. No. 5, S. 87, sehr **vorthellhaft kritisiert.** [210]

Umfang des Lagers:
Choräle, Solos, Duos, Trios
u. Gesang mit Harmonium.

Verlag von **Ed. Kummer** in Leipzig.

Klencke,

Hanslexikon d. Gesundheitslehre

Dritte Auflage. Vierter Abdruck.

Preis geb. 12 M. 50 S., eleg. geb. 15 M., ist anerkannt das vollständigste, billigste und praktischste aller Gesundheitsbücher; es giebt in 2 starken Bänden alle Krankheiten des Menschen an und führt dafür die bewährtesten Heilmittel auf. In Folge der Reichhaltigkeit und der lexikalischen Anordnung des Stoffes erspart es die Anschaffung aller ähnlichen theilweise viel theureren Werke. [209]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Das

Buch der Ehe.

Ein Blumenstrauß vom Felde der Lebensweisheit für den Altar des Hauses. Gesammelt und herausgegeben von **Theodor Winkler.**

80. Eleg. geb. mit Goldschnitt M. 4.
Werthvoll im Innern, wie elegant im Aeußern; ein reizendes Buch. Als schönste und sinnigste Gabe allen Verlobten und Neuvermählten empfohlen. [220]

J. Neuberger's Verlag in Bern.

Verlag von **Wilh. Engelmann** in Leipzig.
Soeben erschien: [207]

Essays

von

Max Müller.

Erster Band: Beiträge zur vergleichenden Religionswissenschaft.

Zweite vermehrte Auflage.
80 gebf. M. 7.50; eleg. geb. M. 9.

Verlag von **E. Schottlaender** in Breslau.

Die letzten Werke von Karl Gukow:

- Hohenschwangau.** Roman und Geschichte. 5 Bände.
 Eleg. gebestet *M.* 24. — fein gebd. *M.* 29. —
- Die neuen Scrapionsbrüder.** Roman. 2. Auflage. 3 Bände.
 Eleg. gebestet *M.* 16 — fein gebd. *M.* 19. —
- In bunter Reihe.** Briefe, Skizzen und Novellen.
 Eleg. gebestet *M.* 5. — fein gebd. *M.* 6. —
- Die Baumgärtner von Hohenschwangau.** Histor. Roman. 3 Bände.
 Eleg. gebestet *M.* 15. — fein gebd. *M.* 18. —

In beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Sobien ist im Verlag von **Richard Preuß** in Augsburg erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber den

Rathschluß Gottes

mit der Menschheit und der Erde.

Ein Leitfaden

zum richtigen Verständnisse der heiligen Schriften des Alten und Neuen Bundes.

Von

William Renny Caird

aus Montrose in Schottland
und

Joh. Evang. Georg Luz
vormaligem Dekan und Pfarrer von Oberroth
in Bayern.

Dritte, verbesserte und wiederholt vermehrte Auflage.

Zwei Bände complet.

M. 12. —

[218]

Schönstes Festgeschenk.

Die erste Auflage innerhalb 14 Tagen
vergriffen.

In meinem Verlage erschien soeben die 2. Auflage von:

Sinnsprüche

aus dem Talmud und der rabbinischen Literatur.

Zusammengestellt von **F. Saller.**

Hochelegant broschirt und auf Kupferdruckpapier Preis *2 M.*

In reichem Original-Einband Preis *3 M.*

Diese Spruchsammlung eignet sich vermöge ihrer geistvollen Zusammenstellung, namentlich aber wegen ihrer wahrhaft künstlerischen Ausstattung auf's Vollkommenste zu Festgeschenken.

Friedrich Stahn, Berlin,

217] Wilhelmstraße 122a.

PRACHTVOLLES FESTGESCHENK!

DAS

SCHWEIZERLAND

von

Woldemar Kaden.

Verlag von **J. Engelhorn** in Stuttgart.

Dieses Prachtwerk ersten Ranges bringt in trefflichen Holzschnitten, begleitet von einem interessanten und gediegene Text, die ganze Schweiz in Landschaft, Volksleben, Flora und Fauna zur Darstellung. [212]

421 Seiten in Folio mit 351 Textillustrationen u. 90 Bildern in Tondruck.

In Prachtband nach einem Original-Entwurf von Architekt **Ad. Schä.**

Preis: 75 Mark.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen.

Festgeschenke

aus dem Verlage von **Wilhelm Herz (Bessersche Buchhandlung)**
Berlin NW, Morienstraße 10.

Schönwissenschaftliche Neuigkeiten des Jahres 1879.

Briefe Göthe's an Sophie von La Roche und Bettina Brentano
nebst dichterischen Beilagen herausgegeben von G. von Loeper. 1879.
Eleg. geheftet 6 M., eleg. gebunden 7 M. 20 S.

Manuel Geibel. Classisches Liederbuch. Griechen und Römer
in deutscher Nachbildung. Dritte sehr vermehrte Auflage. Auf holländ.
Papier gedruckt. 1879. Elegant geheftet 6 M. In reizendem Halb-
franzband gebunden 9 M.

Paul Henze. Verse aus Italien. Skizzen, Briefe und Tagebuch-
blätter. 1880. Eleg. geh. 6 M., hübsch gebunden 7 M. 20 S.

Paul Henze. Der Salamander. Ein Tagebuch in Terzinen.
Geschmackvoll gebunden mit Goldschn. 2 M. 70 S.

Paul Henze. Die Madonna im Oelwald. Novelle in Versen.
Geschmackvoll gebunden mit Goldschn. 2 M. 70 S.

Heinrich Somberger. Italienische Novellen. Inhalt:
Der heilige Giovanni. Der Säugling. Der Leisfarn. Madonna Clarenza.
1880. Elegant geheftet 6 M., elegant gebunden 7 M. 20 S. [230]

Sinnigstes Festgeschenk für alle Freunde der Natur.

Dr. B. M. Lersch

Kalender des Naturbeobachters.

Elegant gebunden Preis 2 M.

Von allen Stimmen der Presse
als eine glücklich ergriffene, trefflich
ausgeführte Idee begrüßt.

216] Verlagsbuchhandlung

Ed. H. Mayer in Köln.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Johann Fiskar's

ausgewählte Schriften.

Neudeutsch mit Einleitung u. Anmerkungen
von [223]

A. Engelbrecht und Dr. G. Hoffmeister.
16. Eleg. ausgestattet. In Originalband
in Renaissance-Manier m. Goldpress. 5 M.

Verlag von **H. Fackhaber in Sandershausen.**



Verlag von **Ch. Hofmann in Berlin.**
SW. Kleinfriedenstr. 3.

Geschichte [244]

der Neuzeit Oesterreichs

vom 18. Jahrhundert
bis auf die Gegenwart.

Von Prof. Dr. Franz Krone.

Gr. 8. 50 Bg. Eleg. brosch. M. 12, geb. M. 13.50.

Geschenke für Kinder! [214]

Die neuesten Verzeichnisse
Sspiele und Beschäftigungsmittel.

Es sind zu beschaffen:
für Kinder jeden Alters
ganz besonders elegant.

versenden wir
GRATIS und FRANCO
and listen on catalogue.

CENTRAL-VERLAG
Unverrichte- und Beschäftigungs-Material
LEIPZIG (Dr. Richter) LEIPZIG

Nur solide! u. zweckmäßige Geschenke!

Werthvolles Geschenkwerk für Weihnachten!

253]

Band I u. II von „O. v. Corvin's illustrirter Weltgeschichte“ unter dem Titel:

Illustrirte Geschichte des Alterthums.

Komplet in zwei eleganten Halbfranzbänden M. 19.—

**Illustrirte
WELTGESCHICHTE**

für das Volk
von **Otto von Corvin.**
Pracht-Ausgabe in acht Bänden.
zu je 16—18 Lieferungen à 50 Pf.
oder in etwa 22—25 Dreimarktlieferungen.
Illustrirt durch 2000 Abbildungen, 40—50 Tafeln
(Personsauppen, Kulturgeschichtl. Tableaux), Karten etc.
Ausführliche illustrirte Prospekte gratis u. franco.
Vollendet liegen vor:
Der erste Band. Mit 280 Abbildungen, neun
Tafeln und sechs Karten. Gehftet M. 8; elegant
gebunden M. 9. 50.
Der zweite Band. Mit 200 Abbildungen, 13 Tafeln
und zwei Karten. Geh. M. 7. 50; eleg. geb. M. 9.
Durch alle Buchhandlungen beschubar. [253]

Verlag von Otto Spamer

Verlag von **Leuschner & Lubensky**,
k. k. Univers.-Buchhandlung in Graz.

Sieben erschien:
**Wendische Sagen, Märchen
und abergläubische Gebräuche.**
Gesammelt und nacherzählt von
Dr. Edmund Veckenstedt, Ober-
lehrer am Nicolai - Gymnasium
in Libau. Preis M. 10 = ö. W.
fl. 5.80, eleg. gebunden M. 13 =
ö. W. fl. 7.50. [258]

Zu beziehen durch alle Buchhand-
lungen des In- und Auslandes.

Verlag von **S. Schottlaender** in Breslau.

Meine Beziehungen
zu
Ferdinand Passalle
von
Helene von Macowiza geb. von Dönniges.
Siebente Auflage. Mit Portrait d. Verf.
Prosch, M. 3.—, gebunden M. 4.—
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Im Verlag von **Gebrüder Kröner** in
Stuttgart erschien soeben und ist durch alle
Buchhandlungen zu beziehen:

Sin-ku-ki-kuan.
Neue und alte Novellen
der
Chinesischen 1001 Nacht.
Deutsch von
Eduard Griesebach.
Preis broch. 3 M., eleg. gebunden 4 M.

Inhalt: Literarische Notiz. — Die
Freunde bis in den Tod. — Das Abenteuer
des Kaufmanns Tschang-hi. — Die
ewige Rache des Fräuleins Wang-kiang-Luan.
— Die Geschichte Tschuang-jung's und
seiner Gattin Tian-schi. — Anmerkungen.
Das chinesische Originalwerk, dem die
vorliegenden Novellen entnommen sind, ist
„Sin-ku-ki-kuan, neue und alte Märchen“
betitelt und noch des berühmten englischen
Gelehrten, Samuel Birch's Ausdruck die
Tausend und eine Nacht der chinesischen
Literatur. Wenn wir, in der europäischen
Novellenliteratur uns umsehend, sagen
würden, mit welchen Ereignissen diese
chinesischen am meisten Vergleichungspunkte
aufweisen, so dürften des Cervantes No-
velas exemplares in jeder Hinsicht die nächste
Verwandtschaft mit ihnen besitzen, was zu-
gleich wohl das höchste Lob ist, welches der
chinesischen Fabelkunst gesendet werden
kann. [262]

In Rußland von der Censur unterdrückt!

Das von der gesammten Kritik einstimmig als die bedeutendste Novität auf dem Gebiete der unterhaltenden Reisebeschreibung und Ethnographie bezeichnete und speciell auch in diesem Blatte warm empfohlene Werk:

„Die Türken in Europa“

von James Baker,

autorisirte deutsche Ausgabe, herausgegeben von K. E. Franzos und H. Vámbéry, 28 Bogen groß Octav, elegant brochirt, Preis M. 9. — Verlag von Croy & Müller in Stuttgart, ist soeben in zweiter Auflage erschienen. Dasselbe bildet vermöge seines hochinteressanten, durchaus gediegeneu Inhalts und seiner herrlichen Ausstattung einen werthvollen, nie veraltenden Besitz und die Zierde eines jeden Bücherchranks.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

[208]

Gediegene

Weihnachts- & Confirmations-Geschenke!

[259]

Verlag von W. Gessius in Bremen.

Ein Mutterwort. Worte

einer Mutter an ihre Tochter. Aus dem Norwegischen übertragen von J. Nuhlopf. Zweite Auflage. Eleg. brosch. 75 Pf.

Holkhey, — Der Jungfrau

Leben, Lieben, Leiden. Ein Buch der Weisheit und Erfahrungen als Brevier allen deutschen Jungfrauen geweiht. Eingeführt durch Dr. Gorr. Meyer.

Prachtband mit Goldschnitt 4 M.

Nachtgedanken von Edward

Houng, aus dem Englischen übertragen von Elise von Gohrenhausen. 2. Auflage.

In Prachtband 6 M.

Peschel, Wer Kinder liebt.

Portiiche Reminiscenzen aus der Kinderwelt.

Eleg. cart. 1 M.

Salzbrunn, Das Wort Gottes

in Zeugnissen von Theologen, Philosophen und Dichtern. Eine Festgabe. 2. Auflage.

Prachtband 2 1/2 M.

Schäfer, Prof. Dr., Auswahl

deutscher Gedichte des 18. u. 19. Jahrhunderts. 3. Auflage. 516 Seiten.

Broich. 2.80 M. In engl. Einbd. 3.80 M.

Schramm, Dr., Geographie

von Ostästina. Mit 9 Ansichten. Broich. ohne Karte 80 S. In engl. Einbd. mit Karte 1 M. 80 S.

Spitta, Walter und Harie.

Eine Sammlung christlicher Lieder zur häuslichen Erbauung. 37. Auflage. Gebunden 3 M.

Seine Ausgabe in Prachtband 5 M.

Miniatur-Ausgabe. Prachtbd. 4 M. 50 S.

Spitta, Nachgelassene geistliche

Lieder. Mit des Dichters Bildniß. Elegant gebunden mit Goldschnitt. 3. Auflage. 4 M.

Billige Ausgabe in Leinen gebunden 2 M.

„Diese von der Kritik einstimmig als die warmste empfohlenen Bücher eignen sich ganz besonders zu

Weihnachts- und Confirmations-Geschenken.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

In dritter Auflage ist soeben erschienen:

Guaditridis Brautfahrt.

Ein episches Gedicht

von

Wilhelm Herß.

Mit einem Titelbilde.

Min.-Format Preis eleg. cart. M. 1.50.

Der Umstand, daß „Guaditridis Brautfahrt“ nunmehr in dritter Auflage gedruckt werden konnte, scheint zu beweisen, daß diese epische Dichtung, eine der vollendetsten unserer deutschen Literatur, nachgerade auch in weiteren Kreisen die gebührende Beachtung zu finden beginnt.

Tristan und Isolde

von

Gottfried v. Straßburg.

Neu bearbeitet und nach dem altfranzösischen Tristanfragmenten des Trouvère Thomas ergänzt von

Wilhelm Herß.

40 Bogen in 11. 8.

(schöner Druck auf feinstem Handpapier).

Preis geb. 8 M., in geb. Einbd. M. 10.

Verlag von **Gebrüder Arnold** in Stuttgart, zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Im Verlage von Carl Gerold's Sohn in Wien ist erschienen:

Odysseeische Landschaften

von

Alexander Freiherrn von Warsberg.

Dritter Band: **Das Reich des Odysseus.**

80. Preis 8 M.

Mit diesem Bande schließt das von der Presse allgemein gewürdigte, für alle literarisch gebildeten Kreise interessante Werk. Der erste und zweite Band enthalten: **Das Reich des Attilas.** — Die Colonialländer der Korymben. [260]

Verlag von **Ferdinand Hirt & Sohn** in Leipzig.
Eine Segelfahrt um die Welt

ausgeführt und geschildert von
Mrs. Annie Brassey.

Nach der achten Auflage frei übersetzt von **A. Helms.**
 Mit 9 Thontafeln, Portraitvignette der Verfasserin, über 100 Illustrationen
 in Text und Karte.

Broch. 12 M. In Prachtband mit Zeichnung von Carl Röver 15 M.
 Acht Auflagen in Jahresfrist in England, zwei innerhalb vier
 Monate in Deutschland, die mehr als lobende Anerkennung fast
 der gesammten deutschen Presse machen jede weitere Empfehlung
 überflüssig, es sei nur darauf hingewiesen, daß sich dies Buch besonders
 eignet zum **Weihnachtsgeheim für Damen.** [219]

Charles Dickens'
ausgewählte Romane.

Soeben ist erschienen:

David Copperfield.

Deutsch von **A. Schöde.**

Mit einer Einleitung

von **Dr. Justus Schmidt.**
 Vier Bände mit 16 Illustrationen
 nach englischen Originalen und einem
 Portrait des Dichters in 2 elegante
 Calico-Bände gebunden.

Preis: 9 Mark.

4 Bände broschirt ohne Illustrationen
 Preis: 6 M. 40 Pf.

„Eine Empfehlung des Romanes
 (David Copperfield) selbst ist wohl
 nicht mehr nöthig; er ist im Original
 sowohl wie in vielen Uebersetzungen
 schon längst ein Liebling aller Der-
 jenigen geworden, welche für gesunde,
 kernigen Humor empfänglich sind. —
 Die Uebersetzung ist gewandt und
 fließend; sie giebt logar, was die
 meisten der bisher erschienenen ver-
 missen lassen, die nuancenreiche Sprache
 Dickens' zum größten Theile treffend
 wieder. — Die Ausstattung ist gut,
 das Werk verdient in dieser neuen
 Gestalt eine günstige Aufnahme.“

(Braunschweiger Tageblatt.)
 Ausführlichere Prospective in allen
 Buchhandlungen. [222]

Verlag von
Hermann Gessulus in Halle.

Conservirte Früchte

alle Arten in $\frac{1}{1}$, $\frac{1}{2}$ u. $\frac{1}{3}$ weißen Flaschen,
 = = in $\frac{1}{1}$ u. $\frac{1}{2}$ braunen Flaschen,
 = = in **Acoc** u. **Syrup, Marmel.**
 und **Gelée.**
 = = **Cryst., glacirte und abgelaut.**
 = = **Früchte.**
 = = **feine Gemüse in Blechdojen.**

Preis-Courante gratis versendet [228]
Franz Wagner, Dürheim a. S.

Ein belehrendes, unterhaltendes und
 billiges Weihnachtsgeheim für

KRONE
3
MM
3
MM



DER 5
MARK

Mikroskop

für Schule und Haus.

dazu **trichinöses Fleisch**, präparirt und
 eine Gebrauchsanweisung mit Anleitung
 zur Fleischuntersuchung und den nöthigen
 Abbildungen von Trichinen und
 Finnen. Das Instrument zu 5 Mark
 ist praktischer und eleganter als das zu
 3 Mark. Versandt gegen Nachnahme des
 Betrages. Beweise der Brauchbarkeit und
 ein Verzeichniß anderer Apparate für wissen-
 schaftliche Unterhaltung auf Wunsch **gratis**
 und **franco** von

H. Drews in Berlin S.,
 206] **Louisen-Ufer 27.**

Neueste Festgabe von

Bodenstedt.

Gräfin Helene. 226

Verlag von Richter & Kappler, Stuttgart.

Zu beziehen durch
 alle Buchhandlungen.

Geb. in Orlu-Band mit
 Goldsohn. 3 Mark.

Neue Prachtwerke zu Festgeschenken empfohlen:

Der Harz

in feinen malerischen Landschaftspunkten dargestellt nach Aquarellen von **E. P. C. Köhler**, mit Schilderungen von **H. Fröhle**.

Zu Prachtband 20 M.

Ferner sind folgende Aquarellalben früher bei mir in eleganten Prachtbänden erschienen:

Der Rhein 36 M.; das Berner Oberland 36 M.; die Salzburger Alpen 36 M.; Waidmanns Freund' (Jagdalbum) von Peiker 40 M.; der Königssee 12 M. Darmstadt. E. Köhler's Verlag. [227]

Der Thüringer Wald

in feinen malerischen Landschaftspunkten dargestellt nach Aquarellen von **E. P. C. Köhler**, mit Schilderungen von **H. Schwerdt**.

Zu Prachtband 20 M.

Belehrendes Gesellschafts-Spiel für Kinderkreise.

Durch

Spiel

zum

Ziel.

Anleitung,

kleinen Kindern

die

Kenntniß der Buchstaben

und das

Zusammensetzen in Wörter und Sprüche spielend beizubringen.

241]

Preis in eleganter Holzschachtel 3 Mark.

Durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen, auch direct von der Verlagshandlung **A. Bagel** in **Düsseldorf** gegen Einsendung von 3 Mark.



Caesar & Minca, Zahna, Prov. Sachsen,

empfehlen Jagd- u. Vorzieh-, Dachs- u. Brackierhunde unter Garantie vorzüglichster Feld-, als auch Parforce-Dressur. Ferner empfehle Renommir- u. Ruhbhunde, vom schweren Bergbund und Ulmer Dogg bis zum kleinsten Salonhunde. Preiscourante in deutscher und französischer Sprache mit Angabe der Racen und Leistungen, auch Eigenschaften der Racen, desgl. einz. Hunde incl. Referenzen vieler hoher Sports- u. Waidmänner, franco, gratis. Meine Broschüre: „Hügel und Anzucht des edlen Hundes“ incl. eines Kunittblattes, 18 verschiedene Hunde-Racen, 1 M. Meine Bergbhunde in ihrer Original-Race (Zimmerbild) 1 M. Mein Diplom, 30 verschiedene Hunde-Racen, 2 M. und Hundstücken, vorzügliches billiges Hundefutter, per 50 Kilo 22 M. [233/238]

Franz Wagner, Dürtheim a. S.

229] versendet in nur bester Auslese

Frisches Obst.

	50 Ko.	5Ko.
Zafel-Äpfel, feinste . . .	14—15	2,50
Zafel-Äpfel, mittlere . . .	12—13	2,30
Zafel-Äpfel, gewöhnl. . .	10—12	2,20
Zafel-Birnen, feinste . . .	13—14	2,40
Zafel-Birnen, mittl. . . .	10—12	2,20
Wall-Rüffe	16—18	2,40
Castanien, I. Ausl. . . .	20—22	2,70

Trockenes Obst.

Äpfel, ganze, geschält . .	64	6,70
Äpfelspalten	34	3,70
Birnen, ganze, geschält . .	64	6,70
Birnen, ganze, mit Schale	22	2,50
Wirbellen	60	6,30
Kirschen, süße	39	4,20
Kirschen, saure	50	5,30
Zweitschen	22	2,50

Preis-Courant gratis und franco.



F. V. Grünfeld

in Landeshut in Schlessen,

Hoflieferant Sr. Maj. des deutschen Kaisers und
Königs von Preussen,

ersucht ergebenst diejenigen geehrten Damen, welchen die neueste Preis-Liste Nr. 18 über

weiße und bunte Schlessische Leinen- und Tischzeug-Fabrikate

nebst **Abbildungen** und **Anleitungen** für diverse neue Handarbeiten nicht
zugegangen sein sollte, die Güte zu haben, dieselbe schriftlich zu verlangen,
worauf deren Zusendung franco erfolgt. [242]

Die **Samen-** u. **Pflanzen-Handlung** von
Friedrich Adolph Haage jr.,

gegründet 1822

== **ERFURT** ==

empfiehlt sich Gartenfreunden zum Bezug
von bestem **Gemüse, Feld-, Blumen- u.**
Waldjaamen, sowie **Kalt- u. Warmhaus-**
pflanzen (Spec.-Cult. Cacteen) Beeren,
Obst, Setzlingen etc. zu billigsten Preisen.
Verzeichnisse werden auf Verlangen **gratis**
und **franco** zugesandt. [223]



Der **Selbstwinder**
erspart Verdruß, weil er
jede Flasche sicher ohne
Mühe entkorkt.

Preis 1,20 M. Versand frei.

A. Toepfer, Stettin,
Kronprinzlicher Hoflieferant.

Neu.

Mineralien, Felsarten und Ver-
steinerungen liefere ich sowohl in einzelnen
Exemplaren als auch in geordneten Samm-
lungen. — **Cataloge gratis.**

Waldenburg i/Schl.

[255/56]

E. Leisner.

Pastilles de Bilin

(Biliner Verdauungszeltchen)

bewähren sich als vorzügliches Mittel bei **Sodbrennen, beschwerlicher**
Verdauung, Ueberladung des Magens mit Speisen und Getränken,
Magenkatarrhen, wirken überraschend in den verschiedenen Krankheiten
im kindlichen Organismus, bei beginnenden **Drüsen-Anschwellungen,**
Scrophulose, der englischen Krankheit und sind bei **Atonie des**
Magens und Darmkanals eine wahre **Sacra ancora** der gequälten
Patienten.

Depôts in allen Mineralwasser-Hauptniederlagen, in den
meisten Apotheken und Drogenhandlungen.

M. F. L. Industrie-Direction
in **BILIN, Böhmen.**

[158]

CARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1879er Frische Füllung 1879er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . . 58⁰⁰ R.
Mühlbrunn . . . 44⁵⁰ R.
Schlossbrunn . . 44⁰⁰ R.
Theresienbrunn . 48³⁰ R.
Neubrunn . . . 49³⁰ R.
Marktbrunn . . . 39⁰⁰ R.
Russ. Kronquelle 28⁰⁰ R.
Felsenquelle . . . 47⁰⁰ R.
Kaiser Karls-Qu. 34⁷⁰ R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-
Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.
—
CARLSBADER
Sprudel-Seife.
—
CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.



CARLSBADER Sprudel-Pastillen

enthalten
die wirksamsten Bestandtheile
der Carlsbader Mineralwässer
in $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{2}$ Schachteln.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit
obenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:

**Carlsbader
Mineralwasser-
Versendung**

Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Salz

in Glas-Flaschen
zu 500, 250 und 125 Gramm.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit
obenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:

**Carlsbader
Mineralwasser-
Versendung**

Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Seife

in Stücken zu 125 Gramm
unter Controle der Stadt hergestellt.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellen-Producte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad $\frac{1}{4}$ Böhmen
sowie durch alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.
Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Probe-Nummern auf Wunsch gratis und franco.

Die interessanteste, mannigfaltigste und billigste
unter den großen vollstehen Zeitungen ist die

Täglich
drei
Ausgaben.

Schlesische Presse

Früh
Mittag
Abend.

mit der Sonntags-Gratis-Beilage

„Deutsche Familienblätter“

welche Romane, Novellen etc. der bestbekanntesten Autoren Deutschlands veröffentlicht.
Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Abonnements-Preis: Bei allen Postanstalten des Deutschen Reichs und Oesterreich-Ungarns pro Quartal $\text{M} 6.25$, für die letzten zwei Monate im Quartal $\text{M} 4.17$, für den letzten Monat im Quartal $\text{M} 2.09$.

- ☛ **Tägliche Leitartikel** von bedeutenden publicistischen Kräften.
- ☛ **Reichhaltigste Originalcorrespondenzen** und Original-Depeschen aus allen großen Städten.
- ☛ **Coursberichte und Handels-Nachrichten** resp. Telegramme von allen bedeutenden Markt- und Börsenplätzen.
- ☛ **Vollständige Kammerberichte** aus dem Abgeordneten- und Herrenhaufe, sowie vom Reichstage.
- ☛ **Hochinteressantes und gediegenes Feuilleton** mit Beiträgen der ersten Schriftsteller Deutschlands.

Inserate

für die Schlesische Presse finden in den Provinzen Schlesien und Boien hauptsächlichste Verbreitung. Preis pro Petitzeile nur 20 Pf.

Probe-Nummern auf Wunsch gratis und franco.

Einladung zum Abonnement

anf

„Nord und Süd“

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben von

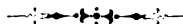
Paul Lindau.

Preis eines Bandes (3 Hefte mit je einer Kunstbeilage) 6 Mark.

Bestellungen

werden in allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungs-Expeditionen
jederzeit entgegengenommen.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.



Die verehrlichen Abonnenten, welche „Nord und Süd“ durch die Post beziehen, werden ersucht, ihr Abonnement für das I. Quartal (Januar-März) 1880 gefälligst umgehend zu erneuern, damit in der Zusendung der Hefte keine Unterbrechung eintritt.



CARLSBADER Sprudel-Pastillen

enthalten
die wirksamsten Bestandtheile
der Carlsbader Mineralwässer
in $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{2}$ Schachteln.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit
obenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:

**Carlsbader
Mineralwasser-
Versendung**
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Salz

in Glas-Flaschen
zu 500, 250 und 125 Gramm.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit
obenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:

**Carlsbader
Mineralwasser-
Versendung**
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Seife

in Stücken zu 125 Gramm
unter Controle der Stadt hergestellt.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellen-Producte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad $\frac{1}{4}$ Böhmen

sowie durch alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris.

Natürlich Kohlensaures Mineral-Wasser
Apollinaris-Brunnen, Ahrthal, Rheinpreussen.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum, München:

Ein für sehr viele Kranke passendes, äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk, weshalb ich es bestens empfehlen kann.

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin: Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen es vor den andern ähnlichen zum Versandt kommenden Mineral-Wässern vortheilhaft aus. 24. Dezember 1878.

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d. Univ.

Berlin: Ich habe Gelegenheit gehabt, die Apollinaris-Quelle bei Neuenahr genauester Prüfung zu unterziehen und zögere demnach nicht, mein Urtheil dahin auszusprechen, dass das natürliche Apollinaris-Wasser, wie es dem Publikum geboten wird, ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafelwasser ist, dessen chemischer Charakter es in hygiänischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879.

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M. Ausserordentliches Mitglied des Kais. deutschen Gesundheitsamtes:

Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes als vorzüglich gut vertragenes Getränk unvermischt oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wein etc. In Krankheitszuständen, wo leicht alcalinische Säuerlinge angezeigt sind, ist gerade der Apollinaris-Brunnen ganz besonders zu empfehlen. 4. März 1879.

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München: Von der vortrefflichen

Wirkung seit vielen Jahren die überzeugendsten Beobachtungen gemacht; bei hochgradigen Ernährungsstörungen, in der Lungenschwindsucht, in Reconvalescenz schwerer Krankheiten, nach Thyphus, Lungenentzündung, Gelenkrheumatismus und Diphtheria, damit immer die besten Erfolge erzielt, ebenso bei den verschiedensten andern Krankheiten, wo es galt, anregend auf den Magen und die Ernährung einzuwirken, zuletzt fast ausschliesslich davon Gebrauch gemacht. Als erfrischendes Getränk rein oder mit Wein gemischt, nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879.

Geh. Med.-Rath. Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg: Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insonderheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth. 23. März 1879.

Käuflich bei allen Mineral-Wasser-Händlern, Apothekern etc.

Die Apollinaris-Company (Limited)

Zweig-Comptoir. Remagen a. Rhein.